

Zeitschrift des
Deutschen Alpenvereins

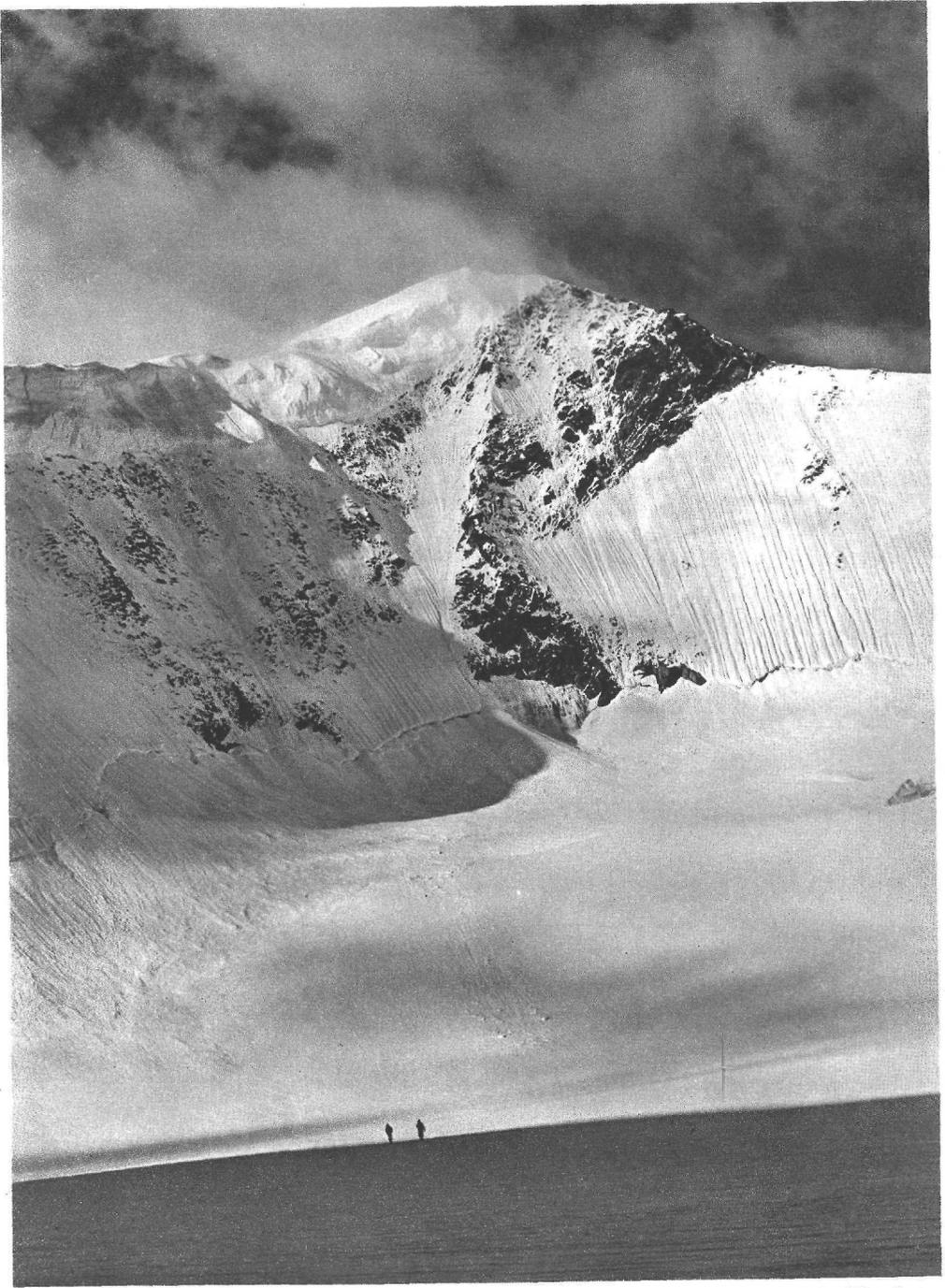
Band 69

Jahrgang 1938









Liesdrud Bruckmann

Großvenediger (Nordostwand)

Zeitschrift
des
Deutschen Alpenvereins

(Jahrbuch)

Geleitet von Hanns Barth

Jahrgang 1938

Band 69

Alpenverlag

F. Bruckmann KG. & Holzhausen, München-Wien

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt.
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten.
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben.



Buch- und Kunstdruck
sowie Herstellung der Klischees von F. Bruckmann KG., München

Ra.

Inhaltsverzeichnis

Text:

	Seite
1. Dr. Erwin Kossinna, Berlin: Die Dauer der Schneedecke in den Ostalpen, II. Teil . . .	1
2. Volkmar Vareschi, München: Von den Pflanzen des nivalen Lebensraumes . . .	10
3. Prof. Dr. Oswald Menghin, Wien: Mensch und Raum in der Eiszeit der Ostalpenländer	18
4. Prof. Emerich Schaffran, Wien: Langobardische und nachlangobardische Kunst in den Ostalpen	23
5. Dr. Josef Weingartner, Innsbruck: Die geographische Lage der Tiroler Burgen .	33
6. Leopold Landl, Wien: Flußwandern im Faltboot	41
7. Fritz Kapparek, Wien: Berühmte Schlüsselstellen in den Ostalpen	59
8. Hanns Billmeier, München: Einsame Schitage auf der Reiteralpe	76
9. Rolf Werner, Wien: Schifahrten auf der Dachsteinhochfläche	86
10. Dr. Fritz Benesch, Wien: Der Dürrenstein, 1877 m, in den niederösterreichischen Alpen	97
11. Otto Koegner, Freiburg i. B.: Vergessene deutsche Sprachinseln in den Westalpen	106
12. Walther Flaig, Vaduz: Forno — Ubigna — Bondasca	113
13. Franz Malcher, Innsbruck: Der südliche Teil der Venedigergruppe	140
14. Paul Eschurtschenthaler, Bruned: Von den „Wild-“ und „Bauernbadlen“ im Etsch-, Eisack- und Pustertal	155
15. R. von Klebelsberg, Innsbruck: Auf Bergwegen durchs Pustertal	166
16. Dr. Hans Kiene, Bozen: Aus der Fleimstaler Porphyrfette	177
17. Dr. V. Paschinger, Klagenfurt: Die Ostkarawanken	190
18. Karl Schmitt, München: Gipfelsfahrten in der Arktis	202
19. Ferdinand Delle Karth, Stuttgart und Karl Schmid, Laupheim: Islandfahrten deutscher Bergsteiger und Wissenschaftler im Jahre 1934 und 1936	209
20. Sepp Schmidbauer, München: Kletterfahrten in Korsika	216
21. Prof. Dr. G. Fester, Santa Fe: Die südlichste Cordillere	229
22. Josef Koch, Santiago: Die Schutzhütten des Deutschen Alpenvereins in der chilenischen Hochcordillere	239

Bilder in Kupferdruck:

Großvenediger (Nordostwand). Phot. H. Peterka, Wien Titelbild

Bilder in Kunstdruck:

Tafel	gegenüber Seite
1 Behaarte Schlüsselblume. Phot. Ernst Krause, Berlin	16
1 Gletscherhahnenfuß. Phot. Ernst Krause, Berlin	16
1 Krautweide. Phot. Ernst Krause, Berlin	16
1 Moos — Steinbrech. Phot. Ernst Krause, Berlin	16
2 Sottige Gernswurz. Phot. Ernst Krause, Berlin	17
2 Benediktenkraut. Phot. Ernst Krause, Berlin	17
2 Schweizer Mannschild. Phot. Ernst Krause, Berlin	17
2 Schwarze Edelraute. Phot. Ernst Krause, Berlin	17
3 Millstatt: Langobardische Platte im Stift. Phot. E. Schaffran, Wien	24
3 Wetgersdorf im Wiener Becken: Relief an der Kirche. Phot. E. Schaffran, Wien	24
3 St. Peter am Bichl: Siebel von einer Chorshranke. Phot. Dr. Ginhart, Wien	24
3 Portal der Pfarrkirche in Tulln (N.-D.). Phot. E. Schaffran, Wien	24
4 Siebelbogen von einer Chorshranke aus Lundo (Sudikarien). Phot. Museo nazionale, Trient	25
4 St. Wolfgang a. Wolfsbüchel (Kärnten): Radrankenrelief. Phot. E. Schaffran, Wien	25
4 Museum Klagenfurt: Platte aus der Karlinger Pils in Moosburg. Phot. Landesmuseum in Klagenfurt	25
4 Museum Trient: Reliefplatte aus Stenico. Phot. Museo nazionale, Trient	25
5 Vestenstein bei Andraz. Phot. L. Fränzl, Bozen	33
6 Ruine Greifenstein, Bergseite. Phot. L. Fränzl, Bozen	33
6 Die Payrsburg bei Nals (Etschtal). Phot. L. Fränzl, Bozen	33
7 Rabenstein bei Virgen. Phot. Graf Oswald Trapp, Jansbrud	36
7 Brunnenburg, Meran	36
7 Haselburg bei Bozen. Phot. L. Fränzl, Bozen	36
8 Alchad mit Schlern. Phot. Hugo Schwanger, Bozen	37
9 Schloß Karneid. Phot. Hugo Schwanger, Bozen	40
10 Schloß Greifenstein. Phot. Hugo Schwanger, Bozen	41

Tafel	gegenüber Seite
10 Wangen—Bellermont. Phot. Hugo Schwanger, Bozen	41
10 Fingeller Schloßl. Phot. Hugo Schwanger, Bozen	41
11 Auf der Enns bei Groß-Raming. Phot. Th. Avirovic, Klosterneuburg	48
12 Im „Reichsstraßenschwall“ auf der Enns. Phot. Karl Pablit, Wien	49
12 In den Wellen einer Floßgasse. Phot. Josef Stgl, Wien	49
12 Auf der Enns „Fißberfreidhof“. Phot. Karl Lapfa, Wien	49
12 In der „Höll“ bei Hieslau (Enns). Phot. Leop. Räder, Wien	49
13 In den „Dschungeln“ des Mühlkamp. Phot. Walter Biegenzein, Wien	56
13 Segelfaltboot in der Bucht von Matarska (Adria). Phot. Leopold Landl, Wien	56
13 Inn bei Ruffstein. Phot. Th. Avirovic, Klosterneuburg	56
13 Donau Schleife bei Schlägen (D.-O.). Phot. Th. Avirovic, Klosterneuburg	56
14 Zeltlager vor dem Paddlerheim Wien. Phot. Rolf Andre, Wien	57
14 Paddlertreffen bei Tulln. Phot. Rud. Klant, Wien	57
14 Paddlerheim Wien des Deutschen Alpenvereins. Phot. Karl Kepfa, Wien	57
14 Fröhliche Fahrt der Wiener Alpenvereinspaddler auf der Donau. Phot. Arch. Hans Leinwather, Wien	57
15 In der Feldkopf-Nordostwand. Phot. Fritz Rasparek, Wien	58
15 Feldkopf, Gipfel. Phot. Fritz Rasparek, Wien	58
15 Schüsselkar Spitze, Südostwand. Phot. Karl Poppinger, Wien	58
16 Totenkirchl, Westwand (Düßerweg). Phot. Franz Dangel, Wiener Neustadt	59
16 Predigtstuhl, Schüle-Diem-Weg. Phot. Karl Poppinger, Wien	59
16 Kaliberer Spitze, Nordwand (Audenthaler Weg). Phot. Brunnhuber, Wien	59
16 Kalibererwand, Nordwand (Schmied-Krebs-Weg). Phot. Richard Reinagl, Wien	59
17 Westliche Zinne, Nordwand. Phot. Richard Reinagl, Wien	64
17 Große Zinne, Nordwand. Phot. Brunnhuber, Wien	64
17j Große Zinne, Nordwand. Beginn der Schwierigkeiten 6. Grades. Phot. Brunnhuber, Wien	64
18 Eivetta, Nordwestwand. Pfeilerquergang. Phot. Fritz Rasparek, Wien	65
18i Eivetta, Nordwestwand. Kitztraverse. Phot. Fritz Rasparek, Wien	65
18 Eivetta, Nordwestwand. Zum ersten Dachüberhang. Phot. Brunnhuber, Wien	65
19 Marmolata, Südwand. Phot. Fritz Rasparek, Wien	72
19 Rosengartenspitze, Ostwand. Phot. Fritz Rasparek, Wien	72

Tafel	gegenüber Seite
19 Zwölfertofel, Schlußwand. Phot. Fritz Kasparek, Wien	72
19 Einfertofel, Nordpfeiler. Phot. Fritz Kasparek, Wien	72
20 Obstein, Nordwestkante. Phot. Fritz Kasparek, Wien	73
20 Gefäße: Dachl-Nordwand. Phot. Karl Poppinger, Wien	73
20 Kofkuppelkante. Phot. Fritz Kasparek, Wien	73
20 Däumling, Südostkante. Phot. Fritz Kasparek, Wien	73
21 Reiteralpe: Häuselhörner aus der Kofhgasse. Phot. Hanns Billmeier, München	80
21 Stadelhorn vom Wagendrißelhorn. Phot. Ernst Baumann, Reichenhall	80
22 Wagendrißelhorn. Phot. Hanns Billmeier, München	81
22 Stadelhorn. Phot. Hanns Billmeier, München	81
23 Mitterspitz, Dachstein- und Dirndl-Südwand von der Unteren Windlücke. Phot. Dr. Ing. Rud. Kofmanith, Wien	88
24 Die Torsteinwächte. Phot. Dr.-Ing. Rud. Kofmanith, Wien	89
25 Rotten (von der Rottenaualm). Phot. Grybinsky, Wien	96
25 Großer Dürrenstein, Schwarzfogel, Springfogel. Phot. Grybinsky, Wien	96
26 Der Lechnergraben. Phot. Dr. Fritz Benesch, Wien	97
26 Der Obersee mit dem Dürrenstein. Phot. Dr. Fritz Benesch, Wien	97
27 Typische alemannische Siedlung. Phot. Otto Roegner, Freiburg i. B.	108
27 Lyskamm und Lysgleßcher vom Lysplateau	108
27 Capanna Carla. Phot. Otto Roegner, Freiburg i. B.	108
27 Hütten von Unterwald. Weiler von Gressoney-La Trinité. Phot. Otto Roegner, Frei- burg i. B.	108
28 Richterstuhl vor dem Rathause zu Isfime (Etschime). Phot. Otto Roegner, Freiburg i. B.	109
28 Tracht von Gressoney mit Goldgeflechthaube	109
28 Gressoney-La Trinité, 1650 m. Phot. Otto Roegner, Freiburg i. B.	109
29 Im Bergell zwischen Vicosoprano und Stampa. Phot. W. Flaig, Vaduz	112
30 Vor der Fornoehütte im Bergell, gegen Südwesten. Phot. W. Flaig, Vaduz	113
31 Bergellgranit: Erste Begehung des Balzetto-Westgrates. Phot. W. Flaig, Vaduz	120
31 An der „Schwelle des Paradieses“: Soglio im Bergell gegen Westen. Phot. W. Flaig, Vaduz	120
32 Die Ostflanke der Scioragruppe vom Piz Zocca. Phot. W. Flaig, Vaduz	121
32 Der Piz Zocca im Bergell vom Albignagleßcher aus. Phot. W. Flaig, Vaduz	121

Tafel	gegenüber Seite
33 Platten und Zacken im Bergellgranit: Der Hauptgipfel der Gemelli von Süden. Phot. W. Flaig, Vaduz	128
33 Im Bergellgranit der Fuorifante: Die erste Schlüsselstelle mit dem Quergang nach links. Phot. Fred Gaifer, Freudenstadt i. Schl.	128
34 Die fünfgipflige Scioragruppe im Bergell von Westen (Bondascaseite). Phot. J. Gaberell, Thalwil	129
35 Der Piz Cengalo im Bergell. Phot. Fred Gaifer, Freudenstadt	136
35 Der Piz Badile im Bergell von Norden, mit den Anstiegen über die Nordkante. Phot. L. Poof, Castasegna	136
36 Die Bondascagruppe im Bergell von Norden. Phot. Swiffair, Zürich	137
37 Großvenediger, 3674 m, von Nordwesten. Phot. Hugo Tomaschet, Wien	140
38 Hoher Eichham, Niederer Eichham, Herentkopf, Großvenediger. Phot. U. Lottersberger, Matrei i. L.	141
38 Malhamspitzen vom Uhrnerkopf. Phot. Ernst Baumann, Reichenhall	141
39 Daberspitze von der Rößspitze. Phot. Ernst Baumann, Reichenhall	144
39 Kristallwand von der Alten Prager Hütte	144
40 Umbalgettscher mit Dreiherrnspitze. Phot. Ernst Baumann, Reichenhall	145
40 Rößspitze vom Effener Ed. Phot. Ernst Baumann, Reichenhall	145
41 Wildensee und Großglodner. Phot. Franz Malcher, Innsbruck	152
41 Großvenediger vom Wildenogel. Phot. R. Böhlinger, Baden b. Wien	152
42 Herentkopf und Eichham von den Gassacher Wänden. Phot. Dr. W. Troll, Wien	152
42 Vom Türmljoch, Blick auf Malhamgruppe und Reggentörl. Phot. U. Lottersberger, Matrei i. L.	152
43 Großer Geiger von Westen. Phot. Dr. G. U. Külle, Innsbruck	153
43 Hoher Zaun, Schwarze Wand, Rainerhorn, Klein- und Großvenediger. Phot. Jos. Kettenhuemer, Salzburg	153
44 Bodechütte mit Dreiherrnspitze. Phot. Franz Malcher, Innsbruck	153
44 Effener Hütte (zerstört) mit Effener Ed. Phot. Ernst Baumann, Reichenhall	153
45 Im Drautal oberhalb Lienz. Phot. P. P. Uzwanger, Wien	168
45 Im „Mittelgebirge“ bei Dörsfl. Phot. R. v. Klebelsberg, Innsbruck	168
46 Dörsfl. Phot. R. v. Klebelsberg, Innsbruck	168
46 Blick vom Hange unter Penzendorf gegen Ahling. Phot. R. v. Klebelsberg, Innsbruck	168
47 St. Korbinian, am Weg von Tal nach Ahling. Phot. R. v. Klebelsberg, Innsbruck	169

Tafel	gegenüber Seite
47 St. Justina gegen die Kienzer Dolomiten. Phot. P. P. Ahwanger, Wien	169
48 Kied bei St. Justina. Phot. P. P. Ahwanger, Wien	169
48 St. Jakob in Hintenburg. Phot. R. v. Klebelsberg, Innsbruck	169
49 Das Gehänge von Teffenberg. Phot. R. v. Klebelsberg, Innsbruck	172
49 Teffenberg bei Sillian. Phot. R. v. Klebelsberg, Innsbruck	172
50 Die Sertner Dolomiten von Innichberg. Phot. W. Kroll, Bozen	173
50 Blick vom Eggerberg ins Pragser Tal. Phot. L. Fränzl, Bozen	173
51 Reischach bei Bruned gegen Westen. Phot. L. Fränzl, Bozen	176
51 Terenten gegen die Sarntaler Alpen. Phot. R. Vargajolli, Brigen	176
52 Oberhalb Niedervintl, am Weg nach Serges. Phot. R. von Klebelsberg, Innsbruck .	177
52 Meransen gegen Westen. Phot. R. von Klebelsberg, Innsbruck	177
53 Lago di Rocco gegen Cima d'Alfa. Phot. Karl Felderer, Bozen	180
54 Cima und Lago dello Stellone. Phot. Viktor von Malfèr, Bozen	181
55 Blick von der Cima dello Stellone gegen Westen. Phot. Karl Felderer, Bozen . . .	184
56 Gipfel des Castel di Formentone. Phot. Viktor von Malfèr, Bozen	185
56 Gipfelgrat des Castel di Formentone. Phot. Viktor von Malfèr, Bozen	185
57 Eisenkappel. Phot. Emil Klauer, Klagenfurt	192
57 Bergkirche St. Leonhard, 1334 m, gegen Osten. Phot. Dr. H. Stanar, Wien	192
58 Globasnik gegen Jauntal. Phot. B. Paschinger, Klagenfurt	193
58 Von der Duschowa gegen Südosten. Phot. Dr. H. Stanar, Wien	193
58 Seebergstraße gegen Steiner Alpen. Phot. Emil Klauer, Klagenfurt	193
58 Vom Počulajattel, Obirostanstieg nach Osten. Phot. Dr. H. Stanar, Klagenfurt . .	193
59 Aufstieg zur Münchner Spitze, 1003 m. Phot. Karl Schmitt, München	208
59 Die 40 bis 50 m hohe Stirnwand des Lilliehööksgletschers. Phot. Karl Schmitt, München	208
60 Hellmannspitze, 900 m. Phot. Karl Schmitt, München	209
60 Die Supanspitze, 1020 m, vorne der Supangletscher. Phot. Karl Schmitt, München .	209
61 Der Handelsplatz „Vit“ an der Südküste Islands. Phot. Ferd. Delle Karth, Stuttgart	212
61 Äschenegel am Langjökull. Phot. Ferd. Delle Karth, Stuttgart	212
62 „Mondlandschaft“ am Myvatn (Müldensee). Phot. Ferd. Delle Karth, Stuttgart . . .	213
62 Eingetrodener Schlammpuhl. Phot. Ferd. Delle Karth, Stuttgart	213
63 Abend im Fangotal, im Hintergrunde Manjo. Phot. Sepp Schmidbauer, München . .	216
64 Punkt 2150 m, auf dem unser Westgrataufstieg endete und Punta Misfodio (Westwand). Phot. Sepp Schmidbauer, München	217

Tafel	gegenüber Seite
64 Tafonato, Südwestgipfel, vom gleich hohen Nordostgipfel aus gesehen. Phot. Sepp Schmidbauer, München	217
65 Bild zur Tafonasharte. Phot. Sepp Schmidbauer, München	224
65 Nordflanke von Paglia Orba und Tafonato mit dem oberen Laascellotal. Phot. Sepp Schmidbauer, München	224
66 Die Paglia Orba, 2523 m, Bild auf Nordwand und Nordostflanke. Phot. Sepp Schmidbauer, München	225
66 Bild vom Glafone, 1948 m, auf Hauptkette und Ostkette der Cintogruppe. Phot. Sepp Schmidbauer, München	225
67 Abbearfordillere, westliche Nachbarn des Monte Capitan Piedrabuena. Phot. Dr. R. Jakob, Buenos Aires	232
68 Cerro Payne Este (Almirante Nieto) und Paynetürme. Phot. Dr. R. Jakob, Buenos Aires	233
68 Cerro Balmaceda vom Fjord Esperanza. Phot. Dr. R. Jakob, Buenos Aires	233
68 Südöstliche feuerländische Korbillere von Punkt 1650. Phot. Dr. R. Jakob Buenos Aires	233
69 Granodioritmassiv der feuerländischen Halbinsel Brechnod. Phot. Dr. R. Jakob, Buenos Aires	233
69 Monte Olivia vom Hang der Abbearfordillere. Phot. Dr. R. Jakob, Buenos Aires	233
70 Höchster Gipfel der Abbearfordillere. Phot. Dr. R. Jakob, Buenos Aires	233
70 An den Porphyrrplatten des Monte Capitan Piedrabuena. Phot. Dr. R. Jakob, Buenos Aires	233
71 Panorama der Bergkette nördlich der Hütte Lo Valdés vom Cerro Valdés. Phot. Josef Koch, Santiago	244
71 Im Colinatal, etwa 2600 m. Phot. Josef Koch, Santiago	244
72 Schutzhütte „Los Azules“. Phot. Josef Koch, Santiago	245
72 Schutzhütte „Las Totorillas“ 2200 m. Phot. Josef Koch, Santiago	245
72 Die Schutzhütte „Lo Valdés“, 1980 m. Phot. Josef Koch, Santiago	245
72 Schutzhütte „La Parva“ 2350 m. Phot. Josef Koch, Santiago	245

Bilder im Text:

	Seite
1. Hungerblümchen. Nach einer Zeichnung von B. Vareschi, München	12
2. Himmelsherold. Nach einer Zeichnung von B. Vareschi, München	16
3. Kartenfäzge des Dürrenfeingebiets	99

	Seite
4. Der Schweizer Anteil an den Bergeller Granitbergen	114
5. Lotterbad in Ulten. Nach einer Zeichnung von H. Schwanger, Bozen	156
6. Bad Turn in Eppan mit dem Schlern im Hintergrund. Nach einer Zeichnung von Rudolf Hannich, Wien	157
7. Bad Dreifkirchen. Nach einer Zeichnung von Rudolf Hannich, Wien	160
8. Bad Südb am Ritten. Nach einer Zeichnung von Rudolf Hannich, Wien	161
9. Bad Schalbers. Nach einer Zeichnung von Rudolf Hannich, Wien	163
10. Karte von Island mit Fahrtenstizzen 1934 und 1936	214
11. Kammverlauffskizze der Eintogruppe	221
12. Kartenskizze Feuerländische Nordillere	230
13. Zone von Ultima Esperanza	231
14. Kartenskizze Alvear Nordillere	235
15. Skizze der Hochfordillere mit den Schughütten der Sektion Chile	241

Beilage:

Karte der Benedigergruppe 1:250000

Druck des Kartographischen, früher Militärgeographischen Institutes, Wien

Die Dauer der Schneedecke in den Ostalpen

Von Dr. Erwin Kossinna, Berlin

II. Teil¹⁾

Wir wollen nun die Schneedeckenverhältnisse, wie sie durch das Zusammenwirken von Relief und Klima bestimmt werden, in den einzelnen Gebieten noch genauer betrachten.

Das nördliche Alpenvorland

Im Westen bildet das klimatisch sehr begünstigte Bodenseegebiet eine Wärmeinsel mit geringer Schneebedeckung. Der tiefe Bodensee gibt die im Sommer aufgespeicherten Wärmemengen im Herbst und Winter allmählich ab, so daß sich hier durchschnittlich erst Anfang oder Mitte Dezember die erste Schneedecke bildet, die jedoch gewöhnlich bald wieder verschwindet. Es wurde aber schon darauf hingewiesen, daß von Friedrichshafen bis Bregenz die Dauer der Schneedecke mit der Annäherung an den Gebirgsfuß erheblich zunimmt.

Östlich des Bodensees folgt das hochgelegene Allgäu, dessen Molasserücken auch außerhalb der Alpen 1200 m überschreiten. Sie liegen im Luv der schneebringenden Nordwestwinde, was eine starke Zunahme der Andauer zur Folge hat. Während diese im Bodenseegebiet nur 30 bis 40 Tage beträgt, werden in Oy, 940 m, 123 Tage mit Schneedecke beobachtet. Bereits Anfang November bildet sich hier gewöhnlich die erste Schneedecke, und bis Ende April hält sich die letzte. Durchschnittlich an 67 Tagen findet der Schifahrer hier eine Schneehöhe von mehr als 20 cm.

Auf das schneereiche Iller-Lechgebiet folgen nach Osten hin schneeärmere Beckenlandschaften, in denen die Andauer unter 2 Monate sinkt: die Umgebung des Ammer- und Starnberger Sees, das Inntal bei Rosenheim, der Chiemsee und das Becken von Salzburg. Dazwischen schieben sich höhere Gebiete mit mehr als 75 Tagen Schneebedeckung keilförmig nach Norden vor. Das österröische Alpenvorland östlich vom schneereichen Hausruß liegt mit 250 bis 350 m Meereshöhe schon wesentlich tiefer als das bayerische, was sich auch in einer kürzeren Dauer der Schneebedeckung äußert. Trotz strengerer Winterkälte sinkt die Andauer auf 40 Tage und darunter.

Die Nördlichen Kalkalpen zwischen Rhein und Salzach

Die Ketten des Bregenzer Waldes und der Allgäuer Alpen sind den schneebringenden Winden in vollem Maße ausgesetzt und daher durch eine außerordentlich lange Dauer der Schneedecke gekennzeichnet. Auf der Ehrenschwangalm, 1114 m, am Nordfuß des Stuibens, währt die Schneebedeckung 187 Tage, also über ein halbes Jahr, und im März 1915 wurde hier eine Schneehöhe von 260 cm gemessen. Balderschwang ist wegen der langen Dauer seiner Schneedecke als das „bayerische Sibirien“ bekannt. Die westlichen Allgäuer Alpen haben sich wegen ihres Schneereichtums und der günstigen Geländeformen zu einem vielbesuchten Schigebiet entwickelt. Die Lechtaler Alpen dürften in den tieferen Lagen nicht so schneereich

¹⁾ Vgl. Zeitschr. des D. u. S. A.-V. 1937.

sein wie die Allgäuer, doch liegt auch hier die Andauer über dem normalen Wert. Berwang, 1340 *m*, ein beliebter Winter Sportplatz, zählt 161 Tage mit Schneedecke.

Die nach Norden vorgeschobenen *Ammergauer Alpen* erhalten ausgiebige Winterniederschläge. Im Graswangtal ist während vier Monaten die für den Wintersport erforderliche Mindesthöhe von 20 *cm* vorhanden. Ebenso zeichnet sich die Umgebung von *Garmisch-Partenkirchen* durch großen Schneereichtum aus. In dem unteren Sportgelände, 750—950 *m*, beträgt nach *J. Hauser* die mittlere Dauer der Schneedecke 132 Tage, und an 79 Tagen trifft man eine Schneehöhe von mehr als 20 *cm* an. Das mittlere Sportgelände, 1300—1700 *m*, weist eine Schneebedeckung von fast einem halben Jahr auf; das obere am *Plattachferner*, 2600 *m*, liegt 342 Tage unter einer Schneedecke, die nur in den heißen Augusttagen vorübergehend wegschmilzt. Die größte gemessene Schneemächtigkeit auf diesem höchsten Wintersportplatz der bayerischen Alpen betrug 600 *cm* (6. bis 8. März 1931). Daß auf dem *Zugspitzgipfel* selbst die Schneehöhe und Andauer wesentlich geringer sind, wurde bereits erwähnt. Die Randketten zwischen *Loisach* und *Inn* sind trotz geringerer Höhe sehr schneereich, da sie von den schneebringenden Nordwestwinden zuerst getroffen werden. Beim „*Bauer in der Au*“, 905 *m*, südwestlich von *Tegernsee* und in *Valepp*, 885 *m*, währt die Schneedecke reichlich 5 Monate und erreicht im März gelegentlich 2½ *m* Mächtigkeit. Über 4 Monate hindurch findet der Schifahrer hier die erforderliche Schneehöhe von mindestens 20 *cm*. Ähnlich liegen die Schneeverhältnisse in den niederschlagsreichen *Chiemgauer* und *Berchtesgadener Alpen*. Die das *Berchtesgadener Becken* umgebenden *Kalkhochflächen* tragen bis in den Juni hinein eine Schneedecke, die 8 Monate und länger liegen bleibt. Denn schon in 1500 *m* beträgt die Andauer über 200 Tage. In *Berchtesgaden*, 600 *m*, dauert die Schneebedeckung ebensolange wie in *Mittenwald*, 912 *m*, und am *Hirschbichlplatz* wurde schon eine Schneehöhe von mehr als 3 *m* gemessen. Die Schneedecke verschwindet hier erst im Mai.

Wenn auch die gesamten *Nördlichen Kalkalpen* überaus schneereich sind, so zeigt sich auch hier recht deutlich der Unterschied zwischen der Luv- und Lee Seite. Die Täler im Schutze hoher Gebirgsketten haben eine relativ kurze Schneedekendauer. Dazu gehören namentlich das *Lechtal* oberhalb *Höfen* im Lee der *Allgäuer Alpen*, das *Oberinntal* im Schutze der *Lechtaler Alpen* und das *Unterinntal* oberhalb *Schwarz* im Lee des *Karwendels*.

Nördliche Ostalpen östlich der *Salzach*

Zwischen den Quertälern der *Salzach* und der *Enns* gestattet die Auflösung des Gebirges in einzelne, durch tiefe Senken getrennte Plateauberge den schneebringenden Winden, weit nach Süden vorzudringen. Die Schneefälle sind daher nicht nur auf den Hochflächen des *Tennengebirges*, des *Dachsteins* und des *Toten Gebirges* sehr ausgiebig, sondern auch in den nach Norden sich öffnenden Tälern und bedingen eine lange Dauer der Schneedecke. Auf den gewaltigen Schneereichtum der *Dachsteingruppe* hat insbesondere *Norbert Krebs* (28) in dieser Zeitschrift (1915) hingewiesen. Ungewöhnlich schneereich ist die Umgebung von *Alt-Blussee*, 720 *m*, wo ein Drittel des gesamten Niederschlages in fester Form fällt, die Schneehöhen 2 bis 3 *m* erreichen und die im Laufe des Winters niedergehenden Schneemengen durchschnittlich 8 *m* betragen. Während hier im Schneeluv des *Dachsteingebirges* die Andauer bereits in 800 bis 900 *m* Höhe 5 bis 6 Monate beträgt, werden in *Gröbming* auf der Südseite, also im Schneelee, kaum 100 Tage mit Schneedecke beobachtet. In der von hohen Bergen umgebenen Schlucht des *Roppentales* und im *Gesäuse* halten sich *Firneflecke* und *Lawinenschnee* bis in den Sommer und verlängern im Verein mit der Beschattung die Andauer erheblich. Das von den Berggruppen des *Hohen Priel* und *Warschened* umgebene Tal von *Stoder* ist nur 4 Monate, nämlich von Juni bis

September, völlig schneefrei. Oberhalb 1200 m wird aber auch diese kurze schneefreie Zeit gelegentlich durch Schneefälle unterbrochen, die das Gebirge vorübergehend in funkelndes Weiß hüllen.

Östlich der Enns treffen wir in den Niederösterreichischen und Nordsteirischen Alpen ebenfalls auf ein sehr schneereiches Gebiet. Die Winter sind strenger als weiter im Westen, und in den abgeschlossenen waldbreichen Tälern bleibt der Schnee lange liegen. Neuhaus am Zellerrain, 1000 m, hat 160 Tage mit Schneedecke, und ebenso weisen der Hochschwab und die kleineren Hochflächenberge eine sehr lange Andauer auf. Dagegen sind die nach Süden zur Mur und Mürz und zum Wiener Becken sich öffnenden Täler bei geringerem Niederschlag, aber stärkerer Besonnung, relativ schneearm.

Vorarlberg und das Rheintal

Das Land vor dem Arlberg mit seinen nach West und Nordwest geöffneten Tälern ist den niederschlagbringenden Nordwestwinden völlig ausgesetzt und daher größtenteils sehr schneereich. Oberhalb 1000 m ist in Vorarlberg kein Monat gänzlich schneefrei. Bis in den späten Frühling hinein fallen die Niederschläge meist in fester Form. In Langen am Arlberg, 1217 m, verschwindet die Schneedecke erst Mitte Mai, und auf der Pashöhe, 1798 m, wird noch eifrig dem Schilauß gehuldigt, wenn in den tieferen Tälern der Frühling längst seinen Einzug gehalten hat. Der Arlberg selbst ist eine ausgesprochene Wetterscheide. Denn während Langen nicht weniger als 9 m Neuschnee erhält, werden in St. Anton nur 3½ m beobachtet. Die Dauer der Schneedecke ist dementsprechend in St. Anton, obwohl es höher liegt, um einen Monat kürzer als in Langen, wo die Schneebedeckung volle 6 Monate währt.

Das untere Jtal, der sogenannte Wallgau, und das Rheintal zwischen Gösis und Feldkirch stehen unter dem erwärmenden Einfluß des Föhns und sind daher auffallend schneearm. Das ganze Quertal des Rheins liegt dazu im Lee der Schweizer Alpen, weshalb die Andauer hier nur 1½ Monate beträgt. Dagegen sind die in den Rätikon und die Silvretta führenden Täler rau und schneereich. Unter dem Einfluß kalter Bodenuft hält sich bereits in Gaschurn, 960 m, im oberen Montavon die Schneedecke 5 Monate hindurch. Die bis in das späte Frühjahr tiefverschnittenen Silvretta, besonders die Umgebung der Heidelberger und der Jamtalhütte, gehört bekanntlich zu den schönsten Schigebieten der ganzen Ostalpen.

Das rätische Hochland

Graubünden östlich des Rheintals bildet ein mächtiges, durch große Massenerhebung ausgezeichnetes Hochland. Die Talsohlen liegen mit Ausnahme vom Prättigau, Domleschg, Bergell und Puschlav durchweg sehr hoch. Obwohl das östliche Graubünden dem trockenen Innern der Alpen angehört, bringt die hohe Lage es mit sich, daß die Winter sehr streng sind und die Schneedecke sehr lange anhält. In Davos und Arosa dauert die Schneebedeckung ein halbes Jahr und verschwindet gewöhnlich erst Ende April oder Anfang Mai. Die gleiche Andauer finden wir im Oberengadin, dem klassischen Land des Wintersports. Das Oberengadin hat zwar ein typisches kontinentales Hochlandklima mit strengen Wintern und geringen Niederschlägen. Aber die über den Malojapaz wehenden Südwestwinde bringen auch hier viel Schnee, der Berg und Tal viele Monate hindurch in ein blendend weißes Gewand hüllt und im Leben der Engadiner sowohl im Verkehr, bei Heu- und Holztransporten, als auch namentlich bei den großen Wintersportveranstaltungen eine wichtige Rolle spielt. Puschlav und Bergell dagegen stehen unter dem Einfluß des milden Mittelmeerklimas und haben nur eine geringe Dauer der Schneedecke.

Zentrale Ostalpen zwischen Reschen-Scheideck und Katschberg

Wie das rätische Hochland sind auch die Westtiroler Zentralalpen ein Gebiet großer Massenerhebung, das, von beiden Luvseiten der Alpen weit entfernt, verhältnismäßig geringe Niederschläge empfängt. Die Schneeverhältnisse sind daher ähnlich wie in Graubünden. Die nach Norden führenden Täler der Ostaler Alpen sind in gleicher Höhe etwas schneereicher, denn Planggeroß, 1590 m, im Piztal liegt gleichfalls reichlich ein halbes Jahr unter einer Schneedecke, die sich bereits in der ersten Hälfte Oktober bildet und mit geringen Unterbrechungen bis Mitte Mai anhält. Ausgedehnte Flächen der Westtiroler Zentralalpen, besonders der Ostaler, haben eine Andauer von über 200 Tagen. Die weiten flachen Schneebedecken in den obersten Talverzweigungen der inneren Ostaler Alpen sind wegen ihrer günstigen Geländeformen und der langen Schneedeckung ein bevorzugtes Schigebiet geworden. Die hoch über die Schneegrenze emporragenden Gipfel der Zentralalpen erhalten trotz großer Entfernung von den beiden Luvseiten des Gebirges gewaltige Schneemengen und stehen in dieser Hinsicht hinter dem Ortlergebiet kaum zurück (s. u.). Die Schneearmut des trockenen Vinschgau und des Oberinntals, an der auch das untere Ost- und Piztal teilhaben, wurde schon besprochen.

Die östlichen Zillertaler und Hohen Tauern erhalten größere Niederschläge und sind daher, wie bereits erwähnt, schneereicher als die Westtiroler Zentralalpen in gleicher Meereshöhe. Das gilt auch für die Rißbüheler Schieferalpen, und zwar um so mehr, als im Brigen- und Großachtal, namentlich aber im Becken von Zell am See wie überhaupt im ganzen Pinzgau es zur Ausbildung winterlicher Kälteseen mit sehr tiefen Temperaturen kommt. Reichliche Schneefälle und strenge Winter bewirken hier eine relativ lange Dauer der Schneedecke. Diesen günstigen Schneeverhältnissen sowie den sanften Geländeformen der Schieferalpen verdanken Rißbühel und Zell am See ihren Ruf als Wintersportplätze. Die große Häufigkeit der Schneefälle sorgt für eine wiederholte, dem Schifahrer sehr erwünschte Erneuerung der Schneedecke (29). Ähnlich günstige Schneeverhältnisse finden sich zwar noch in anderen Gegenden Tirols und Salzburgs, aber nirgends in so tief gelegenen und leicht erreichbaren Gebieten¹⁾.

Das Längstal der Saalach ist im Vergleich zu dem geschützteren Inntal trotz des gelegentlich recht heftig wehenden warmen „Tauernwindes“ erheblich rauher. Die Andauer beträgt hier volle 4 Monate, 1 bis 1½ Monate mehr als im Inntal. Gewaltig sind die Schneemengen, die in den steilwandigen, nach Norden geöffneten Tauerntälern fallen. Auf dem Moserboden im Kapruner Tal werden durchschnittlich 12 m Neuschnee beobachtet; die Schneehöhe kann 4 m überschreiten. Bereits Ende September beginnt hier die Schneedeckung und währt mit kurzen Unterbrechungen zu Beginn und gegen Schluß der Schneedeckzeit bis Ende Juni. Die Andauer beträgt 235 Tage oder rund 8 Monate. Ähnliche Schneeverhältnisse treffen wir auch in den anderen nördlichen Tauerntälern. Die Ursache des großen Schneereichtums ist das Aufsteigen der feuchten, aus Norden kommenden Winde an der geschlossenen, durch bedeutende Kammhöhe ausgezeichneten Tauernkette. Daß die Nordseite der Hohen Tauern ihre Luvseite ist, geht auch aus den Beobachtungen auf dem Sonnblid-Observatorium, 3106 m, hervor, wo nach Steinhäuser 75 v. H. aller Niederschläge bei Winden aus dem Nordhalbkreis fallen (30). Die im Lee befindliche Südseite der Hohen Tauern ist wesentlich trockener und schneeärmer. Daher haben die in den inneren Tälern gelegenen Stationen Rals, Heiligenblut, Döllach, Winklern, Mallnitz und Oberveßlach eine kürzere Andauer, als man nach ihrer Seehöhe erwarten sollte. Feuchter und schnee-

¹⁾ Vgl. die Schilderungen von Hanns Barth, Karl Tursky und Rolf Werner: Schifahrten in den Saalbacher Bergen. Zeitschr. d. D. u. S. U.-B. 1932, S. 347.

reicher ist dagegen wieder das Drautal oberhalb Trient. Da zugleich der Winter im östlichen Pustertal recht streng ist, bleibt der Schnee lange liegen. Sillian, 1097 *m*, zählt 160 Tage mit Schneedecke, die sich gewöhnlich Mitte November bildet und erst Mitte April wieder verschwindet. Nur 2 Monate sind völlig schneefrei. Wo jedoch weiter im Westen, im Tal der Rienz, Wärme und Trockenheit zunehmen, verkürzt sich die Dauer der Schneedecke schnell. Bruneck, 860 *m*, hat nur eine Andauer von 86 Tagen. An der klimatischen Begünstigung des trockenwarmen Eisacktales unterhalb Brigen nehmen die Höhen der nördlichen Sarntaler Alpen nicht teil. Der Frühling bringt hier noch viele Schneetage, da die Höhen um diese Zeit noch kalt sind, der Schneefall aber reichlicher als im Winter ist. Pöns, 1459 *m*, im obersten Sarntal hat eine Andauer von 5 Monaten aufzuweisen.

Die Südalpen westlich der Gtsch

Je weiter wir nach Süden gelangen, desto schärfer wird der klimatische Gegensatz zwischen den tief eingeschnittenen Tälern und den meist schroff aufragenden Höhen. Da in den Südalpen die Wintertemperaturen mit wachsender Höhe verhältnismäßig rasch abnehmen, besteht oberhalb 1300 *m* im Winter kein nennenswerter Temperaturunterschied zwischen der Nord- und Südbachung der Alpen. Mit der Annäherung an den Südrand des Gebirges steigen aber die Niederschlagsmengen und damit die Schneefälle auf den Höhen beträchtlich. Am ergiebigsten sind die Schneefälle im März und April. Wie groß die Schneemengen sind, die auf den Hochgipfeln fallen, beweisen die Beobachtungen auf dem Ortlerplateau, 3800 *m*; hier wurde im Mai 1918 eine Schneehöhe von 16 *m* gemessen! Der große Schneereichtum des Frühjahrs bedingt also in den höheren Lagen eine langandauernde Schneedecke überall dort, wo die hauptsächlich von der Adria kommenden feuchten Winde Zutritt haben. Die Südhänge der Ortler- und Adameklogruppe, sowie der Zug der Brenta und der Mendel befinden sich im Luv der schneebringenden Winde, wie die lange Dauer ihrer Schneedecke beweist. Auf dem Mendelpass, 1360 *m*, währt sie über 5 Monate, ebenso in Madonna di Campiglio, 1510 *m*, wo im März Schneehöhen von 2½ *m* gemessen werden und der Boden oft erst im Mai schneefrei wird. Sulden, 1845 *m*, auf der Leseite der Ortlergruppe, hat 188 Tage mit Schneedecke, ebensoviel wie das Oberengadin und Arosa. Die Schneehöhen werden jedoch in Sulden nur halb so groß wie in Campiglio. Im trockenen Sulzberg und erst recht im Ronsberg sinkt die Andauer auf 3 Monate und darunter.

Die Südalpen östlich der Gtsch

Den Raum zwischen dem Pustertal und dem Sugeanatal erfüllen die Südtiroler Dolomiten. Schluchtartige Täler führen hinauf zu einem welligen Hochland in 1600 bis 2200 *m* Höhe, aus dem die Dolomitriffe mit phantastisch geformten Zinnen und Türmen jäh emporragen. Breite und bequem gangbare Sättel verbinden die Hochtäler untereinander und schaffen eine sonst in den Alpen nicht wieder anzutreffende Durchgängigkeit. An den Wänden der Dolomitfelsen haftet der Schnee nicht. Am so reicher aber breitet er sich auf den welligen Hochflächen aus, die, wie die 60 *km*² große Seiser Alm, die Almen im Enneberg, Buchenstein und um Cortina, als ideale Schigebiete weltbekannt sind. Die Dolomiten gehören zu den schneereichsten Teilen der Ostalpen. Sie empfangen namentlich von der warmen Adria her große Niederschlagsmengen, die in den südlichen Teilen, vor allem in der Palagruppe, 2500 *mm* überschreiten. Da die Niederschlag bringenden Winde aus Süd und Südost wehen, sind die in diesen Richtungen sich öffnenden Dolomitentäler in den

höheren Lagen besonders schneereich. San Martino di Castrozza, 1465 *m*, zählt 159 Tage mit Schneedecke, die eine durchschnittliche Höhe von 2 *m* erreicht. Weit größer noch sind die Schneemengen auf dem *Rollepaß*, 1984 *m*, der 7 Monate eine Schneedecke trägt. Ihre maximale Höhe im März kann 3 bis 4 *m* betragen. Schon Mitte Oktober beginnt hier das Einschneien, und erst Anfang Juni löst sich die Schneedecke auf. Das *Impezzotal* weist von Cortina (135 Tage) bis Peutelstein (164 Tage) trotz geringen Anstiegs eine starke Zunahme der Dauer der Schneedecke auf, da es im Luv der feuchten Südwinde liegt. Auf dem *Falzaregopaß* betragen die mittleren maximalen Schneehöhen 2 *m* bei einer Andauer von 188 Tagen, die also gleich der von Sulden ist, wo aber die Schneedecke im Durchschnitt nur 1,35 *m* Mächtigkeit erreicht. Sowohl in Peutelstein wie auf dem *Falzaregopaß* werden gelegentlich über 3 *m* Schneehöhe beobachtet.

Demgegenüber sind die nach der Etsch führenden Dolomitentäler, da sie sich im Lee der bedeutendsten Erhebungen befinden, weniger schneereich, wenn auch hier in den höheren Lagen die Andauer recht beträchtlich ist. So bleibt in St. Ulrich im Grödnertal die Schneehöhe gewöhnlich unter 1 *m* bei einer Dauer der Schneedecke von $4\frac{1}{2}$ Monaten. Die Seiser Alm bedeckt sich im Winter mit einer $\frac{2}{3}$ bis 1 *m* dicken Schneeschicht, die 6 bis 7 Monate andauert. Erst in den tieferen Lagen macht sich die Wärme des Frühjahrs und der Einfluß der Sonnenstrahlung in einer raschen Verkürzung der Andauer geltend. Beispiele dafür sind das Zimmertal (*Val di Cembra*), das untere Suganatal und die in das Becken von Belluno mündenden Täler. Leider fehlt es hier auf altitalienischem Gebiet an Stationen, um die Abnahme der Dauer der Schneedecke im Tal des *Cordevole*, *Boite* und *Piave* genauer zu verfolgen. Die Hochflächen der *Lessinischen* und *Vicentinischen Alpen* befinden sich im Luv der Südostwinde und sind daher stark verschneit, wie die Stationen *Astago* und *Lambre d'agni* erkennen lassen.

Mit den vorgelagerten Venetianer Alpen bilden die langgestreckten *Karnischen* und die hochragenden *Julischen Alpen* gewissermaßen die nördliche Umrahmung der *Adria* und sind der vollen Einwirkung der feuchten Südwinde ausgesetzt. Das warme Meer liefert gewaltige Feuchtigkeitsmengen, die auf den Gebirgen zur Kondensation kommen. Es handelt sich um das niederschlagsreichste Gebiet der gesamten Ostalpen, das im Norden durch das *Drautal* scharf begrenzt wird. Zwar fallen die Niederschläge hauptsächlich im Herbst und im späten Frühjahr, während der Winter relativ trocken ist. Aber das Frühjahr ist kalt und bringt regelmäßig ergiebige Schneefälle und in den steilwandigen Tälern namentlich der *Julischen Alpen* viele Lawinen. In *Raißl*, 820 *m*, weist der März die meisten Tage mit Schneefall auf, und nur ein Monat, der Juli, ist völlig schneefrei. Die Umgebung von *Raißl* und das *Längstal* der *Fella* sind ungewöhnlich schneereich. Nicht selten fällt hier über 1 *m* Neuschnee an einem Tag (31). Die Schneedecke kann eine Höhe von mehr als 3 *m* erreichen, was in Anbetracht der geringen Seehöhe außerordentlich viel ist. Ihre Dauer beträgt in *Raißl* über 4 Monate. Durchschnittlich am 17. November bildet sich die erste Schneedecke, während die letzte erst am 22. April verschwindet.

Ziel kürzer ist die Andauer in dem tief eingeschnittenen Tal des *Sonzo*, wo infolge höherer Wintertemperaturen die Schneedecke verhältnismäßig rasch fortschmilzt. *Solmeim* hat nur 20 Tage mit Schneedecke. Mit der Annäherung an die winterr warme *Adria* nimmt die Andauer noch weiter ab. Sie beträgt in *Općina*, 320 *m*, bei *Triefst* nur 8 Tage. *Triefst* hat durchschnittlich 6 Tage mit Schneefall. Es kommen aber auch Winter vor, in denen überhaupt kein Schnee fällt.

Zu dem Gebiet hoher Niederschläge gehören auch die *Gailtaler Alpen*, deren Höhen sehr schneereich sind. Das *Gailtal* selbst liegt zwar im Schutze der *Karnischen Alpen*, erhält aber trotzdem bedeutende Schneefälle. Außerdem wirkt die intensive

Temperaturumkehr, welche in dem im Westen geschlossenen, nach Osten aber geöffneten Tal sich im Winter regelmäßig einstellt, auf die Dauer der Schneedecke verlängernd.

Südlich der Drau erstrecken sich die schneereichen *Parawanken* und *Steiner Alpen* weit nach Osten. Auf der Station Hochobir, 2044 m, zählt man 209 Tage mit Schneedecke. Diese 100 m unter dem Gipfel gelegene Station hat eine etwas kürzere Andauer als ihrer Seehöhe entspricht. Die Täler aber sind stark verschneit, auch in tieferen Lagen, und werden erst im April aper. Weiter im Osten hebt sich noch das *Bacher Gebirge* mit 100 bis über 150 Tagen Schneebedeckung heraus.

Im *Savebergland* wird das Klima schon recht kontinental. Die zum Teil über 1000 m aufragenden Höhenzüge, wie der *Lüfferer Zug*, erhalten jedoch größere Schneemengen, und das dichte Waldkleid trägt ebenfalls zur Verlängerung der Dauer der Schneedecke bei. In den *Krainger Ebenen*, dem *Becken von Gills*, dem *Tertiärhügelland* von *Kohitsch* und östlich der *Sottla*, sowie im *Save- und Gurktal* sinkt die Andauer unter zwei Monate. Schneereich sind naturgemäß die Höhenzüge des *Karste*s, dessen höchste Erhebung den bezeichnenden Namen *Schneeberg* trägt.

Die innerösterreichischen Alpen

Unter diesem Begriff fassen wir mit *N. Krebs* (32) die *Niedereren Tauern* und inneren *Norischen Alpen*, die *Täler und Beckenlandschaften Steiermarks* (mit Ausnahme des *Ennstales*, aber einschließlich des *Lungaus*) und *Kärntens*, das *Steierische Randgebirge* und *Hügelland* nebst dem südlichen und mittleren *Burgenland* zusammen. Das ausgedehnte, abwechslungsreiche *Bergland* bildet in klimatischer Hinsicht ein Übergangsbereich vom mitteleuropäischen zum kontinentalen Typus. Die größeren Höhen erhalten reichliche Niederschläge und haben bei mäßiger Temperaturschwankung ozeanischen Charakter. In den abgeschlossenen, relativ trockenen Becken stellen sich mit großer Regelmäßigkeit im Winter *Kaltluftseen* ein, die sehr tiefe Temperaturen zur Folge haben und den Becken einen streng kontinentalen Charakter geben.

Die über 100 km lange Kette der *Niedereren Tauern* erhebt sich, vom *Nadstädter Tauern* und einigen 1800 bis 1900 m hohen *Jöchern* abgesehen, durchweg über 2000 m. Die Nordseite ist noch niederschlagsreicher als die der *Hohen Tauern* und erhält im Winter bedeutende Schneemengen. Bereits in 1400 m Höhe bleibt die Schneedecke ein halbes Jahr liegen. Mit Ausnahme der *Schladminger Alpen*, wo namentlich in der Umgebung des *Hochgollings* schroffe Felsformen vorherrschen, bilden die schneereichen *Niedereren Tauern* mit ihren sanfteren Hängen ein prächtiges Schigebiet. Die südseitigen Täler liegen im Lee der *Nordwestwinde* und sind wesentlich schneeärmer. Sie führen hinab in das über 1000 m hoch gelegene *Becken des Lungaus* und in das obere *Murtal*.

Im Norden, Westen und Süden von hohen Bergen umgeben, ist der *Lungau* gegen die feuchten ozeanischen Winde geschützt und namentlich im Winter sehr niederschlagsarm (im Jahr unter 800 mm). Dafür aber leidet das hochgelegene Becken als ein Gebiet intensivster Temperaturumkehr unter ganz enorm strenger Winterkälte, welche sehr lange anhält. Im Januar sinkt die Temperatur in *Samsweg* durchschnittlich auf -24° . Die Frostperiode reicht bis in den Mai hinein und beginnt bereits im September wieder. Schneefälle sind daher im *Lungau* auch im Spätfrühling und Vorherbst sehr häufig, und kein Sommermonat ist ganz schneefrei. Diesem rauhen Klima ist es zuzuschreiben, wenn die Dauer der Schneedecke trotz der sehr geringen Niederschläge nur wenig, im Mittel etwa einen halben Monat, hinter der für diese Meereshöhe zu erwartenden Andauer zurückbleibt. Sie beträgt im *Lungau* rund 4 Monate. Recht lang ist auch die Schneedeckzeit. In *Tweng* erfolgt das Einschneien durchschnittlich am 6. November, während die letzte Schneedecke erst am 18. April verschwindet.

Ebenso trocken als der Lungau ist das Murtal weiter unterhalb bei Judenburg und Anzmarkt, wo im Schutze der hohen Wölzer Alpen der Jahresniederschlag unter 800 mm sinkt. Da hier auch die Winterkälte nicht so streng und anhaltend ist, beträgt die Dauer der Schneedecke weniger als 3 Monate. Besonders gering ist sie in Frauendorf, das nur 66 Tage mit Schneedecke verzeichnet, allerdings in Südaussetzung. Das ganze obere Murtal bildet also eine Zone mit relativ kurzer Andauer in Anbetracht einer Seehöhe von 600 bis 1000 m. Ähnliche Schneeverhältnisse wie im Murtal treffen wir in dem niederschlagsarmen Gurktal, im Lavanttal, sowie in dem nur 400 bis 500 m hoch gelegenen Klagenfurter Becken; dessen Klima und seine Wirkung auf die Dauer der Schneedecke wurde oben bereits behandelt. Ende November bildet sich hier die erste Schneedecke, Ende März verschwindet gewöhnlich die letzte zusammenhängende Schneebedeckung. Die mittlere marginale Schneehöhe beträgt in Klagenfurt 55 cm. Die niedrigen, meist dicht bewaldeten Höhenzüge des Klagenfurter Beckens heben sich durch eine längere Andauer heraus. Wie aus den Beobachtungen von Nadsberg hervorgeht, währt beispielsweise auf der Sattnitz die Schneebedeckung länger als 100 Tage.

Die über 2000 m aufsteigenden Gurktaler und Lavanttaler Alpen sind das Gebiet der „Nocke“, der „Kogel“ und der „Alpen“, das heißt runder, von ausgedehnten Almweiden bedeckter Gipfel, die im Winter ein hervorragendes, vielbesuchtes Schigelande bilden¹⁾. Sie sind in den höheren Lagen recht schneereich, denn auf den Bergen macht sich die von den beiden Luvseiten der Alpen weit entfernte Lage viel weniger bemerkbar als in den Tälern. Daß aber auch hier die Nordwestseite der Gebirgszüge im Schneeluv liegt, ergibt sich aus den Beobachtungen mit großer Deutlichkeit. Die Innere Kremsalpe, 1467 m, in einem nach Westen geöffneten Tal der Turracher Alpen gelegen, hat 167 Tage mit Schneedecke. Inner-Teuchen, 1220 m, im Lee des Wöllaner Nock, weist nur eine Andauer von 120 Tagen auf, was reichlich 3 Wochen unter dem dieser Seehöhe entsprechenden Wert liegt. Aus dem gleichen Grunde ist in den Tälern, die nach Osten zum Gurktal hinabführen, die Dauer der Schneedecke unternormal. Die Schneedeckenzeit währt in 1200 m gewöhnlich von Mitte November bis Mitte April, während welcher Zeit alle dieses Niveau überragenden Berge mit nur kurzen Unterbrechungen in schneeiges Weiß gehüllt sind.

Roralpe, Padalpe, Stubalpe, Gleinalpe und Fischbacher Alpen umschließen als Steirisches Randgebirge das Grazer Hügelland. Diese nur zum Teil über 2000 m aufragenden waldreichen Gebirgsgruppen erhalten im Winter ebenfalls bedeutende Schneemengen.

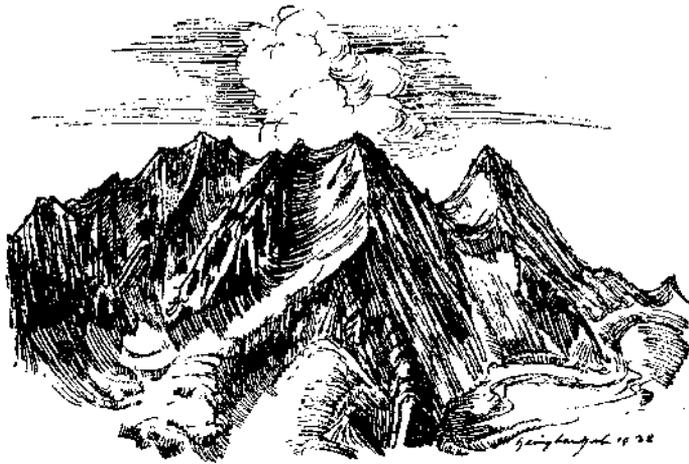
Wie die Niederschlagskarte der Alpen von Knoch und Reichel zeigt, ist der Ostrand des Gebirges im Raab- und Murgebiet feuchter als weiter im Norden am Wiener Becken. Die aus Süden und Osten kommenden Winde stauen sich vor dem Ostabfall der Kor- und Gleinalpe, der unter ihrem Einfluß zur Luvseite wird. Die Dauer der Schneedecke im Steirischen Randgebirge erreicht daher auf den Höhen ganz normale, der Seehöhe entsprechende Werte. Der Schräflhof, 1320 m, in der Roralpe liegt reichlich 5 Monate unter einer Schneedecke, deren Mächtigkeit $1\frac{1}{2}$ m erreichen kann. Schon in 1200 bis 1300 m Höhe beträgt die Andauer 5 Monate. Die tieferen Täler bleiben freilich weit dahinter zurück, da sie nicht nur wärmer, sondern auch trockener sind. Besonders die Täler der Mur und Raab sowie ihrer größeren Nebenflüsse bilden schneearme Striche. Graz selbst hat bei einem relativ milden Winter und einem zeitigen Frühling mit rasch steigender Temperatur 64 Tage mit Schneedecke. Die mittlere marginale Schneehöhe beträgt hier 28 cm. Das Einschneien erfolgt durchschnittlich am

¹⁾ Vgl. die Aufsätze von P. Kollmann, Schneeschuhfahrten im Nockgebiet. Zeitschr. des D. u. O. U.-V. 1923, S. 35, und M. Mayer: Rätner Schiberge. Zeitschr. d. D. u. O. U.-V. 1934, S. 107.

30. November, das Verschwinden der letzten Schneedecke am 2. März. Das Raabgebiet ist gemäß den höheren Niederschlägen schneereicher als das Wiener Becken, wie namentlich die ungarischen Stationen Döbör und St. Gotthard zeigen. Sowohl die Schneehöhen als auch die Dauer der Schneedecke ist hier erheblich größer als im Wiener Becken. Raabgebiet und Wiener Becken werden durch ein Gebirgsland getrennt, das sich vom Wechsel, dem bekannten Schigebiet der Wiener, weit nach Osten in das mittlere Burgenland vorschiebt und eine drei- bis viermonatige, im Wechsel selbst eine über fünfmonatige Dauer der Schneedecke aufweist.

Schriftenverzeichnis

28. N. Krebs: Die Dachsteingruppe. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1915.
 29. H. v. Ficker: Klimatographie von Tirol, Wien 1909, S. 9.
 30. F. Steinhäuser: Ergebnisse neuerer Beobachtungen über die Niederschlagsverhältnisse im Sonnblickgebiet, 41. Jahresbericht des Sonnblickvereins für 1932.
 31. W. Conrad: Klimatographie von Kärnten, Wien 1913, S. 94.
 32. N. Krebs: Die Ostalpen und das heutige Österreich, Stuttgart 1928.



Von den Pflanzen des nivalen Lebensraumes

Von Volkmar Vareschi, München

In den Farben der Bracherde liegen die Ader, manchmal mit dem gelben Gespinnst erster Stoppeln überzogen. Auf den gewölbten Hügeln zittern die Blüten im Frühwind. Im Wald leuchten die Farnstämme wie rote Säulen auf dunklem Grund. Riesengroß ist der Wald. Voller Leben. Weit hin geschwungen um den Fuß der Berge. Oben, nahe seiner Grenze, ducken sich niedere Hütten. Darüber Alpenmatten, die erlahmte Disteln und zertretene Germerstaude tragen und kurz abgeweidetes Gras. Verblühte Alpenrosensträucher hocken, wie dunkle Rücken zwischen Viehsteiglein gewölbt, an den Hängen. Schutthalben mit allerlei Kraut fließen nieder von grauen Felsstellen. Dies alles ist aus unserer Welt.

Über dieser Welt aber steht eine Burg aus Blau: die Berge im ewigen Eis. Der Föhn tieft ihre Schatten aus. Kalt und grell ist die Lausur des Sonnenlichts auf ihrem Firn. Ader, Wald und Weide sind wie ein vergangener Traum. Hier gilt nur mehr die Starre der Felsen, der gläserne Spiegel des Schnees und das heraldische Blau des Himmels über allem. Hier sind die Farben des Lebens verlöscht, es gelten nur mehr die kalten Töne, die aus dem Weltraum herüberstrahlen. Es herrscht ein anderes, ein eifiges Gesetz, und das Leben ist höchstens ein bescheidener Gast in den gewaltigen Heimstätten der toten Höhen. Während unten im Tal der Hochsommer prahlt, schmilzt hier noch der Schnee, für kurze Frühlingstage und ein paar Wochen Sommer und Herbst.

Wo ist die Grenze zwischen diesen beiden Welten? Wo beginnt die Herrschaft des ewigen Schnees? Wo endet das Hoheitsrecht der grünen Matten? Zahlen versagen. Übereinkommen sind nur Hilfsmittel, ergeben nur Näherungswerte. Solch ein Übereinkommen lautet: die klimatische Schneegrenze verläuft dort, wo die jährliche Sonnenwärme gerade nicht mehr ausreicht, um auf ebener Fläche den Schnee fortzuschmelzen. Das ergibt eine in den höchsten Zentralalpen über 3000 m Höhe liegende Grenze, und in den Voralpen einen etwa 500 m tiefer liegenden Verlauf.

Diese Grenze ist für jede Gebirgsgruppe mit einer großen Genauigkeit festgelegt. Trotzdem reichen dauernde Schneeflecken auf ebenen Flächen an klimatisch ungünstigen Stellen viel weiter hinab. Trotzdem reichen die Vorposten des Lebens weit in das Todesreich der Schneestufe hinauf. Die höchsten Berge der Welt tragen noch pflanzliches Leben, und wenn es nur die starren Krusten der Flechtenwiesen sind. Auch Blütenpflanzen dringen tief in das Ewigschneegebiet. Die höchststeigende Blütenpflanze der Erde, das moosartige Sandkraut, hat Wollaston auf der Mount-Everest-Expedition 1921 gesammelt. In 6223 m Höhe! So hoch wie auf dem „Dach der Welt“ steigen die höchsten Blütenpflanzen der Alpen nicht. Den absoluten Höhenrekord hat der Gletscherhahnenfuß, *Ranunculus glacialis*, am Gipfel des Finsteraarhorns bei 4270 m erreicht. Eine Elite von nur neun Pflänzchen übersteigt die 4000-m-Grenze. Jeder Bergsteiger sollte diese tüchtigsten Pioniere des Lebens auf den eifigen Viertausendern kennen. Ihre Namen und höchsten Fundorte sind:

1. *Ranunculus glacialis*, Gletscherhahnenfuß (bis 4270 m am Finsteraarhorn).
2. *Achillea atrata*, Geschwärzte Schafgarbe (ebendort).
3. *Saxifraga muscoides*, Moos-Steinbrech (4200 m am Matterhorn).
4. *Saxifraga biflora*, Zweiblütiger Steinbrech (ebendort).

5. *Gentiana brachyphylla*, Kurzblättriger Enzian (ebendort).
6. *Androsace alpina*, Alpen-Mammschild (4043 m am Lauteraarhorn).
7. *Phyteuma pedemontanum*, Piemont-Rapunzel (4010 m am Matterhorn).
8. *Saxifraga bryoides*, Moos-Rauhsteinbrech (4000 m am Finsteraarhorn).
9. *Saxifraga moschata*, Moschus-Steinbrech (ebendort).

Das sind die obersten Alpenvorposten! An Pflanzen, die überhaupt die Schneegrenze übersteigen, zählt man, nach den Forschungen von Heer, Braun, Jaccard, Vaccari und von Klebelsberg 263! Aber nur etwa 80 Arten unter diesen sind wirklich auch heimisch in jenen Höhen. Die übrigen versteigen sich nur gelegentlich dort hinauf oder können sich nur dadurch halten, daß ständig aus den klimatisch milderen, tieferen Lagen neuer Zuzug kommt. Nur Pflanzen, die ihren ganzen Lebenszyklus in der kurzen Vegetationszeit von durchschnittlich zweieinhalb Monaten abschließen, also reife Früchte erzeugen, dürfen als rechte „Nivalpflanzen“, Pflanzen der Schneestufe, angesprochen werden! Es sind dies etwa 16 grasartige Gewächse (*Gramineen*, *Cyperaceen*, *Juncaceen*), einige Weiden und der Zwergwacholder (als einzige Holzpflanze), einige Kreuzblütler und Nesselgewächse, etwa ein Duzend Steinbrecharten, vier Arten von Primeelgewächsen, zahlreiche Korbbblütler und einzelne Vertreter von einigen weiteren Familien.

Unter welchen Bedingungen erkämpft sich nun diese wetterharte Gesellschaft ihr Leben? — Nach 9—10 Monaten Winter schmilzt der Schnee an ihren Standorten ab. Auf die Pflänzchen, die im Dämmern der Schneedecke ausgeharrt haben, fällt plötzlich die brennende Hochsommer Sonne mit ihrer, für das Hochgebirge typischen, intensiv wirkenden Strahlung. Und in den Nächten wechselt mehr oder weniger regelmäßig mit dieser Hitze der Frost. Auch in der kurzen Vegetationszeit fällt, falls sich Niederschläge bilden, $\frac{9}{10}$ derselben in Form von Schnee und Hagel. Die Luftfeuchtigkeit schwankt so rasch und stark, daß allein dadurch Pflanzen aus der Ebene in kürzester Frist zum Welken gebracht würden! Der ärgste Feind der Hochgebirgsflora ist der Wind. Mit ungeheurer Kraft peitscht er um Gipfel und Halben, schädigt die Vegetation durch den feinen Schleiffand oder durch das ebenso gefährliche Schneegebläse, reißt und zerrt an jedem Blättchen, das aus dem Fels hervorragt, saugt durch seine trocknende Wirkung das lebenswichtige Wasser aus den Geweben und entzieht gleichzeitig die kostbare Wärme. Oft ist dabei der Boden gefroren. Der Wasserstrom der Pflanzen kommt ins Stocken: Sie können aus dem vereisten Grund nichts mehr aufsaugen, aber der Wind fährt fort, das Wasser ihrer Gewebe zu trinken. Der letzte Saft in den lebenden Zellen kristallisiert zu Eisknadeln. Sie müssen der Kälte und Dürre erliegen. Die welken, toten Blattreste führt der Wind dahin, wieder einmal war ein Kampf vergebens. — Aber dicht daneben, wo ein kleiner Stein ein Pflänzchen, wenn auch noch so dürftig, vor dem Windangriff beschützte, hat das Leben gesiegt. Ein paar abgefrorene Triebe hängen zwar auch dort wie traurige Fähnchen weiß und braun — aber in ihrem Herzen lebt es noch: Ein grünes Spitzchen! Ein winziges Democh!

Jeder Vegetationstag wird genützt. Frühling, Sommer und Herbst, Zeit des Austreibens, Aufblühens, der Befruchtung, der Samenreife und Samenausfaat, — alles muß in etwa 2—3 Monaten geschehen sein! Und wie oft unterbrochen von Wetterstürzen, wie oft bedroht von Lavinengelege, von Sturzbachkatastrophen und Steinschlag! Jäh fällt der Winter wieder ein und unterbricht die kurze gute Zeit für wieder oft 10 lange Monde. An manchen Stellen bleibt der Schnee nicht liegen. Dort dauert zwar die Alperzeit länger, oft, an überhängenden Felsen oder windabgeblasenen Graten, das ganze Jahr hindurch. Solche ständig schneefreien Orte bieten trotz der längeren Vegetationszeit keinen Vorteil, sie sind nur sehr schwer zu besiedeln. Bis zu 40 Grad Kälte und eine Windgeschwindigkeit bis zu 45 Meter-Sekunden, Windschliff und die

scharfe Strahlung des meist wolkenlosen Winterhimmels monatelang ertragen, das können nur ganz wenige Einzelgänger unter den Alpenpflanzen. Aber die können es!

Von den interessantesten Pflanzen der Schneestufe unserer Alpen wollen wir uns ein paar typische und auffallende Vertreter näher ansehen. Es lohnt sich!

1. **Krautweide**, *Salix herbacea* (3350 m am Theodulpaß, Abb. 1)¹⁾.

Eine Zwergweide, deren Holzstamm tief im Schutt oder in den Spalten des Gesteins verborgen lebt und eine der wenigen Holzgewächse der Schneestufe! Nur noch die stumpfblättrige und die nehlblättrige Weide und der Zwergwacholder steigen mit ihr in diese Regionen hinauf. Ebenso, aber nur wenig, überschreiten die Krähenbeere und einige Ericaceen ausnahmsweise die Schneegrenze.

Der Standort auf unserem Bild ist typisch für die höchsten Vorposten der Krautweide: eine stark besonnte, im Winter durch mächtige Schneelager geschützte Spalte wird ihrem ganzen Verlauf nach durchwachsen von dem unterirdischen Stämmchen. Zwischen je 2 bis 4 zierlichen, kreisrunden Blättchen stehen, gleich hoch wie diese, die winzigen Weidenkätzchen, die Blütenstände. Linné nannte diese Pflanze mit Recht den kleinsten Baum der Erde! Den übrigen Teil des Felsens bestedeln die wahren pflanzlichen Beherrscher dieser Höhen: bunte Flechten mit dunklen Fruchthäufchen!

Tiefer unten bewohnt die Krautweide alle möglichen Standorte; sie überwächst als ein Teppich die Formation der Schneetälchen — man hört förmlich das typische Rascheln unter den Benagelten! —, sie durchsetzt die Krummseggenrasen, sie scheut auch Schneeböden nicht. Erst an der oberen Grenze ihres Vorkommens wird sie wählerischer, besonnte Spalten sind ihr dort am liebsten!

30 bis 40 Jahre alt wird solch ein Stämmchen, und nicht selten zählt man 50 Jahresringe!

2. **Immergrüne Hungerblume**, *Draba aizoides* (3400 m, Pointe de l'allée, Abb. 2).

Die häufigste von den 7 Hungerblumenarten der Schneestufe ist die Immergrüne. Sie gehört zu den sichersten Blüchern der großen Höhen. Im Herbst schon sind die Knospen für das Folgejahr vorbereitet. Ob nun das Pflänzchen eingeschnitten wird für lange Zeit, oder den ganzen Winter über Sturm und Frost ausgesetzt bleibt: diese Knospen überstehen die ungünstigste Jahreszeit wohlbehalten! Sie sind von einem engen Kranz grünbleibender Blättchen umgeben und geschützt von einem älteren und abgestorbenen Schopf. Raum ist der Frühling in die Schneestufe eingezogen, an manchen Stellen vielleicht erst im späten Juli, beginnt das Blühen auf eine eigene Art. Die Knospe bleibt noch geschlossen, nur drängt sich aus ihrer Spitze der kleine Griffel ins Freie und wartet mit ausgereifter papillöser Narbe auf Bestäubung, während die Staubgefäße noch ungerieft und an kurzen Filamenten im Knospengrund ruhen. Wenn jetzt Insekten auf ihrem Honigbummel von offenen Hungerblumen mit offenen Staubbeuteln bei dieser Blüte ankommen, müssen sie die ersuchte Fremdbestäubung vermitteln. Die also bestäubte Narbe wird rasch empfängnisunfähig, und nun öffnen sich die Blüten in goldgelber Pracht. Jetzt kommen auch hier die Staubgefäße zur Reife und finden sicher einen Liebesboten, der ihren kostbaren Staub für andere noch knospende Schwestern mit sich nimmt. So bleibt es eine kurze Zeit,



Abb. 2. Hungerblümchen

¹⁾ In Klammern beigelegt den höchsten Fundort der betreffenden Pflanze in den Alpen!

besonders bei schönem Wetter spreizen die Blütenblätter weit ab, und der Honig liegt da als offene Ladung. Fällt aber die Blühzeit in eine ausgesprochene Schlechtwetterperiode, so ist auch für diesen Fall vorgesorgt: die Blüten öffnen sich nicht! Die aus der Knospe ragende Narbe bleibt zunächst unbestäubt. Aber nach einigem Warten wachsen die Staubgefäße heran, drängen sich zwischen den eng stehenden Kronblättern und dem Griffel ins Freie und bestäuben dabei die eigene Narbe! So ist auf alle Fälle für Samenanfang gesorgt! Nun muß dieser Sommer nur noch Zeit zum Ausreifen geben. Auch hierfür besteht eine besondere Anpassung: meist reicht ja die kurze Vegetationszeit nicht aus zum Reifwerden. Da hat die Hungerblume ihre eigene List: der alte Blütenstiel stirbt ab, bleibt aber trotzdem hochsteif und dürr auf seiner Blattflette stehen und hält sein rundes Duzend kostbarer Lebenskeime in die Luft. Jeder Sonnenstrahl, der — oft lang nach der Vegetationszeit — auf die Samen fällt, muß so noch zur Nachreife herhalten, auch dann, wenn das Mutterpflänzchen selbst schon unterm Schnee begraben liegt. Diese Anpassung ist bei Nivalpflanzen sehr verbreitet. Rund die Hälfte von ihnen ist — wie man treffend sagt — „Wintersteher“.

Auch für die Verbreitung der endlich ausgereiften Samen ist bestens gesorgt. Sie sind so klein, daß der Wind sie weithin herumträgt und sie haben eine schleimig aufquellende Schale, die es ihnen ermöglicht, sich an vorbeistreichende Tiere oder an glatte Felswände anzukleben. Freilich, es gibt nicht viele Nivalpflanzen, die derart vorzüglich, wie das Hungerblümchen, zur Vermehrung durch Samen gerüstet sind!

3. Zottige Gemswurz, *Doronicum Clusii* (3500 m am Monte Rosa, Abb. 3).

Blühende Gemswurz in der Nivalflora zu finden, überrascht immer wieder. Nichts von der gedrückten Kleinheit der meisten Hochalpenpflanzen ist an ihr zu sehen; 10 bis 40 cm hoch wird dies Gewächs. Da ist dichtes Krautwerk, da sind hohe Stengelschäfte mit großen, goldenen Blütensonnen. Und dennoch sind es echte Hochalpenkinder, die nirgends bis zur Waldgrenze herabkommen, deren ganzer Lebenszyklus sich dort oben abspielt bis zur ausgereiften Frucht, und die sich ohne Zugzug aus den tieferen Lagen dort oben halten können. Freilich, auf eins kann die Gemswurz da droben nicht verzichten: auf ausgiebige Schneelagen während des Winters. Auf den flachen, feuchten Grobschutthalden, auf den Moränenhängen und Felsgefässen, die sie mit Vorliebe bewohnt, findet sie diesen Schneeschutz vor Wind und Frost überall. Die Zottige Gemswurz wächst nur auf kalkarmem Gestein. In den Kalkbergen wird sie durch eine nahe verwandte Art, die Großblumige Gemswurz, *Doronicum grandiflorum* Lam., vertreten. Auch diese Verwandte gehört zur Nivalflora.

4. Schweizer Mannschöld, *Androsace helvetica* (3500 m am Theodulpaß, Abb. 4¹⁾).

Seit Stunden hält uns der Gletscher zurück. Wir kämpfen gegen steile Eiswände an, springen über klaffende Spalten, umgehen weite Klüfte und überwinden schließlich auf steilen Brücken den Bergschrund. — Die Kalkklippe, die da aus dem starren Meer aus Eis aufragt, ist genau so ohne Leben wie das Eis selbst: unnahbar, von allen Winden gepeitscht, zerlegt von Sand- und Schneeschliff, zernagt von Frost, Steinschlag und Lawinen. Wir steigen in die Nordwand ein. Über uns — 3300 m hoch — stehen dunkel vor dem blendenden Himmel die phantastischen Gratburgen. Zwischen den Sinnen stöhnt und pfeift der Höhenwind.

Es ist heut ein Schönwettertag. Wie mag's hier oben erst sein, wenn in eifigen Winternächten der Wind mit Bierzigsekundenmetern um die Klippen braust! Wenn die

¹⁾ Der hier angegebene Text ist dem Buche „Der Berg blüht“, das von demselben Verfasser im Verlag Brudmann erschienen ist, entnommen.

weiße Hölle alle ihre Eisbestien losläßt und sie sich aufheulend in die Gratzaden verbeißen, wenn sie an den Eistürmen rütteln und der Steinschlag in den Bergflanken poltert.

Kein Wunder, daß hier endlich das Leben besiegt ist, daß die Wände ohne Blütschmuck dastehen, die Schutthalden aus losen Scherbensteinen unter den Steinschlagrinnen liegen und der Grat aus nacktem Fels besteht, ohne die Gnade des Lebens . . .

Stunden später sind wir auf diesem Grat.

Wir grüßen die Sonne, die, schräg einfallend, den überall angewitterten Fels bestrahlt. Wir schauen hinunter nach beiden Seiten: Eis — Schnee — Fels. Weit draußen im Blau die andern Berge: Eis — Schnee — und Fels. Über schon drängt uns der reizende Wind wieder zum Weiterklettern. Noch einmal schau ich zum Rastplatz zurück:

. . . Und damals hab ich etwas entdeckt, was in dieser Bergwüste ein erschütterndes Erlebnis war.

In eine Spalte im Steingrad gepreßt — eine blühende Kugel! Eine Kugel, halb im Stein verborgen, halb frei herausgewölbt aus der Wand, von der Sonne seitlich überstrahlt, überschüttet von weißen und ganz zart hellroten Blüten! Ein winziger Globus für sich, der selbst lebend und Leben bergend in der einsamen Starre der Höhe sein Dasein erfüllt, wie unsere Erde mit all ihrem Leben durch den toten Weltraum irrt. Ein Kugeltwesen, aus sich heraus gerundet, durch sich selbst fähig, aller Unbill zum Trotz weiterzukämpfen, weiterzuleben und — zu blühen.

Im Herzen dieser Kugel laufen alle Strahlen, die als Ästchen mit winzigen Blättern den Kugeltkörper bilden, zusammen, dort entspringt auch die lange Pfahlwurzel, die tief hinein in die Felspalten führt zu verborgenen Wasserstellen und verlorenen Erdkrümelchen. Dort hat auch, vor einem halben Menschenalter etwa, das Leben begonnen. Ein Ästchen kam neben dem andern aus dem Keim. Jedes blieb gleich lang wie das andere. Der Zuwachs nach außen war für alle gleich klein jedes Jahr. Die Blättchen des letzten Jahres wurden nicht etwa abgeworfen und vom Winde verblasen, sondern sie blieben im Innern der Kugel aufbewahrt. Jedes Erdstäubchen, das auf die Kugel fiel, wurde überwachsen und blieb erhalten. Ja, schließlich entsprangen aus den Ästchen eigene Würzelchen, die dazu da waren, die Blattreste wieder zu verwenden. Das ganze war wie ein kleiner Schwamm, der gierig Wasser aufsaugte und nur langsam wieder abgab. Das half weg über die dürrn Zeiten, wo Wind und Sonne den Polster dörrten, und das wenige verdunstete Wasser verursachte gleichzeitig eine Abkühlung; denn die Temperatur könnte bei der starken Bestrahlung sonst leicht so hoch steigen, daß der Lebenssaft gerinnt, erstarrt. Auch seine Haare, die in dichtem Filz besonders die Sproßspitzen schützen, sind da. Und schließlich gibt die kugelige Form eine so geringe Oberfläche für Verdunstung und Unwitterung frei als nur möglich. Die Kugel ist ja derjenige Körper, der bei gegebenem Volumen die geringste Oberflächenentwicklung hat.

Und im Innern der Kugel ist es eine kleine Welt für sich: da schwanken die zarten Schiffchen der Kieselalgen um Bodentrümen, da rudern und kriechen mikroskopische Wimpertierchen. Amöben tasten sich mit winzigen Schleimflüssen durchs Labyrinth der Fasern, Erdteilchen und Würzelchen. Käbertiere leben in Wassertropfen, die tief im Polster zwischen dem Gewirk hängen, und Fadenwürmer zucken eilig, wenn eine dicke Landmilbe ihre verborgene Stille stört . . .

Diese Lebensform des „Kugelpolsters“ lehrt bei vielen Nivalpflanzen wieder: außer bei anderen Mannschildarten auch bei Mieren (*Minuartia*) und Steinbrecharten.

5. Behaarte Schlüsselblume, *Primula hirsuta* (3600 m am Monte Rosa, Abb. 5).

Die Blüten dieser Primel sind beinahe größer als die ganze Pflanze. Prachtvoll rot sind sie gefärbt, und im Herbst, wenn statt der Blüten die aufrechten Fruchtkapseln be-

reit stehen, leuchten die Blätter in tiefem Purpur. Die Blumentelche tragen einen hellen Fleck um den Schlundring, der den Insekten den Eingang zum Honig weist. Auf unserem Bild unterscheidet man deutlich zweierlei Blüten: bei den einen sieht man die Staubgefäße hervorragen, bei den anderen scheinen diese zu fehlen, sind aber in Wirklichkeit nur tiefer unten in der Blumenkronröhre verborgen, während der Griffel, der in diesem Fall an die Stelle der Staubgefäße gerückt war, bereits seine Funktion erfüllt hat, zusammengeschrumpft ist und daher der Schlund leer aussieht. Diese Erscheinung, daß bei der gleichen Art bald die Staubgefäße, bald die Stempel an derselben Stelle abwechseln, ist allen Primelarten der Alpen gemeinsam. Ihr Sinn ist, Fremdbestäubung zu begünstigen: mit demselben Fleck des Insektenkörpers, auf dem bei der einen Blüte der Blütenstaub abgestreift wurde, kommt ja bei der anderen Blüte der Stempel in Berührung!

Außer der Behaarten Primel ist noch die Klebrige Primel, *Primula viscosa*, im Nivalgebiet heimisch und reift wie sie dort noch ihre Früchte aus. Andere Primelarten, *Primula integrifolia*, *glutinosa*, *farinosa* und *minima*, sind zwar häufig noch in den großen Höhen anzutreffen, sind aber höchstwahrscheinlich auf erneuernden Zustrom aus tieferen Lagen zu ihrer dauernden Erhaltung angewiesen.

6. Moos-Steinbrech, *Saxifraga bryoides* (4000 m am Finsteraarhorn, Abb. 6).

Als Vertreter der 18 nivalen Steinbrecharten und als eine der höchststeigenden Alpenpflanzen überhaupt leuchten uns aus unserm Bild die weißgelben, goldig betupften Blütensterne des Moos-Steinbrechs entgegen. Die Knospen hängen vor dem Erblühen ihre Köpfschen nach unten. Das flache Polster der beblätterten Triebe schmiegt sich, wirklich wie ein Moosrasen, dem Boden an. Teile dieses Polsters findet man als sogenannte „Schneeläufer“ oft kilometerweit von ihrem ursprünglichen Standort vertragen. Diese Vermehrungsweise ist wiederum für eine ganze Reihe von Nivalpflanzen typisch und besteht sehr einfach darin, daß sich Teile des Rasens vom Wind ablösen lassen, weithin über die Schneeflächen verblasen oder gerollt werden, bis sie nach einiger Zeit auf offenen Boden stoßen und sich dort verwurzeln.

Keiner der zahlreichen Pionierasen der Schneestufe entbehrt diese schönen hellen Steinbrechblüten. In Krummschlegelrasen, in der Gesellschaft des Rastrieds (*Elyna myosuroides*), in den obersten Blaugrashalden und in den verschiedensten Blütenpolstern der Felsen tauchen sie als Begleiter anderer Nivalpflanzen auf. In den höchsten Regionen ist der Moos-Steinbrech oft nur mehr mit Flechten und Moosen vergesellschaftet.

7. Kriechendes Benediktenkraut, *Sieversia reptans* (bis 3800 m am Monte Rosa, Abb. 7).

Eine fröhliche Überraschung in öden Grobschutthalden sind immer die grün-goldenen Inselchen des Benediktenkrautes. An manchen Stellen ist jede Pflanze zu einer kleinen Kolonie ausgewachsen. Mitten in einem Strahlenkranz roter, weithin kriechender Ausläufer steht das Gewirk der formschönen Blätter, und über ihnen die vielen, vielen Blütenräder oder die steifen Schöpfchen der Fruchtperücken, je nach der Jahreszeit. Hundert Blüten an einer einzigen Pflanze sind gar keine Seltenheit, die sieben Blüten auf unserem Bild sind nur erst ein Anfang! Immer wieder ist man verblüfft, inmitten der toten Geröllflächen auf so üppiges Krautwerk zu stoßen.

Das Benediktenkraut ist ein Vollbürger der Nivalstufe. Für seine Erhaltung sorgen die oft meterlangen Ausläufer und die Samen, die durch eine lange, behaarte, rotseidig glänzende Granne eine gute Flugfähigkeit besitzen. Versuche über die Keimfähigkeit dieser Samen ergaben ein für Nivalpflanzen sehr gutes Resultat: je nach dem Standort, von dem die Samen stammten, keimten 36 bis 84 Prozent aus.

Die kleinen Fruchtperleiden sind ein natürliches Hygrometer für den Bergsteiger: in feuchter Luft drehen sich ihre Haarschöpfe eigenartig spiralig ein, in trockener Luft stehen sie zerzaust und regellos nach allen Seiten in die Winde.

8. Himmelsherold, *Eritrichium nanum* (bis 3620 m am Weißtor, Wallis, Abb. 8¹⁾).

Es gibt in der Nivalstufe noch viele Blütenpflanzen. Aber es gibt keine einzige Blütenpflanze, die eine Nivalpflanze im engsten Sinne wäre. Alles, was dort oben wächst und blüht, kommt auch in tieferen Lagen vor. Unser Hungerblümchen zum Beispiel ist von den eisigen Höhen über 3000 m an nach unten verbreitet bis in die bayerische Ebene, und noch bei Regensburg steht ein Fels, der sogenannte Drabafelsen, wegen seines hochalpinen Gastes unter Naturschutz. Im Durchschnitt steigt die Nivalflora bis in die alpine Stufe, bis zur Waldgrenze also, herab.



Abb. 8. Himmelsherold

Unser Himmelsherold aber gehört zur hochalpinen Elite. Fundstellen unter 3000 m gehören zu den Seltenheiten, am häufigsten wächst er im Gebiet der Schneegrenze, und gewiß ist ein Gutteil des eigenartigen Reizes dieser Pflanze neben ihrer Schönheit ihrem einsamen, hohen Standort zuzuschreiben. Eine Begegnung mit dem Himmelsherold gehört zu den

schönsten Erlebnissen des Bergsteigers. Mitten im wildesten Gewand grauschwarzen Urgesteins leuchtet er einem plötzlich entgegen: brennend söhnhimmelblaue, vergiftmeinnichtähnliche, herrlich duftende Blüten auf graugrünen, lockeren, samthaarigen Blattfässen, in jedem Kelchgrund ein goldorangefarbener Keis über den versteckten Staubgefäßen: wirkliche Herolde des höchsten Bergsonnengoldes und des tiefsten Bergsommerhimmels.

9. Schwarze Edelraute, *Artemisia Genipi* (bis 3800 m an der Grivola, Abb. 9).

Während das Edelweiß nur selten die Schneegrenze übersteigt und in der Nivalflora nur ein Gelegenheitsgast ist, sind die Edelrauten, besonders die Schwarze Edelraute, oft und für dauernd im Ewigschneegebiet zu finden. Die dichte, weißlichglänzende Behaarung wird als Schutz vor der in der starken Strahlung und bei der raschen Luftbewegung sehr intensiven Verdunstung gedeutet. Wahrscheinlich lockt das in der Sonne weithin aufleuchtende Pelzchen auch die Bestäuber heran. Die auf unserem Bilde tiefhängenden Ähren der Korbblietler richten sich während der Hauptblühzeit auf und verharren in dieser Haltung als „Wintersteher“ über die Vegetationszeit hinaus.

10. Gletscherhahnenfuß, *Ranunculus glacialis* (bis 4270 m am Finsteraarhorn, Abb. 10).

Der Gletscherhahnenfuß ist nicht nur die höchststeigende Blütenpflanze Europas, sondern auch eine der rätselhaftesten und anregendsten von allen Alpenpflanzen. Lindt, ein Schweizer Apotheker, berichtet über sie: „Am 3. September 1872 (nach einem besonders warmen Sommer) war der sonst unwirtliche Felsentamm vom Hugi-Sattel bis zum Gipfel des Finsteraarhorns, also von 4000 bis 4275 m, mit blühenden Phanerogamen geziert. Es fanden sich *Saxifraga bryoides* und *muscoides*, *Achillea atrata*

¹⁾ Die Abbildung ist aus dem S. 13 (Anmerkung) genannten Buch entnommen.

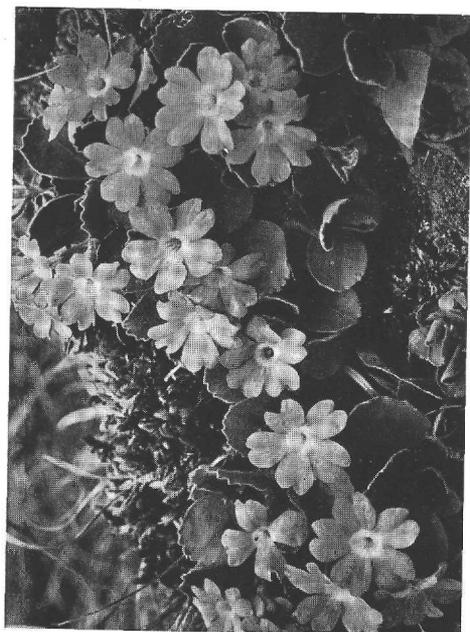


Abb. 5. Behaarte Schlüsselblume



Abb. 10. Stetschertshuenfing

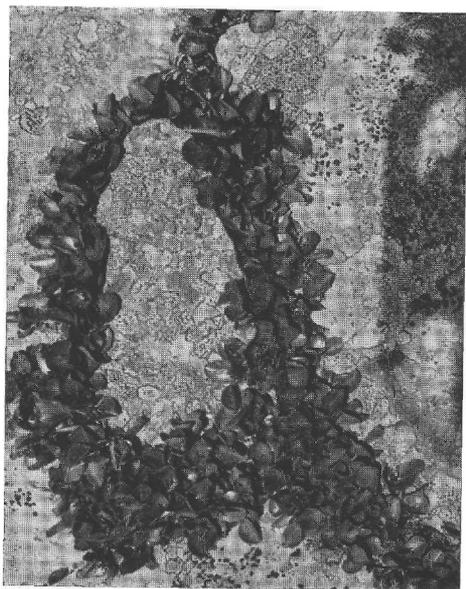


Abb. 1. Krautweide



Abb. 6. Moos-Steinbrech



Abb. 3. Zottige Gemswurz

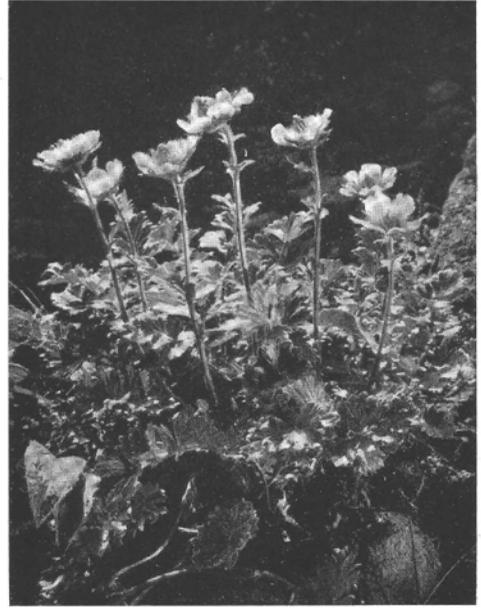


Abb. 7. Benediktenkraut

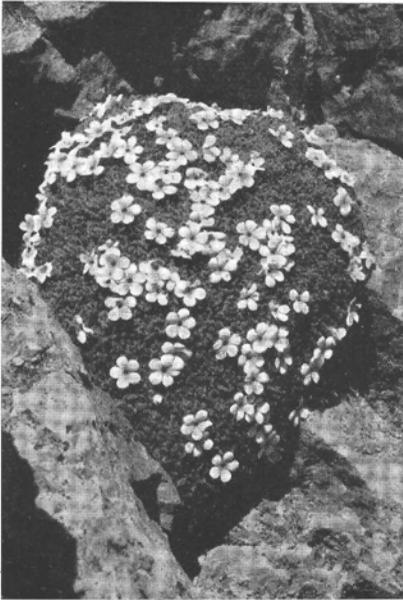


Abb. 4. Schweizer Mannschild

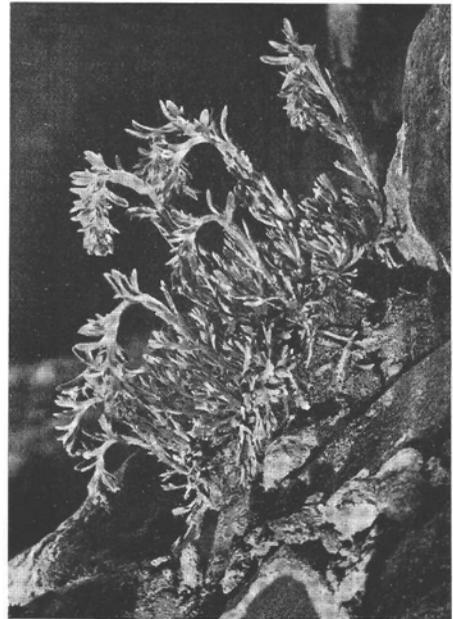


Abb. 9. Schwarze Edelraute

und besonders zahlreich *Ranunculus glacialis*, welcher in vollkommenen Exemplaren auf dem Gipfel selbst bis 4275 m gepflückt wurde.“ — Im darauffolgenden Jahr fand Calberla den Gletscherhahnenfuß wiederum bis 6 m unter den Gipfel hinauf blühend. Auch aus anderen Teilen der Alpen sind Funde in außerordentlich großen Höhen bekannt. Am Großglockner traf v. Klebelsberg *Ranunculus glacialis* 900 m über der dortigen Schneegrenze bei 3790 m an.

Das Rätselhafte an diesem höchsten Vorposten des Lebens ist nun, daß er scheinbar ohne jede Anpassung an seinem extremen Standort auskommt. Die zarten Blüten sind nicht an den Boden geduckt, die Blätter ohne dichte Behaarung, der Wuchs weder spalterartig wie bei den Kriechstauden, noch polsterförmig wie bei den Mannschildarten. Gerade die höchste Pflanze Europas zeigt von den bekannten Anpassungsmerkmalen der Alpenpflanzen nichts!

Wir müssen schon zu einer — vorläufig noch unbewiesenen — Theorie greifen, um dieses Rätsel zu lösen: wir nehmen an, daß die Anpassung ihren Sitz im Lebensstoff selbst, im Plasma habe, und dieses „konstitutionell“ eine so starke Widerstandskraft gegen die Wetterunbill besitze. Einen weiteren Hinweis gibt der Standort selbst: überall dort, wo der Gletscherhahnenfuß in großen Höhen vorkommt, bewohnt er von Schmelzwasser dauernd berieselte oder zum mindesten dauernd feuchte Grobschutthalden, so daß er an dem Wichtigsten, dem Wasser, keinen Mangel leidet. — Andere vermuten, daß die Pflanze ihre Widerstandskraft dadurch mehre, daß die in den Blättern vorhandene Stärke größtenteils in Zucker verwandelt würde, ein chemisches Schutzmittel, das bei anderen Alpenpflanzen, z. B. Enzianen, bereits nachgewiesen wurde. — Die endgültige Aufklärung über die Ursache der Resistenz des Gletscherhahnenfußes steht jedoch bis heute noch aus.

Die dunkelrosenroten Blütenblätter, besser Honigblätter, des Gletscherhahnenfußes fallen im Gegensatz zu denen aller übrigen Hahnenfußarten Europas nicht ab, sondern vertrocknen rascheldürre am Stengel. Die Blüten werden von kleinen Faltern und besonders von den für die Nivalpflanzen wichtigsten Bestäubern, den Fliegen, besfliegen.

Anderen Hochalpenpflanzen gegenüber ist der Gletscherhahnenfuß so ungesellig wie nur möglich. Nicht einmal der Konkurrenz des fingerhohen Teppichs der Schneetälchen ist er gewachsen. Sein Reich ist die wüste Ode der Block- und Geröllhalden an den äußersten Grenzen des Lebens.

Wichtigste Literatur über die Nivalflora

1. Heer, O.: Über die obersten Grenzen des tierischen und pflanzlichen Lebens in unseren Alpen. Neujahrsblatt d. Naturf. Ges. Zürich 1843.
2. Heer, O.: Über die nivale Flora der Schweiz. Neue Denkschrift der Schweiz. Naturf. Ges. Zürich 1883.
3. Schibler: Über die nivale Flora der Landschaft Davos. Jahrbuch des D. A. C., Band 33, 1897/98.
4. Vaccari: La Flora nivale del Monte Rosa. Bull. d. l. soc. d. l. Flore Valdotaïne. Aosta 1913.
5. Klebelsberg, R. v.: Das Vordringen der Hochgebirgsvegetation in den Tiroler Alpen. Eine alpin-pflanzengeographische Studie. Österr. bot. Zeitschr., Wien 1913.
6. Braun, J.: Die Vegetationsverhältnisse der Schneestufe in den Rätisch-Verpöntischen Alpen. Neue Denkschriften d. Schweiz. Naturf. Ges. 48, Zürich 1913.
7. Braun et Tschilling: Observations sur le Végétation et sur la Flore des environs de Zermatt. Bull. de la Murithienne, XLI. Gen 1921.
8. Schroeter, C.: Das Pflanzenleben der Alpen (Abschnitt Nivalflora). 2. Aufl. Zürich 1926.

Mensch und Raum in der Eiszeit der Ostalpenländer

Von Prof. Dr. Oswald Menghin, Wien

Sollte es nur ein hübscher Zufall sein, daß die ältesten Überreste menschlicher Kulturfähigkeit, die wir aus dem Alpengebiete kennen, zugleich die höchsten gelegenen der ganzen Urzeit sind? Ich glaube weder, daß uns die Fundausfage betrügt, noch daß eine siedlungsgeschichtliche Sinnlosigkeit vorliegt. Der Mensch der letzten Zwischeneiszeit — soweit reichen diese Funde zurück — war vielmehr sicher durch eine Reihe von Vorteilen bewogen, Seehöhen bis zu 2500 m aufzusuchen und dort der Jagd auf den Höhlenbären nachzugehen. E. Bächler war der erste, der in den St. Gallner und Glarner Alpen Spuren des altpaläolithischen Menschen auffand. Der junge Schweizer Geograph E. Egli hat uns dann Lebensraum und Lebensart der hochalpinen Jäger seiner Heimat in einer trefflichen Studie anschaulich gemacht¹⁾. Das Klima war etwas günstiger als heute und dürfte den Aufenthalt in den Höhlen durch das ganze Jahr ermöglicht haben. Der Bärenjäger ließ sich nur in Höhlen nieder, die in der Nähe eines Kars lagen und gute Aussicht boten, so daß Meister Des auf seinen Wegen leicht beobachtet werden konnte. Die Baumgrenze lag hoch, die Feuerung konnte daher leicht gewonnen werden.

Auf österreichischem Boden scheint eine Kulturschicht in der Salzofenhöhle bei Gröbming im Gebiet von Aussee, 2000 m hoch, der gleichen Zeit anzugehören; sie ist leider noch nicht genügend untersucht²⁾. Weit aus bedeutender waren die Funde aus der Murnitzer Drachenhöhle, die über 900 m hoch im Murtales liegt³⁾. Abel konnte hier eingehende Beobachtungen über die Methoden der Jagd auf den Höhlenbären machen⁴⁾. Für die Kulturschicht in dieser Höhle ist das interglaziale Alter durch faunistische Befunde gesichert. Man darf annehmen, daß die Hochgebirgshöhlen der österreichischen Alpen noch viele solcher Einschlüsse bergen. Auch im Alpengebiete Jugoslawiens sind ähnliche Entdeckungen gemacht worden. S. Brodar ergrub in der Potocahöhle in den Karawanken, unter dem Gipfel der Olschewa 1700 m hoch gelegen, reiche altsteinzeitliche Geräte⁵⁾ und hat seitdem eine Reihe anderer einschlägiger Untersuchungen durchgeführt⁶⁾.

An dieses alpine Paläolithikum, dessen Erforschung erst in den Anfängen steht und noch zu Ergebnissen von ungeahnter Tragweite führen kann, knüpft sich eine Fülle

¹⁾ Jahrb. d. St. Gall. Naturw. Ges., LXVII. Band, St. Gallen, 1935.

²⁾ Die Höhle wird von Direktor Otto Roerber in Aussee erforscht. Funde im Museum Aussee. Bericht zu erwarten.

³⁾ D. Abel und G. Kyrle, Die Drachenhöhle bei Murnitz. Speläol. Monogr., Band VII u. VIII, Wien 1931.

⁴⁾ D. Abel, How Neanderthal Man Hunted Cave Bears. Natural History, XXVI, 1926, S. 252.

⁵⁾ S. Brodar und J. Bayer, Die Potocniš Škafka, eine Hochstation der Aurignacschwanung in den Ostalpen. Wien 1928.

⁶⁾ S. Brodar, Nouvelle station paléolithique a Njivice près de Radeče Bull. Assoc. Mus. de Slov. XVI, 1935, S. 1; F. Joh, Das alpine Paläolithikum in Jugoslawien. Forsch. und Fortsch. XIII, 1937, S. 361; S. Brodar, Das Paläolithikum in Jugoslawien. Quartär I, 1938, S. 140.

wissenschaftlicher Streitfragen, die in diesem Zusammenhange nur angedeutet werden können. Denn uns kommt es hier lediglich darauf an herauszuarbeiten, wie sich der Mensch der ältesten prähistorischen Kulturperioden den Lebensraum der Ostalpen angeeignet hat, wie er in ihn hineinwuchs oder ihn wieder verlor — Probleme des Kulturinhaltes, der Kulturentstehung, der Kulturverwandtschaft erörtern wir nur insoweit, als sie Licht auf die Besiedlungsverhältnisse werfen. Ich habe die Theorie aufgestellt, daß das interglaziale Paläolithikum der Alpen als eine selbständige altpaläolithische Kultur anzusehen ist¹⁾. Während die beiden anderen großen Kulturen dieser Zeit entweder „Klingen“ oder „Faußkeile“ aus Feuerstein erzeugen, betrachte ich das Vorwiegen von groben, oft kaum kenntlichen Knochengерäten, neben denen es nur wenig und schlecht gearbeitete Steingeräte gibt, als das Hauptmerkmal des Alpenpaläolithikums. Ich bin weiter der Ansicht, daß diese „Knochenkultur“ der Ausläufer eines allgemein menschlichen Knochenkulturstadiums ist. Dessen Zeugnisse kommen im östlichen und nordöstlichen Asien immer mehr zum Vorschein. Diese Auffassungen sind lebhaft umstritten, wie beim gegenwärtigen Stande der Forschung leicht begreiflich. Manche Forscher gehen so weit, den Gerätschaften sämtlicher Knochen des Alpenpaläolithikums zu leugnen. Aber selbst wenn sie damit recht hätten, so wäre das Problem nicht gelöst: denn die Anwesenheit des Menschen ist durch die Feuer- und Aschenreste außer Zweifel gestellt; der interglaziale Höhlenbärenjäger würde durch das Wegfallen der Knochenindustrie zu einem besonders primitiven Wesen herabgedrückt, das nur mit kümmerlichen Steinsplittern arbeitete.

In den jugoslawischen Höhlen verbindet sich übrigens mit der Höhlenbärenjagd — wenigstens teilweise — eine viel höhere Kultur, die durch seine Knochen- und Silengeräte ausgezeichnet ist und sicher schon dem Jungpaläolithikum angehört.

Eines scheint sich durch den Fortgang der Forschungen auf jugoslawischem Boden auf alle Fälle mit Sicherheit zu ergeben: der Mensch ist auch während der letzten Eiszeit trotz der Ungunst der Verhältnisse, viel tiefer in die Alpen eingedrungen, als man meist anzunehmen geneigt ist. Ähnlich wie der Eskimo hat er sich vermutlich vor Eis und Schnee und stürmischen Nächten nicht gefürchtet. Wenn man bedenkt, wie weit die uns bis vor kurzem bekannt gewesenen jungpaläolithischen Fundstellen der Alpen vom Rande der Vergletscherung entfernt lagen, war man von vorneherein zur Annahme gedrängt, daß uns nur zufälliger Fundmangel den Raum vor der alpinen Eisrandzone unbefiedelt erscheinen ließ. An dem Aussehen der Funde mag vor allem das Fehlen des Lösses im Eisrandgebiet Schuld tragen; denn dieser war nicht nur ein ausgezeichnetes Konservierungsmittel, sondern erleichtert auch die Erkennung paläolithischer Fundstellen. In diesem Zusammenhang verdienen die Überreste glazialer Fauna, vor allem vom Mammut, wollhaarigem Nashorn und Rentier, Beachtung. Wo diese Tiere hingelangen konnten, muß man auch mit der Anwesenheit des Menschen rechnen. Es zeigt sich nun, daß sich glaziale Faunenreste manchmal weit innerhalb der Eisgrenze finden. Ob diese Tiere über das Eis gewandert sind, ob sie in Schwanzungsphasen so weit vordrangen, ob vor oder nach dem Höhepunkt der Vereisung, spielt für uns hier keine Rolle, auf alle Fälle eröffnen sie die Möglichkeit, daß jungpaläolithische Siedlungsspuren auch innerhalb des vergletschert gewesenen Gebietes an den Tag kommen. Von diesem Standpunkte aus fällt auf einzelne gut gearbeitete Gegenstände aus Höhlenbärenknochen, die in der Eischöferhöhle im Kaisertale, bei Ruffstein, gehoben wurden²⁾, neues Licht. Man hat bisher — wenn auch mit Zweifeln³⁾ — angenommen, daß

¹⁾ Weltgeschichte der Steinzeit, S. 119. Wien 1931.

²⁾ M. Schloffer, F. Birkner und H. Obermaier, Die Bären- oder Eischöferhöhle im Kaisertal bei Ruffstein. Abh. d. R. Bayer. Akad. d. Wissensch., II. Kl., XXIV. Bd., II. Abt., München 1909, S. 487, Abb. 3, e, f, g, h, S. 489, Abb. 4, b, c, e, h.

³⁾ O. Menghin, Ein Kurignacienfund in Nordtirol? Wiener Präh. Zeitschr. I, 1914, S. 245.

der spätneolithische oder bronzezeitliche Mensch, der sich in der Höhle aufgehalten hat, fossiles Knochenmaterial aus den unteren Schichten der Höhle heraufgewühlt und verarbeitet hat; denn die Gegenstände stammen, wenigstens zum Teile, sicher aus der neolithischen Schicht. Es ist aber naturgemäß ebensogut eine andere Deutung möglich: die späteren Bewohner der Höhle können schon die fertigen Werkzeuge aus der Höhlenbärenschicht heraufbefördert haben. Zugunsten dieser Auffassung spricht die Ähnlichkeit mancher Typen aus der Tischoferhöhle mit solchen aus den zweifellos jungpaläolithischen Hochgebirgsfunden in Jugoslawien. Wird sich in diesem Falle letzte Gewißheit vielleicht nie mehr gewinnen lassen, so steht fest, daß mehrere in den Jahren 1837 und 1838 in der Badlhöhle bei Peggau, Steiermark, ausgegrabene Knochengерäte eiszeitlich sind, und sich vollkommen dem Formenkreise des alpinen Jungpaläolithikums anschließen¹⁾.

Soß hat recht, wenn er meint, daß es nicht zutreffend sei, von einer „Höhlenbärenjägerkultur“ zu sprechen; es handle sich bei der Höhlenbärenjagd vielmehr um eine an verschiedene Kulturen geknüpfte Erscheinung des Wirtschaftslebens. Er schüttet aber, auch in vielen seiner anderen Auffassungen ganz abwegig und widerspruchsvoll, das Kind mit dem Bade aus, wenn er alle Kulturhinterlassenschaften von Höhlenbärenjägern in die bisher bekannten Kulturen des Paläolithikums einzuordnen geneigt scheint. Es läßt sich eben einmal nicht übersehen, daß die alten, echt interglazialen Hochalpenfunde in ihren industriellen Formen mit den Faustkeil- und Rilingenkulturen nichts zu tun haben. Wo Beziehungen auftreten, wie im Wildkirchli (St. Gallen), wird die Annahme einer Kultur Mischung den Umständen am gerechtesten. Was die jungpaläolithischen Alpenfunde anlangt, so wäre es beim gegenwärtigen Stande der Forschung verfrüht, ein Urteil über ihre siedlungsgeschichtliche Stellung abzugeben. Es wäre theoretisch denkbar, daß der altpaläolithische Alpenfiedler durch die Vergletscherungen an den Rand des Gebirges gedrängt wurde und dort noch einige Zeit sich hielt, wobei er starken Einflüssen von seiten der jungpaläolithischen Kulturen der Ebene unterlag. Es besteht aber auch die Möglichkeit, daß die jungpaläolithischen Alpenstationen des siedlungsgeschichtlichen Zusammenhanges mit den altpaläolithischen entbehren und auf eine neue Einwanderung zurückgehen, d. h. nichts anderes als die Gebirgsausläufer des älteren Jungpaläolithikums der Ebenen sind, wie es uns vor allem der Löss Niederösterreichs und Mährens so reich erhalten hat. Es fällt da freilich eine merkwürdige Gegensätzlichkeit der Lage auf: die Ebene scheint vorzugsweise in der Nordostfortsetzung der Alpen besiedelt, das Gebirge an den Südostausläufern. Vielleicht handelt es sich dabei aber wieder nur um Mängel des Forschungsstandes. Die Alpenhöhlen Niederösterreichs sind noch so gut wie unberührt, und wir wüßten ohne Brodars Arbeit ja auch aus Jugoslawien nichts. Man darf ferner nicht übersehen, daß die südlichen Täler klimatisch viel begünstigter waren und daher während einer Kälteperiode mehr zur Besiedlung einluden.

Zusammenfassend können wir über das Verhältnis des eiszeitlichen Menschen zum Hochgebirge folgendes sagen. Die Bergregion war ihm kein Gegenstand des Schreckens und der Abneigung, im Gegenteil, er scheint ihren Härten, die während der Zwischenzeit allerdings etwas geringer gewesen sein dürften als heute, auch im Winter getrost zu haben. Sie bot ihm ausreichende Nahrung, vor allem durch den massenhaft vorkommenden Höhlenbären, dessen Jagd vermutlich weniger gefährlich war, als wir uns vorstellen, und sich überdies hauptsächlich auf jüngere Tiere erstreckt haben dürfte. Das Hochgebirge bot ihm wahrscheinlich auch große Sicherheit vor Feinden; denn man darf wohl annehmen, daß das weiträumige Gebiet unter die Horden verteilt war, bzw. für jede neue Horde immer noch ausreichend Platz war. Als die Kaltzeit

¹⁾ B. Hilber, Urgeschichte Steiermarks, S. 11. Graz 1922.

einbrach, mußte der Mensch aus den höchsten Teilen des Gebirges weichen, aber im Randgebiet der Gletscher dürfte das Kulturleben zunächst nicht abgestorben sein. Dieses erlosch anscheinend — ganz im Gegensatz zu dem, was man erwarten sollte —, erst gegen das Ende der letzten Eiszeit hin. Die Ursache dieser Erscheinung kann nicht in den Verhältnissen des Gebirges, sondern nur jenen des Vorlandes zu suchen sein: denn auch dort wird die Menschenzahl gegen Ausgang der Eiszeit immer geringer. Während Niederösterreich Duzende von Lagerplätzen aus dem älteren Jungpaläolithikum (dem Aurignacien) aufweist, sind solche aus dem jüngeren (dem Solutrén und Magdalénien) nur sehr spärlich vorhanden. Dieser Wandel in den Besiedlungsverhältnissen hängt vermutlich mit den Vorgängen im Norden Europas zusammen: auch der polare Gletscher zog sich ja zurück und bot in den nördlichen Tiefebene neuen Lebensraum für Wild und Mensch, so daß sich Mitteleuropa damals langsam entleerte.

In der Zeitspanne, die man etwa von 8000 bis 3000 v. Chr. ansehen kann und als das Postglazial zu bezeichnen pflegt, blieb nach unserem bisherigen Wissen das Innere der Alpen menschenleer. Nur am Alpenrande zeigt sich einiges Leben. Im weiteren Umkreise, in den Mittelgebirgen und Ebenen, vollzogen sich jedoch damals bedeutende kulturelle Entwicklungen. Es kündigt sich das Nahen der jüngeren Steinzeit an, ohne daß schon wirkliches Bauerntum die Herrschaft angetreten hätte. Man hat daher dieser Periode vom archäologischen Standpunkte aus den Namen Mesolithikum oder auch Epipaläolithikum gegeben. Über Entstehung und Herkunft der verschiedenen mesolithischen Kulturen sind die Meinungen noch sehr geteilt. Manche Forscher neigen zur Annahme, daß die Ausbildung der neuen Kulturformen im wesentlichen auf die bodenständige Bevölkerung, nicht auf fremde Einflüsse zurückgeht, und daß der Einzug des Waldklimas als die treibende Kraft dabei anzusehen ist. Andere, und zu diesen zählen wir selbst, setzen große Einwanderungen von Rassen und Kulturen aus dem Osten und Süden in Rechnung; sie begründen das mit unverkennbaren Ähnlichkeiten zwischen den europäischen und außereuropäischen Kulturgruppen jener Zeit.

Von den neu auftretenden Kulturen gewinnen im Umkreise der Alpen vor allem zwei größere Bedeutung, wobei uns aber klar sein muß, daß die Erforschung dieser Dinge erst am Anfange steht. Die eine ist die mesolithische Zwergflintkultur (Tardenoisien), die andere die mesolithische Fauststeilkultur (Campagnien). Die letztere ist bisher nur in vermutlich verspäteten Ausläufern am Südrande der Alpen Venetiens festgestellt worden. Die Zwergflintkultur ist unserer Meinung nach ein Abkömmling des nordafrikanischen Jungpaläolithikums, das ursprünglich dem europäischen Aurignacien sehr ähnlich sah, aber eine ganz andere Entwicklung nahm: es endet in einer ausgesprochenen Zwergflintindustrie, deren Typen gerne geometrische Formen annehmen!).

Am äußersten Ostrand der Alpen tritt uns eine reiche Tardenoisienstation in Tömröd bei Güns, hart an der burgenländischen Grenze, entgegen²⁾. Man darf daher vermuten, daß auch das Burgenland selbst einmal Fundplätze dieser Kultur herausgeben wird. Auf niederösterreichischem Boden liegt an der Nordwestflanke des Bisamberges, also noch im Norden der Donau, eine ziemlich ergiebige Fundstelle von Zwergflinten³⁾. Im Salzburgerischen wurden Tardenoisientypen zu Marglan und am Dürrnberge gehoben⁴⁾. Besonders bemerkenswert sind die Entdeckungen des Grafen Vossky in der Umgebung von Oberstdorf im bayerischen Allgäu. Er hat in Höhen von 800 bis 1380 m eine ganze Anzahl von Stellen gefunden, an denen Zwerggeräte aus einem

¹⁾ Über alle diese Dinge vgl. O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit. Wien 1931.

²⁾ Unberöffentlicht. Funde im Museum Steinsamanger und im Urgeschichtlichen Institute der Universität Wien.

³⁾ Fundberichte aus Österreich I, S. 167; Funde im Naturhist. Museum Wien und in Privatsammlungen.

⁴⁾ M. Hell, Mesolithformen aus Salzburg. Germania XIII, 1929, S. 158.

hornsteinartigen Materiale zutage kamen. Sie liegen zumeist in der Nähe von Quellen und Wasserläufen¹⁾.

Was die Zeitstellung all dieser Tardenoisienfunde am östlichen und nördlichen Alpenrande anlangt, so muß allerdings betont werden, daß es sich dabei in keinem einzigen Falle um sicheres Frühardenoisien handelt. Ein solches kommt nur für die Ansiedlung am Bisamberge in Frage, alle anderen Plätze zeigen uns das Tardenoisien in einem sehr entwickelten oder verfallenen Zustande. Die Zwergflintkulturen haben nämlich noch weit über die Postglazialzeit hinaus gelebt und sind langsam abgestorben oder in die Bauernkulturen der jüngeren Steinzeit aufgegangen. Die Funde von Tömböd zeigen deutliche Einflüsse des Neolithikums, die Marglaner Vorkommnisse stammen aus einer neolithischen Wohngrube. Die Allgäuer Funde erwecken den Eindruck, als wären sie der Niederschlag einer vor dem Neolithikum in die unbewohnten Berggegenden zurückweichenden und verarmenden primitiven Jägerkultur. Es ist ganz gut möglich, daß die Oberstdorfer Siedlungsspuren kulturell zwar als mesolithisch gelten dürfen, ihrer zeitlichen Stellung nach aber erst der jüngeren Steinzeit angehören. Dies gilt auch für einen südalpinen Fund ähnlicher Art, der in der Höhle „Busa dell'Udarno“ in den Lavini di Marco, Gemeinde Lizzana bei Rovereto, herausgefunden ist und schon Tonzerben umschließt²⁾.

Bekanntlich spielen in den Alpen sagen „Wilde Mannen“, „Nörggelen“ und ähnliche Zwerggestalten eine große Rolle. Mit Beziehung darauf ist die Tatsache sehr bemerkenswert, daß in vielen Teilen Europas das Tardenoisien in Verbindung mit kleinwüchsigen Menschen gefunden worden ist und sich überhaupt am Anfange der jüngeren Steinzeit ein pygmoides Element weitum in Europa bemerkbar macht³⁾. Ich halte es daher für durchaus möglich, daß die „mesolithischen“ Siedler am Alpenrande kleine Leute waren und der Ausgangspunkt vieler Zwergensagen sind. Man braucht deswegen nicht anzunehmen, daß diese Menschen über das Neolithikum hinaus gelebt haben, obgleich auch das nicht ganz auszuschließen ist. Es ist durchaus möglich, daß die Erinnerung an solche kleine Leute vom Neolithikum an im Gedächtnis der Bauernvölker haften geblieben ist; denn von dieser Zeit an reißt die Kontinuität der Besiedlung und der volkstümlichen Überlieferung in Mitteleuropa nicht mehr ab, so viele Völkermoggen auch darübergegangen sind.

Im Inneren der Alpen und in der eigentlichen Hochgebirgsregion sind mesolithische Funde nicht an den Tag gekommen und werden es wohl auch in Zukunft nicht. Denn wir sehen an Hand der Fundstatistiken, daß selbst der Bauer des Neolithikums über die Ränder des Alpengebietes und die größten Salzüge nicht hinausdringt, wenn er auch die wichtigsten Alpenpässe bereits gekannt und überschritten hat. Es war damals und noch lange hernach Platz genug für alle im günstigen Gelände. Das Gebirge wurde erst in dem Augenblicke anziehender, als man die Metalle kennenlernte und das zuerst aus dem Orient herangebrachte Kupfer auch in der Heimat zu suchen begann. Das dürfte schon in der frühen Bronzezeit, also etwa seit 1800 v. Chr., der Fall gewesen sein. Die bronze- und hallstattzeitlichen Bergbaubetriebe Tirols und Salzburgs liegen in Höhen bis zu 1800 m. Nachweise für eine wirkliche Alpwirtschaft fehlen aber, trotz gegenteiliger Behauptungen einzelner Forscher, für die urgeschichtliche Zeit bisher vollkommen. So bleibt es nach unserer gegenwärtigen Kenntnis der Dinge bei dem, womit wir diese Studie begonnen: die ältesten urzeitlichen Menschenspuren des Hochgebirges sind auch die höchstgelegenen, eine Tatsache die uns die klimatische Bedeutung des letzten Interglazials besonders eindringlich vor Augen führt.

¹⁾ F. Birtnier, Schwäbisch-bayerisches Mesolithikum. Bayer. Vorgeschichtsblätter XII, 1934, S. 1.

²⁾ O. Menghin, Archäologie der jung. Steinzeit Tirols. Jahrb. f. Altertumskunde VI, 1912, S. 24.

³⁾ Vgl. Weltgeschichte der Steinzeit S. 574. Hierher gehört auch der neolithische Zwerg aus der Josefjenngrötte bei Peggau, s. V. Hilber, Urgeschichte Steiermarks, S. 30.

Langobardische und nachlangobardische Kunst in den Ostalpen

Von Prof. Emerich Schaffran, Wien

Im Frühsommer 568 hatte Alboin, König der Langobarden, mit seinem Volk von Osten her kommend die oberitalienische Tiefebene bei Cividale erreicht, und schon ein Jahr darauf war mit Ausnahme des noch belagerten Pavia ganz Oberitalien nördlich des Po in der Hand der Langobarden und die Besetzung der dazugehörigen Teile der West- und Ostalpen im vollen Gange. In den Ostalpen waren für die Langobarden nun zwei Talläufe von besonderer Wichtigkeit, weil sie entweder feindlich bedroht waren oder zu einem befreundeten Nachbarstaat führten: Die Ostschlinie mit Trient als Rückhaltspunkt und die Furche des Canaletales mit seiner Verlängerung über Tarvis bis in das Villacher Becken, welche Linie sich wieder auf die Herzogstadt Cividale in Friaul stützte¹⁾. Es lag also das ganze Herzogtum Trient mit seiner gleichnamigen Hauptstadt mitten in den Alpen, wogegen diese im Herzogtum Cividale nur im räumlich kleinen und stark vorgeschobenen Nordteil ihren Anteil hatten. Das Trientiner Herzogtum stieß im Norden an das junge bairische Reich, die Grenze war hier also eine meistens freundschaftliche Nachbarschaft, wogegen der Vorstoß im Canaletal nur zu dem Zweck erfolgte, um sich gegen Angriffe der Awaren und Slaven von Nordosten her zu sichern. Die anschließenden langobardischen Herzogtümer von Treviso, Feltré, Ceneda und Verona (um im ostalpinen Bereich zu bleiben) reichten entweder nur bis zum Südrand der Alpen oder, wenn sie schon weiter nordwärts griffen, so war dies dann wenig von Bedeutung, denn wir besitzen über den alpinen Anteil dieser Herzogtümer weder eine brauchbare geschichtliche Kunde, noch, außer einem Grabfund bei Ugordo, Bodenfunde oder sonstige künstlerische Denkmäler.

Ungeklärt ist aber auch die Nordgrenze der Dukate von Cividale und Trient. Genes von Cividale hatte seine Hauptfront gegen Osten, und dort, im Raum der Wippach, spielten sich viele jener blutigen Kämpfe gegen die Awaren ab, von denen Paulus Diaconus, der Geschichtsschreiber der Langobarden, ausführlich berichtet²⁾. Die Nordgrenze des Herzogtums von Cividale ist also nicht genau feststellbar, taktisch wäre der Talraum bei Chiufasorte immerhin geeignet gewesen, aber die Funde belehren uns, daß diese Klause den Langobarden doch gegen Norden nicht genügend gesichert schien, denn es wurden vor einigen Jahren bei Maglern, nahe dem unteren Gailtal, und bei Duell im Drautal, oberhalb von Villach, Reste von Befestigungen aufgedeckt, die man unter Hinweis auf Paulus Diaconus als langobardisch bezeichnete³⁾. Dieser erwähnt nämlich in Buch IV, Kap. 39, daß die Söhne des um 610 gegen die Awaren gefallenen Herzogs von Friaul, Gisulf, das Land der Slaven in der Gegend von Zellia (regio Zellia) bis zum Ort Neclara besaßen und die dort wohnenden Slaven zinspflichtig

¹⁾ Über die Grenzverhältnisse im langobardischen Reich vgl. meine Untersuchung „Über einige langobardische Herzogstädte“ in „Archiv für Kulturgeschichte“ (Leipzig, 2. Heft, 1938).

²⁾ Paulus diaconus. *Historia langobardorum* in Monum. germ. hist. Script. lang., besonders in lib. III, cap. 18 u. 21.

³⁾ A. Egger: „Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Noricum“, S. 98 u. f., und derselbe in Jahreshefte des österr. archäol. Institutes, 1929, S. 210 u. f., wo auch nachgewiesen wird, daß die meisten Kastelle der Langobarden aus spätantiken Anlagen hervorgegangen sind.

machten. O. Abel, der tüchtige Übersetzer des Paulus, hatte in seinem Kommentar diese „regio Zellia“ mit Cilli in Untersteiermark gleichgestellt, was doch schon aus räumlichen, aber auch aus lautgefeglichen Gründen unmöglich ist. Denn in beiden Beziehungen entspricht Zellia dem Gailtal und Neclara ist im heutigen Ortsnamen Maglern noch deutlich genug enthalten. Nur darf man jetzt nach dieser Feststellung die erwähnten Befestigungsbauten bei Maglern und Quel nicht sofort als langobardische Neubauten ansehen, da wir von solchen überhaupt praktisch nichts wissen. Mehr auf den Bewegungskrieg eingestellt, scheinen sie für ihre Grenzbefestigungen die bewährten und aus ähnlicher taktischer Lage entstandenen römischen Kastelle und Wachtürme benützt zu haben, und nur an der besonders gefährdeten Westgrenze entstanden fallweise gegen die Franken flüchtige Zusatzbefestigungen¹⁾. Die Befestigungen bei Maglern und Quel scheiden deshalb aus dem Inventar der langobardischen Kunstdenkmäler aus, an Kleinkunst wurde nur in Quel eine Spange in langobardischer Art und eine ähnliche in Grafenstein bei Klagenfurt gefunden²⁾.

Sonst ist weder im Pustertal, noch im übrigen Südkärnten, aber auch nicht in den Süddolomiten ein wirklicher Fund eines langobardischen Kunstwertes gemacht worden; was die Carnia beibrachte, ist noch nicht bearbeitet.

Die Nordgrenze des Herzogtums von Trient war schwankend. Zeitweise reichte sein Gebiet nur bis zur heutigen Sprachgrenze bei Salurn, wo die gewaltigen Reste der Burg von Castellfeder von manchen Forschern als Ruinen der langobardischen Grenzfestung angesehen werden³⁾. Doch ist als Nordgrenze viel eher der Meraner Talkessel anzunehmen, da z. B. das Castell maiense (Obermais bei Meran) durch lange Zeit langobardisch war⁴⁾. Vorübergehend griff das langobardische Königreich auch noch bis in den Vinschgau hinauf, jedenfalls aber waren die Täler südlich der Linie Mendel—Cevedale langobardisches Siedlungsgebiet⁵⁾.

Diese geschichtsgographische Vorbemerkung war nötig, um nun zu zeigen, wo überall wir langobardische Kunstdenkmäler antreffen können, aber nie antreffen müssen. Solche können in den Ostalpen also überall dort vorkommen, wo, abgesehen vom Gebiet der Wanderung durch Krain, langobardisches Hoheitsgebiet war, und sind dann zwischen 568—774, das ist die Dauer des langobardischen Reiches als politisches Gebilde, durch Langobarden, jedenfalls im Sinne ihrer scharf umrissenen Kunst geschaffen worden. Als langobardisch wären ferner im gleichen Raum noch alle jene Denkmäler zu bezeichnen, die nach dem offiziellen Ende des Reiches mit dem Fall von Pavia noch während des größeren Teiles des 9. Jahrhunderts entstanden, weil die langobardische Kunst noch eine geraume Zeit ungebrochen fortlebte. Nach langobardisch sind dann alle folgenden Denkmäler der bildenden Kunst, die eine mehr oder minder deutliche Verwendung langobardischer Kunstformen zeigen, zeitlich endet diese Reihe eigentlich erst mit der Romantik, also im frühen 13. Jahrhundert. Diese Denkmäler verweisen dann fortschreitend die besondere langobardische Kunstart zugunsten gesamtgermanischer Auffassung.

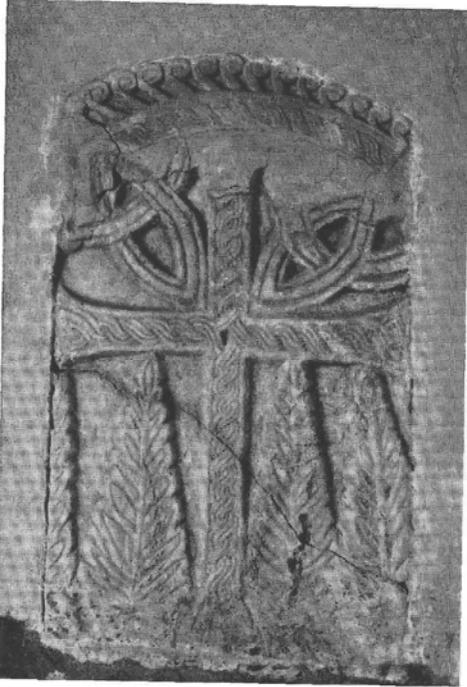
¹⁾ Siehe meine Studie „Über einige langob. Herzogsstädte“ a. a. O. und „Die Historia langobar. des Paulus Diaconus als kunstgeschichtliche Quelle“ in „Die Welt“ als Geschichte“ (1936, Dezember).

²⁾ Egger R., in Jahreshefte usw. a. a. O.

³⁾ Weingartner, „Die Kunstdenkmäler Südtirols“ III., S. 367. Die übrigen bei Paulus Diaconus genannten besetzten Plätze in Südtirol sind entweder verschollen oder hinsichtlich ihrer Baureste noch nicht genügend durchforscht.

⁴⁾ Über die Besetzung des Castells maiense durch Langobarden: Lebensbeschreibung des hl. Korbinian in Script. rer. german. in usum scholarum, 1920, S. 104 und R. Egger, Jahreshefte usw. a. a. O., S. 216. Ab ungefähr 750 ist aber der Raum Bozen—Meran bereits dauernd in bairischem Besitz. Dazu auch R. Heuberger in „Schlernschriften“ Nr. 20, 1932.

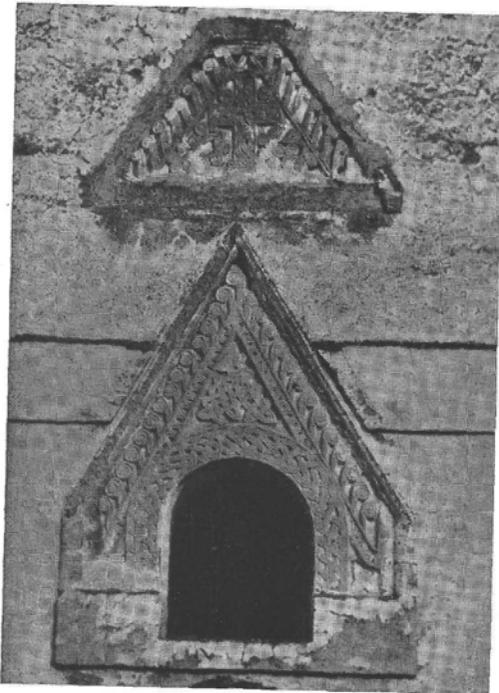
⁵⁾ Siehe den kleinen Aufsatz von R. Staffler in „Der Schlern“, September 1937, „Land und Leute im Vinschgau“, leider ohne Quellenangaben.



Millstatt, Langobardische Platte im Stift



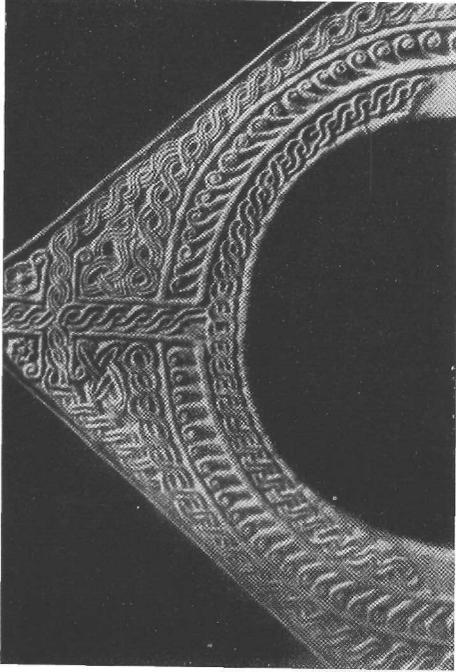
Weigelsdorf im Wiener Becken: Relief an der Kirche



St. Peter am Bichl (Kärnten)
Giebel von einer Chorschranke



Portal der Pfarrkirche in Lulln (Niederösterreich)



Giebelbogen von einer Chorbrücke aus Lundo (Juditharien)



Museum Klagenfurt: Platte aus der Karlinger Pfalz in Moosburg



St. Wolfgang a. Wolfsbühel (Kärnten): Kadranrelief



Museum Trient: Reliefplatte aus Etenico

Es wird nach dem Gefagten begreiflich sein, wenn das langobardische Vorpostenland bei Villach künstlerisch unergiebig, dagegen ganz Südtirol, besonders das Gebiet westlich der mittleren Etsch, wieder im höchsten Grad ergiebig ist. Bevor aber diese Denkmälergruppe näher beschrieben wird, muß doch über den Begriff „Langobardische Kunst“ ein erklärendes Wort gesagt werden.

Die langobardische Schmuckkunst, also der am besten bekannte Teil ihrer gesamten Kunstübung, hat typische Eigenformen¹⁾. Unter diesen sind am wichtigsten das Flechtband mit seinen vielen und geistvollen Abänderungen und Verwendungsmöglichkeiten, dann die besonders auf den Gewandspangen, den Fibeln, vorkommenden, deutlich nordischen Tierornamente des Stiles I. und II., ferner die „Laufende Krabbe“, auch „Laufender Hund“ genannt, das Lau, der Lebensbaum und, besonders gerne auf Kapitellen verwendet, raube, gestreifte Blätter und wie eingeritzt wirkende Voluten. Das Kreuz kommt mit geraden und mit an den Enden eingerollten Balken („Unterkreuz“) vor, seine Balken sind sehr oft, wie überhaupt die meisten Flächen, mit dem zumeist dreistreifigen Flechtband gefüllt, ja überfüllt. Das Relief wirkt fast immer flach. Alle diese Motive sind entweder urtümlich germanisch, in diesem Falle ostgermanisch-langobardisch, oder sind zum Teil durch Übernahme aus fremden Kunstgebieten und durch Vermischung mit angekommenen Kunstformen entstanden, doch lassen sich gerade die Grenzen nicht scharf ziehen. Alle diese Schmuckformen verstreuten sich im Laufe der Geschichte des langobardischen Reiches längs der Riviera bis in die Provence, trafen dort auf die zahlreichen und sehr ähnlichen westgotischen und merowingischen Kunstwerke, gelangten über den Gotthard in die deutsche Schweiz, dann auf vielfacher Weise in die Ostalpen und sogar an die adriatische Ostküste, wo sie fälschlich als „altslawische Kunst“ bezeichnet werden²⁾. Der ostalpine Strom behält im allgemeinen seine Nordostrichtung bei und gelangt nach kräftiger Beeinflussung der großen kärntnerischen Zentrallandschaft sogar noch bis in das Wiener Becken. Dort, noch viel mehr aber in Kärnten, darf man diese abgewanderten langobardischen Schmuckformen nicht als „karolingisch“ bezeichnen, auch wenn sie sehr oft an Denkmälern der karolingischen Zeit vorkommen³⁾. Denn diese sind entweder unmittelbar langobardisch beeinflusst, oder sie zeigen jene grundsätzliche Übereinstimmung, die dem gemeinsamen Germanentum entspricht. Schließlich besaßen auch die Franken nicht nur eine höfische, sondern auch eine viel weiter wirkende volkhafte Kunst, wenn diese auch zuerst durch die Höflinge und die volksfeindliche Kirche zurückgehalten wurde.

Mit Berücksichtigung des vorhin Gefagten müssen wir also in Tirol, in Kärnten, Steiermark und Niederösterreich alle jene Denkmäler ohne Rücksicht auf die Entstehungszeit als nach langobardisch bezeichnen, wenn sie langobardisches Formgut besitzen, das auf nordischer Grundlage in Italien ausgebildet, nun in den alten Volksverband zurückkehrt, auch wenn sich dessen ursprüngliche Teile mittlerweile verschoben haben sollten. Bei dieser Rück- und Heimkehr treten diese nachlangobardischen Kunstformen zur karolingischen Hofkunst mit ihrem aus Weltmachtansprüchen entstandenen Antikisieren in schroffen Gegensatz, der noch in der Romanik anhält, in welcher sich das eigentlich „Langobardische“ (besser das Urtümlich-Germanische) von den „romanischen“ Kunstformen deutlich abhebt. Daß es hierbei in der karolingischen Zeit, wie in der Romanik zu Mischungen und Grenzfällen kam, ist begreiflich. Ein solches Beispiel ist die sogenannte karolingische Wellenranke, die auf die nordische Radranke zurückgehend, ihr

¹⁾ Darüber meine an vielen Stellen verstreuten Aufsätze und S. Picton, „Die langobardische Kunst in Italien“ (Lugsburg, Filser 1931). Ferner meine anfangs 1939 bei Diederichs (Jena) erscheinende größere Arbeit: „Kunst der Langobarden in Italien“.

²⁾ J. Strzygowski, „Altslawische Kunst“, S. 64 u. f.

³⁾ Einhart, R., in „Die Kunstdenkmäler Kärntens“ und in Dehio Österreich I. an vielen einschlägigen Stellen.

Bettes aus der langobardischen Kunst (und einer kleinen avarischen Beimengung) hat und dabei noch durch ein leichtes Antikifizieren der karolingischen Kunst entgegenkommt¹⁾.

Diese erwähnte formale und auch weltanschauliche Doppelgleisigkeit macht es begreiflich, wenn an der Wende des 12. Jahrhunderts und sogar noch später plötzlich dem Beschauer Denkmäler mit fast noch reinen langobardischen Kunst Einzelheiten entgegen treten; dies hat dann oft zu den seltsamsten Frühdatierungen geführt, weil man das lange Nachleben der langobardischen Kunst noch nicht genügend kannte. In ihren letzten Spuren verfiert diese erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts, doch bleibt einiges sogar noch länger erhalten. Nur ist daran das Ornamentale, bis auf das Nachleben zersetzter Flechtbandmotive, fast weniger beteiligt, als die Form des menschlichen Kopfes, besonders in der Bildnerei.

Die figuralen Denkmäler aus der Zeit des langobardischen Reiches in Italien zeigen bei der menschlichen Gestalt immer einen birnförmigen, in der Rinnpartie sehr schmalen Schädel, um dessen Schläfen das parallel gestreifte Haar in der Art eines nassen Laues herabhängt, dann glohende kreisförmige oder längsovale Augenschlitze und eine dreieckig abgesetzte Nase²⁾. Diese Einzelheiten werden von der ostalpinen figuralen Bildnerei bis in die Hochgotik beibehalten; zum letztenmal fand ich — um nur ein Beispiel aus der Fülle zu nennen — eine Erinnerung daran an einem Schlussstein der Kirche Maria Pfarr im salzburgischen Lungau (geweiht 1446) und an den Konsolen in der Kirche St. Peter am Anger in den Ausläufern der Voralpen bei St. Pölten, ebenfalls einem Bau des späteren 15. Jahrhunderts. Weiteres beim Absatz „Niederösterreich“.

Der nun folgende Versuch einer Zusammenfassung der wichtigsten langobardischen und nachlangobardischen Kunstwerke in den Ostalpen und in ihrem nördlichen Vorland ist bei dem Mangel an Vorarbeiten sicher lückenhaft. Er umfaßt außerdem nur die ornamentale Bildnerei und von der figuralen Plastik nur das Wichtigste. Baukunst und Malerei bleiben einer späteren, gesonderten Betrachtung vorbehalten, bis dorthin muß auch das langobardische Material in Italien innerhalb dieser beiden Künste noch weit besser ausgemertzt werden.

Die reinen langobardischen Denkmäler, also solche bis spätestens 840, konzentrieren sich bei unserer räumlich eng abgegrenzten Untersuchung auf das Etschtal um Trient und die westlich davon liegenden Alpentäler, die hier der Kürze halber mit dem Sammelnamen Judikarien bezeichnet werden. Andere reine langobardische Kunstwerke gibt es in den Ostalpen nicht, mit Ausnahme der Grabfunde der Wanderungszeit in Krain und solchen, die später einmal zufällig gemacht werden sollten³⁾.

Seltam und aus den politischen Verhältnissen heraus allein nicht zu erklären, ist die Verteilung der nachlangobardischen Denkmäler. Das Etschtal von Bozen bis nahe zur Quelle enthält viel, Nordtirol dagegen nichts, es scheint, als hätte Reschen und Brenner das Nordwärtswandern der langobardischen Kunst in diesem Teil der Zentralalpen verhindert. Das Land Salzburg bringt einen figuralen Anklang in einer kreisrunden Platte aus Schloß Mitterhill⁴⁾ und die schon erwähnten ganz späten Köpfe aus Maria Pfarr bei Oberösterreich besitzt nur in der Stiftskirche zu Mondsee eine zum Vergleich geeignete Platte und sonst nichts an Bedeutung. In

¹⁾ Siehe meinen Aufsatz „Der Tassilofels“ in der Zeitschrift „Das Bild“, Karlsruhe, Sonderheft 1937.

²⁾ Picton a. a. O. und besonders E. Cecchielli in seiner grundlegenden umfangreichen Studie: „L'arte barbarica in Cividale in Memoria storica forogiuliese“, in mehreren Heften ab 1920. Siehe auch meine „Kunst der Langobarden“ a. a. O.

³⁾ Dank der Unterstützung des Hauptausschusses des Deutschen Alpenvereins und den Bemühungen seines 1. Vorsitzenden Prof. Dr. v. Reibelsberg, konnte ich im Sommer 1938 mit größeren Studien über frühgermanische Kunst und Kultur in den Ostalpen beginnen, deren Auswertung erst erfolgen wird.

⁴⁾ Herrn Hofrat Dr. Martin verdanke ich die Kenntnis und die Photographie dieses Stückes.

Niederösterreich ist das nachlangobardische Formengut in mehreren Beispielen im Alpenvorland und beiderseits der Donau nachweisbar, das Burgenland bringt nur Grabfunde aus der Wanderzeit und Steiermark eine schöne „karolingische“ Ornamentplatte aus St. Lambrecht bei. Kärnten hingegen ist nicht nur überreich an Plastiken der älteren nachlangobardischen Kunst, sondern besitzt auch einiges, das beinahe noch als spätlangobardisch bezeichnet werden könnte. Diese Bevorzugung verdankt Kärnten der Nähe Friauls, von wo, unterstützt durch die kirchliche Zuteilung von Südkärnten zu Aquileja, die Abwanderung der langobardischen Ornamentformen besonders stark in nordöstlicher Richtung erfolgte.

1. Vorarlberg

Im Museum zu Bregenz befindet sich als einziges hier in Betracht kommendes Kunstwerk eine 124 mal 98 cm große Sandsteinplatte aus Lauterach. Sie ist recht dekorativ und zeigt, wenn auch in einer gewissen häuerlichen Wahllosigkeit, alle bekannten Ornamentformen. Es ist fast Volkskunst, deren Künstler, gleich den viel vornehmeren Meistern der Platten aus St. Johann im Tauferer Tal und besonders jener in Schänis (Appenzell) die Vermittlung der langobardischen Kunstformen auf dem Umweg über das Bistum Chur erhielten, das selbst wieder künstlerisch mit Como und Mailand zusammenhängt. Das ziemlich beschädigte Stück wird gleich allen anderen ähnlichen Platten von Altarschranken oder einer Kanzel stammen¹⁾.

2. Judikarien, Etschtal, Osttirol

(Noch ohne wesentliche Berücksichtigung meiner im Sommer 1938 mit Beihilfe des Deutschen Alpenvereins unternommenen Forschungen. S. v.)

Das italienische Gebiet westlich der Etsch ist überreich an reinen langobardischen Denkmälern. Viele befinden sich noch heute an Ort und Stelle, viele aber auch in den gut aufgestellten Sammlungen des Museums zu Trient²⁾. Das bedeutendste Denkmal dieser umfassenden Gruppe ist der heute im Innsbrucker Museum verwahrte „Fürstensarg“ aus Civezzano bei Trient (Abb. 1). Die Ornamentik seiner Eisenbeschläge und einiger Grabbeigaben zeigt dieses berühmte und dennoch viel zu wenig gewürdigte Stück als ein Hauptwerk reiner, abstrakter und sinnbildhafter Nordkunst, wodurch es sich nachdrücklich von den anderen, mehr höfisch eingestellten Marmorplatten der oberitalienischen langobardischen Kunst trennt³⁾. Eine solche starke Verwendung von Tierfingbildern wie bei diesem Fürstensarg ist bei der Kunst der Langobarden im fremden Südbland immer seltener geworden.

Über auch einige schöne Reliefsplatten aus Judikarien und den Trientiner Sammlungen fallen etwas aus dem Gesamtbild der oberitalienischen Funde heraus, denn

¹⁾ Abbildung der Platte in dem ausgezeichneten Buch: „Die bildende Kunst in Österreich“, Bd. II, Abb. 35, und dazu den etwas schematischen Aufsatz von Hareiter: „Die vorromanische Bildneret in Österreich“ (1936). Ferner meine Studie über diese Platte in der Zeitschrift „Das Bild“ (Karlsruhe, Februar 1938).

²⁾ Darüber am besten C. Cecchielli, Reliquie trentine dell'età barbarica in *Studi trentini* 1928, S. 193 u. ff. und G. Roberti, Repertorio topogr. e cronologico dei rinvenimenti archeol. del trentino, ebenda 1931, fasc. 2. Herrn Professor Dr. Gerola, dem Vorstand der Denkmalbehörde in Trient, schulde ich für wertvolle Angaben Unterstützung und Beistellung einiger Photos wärmsten Dank, ebenso auch meinem lieben Freund Dr. Reichl, dem Vizedirektor der Wiener Nationalbibliothek für stete Hilfsbereitschaft.

³⁾ Die bisher einzige kritische, schon veraltete Beschreibung durch Dr. F. Wieser, „Das langobardische Fürstengrab von Civezzano“ (Innsbruck 1887); eine moderne Bearbeitung des Fundes wäre sehr notwendig.

ihre Ornamentik ist strenger, geometrischer und kerbschnittartiger, wodurch sie sich leise der ostgotischen Formauffassung nähert (Abb. 2), und auch im Figuralen geht die nordische Härte der Empfindung weit über das sonst bei den Langobarden im übrigen Italien Übliche hinaus. Aus L u n d o in Judikarien stammt ferner ein schön geschmückter Steinbogen (Abb. 3), der wegen seiner Form unmöglich von einem Ciborium-(Zeit-)Altar herrühren kann, sondern einst das Mittelstück einer Chorschranke war, wie eine solche, zur Gänze erhalten, als übertragene langobardische Kunst in der Taufkapelle zu Split steht¹⁾, und wie die Kirchen S. Appollinare in Classe bei Ravenna und St. Peter am Bichl in Kärnten ganz ähnliche Stücke besitzen. Mit Rücksicht auf die Beispiele aus Ravenna und dem Trentinischen, also aus langobardischem Kerngebiet, ist es unmöglich, bei der Siebelsplatte in St. Peter am Bichl (Kärnten) von einer kroatischen Beeinflussung zu sprechen²⁾. Weitere langobardische Denkmäler sind in ganz Judikarien verstreut.

Spät- und nachlangobardische Denkmäler enthält dann der Raum zwischen Meran und der Etschquelle. Die wichtigsten befinden sich in der St.-Benedikt-Kirche in M a l s, einem Bau aus karolingischer Regierungszeit³⁾. Von den Malereien abgesehen handelt es sich hier um die Reste der Stuckaus schmückung der Apsiden und um einige marmorne Altarschrankenplatten. Eine Beeinflussung durch die karolingische Hofkunst ist im Sinne einer damals überall beliebten Form-Präzisierung an allen Stücken in Mals zu erkennen, und dennoch ist die langobardische Wurzel immer vorhanden. Am reinsten nachlangobardisch ist die Stucksäule in der nördlichen Apsis, denn ähnliches findet man oft in Oberitalien (Brescia, Pavia, Cividale). Unlangobardisch ist dagegen in Mals die waagrechte Teilung der Säule, wodurch das langobardische Strömen des Flechtbandes abgeteilt wird, dann auch die ringartige Verwendung der „laufenden Krabbe“ und des Flechtbogens unter dem Kapitell. Keine karolingisch-antifikisierende Hofkunst sind die figuralen Stuckreste. Wenn aber Hammer die Altarplatten wegen eines antifikisierenden Zuges der „karolingischen Renaissance“ zuteilt⁴⁾, so ist zu sagen, daß solche antifikisierende Umwandlungen sich modisch sowohl an spätlangobardischen, als auch, abhängig davon, an Denkmälern des Oberrheins und der Ostschweiz zeigen. Ebenso ist das Auftreten der Wellenranke — besonders oft in Kärnten — nicht durchaus karolingisch, sondern, teilweise von der avarischen Kunst angeregt, schon in der spätlangobardischen Ornamentik gründlich vorbereitet. Das zeigt sich sehr schön an einigen Reliefsplatten im langobardischen Stil in Rom nach 800⁵⁾.

In den Formen wieder rein langobardisch, zeitlich aber, wie die meisten dieser Denkmäler, nicht datierbar, ist eine aus G l u r n s stammende, heute im Museum Ferdinandeum aufbewahrte Platte mit dreistreifigem Flechtband auf zweieckigen Zwickeln, das Motiv kommt seit dem späten 7. Jahrhundert oft vor, sein Erlöschen ist nicht bekannt. Undatierbar, schon wegen des ungewöhnlich starken Hervortretens volkstümlicher Elemente, ist eine Figuralen und Ornamentales aufweisende Sandsteinplatte am Chor der Pfarrkirche U n t e r m a i s (Abb. 4). Das rosettenartige Flechtband, die Form der Nasen sind dem langobardischen Formenschatz entnommen, das Sinnbildliche ist im allgemeinen germanisch und kommt auch in der schwer zu fassenden Gruppe vollhafter

¹⁾ Eine Abbildung bei Strzygowski, „Altflavische Kunst“, zu S. 64.

²⁾ Eine solche altkroatische Beeinflussung nimmt Camilla Lucerna in ihrem Aufsatz „Tregovi saobraćaja između karantanije i dalmacije u doba karlavica“ in der Zeitschrift Iz vjesnika hrv. arheol. društva (Agram, nove ser. XVI, 1925) an.

³⁾ J. Garber, „Die karolingische St.-Benedikt-Kirche in Mals“ (1915), Weingartner, „Die Kunstdenkmäler“ usw. IV, S. 181 und Hammer, „Die ältesten Kirchenbauten Tirols“, im Jahrbuch des D. u. O. U.-V. 1935, S. 229.

⁴⁾ Hammer a. a. O.

⁵⁾ Ihre Veröffentlichung wird in einiger Zeit durch mich erfolgen. (Zeitschrift „Germania“.)

langobardischer Denkmäler vor¹⁾. Zu vergleichen wäre dazu eine figurale Steinplatte aus Val Camonica im Museo christiano in Brescia und ein nachlangobardisches figurales Relief aus Säben im Brigner Museum. Ähnlich ist eine Steinplatte an der Totenkapelle zu Haflling bei Meran. Auch hier der leere Grund, die volkstümlichen figurativen Motive, die unlangobardisch aussehende, graphisch wirkende Spirale, langobardisch dagegen das flach geferbte Blatt, wie ein solches auch in einem typisch spätlangobardischen Fundstück (Bruchstück eines Kapitells?) aus Säben (Museum Brigen) vorkommt²⁾ (Abb. 5). Solche Blattformen sind der langobardischen Kunst Ober- und Mittelitaliens eigentümlich. Ein sehr eigenartiges Fundstück aus Lengmoos auf dem Ritten ist mir nach einer Photographie bekannt: auf einem roh bearbeiteten Prisma ist eine kleine Seite von einer offenen, dreistreifigen Flechtbandrosette und die große Vorderfläche mit einem wie eine Blüte aussehenden Tierkopf bedeckt, der auf einem langen Hals (Stengel?) sitzt. Die Verwendung dieses Stückes ist unklar.

Die bekannten Reliefs aus Schloß Tirol und dem Kapellenportal der Senoburg gehören in den Einflußkreis von S. Michele in Pavia und sind wie dieses nachlangobardisch in verdünntester Art. Weit reiner im Sinne des Nachwirkens nachlangobardischer Kunst ist besonders in den Ornamenten (Flechtbandrosette und Tau) der schöne Holzpfiler aus Matrei in Osttirol (Museum Innsbruck); er ist ferner ein hervorragendes Denkmal der verlorengegangenen Holzkunst und trotz der Entstehung in der Mitte des 11. Jahrhunderts im wesentlichen langobardischer, als die immer dafür in Anspruch genommene ältere Holztür von S. Bertoldo im Museum zu Parma es ist.

In der Nordrichtung sind in Tirol der schon erwähnte Kapitellrest und die Figurenplatte aus Säben die nördlichsten bisher bekanntgewordenen Werke der hier betrachteten Gruppe, das ganze Nordtirol ist vollkommen frei davon.

3. Kärnten

Die nachlangobardischen Denkmäler Kärntens können ihres verblüffenden Reichtums halber nur in kurzer Zusammenfassung besprochen werden.

Am der Spitze stehen die bereits mehrmals erwähnten schönen Giebelsplatten auf der Westfront von St. Peter am Bichel bei St. Veit a. d. Glan³⁾. Hier ist jede Einzelheit derart rein langobardisch, daß die Entstehung dieser Teile von Chorschranken mit gegiebeltem Durchgang wohl in das frühe 9. Jahrhundert zu versetzen ist. Richtunggebend ist, wie meistens in Kärnten, Friaul-Cividale. Über die ursprüngliche Verwendung der beiden Stücke und ihre absolut unfroatische Art siehe das früher darüber Gesagte (Abb. 6).

Das langobardische Flechtband kommt in Kärnten sehr oft vor. Am reinsten auf einer sehr wertvollen Platte mit dem üblichen Flachrelief im Durchgang des Stiftes in Millstatt (Abb. 7). Sie zeigt Flechtbandkreuz, derbe, zweieckige Flechtbandrosetten, Lebensbaum und laufende Krabben; diese Platte, entstanden zu Beginn des 9. Jahrhunderts, ist gleich den Reliefs in St. Peter am Bichel weit eher spät- als nachlangobardisch. Nachlangobardisch ist erst das südliche Gebälkstück an der Westfront der

¹⁾ Darüber bei Stüdelberg, „Langobardische Plastik“. II. Haupt, „Die Älteste Baukunst, im besonderen jene der Germanen“, und sehr schön bei C. Cecchielli a. a. O. Ferner in meinen verstreuten Aufsätzen.

²⁾ Siehe den Aufsatz von A. Egger „Sabtona“ in „Der Schlern“, Juni 1930. Die Bemerkung auf S. 230, ein solches Blatt im frühgermanischen Stil wäre selten, zeigt die geringe Denkmälerkenntnis des Verfassers. Dazu mein eigener Aufsatz ebenda, März 1938. Die Deutung der Hassingerplatte im gleichen Schlernheft.

³⁾ Einhart R. in „Das Modestusgrab in Maria Saal“ (Straggonowstiftschrift, 1932, S. 61 u. f.). Was die Beanspruchung für kroatische Kunst anbelangt: siehe die Anmerkung auf S. 25.

Vorhalle der Millstätter Stiftskirche (Abb. 8, das Gegenstück antikisierender), eine zweistreifige Flechtbandrossette auf einem Säulenkapitell im Kreuzgang, und nachlangobardisch ist ferner das bisher noch unbeachtete abgetretene, daher heute glatte Flechtband auf einem Pfeilersockel im Innern dieser Vorhalle, wohl ein Rest des vorromanischen Atriums¹⁾ (Abb. 9). Die Flechtbandplatten aus der karolingischen Pfalzkirche in Moosburg (Museum Klagenfurt) hängen mit der langobardischen Kunst nur mehr in oberflächlicher Ableitung zusammen (Abb. 10); die stärkere Abteufung der Ornamente und der glatt gehaltene Grund sprechen von einem anderen oder späteren Formgefühl. Diese interessanten Werke gehören in das ausgehende 9. Jahrhundert. Nur zwei Pilasterfüllungen entsprechen noch am ehesten langobardischer Ornamentrhythmik²⁾.

Um 850 werden die drei schönen Reliefsplatten in der Kirche St. Wolfgang am Wolfsbühl bei Spittal a. d. Drau entstanden sein³⁾ (Abb. 11); ihre Wellenranken gehen auf spätlangobardische (nordische) und von der avarischen Kunst beeinflusste Vorbilder zurück und haben mit der karolingischen Ornamentik nur eine äußere Ähnlichkeit. Eine stark abgetretene Platte mit dreistreifigen verschlungenen Halbkreisen und schon sehr veränderten laufenden Krabben befindet sich im Pfarrgarten zu Molsbühl bei Spittal a. d. Drau. Das Motiv ist nachlangobardisch, aber noch nicht romanisch. Weitere Flechtbänder kommen vor auf einem kleinen Stück am Karner in St. Veit a. d. Glan (9. Jahrhundert), am Portal der Kirche zu Weiniß (um 1220), auf einem Kapitell in der Kirche St. Stefan am Krappfeld (um 1150?) und an einigen museal aufbewahrten Kapitellen der Hoch- und Spätromantik in Friesach (Abb. 12). Datierungen sind hier meistens unmöglich. Das ist auch, verbunden mit Undeutbarkeit, bei einem Grabstein (?) mit eingeritzter dämonischer Figur volkstümlichster Art in Reuttschach, Pfarrkirche, der Fall. Abseitig in jeder Beziehung ist ferner der Portal-schmuck der hochgelegenen Kirche St. Maria Hohenburg am Eingang in das Mölltal (Abb. 3). Die hohen Sockeln der Gewändesäulen sind spätestens frühstromanisch, die flachen Reliefs der Gebälkzone mit spitzovalen Blättern und bereits ziemlich naturalistischen Tieren verweisen auf S. Michele in Pavia, sind aber bestimmt früher. Langobardisches klingt noch nach⁴⁾. Über die Denkmäler aus Reuttschach und St. Maria Hohenburg werde ich gesondert arbeiten.

4. Steiermark

Das einzige in diesem Zusammenhang in Betracht kommende Werk der Bildnerei ist eine sehr abgetretene Platte in flachem Relief in der Schloßkapelle St. Lambrecht⁵⁾. Loder gefüllte Kreise werden durch gerade Stäbe zu einem sehr regelmäßigen Gängen verbunden, das jenen weitgehend gräzifizierten Platten entspricht, die Italien aus dem 9. und 10. Jahrhundert in großer Menge besitzt. „Karolingisches“ im gewöhnlichen Sinne ist in dem steirischen Pfeilerrelief wenig enthalten. Es könnte dieser Fund trotz seiner späten Form siedlungsgeschichtlich mit dem in der Nähe, bei St. Blasien, gefundenen langobardischen Friedhof zusammenhängen.

¹⁾ Von diesen Resten aus müßte einmal eine neue Datierung der Vorhalle versucht werden.

²⁾ Für die Photographien dieser Platten danke ich der Direktion des Landesmuseums in Klagenfurt. C. Lucerna a. a. O. spricht auch über sie.

³⁾ In der vorerwähnten Literatur (Kunstdenkmäler Kärntens und Dehio Österreich) wird diese Kirche auf Grund amtlicher kirchlicher Angaben „am Fratres“ genannt, das Grundbuch nennt sie jedoch richtig „am Wolfsbühl“. Sie steht am Waldweg von Spittal a. d. Drau nach Seeboden.

⁴⁾ Einzelnes darüber in „Die Kunstdenkmäler Kärntens“, Dehio „Österreich“ I und „Die bildende Kunst in Österreich“ II, zu den Aufsätzen von Stahart und Haretter.

⁵⁾ Eine Abbildung in „Die bildende Kunst in Österreich“ a. a. O. Nr. 26. Herr Professor Dr. S. Egger-Graz hatte die Freundlichkeit, mir mitzuteilen, daß ihm in Steiermark keine weiteren einschlägigen Stüde bekannt wären. Ein seltsamer Mangel!

5. Oberösterreich

Dieses Land steuert für diese Zusammenstellung nur eine mäßig große Steinplatte in der Vorhalle der Stiftskirche *M o n d s e e* bei. Rundbogentreihen stehen in mehreren Zonen übereinander, sie sind geperlt und abgetrepyt, in den Zwickeln zeigen sich die typischen dreilappigen Blätter. Vorromanisch oder frühromanisch-archaisierend, in der lombardischen Vorromantik vorbereitet.

6. Niederösterreich

Ungewöhnlich reich ist der Anteil dieses Landes an solchen romanischen Bildwerken, die noch lange langobardische Einzelheiten verwenden. Eine unmittelbare Übertragung aus Oberitalien konnte wegen der großen Entfernung hier wie in Oberösterreich nicht erfolgen, außerdem sind diese Flechtbänder und Birnschädel nicht nur langobardisch, sondern überhaupt auch Bestandteile der volkhaften romanischen Kunst Deutschlands. Da diese sowohl als stets vorhandenes nordisches Formgut, als auch durch dessen Wiederaufleben unter langobardischem Einfluß gedeutet werden können, rücken nun auch die niederösterreichischen Denkmäler mit einiger Berechtigung in den Kreis dieser Betrachtung. Sie verteilen sich über das ganze Land, eine Gruppenbildung ist hier ebenso unmöglich, wie in Kärnten und bei der fast einförmigen Gleichartigkeit schließlich auch in Italien.

Nahe der Ennsmündung steht die kleine Kirche *S t. P a n t a l e o n*, ein Bau von ungefähr 1090¹⁾. An ihrer Westapsis (die Kirche ist gleich der etwas jüngeren Burgkirche Ober-Ranna in der Wachau²⁾ zweischöbig!) haben sich seltsame Erinnerungen an den germanischen Fachwerkbau erhalten. In der Westkrypta treten nun auf mehreren Kapitellen jene Motive auf, die sich, wie die Flechtbandrosette und die rundbogig ausgehöhlten Kapitelle auf langobardische Vorbilder (Krypta *S. Procolo* in Verona) zurückführen lassen.

War die Datierung von *S t. Pantaleon* in das ausgehende 11. Jahrhundert immerhin mit einiger Sicherheit möglich, so ist diese in *T u l l n* (Westportal der Pfarrkirche) und bei *W e i g e l s d o r f* im Wiener Becken ausgeschlossen; die Datierungsversuche stoßen in die leere Luft.

Die Umrahmung der Portalskulpturen der Westfront der *T u l l n e r P f a r r k i r c h e*³⁾ (Abb. 14) zeigt klar entwickeltes zweistreifiges Flechtband und eine spätromanisch veränderte Wellenranke, die dazu gehörigen männlichen Büsten können, falls uns die spätlangobardische figurale Bildnerei nicht einmal unerwartete Überraschungen auch in dieser Hinsicht bringen wird, derzeit nicht vor 1200 angesetzt werden. Also ein Flechtband aus spätester Romanik.

Die Reliefsplatte in *W e i g e l s d o r f*⁴⁾ (Abb. 15) enthält thematisch schöne Erinnerungen an den germanischen Mythos und in den Einzelheiten wieder ein lockeres, glattes Flechtband und Reste eines Laues. Rein langobardisches, nordisches Formgut ist nur die betont flache Haltung des Reliefs und die eigenwillige Streifung, darin besteht z. B. eine weitgehende Übereinstimmung mit den aus dem 8. Jahrhundert stam-

¹⁾ Siehe meine Untersuchung über diese Kirche in „Unsere Heimat“, Monatsblatt des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, 1935, Heft 2.

²⁾ Donin, „Die romantische Kirche der Burg Ranna“ (Wien, 1936).

³⁾ Donin, „Romantische Portale in Niederösterreich“. (1915, S. 27 u. ff.)

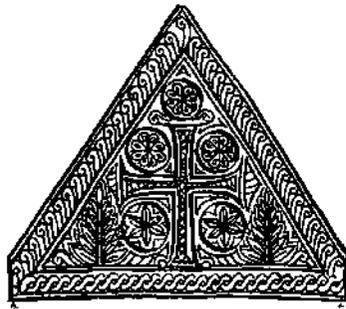
⁴⁾ Siehe Maria Capra „Das Relief von Weigelsdorf“ in Strzykowski-Festschrift 1932, S. 27 u. ff. Eine archivalische Quelle von 1020 irrig für Weigelsdorf beanspruchend, kommt die Verfasserin in ihrer geistreichen Ausdeutung des Reliefs zu einer wohl viel zu frühen Datierung. Ein ähnliches Stück, eine Sonnenscheibe, befindet sich in der Friedhofsmauer der Kirche zu Würflach an der Schneebergbahn.

menden Reiterreliefs aus Eisano am Gardasee. Doch darf die Weigelsdorfer Platte nicht so früh datiert werden, da der Ort in karolingischer Zeit noch unbekannt war. Trotz späterer Datierung leben hier altgermanische Sinnbilder und Formen in nachlangobardischer Vermittlung weiter.

Eine ganz abgetretene, ursprünglich scheinbar dreigestreifte geöffnete Ranke befindet sich im Karner zu Dürnstein¹⁾, und ein großes, noch mehr flachgetretenes Flechtbandkreuz auf einer Grabplatte an der um 1130 erbauten Kirche in Michelfelden im nordöstlichen Niederösterreich. Langobardische „Birnköpfe“ zeigen sich noch recht deutlich auf einer Reliefplatte in der Friedhofsmauer in Wolkersdorf nördlich von Wien²⁾ (Abb. 16) und an den schon zu Beginn erwähnten spätgotischen Konsolenköpfen in der Kirche St. Peter am Anger bei St. Pölten. Der schon frühgotische Christuskopf aus Wolkersdorf wäre auf jedem langobardischen Relief des 8. Jahrhunderts ohne weiteres möglich, so lange und so stark hat sich diese Schädelform erhalten. Aber das seltsamste und zugleich späteste Stück, an welchem langobardische Kopf- und Haarform in unerhört früher Form nachlebt, ist ein um 1450 entstandenes Obbergrelief an der Kirche zu Trautmannsdorf bei Brud a. d. Leitha; die Abbildung zeigt wie ein im neuen Siedlungsland entwickeltes Motiv sich im ganzen germanisch-deutschen Raum verstreuen und lange nachwirken konnte.

¹⁾ Die Kenntnis verdanke ich Herrn Architekt Fritz Stanzel-Wien. Ich werde die Platte gelegentlich veröffentlichen.

²⁾ Ein schöner Birnkopf als Konsole auch in der Apsis der Kirche St. Johann am Steinfeld (Schneeberggegend) in der dekorativen Art um 1270.



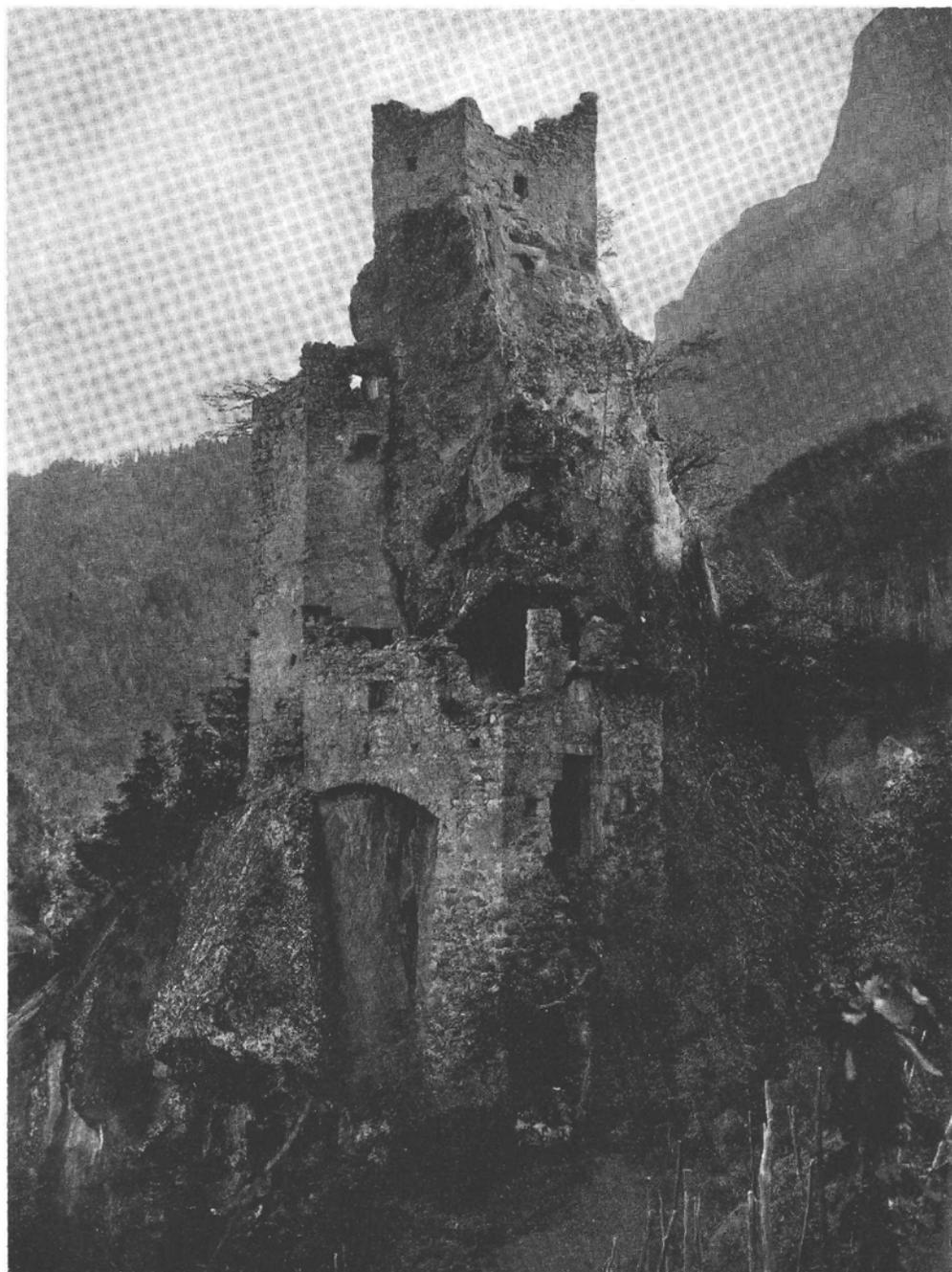


Abb. 1. Westenstein bei Andraz

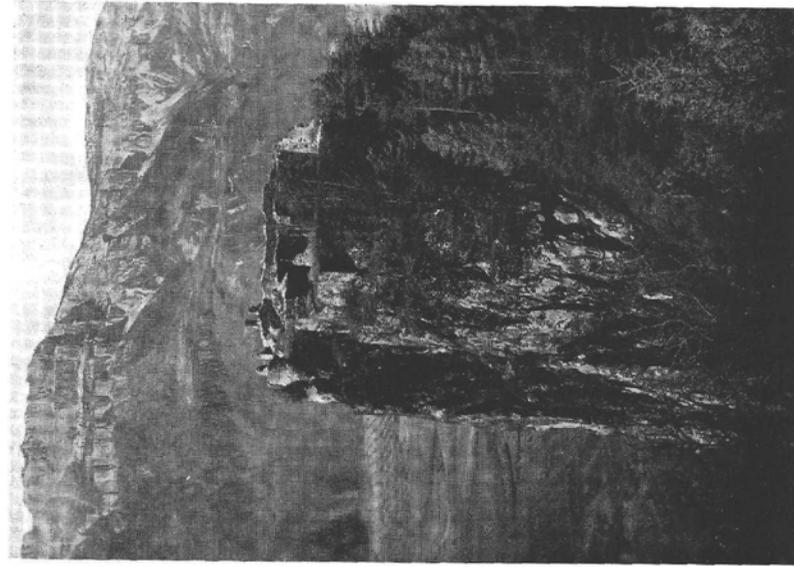


Abb. 6. Ruine Greifenstein, Bergseite

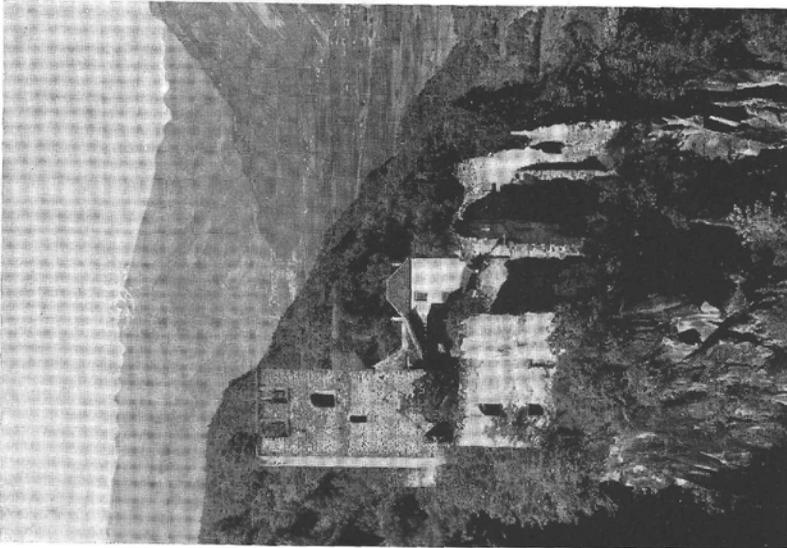


Abb. 4. Die Pongresburg bei Nals (Etschtal)

Die geographische Lage der Tiroler Burgen

Ein Beitrag zur Geschichte der alpinen Besiedlung

Von Dr. Josef Weingartner, Innsbruck

In älteren Abhandlungen über tirolische Burgen begegnet man wiederholt dem Hinweis auf die Ode des Horaz (IV, 14), wo der Dichter des Drusus Sieg über Senaunen und Breonen feiert und von ihm sagt, er habe „arces alpihus impositae tremendis“ — die auf die furchterregenden Alpen gebauten Burgen — niedergeworfen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß damit auch Burgen in Tirol gemeint sind, und auch soviel wird man aus diesen Versen schließen dürfen, daß diese tirolischen Höhenburgen auf die Römer einen ganz besonderen Eindruck machten und daß ihnen ihre Bezwingung wegen der geschützten und schwer zugänglichen Lage als eine besondere Leistung erschien. Nur insoweit waren die älteren Autoren im Irrtum, als sie die Horazischen Verse auch auf die mittelalterlichen Burgen bezogen und aus der Übereinstimmung ihrer Lage mit der Schilderung des römischen Dichters beweisen wollten, daß viele oder die meisten von ihnen schon zur Römerzeit vorhanden waren. Wie die Burgen, die Drusus eroberte, ausfahen und wo sie lagen, hat uns erst die prähistorische Forschung der letzten Jahrzehnte gelehrt, und so sehr sie noch in den Anfängen stecken mag, daß das Gebiet der Breonen, daß das heutige Südtirol einen ganz besonderen Reichtum an Wallburgen aufwies, ist auch heute schon klar.

Der gebirgige Charakter des Landes, vor allem die zahlreichen Mittelgebirgsterassen mit ihren felsigen Ruppen waren der Anlage solcher Burgen überaus günstig, und man kann sich sehr leicht vorstellen, welche Schwierigkeiten den Römern das ungewohnte alpine Gelände bereitete. Nun sind zwar wie gesagt die mittelalterlichen Burgen von jenen, die schon zu den Zeiten der Römer standen, wohl zu unterscheiden, aber die geographischen Gegebenheiten der Alpenlandschaft sind hier wie dort dieselben, und da sich die Möglichkeiten und Methoden der Kriegsführung unterdessen kaum wesentlich geändert hatten, so suchte man die Vorteile der geographischen Lage auch noch im Mittelalter möglichst auszunützen.

Das Terrain war für eine Burg um so günstiger, je mehr es schon durch seine natürliche Beschaffenheit dem Angreifer Hindernisse in den Weg stellte. Isolierte und schwer zugängliche Felsenzaden oder wenigstens Felsentuppen mit steilem Abfall waren besonders geeignet. Sehr gesucht war auch die Lage unmittelbar über einer Felswand oder sonst über einem Steilabfall, der wenigstens die eine oder die andere Seite der Burg schon von Natur aus sturmfrei machte. Stand aber kein Felsen zur Verfügung, so waren auch schon ein steiler Hang und eine beträchtliche absolute Höhenlage sehr geschätzt.

Es liegt auf der Hand, daß ein Gebirgsland wie Tirol in dieser Hinsicht ausgezeichnete Möglichkeiten darbot. In erster Linie müssen hier die kühn geformten Felsen angeführt werden, auf denen Burgen wie Greifenstein, Andraz, Festenstein stehen. Der Felsenturm der an und für sich schon sehr hochgelegenen Burg Greifenstein (Abb. 3 und 6) z. B. ragt allseits frei und teilweise sogar mit senkrechten Wänden empor, und nur ein schmaler und mühsamer Felsenpfad führt zu ihrem Tore. Kein Wunder, daß es 1426, als Herzog Friedrich mit der leeren Tasche Greifenstein belagerte, so

leicht war, den Nikolaus Hochgeschorn, der als Unterhändler auf die Burg gekommen war, beim Abstieg einfach über die Felsen hinunterzuwerfen. Womöglich noch Kühner ist die Lage der Burg Andraz, die derart auf einen völlig freiaufragenden Dolomitblock gesetzt ist, daß man kaum sagen kann, wo der Fels aufhört und wo die Mauer beginnt. Heute, wo der ehemalige Umbau mit dem Aufgang verfallen ist, kann man die Burg ohne Leitern oder ohne eine regelrechte Kletterei überhaupt nicht mehr erreichen. Besonders eigenartig ist dann die Lage von Festenstein (Abb. 1): ein hochaufragender Felsenzahn, der einen turmartigen Aufsatz trägt und hinter dem über einer schwindelnden Schlucht die eigentliche Burg sich an den steilen Hang schmiegt. Das ursprüngliche Burgtor aber liegt in halber Höhe des Felsenzahns und war wohl nur mit Hilfe einer Leiter zu erklimmen. Später baute man den Forweg tiefer herab, doch blieb auch das neue Tor noch in der Höhe und nur mittels einer Zugbrücke erreichbar.

Ähnlich kühn liegt die Haderburg bei Salurn, deren schon von Natur aus sehr schwieriger Zugang durch Zwinger, eine künstliche Wegunterbrechung mit Zugbrücke und ein Rondell mit hochgelegener Torschwelle noch mehr erschwert wurde. Auf Stein am Ritten erreichte man die Vorburg nur über eine ansteigende Zugbrücke; ein steiler und beschwerlicher Felsenpfad führt dann zur eigentlichen Burg, die, über jähen Felswänden liegend, sonst überall unzugänglich ist. Hauenstein liegt ähnlich wie Andraz auf einem isolierten Dolomitblock, über den ein schmaler, teilweise künstlich aus dem Felsen gehauener Pfad emporführt. Von Natur aus sehr geschützt ist weiterhin die Lage von Steinegg: die Wohnburg liegt zwar auf einem ebenen Platz, dahinter aber steht, durch eine Schlucht getrennt, unmittelbar über dem felsigen Steilhang des Tales eine Art Fluchtburg, die wohl nur zur Zeit der Gefahr aufgesucht wurde. Auch das Fingeller Schloß (Abb. 7) in der Sarntaler Schlucht, Hochgaltaum und in Nordtirol Kundlberg, Schintlberg und Schrofenstein verdienen in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden.

An diese erste Burgengruppe, die sich durch eine ganz besonders günstige, allseits geschützte Lage auszeichnet, reiht sich eine zweite, wo der Zugang auf einer Seite leicht möglich ist, die drei anderen Seiten aber durch unzugängliche Felsen und Steilhänge geschützt sind. Einige dieser Burgen — z. B. Pappenberg (Abb. 4), Rodened, Wangen-Bellermont (Abb. 8), Klamm, Starfenberg — sind auf ein spornartig vorspringendes Felsstück hinausgebaut, das auf drei Seiten senkrecht abfällt und nur auf der vierten mit dem Hinterland zusammenhängt. Andere — z. B. Runkelstein, Hocheppan, Karneid (Abb. 5), Neuhaus bei Terlan, Sigmundskron, Zenoberg, Juval, Weizenstein im Feltale — liegen auf exponierten Felsklippen, die ebenfalls nur auf einer Seite zugänglich sind.

Eine dritte Gruppe muß sich damit begnügen, wenigstens auf einer, allenfalls auch noch auf einer zweiten Seite absolut sturmfrei zu sein. Diese Burgen sind unmittelbar an eine Felswand oder sonst an einen senkrecht abfallenden Hang vorgeschoben, und für ihre Verteidigung war schon das eine große Erleichterung, daß man sich wenigstens um eine Seite nicht weiter zu kümmern brauchte. In Südtirol wären hier etwa Pichtenberg, Rastbell, Tirol, Brunnenburg, Auer, Braunsberg, Leonburg, Burgfall, Helfenberg, Rafenstein, Haselburg, Ralldiff, Sommersberg, Welsberg, in Nordtirol Aufenstein, Fragenstein, Landed, Lauded, Bärned, Wiesberg, Friedberg zu nennen.

Allerdings barg diese Randlage die große Gefahr in sich, daß durch Abrutschungen oder durch das Abspalten senkrecht aufgestellter Felsblöcke (vgl. z. B. Tirol, Brunnenburg, Runkelstein, Haselburg, Abb. 9 u. 10) auch die Burg selbst leicht zu Schaden kommen konnte.

Weistens ist aber auch ein solcher natürlicher Schutz nicht vorhanden und weitaus der größte Teil der Burgen erhebt sich einfach auf einem mehr oder weniger steil ab-

fallenden Hügel, der aus der Talflanke irgendwie vorspringt und wenn möglich auch gegen den Bergeshang hin eine größere oder kleinere Einsenkung aufweist und sich so vom Hinterland besser abhebt (Abb. 11 u. 12). Fast alle Nordtiroler Burgen liegen so, aber auch in Südtirol und Osttirol — ich nenne von größeren und bekannteren Burgen nur etwa Reichenberg, Rotund, Churburg, Eschengelsberg, Annenberg, Dornsberg, Gojen, Lehenberg, Brandis, Boymont, Enn, Reinegg, Straßberg, Bruned, Taufers, Heimsfelz, Bruck und Rabenstein — ist dies sozusagen die reguläre Situation. Manchmal spielt hier auch die bedeutende absolute Höhe eine Rolle, wie etwa bei Eschengelsberg, Schlandersberg, Annenberg, Fragsburg, Rehlburg und ganz besonders beliebt ist die eigentliche Gipfelage — d. h. die Burg, die weithin sichtbar und dominierend eine möglichst frei aufragende Kuppe krönt. Besonders schöne Beispiele dafür sind Rafenstein, Boymont und Helfenberg bei Bozen, Leuchtenburg bei Kallern und Kronburg im Oberinntale und Ernberg bei Reutte. Auch Sigmundskron, St. Michaelsburg, Sonnenburg, Reifenstein, Kropfsberg, Ruffstein usw. krönen, wenn auch weniger hoch gelegen, isolierte Hügel und beherrschen das ganze Landschaftsbild.

Schon manche von den bisher angeführten Beispielen — wie z. B. Churburg, Gojen, Brandis, Auer, Reinegg, Enn, Bruned, Bruck, Kropfsberg, und man könnte hier auch noch andere Burgen nennen, wie etwa Altenburg, Wart, Treuenstein, Raßenzungen, Schenna, Maienburg, Vorst, Hochnaturns, Wolfsturn in Andrian und in Mareit, Zwingenberg und Zwingenstein, Lamprechtsburg und Neuhaus im Pustertale, Lengberg in Osttirol und in Nordtirol Naudersberg, Petersberg, Schloßberg, Martinsbichl, Ambras, Thaur, Kropfsberg, Masen — zeigen, mit welchem geringem natürlichem Schutz man sich oft begnügte, wenn andere Umstände die Erbauung eines festen Sitzes förderten oder begünstigten.

Zwar höher am Bergeshang oder am Mittelgebirge, aber sonst fast ohne natürlichen Schutz liegen in Südtirol Raßenstein, Werburg, Casatsch, Freudenstein, in Osttirol Walchenstein, in Nordtirol Biedenegg, Kettenberg, ganz tief und ungeschützt aber Kubein, Unger, Ehrenburg. Bei Ried (Bozen) und Lichtner haben vielleicht ehemals die Taler und der Inn eine Insel gebildet, Gries und vielleicht auch Maretsch schützten künstliche Wassergräben. Auffallend, wenn auch durchaus nicht ungeschützt, ist die tiefe Lage der Fürstenburg, die man von Burgeis aus auf ebenem Wege erreicht.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so müssen wir vor allem feststellen, daß in Tirol die Höhenburg unbedingt dominiert. Einerseits ist für Wasserburgen in der Ebene das Terrain nicht günstig, andererseits waren Hügel und Hänge allenthalben in genügender Anzahl zur Hand. Gewiß mußte man sich vielfach mit verhältnismäßig sanftgeformten Abhängen zufrieden geben, aber auch wirklich sturmfreie Steilhänge, Felswände und Felskuppen standen häufig genug zur Verfügung und außerdem war vielfach auch eine bedeutende absolute Höhe unschwer erreichbar.

Die einfachen *E d e l s i ß e*, die nach Hunderten zählen, finden sich größtenteils im Bereiche der geschlossenen Siedlungen, in den Städten und Dörfern oder in deren unmittelbarer Nähe, und liegen sie einzeln, wie etwa die Schildhöfe in Passierer oder die Goldegger Höfe, so unterscheidet sich ihre Lage kaum von der eines gewöhnlichen Bauernhofes. Eigentlichen Burgen aber begegnen wir in der Talebene oder in ungeschützter Mittelgebirgslage nur ganz ausnahmsweise. Die meisten liegen an den Hängen der Haupttäler, manche weniger als hundert, die höchsten aber bis zu vier- und fünfhundert Metern über der Talsohle. Wo reich besiedelte Mittelgebirge vorhanden sind — z. B. die Terrassen von Überetsch, Eisens und Böllan, Tirol, Kastelrut — steigen auch die Burgen so hoch herauf und suchen sich nach Möglichkeit geschützte Stellen aus, die zur Mittelgebirgslage in ähnlichem Verhältnis stehen, wie die früher genannten Burgen zur Talsohle. Über eine gewisse relative oder auch absolute Höhe aber steigen die Burgen in der Regel nicht hinan. Die höchsten Siedlungen

— an der Etzsch z. B. die Terrassen von Deutschnofen, Ulbein und Radein, Mölten und Hasling, Perdonig, an der Rienz die Terrassen von Springes und Meransen, in Osttirol die Höhenfiedlungen zwischen Sillian und Lienz sind burgenlos. Von den Seitentälern endlich besitzen im allgemeinen nur die südlich gelegenen und die großen — z. B. Iseltal, Taufers, Ladinien, Sarntal, Passierer, Alten, Gröden, die Seitentäler des Wintzschgaus — einzelne Burgen. In Nordtirol findet sich überhaupt in keinem Seitentale eine ausgeprägte Burg¹⁾. Die höchstgelegene Burg in Tirol ist wohl Andraz (1747 m).

Es fragt sich nun, ob aus der tatsächlichen Lage der Burgen irgendwelche allgemeine Gesetze oder Gesichtspunkte für die Ortswahl zu gewinnen sind.

Nur kurz anmerken wollen wir hier die längstbekannte Tatsache, daß südlich des Brenners mehr als doppelt so viele Burgen stehen als in Nordtirol. Das obere und untere Innthal war im 11.—13. Jahrhundert im Besitz meist auswärts residierender Fürsten und Grafen, während die Herren Südtirols, die Bischöfe von Trient und Brigen und die von ihnen mit den Grafschaften belehnten Geschlechter im Lande selber wohnten und zahlreiche Ministerialen beschäftigten. Dazu kam noch die weit größere Fruchtbarkeit und das mildere Klima, zumal der Gegend um Bozen und Meran, und wohl auch noch der Umstand, daß die Zentren des Handels und des geistigen Lebens ebenfalls südlich des Brenners lagen. Im übrigen aber besteht zwischen den Nord- und Südtiroler Burgen in der Lage kein wesentlicher Unterschied, höchstens, daß der relative Abstand vom Talboden in Südtirol in nicht wenigen Fällen größer ist als in Nordtirol — wohl deshalb, weil dort auch in relativ hohen Lagen noch milderes Klima und damit bessere Existenzbedingungen gegeben sind. Sieht man dazu noch die Seltenheit der Burgen in den Seitentälern und ihr völliges Fehlen in den höheren und rauheren Lagen in Betracht, so kann man als ersten Grundsatz aufstellen, daß die Anlage einer Burg im allgemeinen günstige klimatische und wirtschaftliche Verhältnisse voraussetzt.

Zweitens wird die schon von Natur aus möglichst geschützte Hang-, Hügel- oder Gipfellation bevorzugt, wobei die günstige Terrainbeschaffenheit wichtiger ist als die absolute Höhe, die je nach den Umständen stark wechselt. Der praktische Grund dieser Erscheinung, die leichtere Verteidigungsmöglichkeit, liegt auf der Hand. Man wird aber wohl sagen können, daß hier auch noch etwas anderes hinzutrat. Karl Scheffler sagt irgendwo, die mittelalterliche Burg habe auch eine psychische Wirkung angestrebt, sie habe den Feind nicht nur abhalten, sondern auch schrecken wollen — kein Zweifel, daß die Höhenlage, zumal auf starrendem Felsen, dazu sehr viel beitrug. Und sehr schön schreibt Poeschel²⁾: „In jenen Zeiten gab es noch nicht unsere Trennung von Form und Inhalt. Was Leben war, dem wohnte auch die Kraft inne, zu Gestalt zu werden . . . Als Form, als sichtbarer Ausdruck der Erhabenheit eines Standes über das Land der Bauern, der Bürger und des niederen Volkes, als Bild des germanischen Hanges zur Einsamkeit, des Glaubens an die eigene Kraft und die Berufung zum Herrschen ist die Burg vor allem zu verstehen. Das immer kühnere und immer höhere Anbauen auf verwegenen Klippen gleicht in seiner Hingabe an die Maßlosigkeit dem Emporstreben des gotischen Turmes.“ Es liegt auf der Hand, daß dieser formbildenden Tendenz die Alpenlandschaft in ganz besonderer Weise entgegenkam.

Diese allgemeinen Voraussetzungen: die klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse und die damit zusammenhängende geringere oder größere Menge adeliger Familien und endlich die strategische und wenn man will psychologische Eignung des Terrains haben auf die Lage unserer Burgen zweifellos einen ganz wesentlichen Einfluß aus-

¹⁾ In Frage käme allenfalls der einstige Sitz der Herrn v. Mairhofen im Zillertal, über den aber nichts Näheres bekannt ist.

²⁾ Das Burgenbuch von Graubünden, S. 32.

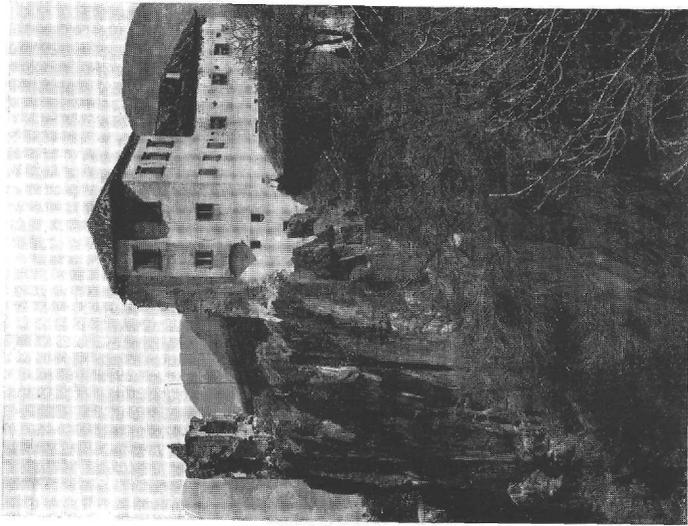


Abb. 9. Haselburg bei Bogen

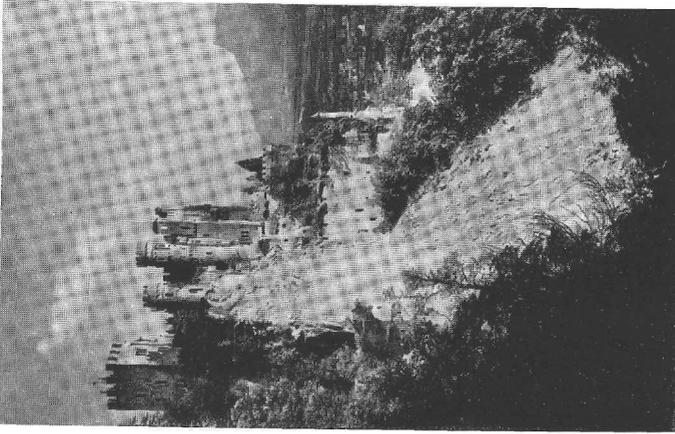


Abb. 10. Brunnenburg, Meran



Abb. 11. Rabenstein bei Birten



Abb. 12. Altschloß mit Eßlern

geübt. Wenn man aber versucht hat, darüber hinaus auch noch speziellere Befehle für die Verteilung der Burgen aufzustellen, so muß ich gestehen, daß ich derartigen Thesen sehr mißtrauisch gegenüberstehe und geneigt bin, sie der Hauptsache nach für gewaltsame Konstruktionen zu halten¹⁾.

Sehr häufig begegnet man der Ansicht, daß die mittelalterlichen Burgen nach einem wohlüberdachten und konsequenten System zum Zwecke der Landesverteidigung errichtet wurden. Die Frage, ob das außerhalb Tirols irgendwo in größerem Ausmaße der Fall war, hat uns hier nicht zu beschäftigen. Und auch in Tirol selber ist ohne weiteres zuzugeben, daß z. B. der Bischof von Trient oder aber der Graf von Tirol darauf bedacht waren, in ihrem Gebiete möglichst viele feste Stützpunkte zu haben, und daß dafür auch der Ort nicht gleichgültig war. So hören wir z. B., daß der Graf Heinrich von Tirol 1184 vor Kaiser Barbarossa mit dem Bischof Albert von Trient darüber stritt, ob er das Recht habe, bei Terlan eine Burg zu erbauen²⁾. Offenbar war es für den Grafen sehr wichtig, in der unmittelbaren Nähe seiner größten Gegner, der Grafen von Eppan und ihren Hauptburgen Hocheppan und Greifenstein, und nahe bei der wichtigen Handelsstadt Bozen eine Feste zu besitzen.

Ein ähnlicher Fall begegnet uns 1253, wo der Bischof von Chur nach einer siegreich beendeten Fehde mit den Vögten von Matsch Frieden schließt und dabei das Recht zugesprochen erhält, an einem beliebigen Orte zwischen Chiavenna und Latsch, also in der unmittelbaren Nähe des Matschischen Herrschaftsbereiches, eine Burg zu bauen³⁾. Derartige Fälle werden auch sonst vorgekommen sein; für die nähere Ortswahl kamen dann aber auch hier die oben erwähnten Gesichtspunkte in Betracht. Eine derartige planmäßige Verteilung kann sich aber nur auf verhältnismäßig kleine Territorien beschränkt, nie aber auf das ganze Land ausgedehnt haben, da es ja eine einheitliche, das ganze Land umfassende Gewalt nicht gab. Der Herzog von Bayern kam praktisch nicht in Frage, und von irgendeiner unmittelbaren Einflußnahme des Kaisers (wegen der Römerzüge hätte er daran immerhin ein Interesse gehabt) auf den Tiroler Burgenbau — abgesehen etwa von einer schiedsrichterlichen Entscheidung wie sie oben angeführt wurde — ist nichts bekannt. Und auch in den kleineren Territorien verdanken ganz bestimmt nicht alle Burgen ihre Lage derartigen Erwägungen. Besonders die Ministerialen bauten ihre Burgen in der Regel einfach dorthin, wo ihr Grundbesitz lag, womit ich natürlich nicht in Abrede stellen will, daß manchmal beide Gesichtspunkte zusammenwirken mochten.

Manchmal hört man auch die Meinung, die Burgen seien so verteilt worden, daß man von der einen zur anderen Zeichen geben konnte. Gewiß hat man eine derartige Möglichkeit unter Umständen zu schätzen gewußt — aber man braucht doch nur die tatsächlichen Burgstellen zu betrachten und wird sofort erkennen, daß diese Möglichkeit nur ausnahmsweise bestand, etwa zwischen Bozen und Meran, wo eben besonders viele Burgen vorhanden sind⁴⁾. Ebenso wird man die systematische Sicherung bestimmter Straßenzüge, wohl in einzelnen Fällen, aber sicher nicht für den Gesamtbestand der Burgen als ausschlaggebenden Faktor ansprechen dürfen. Wohl bekommt die an sich auffallende Lage von Gernstein tief in der Talschlucht bei Latschons erst einen Sinn, wenn man weiß, daß einst die Brennerstraße hier vorüberzog⁵⁾, und ebenso sprechen bei

¹⁾ Auch Pöschel, „Das Bürgerbuch in Graubünden“, S. 54 ff., vertritt für sein Gebiet, das mit Südtirol mannigfache Beziehungen aufweist, die gleiche Anschauung.

²⁾ Codex Wangianus ed Kink, Nr. 19.

³⁾ Ferd. Zeitschrift 1871, S. 46 f.

⁴⁾ Die sogenannten Kreidenfeuerordnungen, die sich vielfach auf Burgen stützen, sind viel späteren Ursprungs und beziehen außerdem auch Punkte ein, die keine Burgen tragen.

⁵⁾ Bei der Erbauung des Runterweges im 14. Jahrhundert forderten die Herren von Gernstein eine Entschädigung für das ihnen künftig entgehende Weggeld.

Strahberg am Brenner und Taufenberg am Taufentweg sowohl die Lage als auch der Name für sich selber. Weitere Beispiele: Rafenstein, das sogenannte Garner Schloß, an dem der alte Weg ins Garntal vorüberging. Oder Taufers, Bruck, St. Michaelsburg, Zenoberg, Runkelstein, Wiesberg, Itter mit Werberg und Engelsberg, bei denen man sagen kann, daß sie den Zugang zu tiefen Seitentälern sperrten. Aber sehr viele Burgen liegen abseits von den wichtigen Verkehrswegen, und auch die in den Haupttälern nehmen durchaus nicht immer besondere Rücksicht auf den Verlauf der Straße. Mit Recht sagt Knapp, daß z. B. Hocheppan soweit vom Talverkehr entfernt liegt, daß man mit der alten Vorstellung von der Burg als Talsperre hier nicht weiterkomme¹⁾. Das gilt auch von sehr vielen anderen Burgen, die wohl in den Haupttälern, aber von der Straße so entfernt liegen, daß die Rücksicht auf die systematische Sicherung und Bewachung der Verkehrswege für ihre Lage wohl kaum den Hauptausschlag gab. Ein besonders sprechender Beleg ist hier Stein am Ritten, an jenem Berge also, über den bis zum 14. Jahrhundert die Brennerstraße lief. Die Burg steht aber mit dieser Hauptverkehrsader überhaupt in keinem Zusammenhang.

Eine andere Hypothese sucht das Problem von der Siedlungsgeschichte her zu lösen. Werner Knapp hat in mehreren Aufsätzen²⁾ seine sehr fesselnde Theorie kurz umrissen. Nach ihm treten im Burgenbau deutlich verschiedene Schichten hervor, die den durch Flur- und Siedlungsformen gebildeten Zonen entsprechen. Die ältesten Burgen liegen im Grenzgebiet zwischen den Dorfsiedlungen des Tales und der Einzelhof- und Weilersiedlung des Mittelgebirges, vielfach am oberen Rand des sich dazwischen schiebenden Waldgürtels. Speziell von der Bozner Gegend heißt es: „Jede der Höhenburgen hat ein eigenes Siedlungsland hinter sich, dessen vom Tal hochführenden Zugang sie deckt.“ Als Beispiel dafür wird Hocheppan angeführt, das die Terrasse von Perdonig deckt, wie denn überhaupt je nach der Ausdehnung und Zugangsmöglichkeit der Mittelgebirgsterrassen hier ganze Burgenketten die Randsicherung übernehmen. Auch die rein wehrtechnischen Erwägungen sprechen nach Knapp dafür, „daß zunächst nicht das Talland zur Burg gehörte, sondern das rückwärtig höher gelegene Hinterland. Erst später zog sich die Besiedelung und damit auch der Burgenbau von der Höhe ins Tal hinab“. Dafür wird Brandis als Beispiel genannt, wo sich „die Herkunft der Herren aus der hochgelegenen Leonburg historisch erweisen läßt“.

Knapp verweist auch auf die im Mittelgebirge gelegenen Wallburgen, und in diesem Punkte stimme ich ihm gerne bei. Rein Zweifel, daß die ältesten Siedlungen am Mittelgebirge zu suchen sind und hier auch fast alle prähistorischen Ringwälle und Volksburgen liegen. Wenn man also behauptet, daß diese festen Stützpunkte, gleichviel ob sie Fluchtburgen oder ständig bewohnte Plätze waren, die Siedlungen auf den Mittelgebirgen zu schützen hatten, so ist dagegen kaum etwas einzuwenden. Doch kann man mit diesem Argument nur in Südtirol operieren, da in Nordtirol Wallburgen so gut wie unbekannt sind.

Bei der mittelalterlichen Ritterburg aber liegen die Dinge anders. Gewiß, auch sie hatte meist die Aufgabe, die umliegende Siedlung zu schützen. Aber von einer systematischen Verteilung zur Sicherung des dahinter und darüber gelegenen Geländes kann wohl nicht die Rede sein.

Vor allem: zur Zeit, wo wenigstens bei uns die meisten Ritterburgen gebaut wurden, war auch das Gelände unter ihnen längst besiedelt. Die Pfarrkirche von Eppan z. B. ist zur Zeit, wo Hocheppan zum erstenmal erwähnt wird, bereits vorhanden, was

¹⁾ Burgenbau und Kolonisation im deutschen Südoften. *Auslandsdeutsche Volksforschung*, I, (1937) S. 199.

²⁾ „Zum Problem des Burgenbaus.“ *Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 1935, Heft 6 und „Burg und Siedlung im Mittelalter“. *Reichsplanung* 1936, Heft 12. „Die Burgentypen der Steiermark“. *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung*, 1937, Heft 4.

selbstverständlich auch auf den Bestand der ganzen Siedlung einen sicheren Schluß zuläßt. Es ist daher schon von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß die mächtige und ausgedehnte Burg nicht mit dieser blühenden, fruchtbaren und ausgedehnten Siedlung in der Tiefe zusammenhängen, sondern für die paar armseligen Berghöfe in Perdonig gebaut worden sein soll. Dazu kommt dann noch die Tatsache, daß es vor Hocheppan schon eine ältere Burg Alt-Eppan gab, die vermutlich mit der heutigen Ruine Altenburg identisch ist und die mitten in der Tiefensiedlung steht¹⁾. Auch den Namen hat Hocheppan von dem schon vorher vorhandenen Gemeindegebiet übernommen. Nimmt man dies alles zusammen, so tritt der tatsächliche Ablauf der Dinge klar ans Licht: der Zug geht hier nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben. Die mächtigen und kriegerischen Grafen, die in Eppan zweifellos reich begütert waren und die ursprünglich in der Nähe der Pfarrkirche saßen, haben sich später als Ausdruck ihrer Stellung und als stärkeren Stützpunkt für ihre vielen Fehden im Gebirge und in troziger Felsenlage eine neue und festere Burg gebaut.

Rnapp führt auch Brandis bei Lana an, wo „sich die Herkunft der Herren aus der hochgelegenen Leonburg historisch erweisen“ lasse. Auch hier ist genau das Gegenteil der Fall und liegt wohl ein Mißverständnis der urkundlichen Nachricht vor. Brandis und Leonburg werden beide im gleichen Jahre 1236 zum ersten Male erwähnt. Damals teilten vier Brüder ihren Besitz, und dabei erhielt Pranthoch den Alleinbesitz von Brandis, während die drei anderen Leonburg behielten. Welche von beiden Burgen älter ist, wird nicht gesagt — nach dem Baubefund dürfte übrigens kein großer Altersunterschied vorhanden sein. Was uns aber hier besonders interessiert, ist der Umstand, daß die Besitzerfamilie als Herren von Lana schon seit der Mitte des 12. Jahrhunderts erwähnt wird, daß diese Herren also ursprünglich in der bereits vorhandenen Tal-siedlung wohnten und die beiden Burgen (Leonburg heißt eigentlich Lanaburg) erbauten.

In ähnlicher Weise begegnen wir den Herren von Leobenberg vorher als Herren von Marling, den Herren von Payerberg als Payr von Nals, die Herren von Kallern erbauten sich vermutlich Leuchtenburg und Laimburg, die Grafen von Görz hatten zunächst in der Stadt Trienz einen festen Sitz und erbauten erst später Schloß Brud — lauter Fälle, wo der Zug von unten nach oben ging. Sehr viele hochgelegene Burgen, z. B. Reichenberg und Rotund, Tschengelsberg, Schlandersberg, Annenberg, Leuchtenburg, Laimburg, Salurn, Lichtenstein, Salegg, Hauenstein, Uttenheim, Sprechenstein, Fragenstein, Hörtenberg, Trauberg, Runderberg, Schintelberg usw. haben überhaupt keine Höhen-siedlung über oder hinter sich, deren Schutz sich irgendwie lohnte. Endlich beweisen alle jene Fälle, wo eine Burg ähnlich wie Hocheppan und Lanaburg von der darunter liegenden Siedlung den Namen erhielt, z. B. Tschengelsberg, Schlandersberg, Galsaun, Schnals, Naturns, Tirol, Salurn, Ambras, Thaur, Runderberg, daß die Beziehung nach unten die ausschlaggebende war.

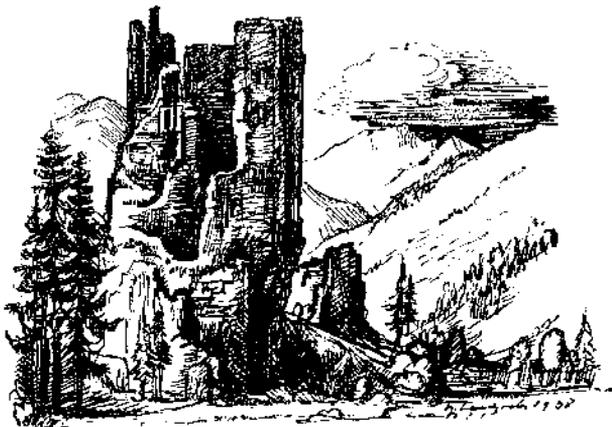
Als Gegenbeispiel könnte man vielleicht Wangen-Zellermond und Runkelstein anführen. Ihre Erbauer, die Herren von Wangen, sind schon seit 1165 oder 1177 urkundlich nachweisbar²⁾, saßen damals wohl auf Wangen selber, also bedeutend höher im Gebirge, und haben die beiden genannten Burgen erst 1208 und 1237 erbaut. Hier geht es wirklich von oben nach unten, aber offenbar gab hier in beiden Fällen der ganz besonders günstige Bauplatz auf dem steileren und isolierten Felsen und bei Runkelstein außerdem die geringe Entfernung von Bozen, wo die Wangener großen Besitz hatten, den Ausschlag. Kann man letztere Erwägung immerhin als Beweis für einen siedlungsgeschichtlichen Zusammenhang gelten lassen, so erhellt anderseits doch gerade

¹⁾ Ferd. Zeitschrift 1915, S. 312.

²⁾ Ladurner, Die Edlen von Wangen, die ältern. Archiv für G. u. A. II, S. 209 ff.

aus diesen Beispielen der in erster Linie individuelle und persönliche, nicht aber kollektivistische Charakter der Burgengründungen: die adligen Herren suchten sich innerhalb ihrer Herrschaften und Besitzungen für ihre Burgen eine Stelle aus, wo sie sich möglichst leicht verteidigen können. Lassen sich damit auch noch andere, z. B. wirtschaftliche Interessen verbinden, um so besser. Daß aber soviel Burgen in ungefähr gleicher Höhe an den Talhängen liegen, erklärt sich ganz ungezwungen aus der Tatsache, daß eben hier die gesuchten Voraussetzungen am ehesten zu finden waren. Mit lebhafter Zustimmung aber möchte ich hierher setzen, was Werner Knapp über das schließliche Resultat dieser Ortswahl, über die organische Einheit zwischen Burg und Landschaft und über die dadurch erzielte wesentliche Steigerung auch der landschaftlichen Wirkung schreibt: „Formen wurden geschaffen, welche bald die höchste Kuppe eines Bergrückens, bald eine steilabfallenden Terrassenwand zu einprägsamer Geltung bringen. Erst durch sie kommt die Landschaft zu wahrer Wirkung, wird für dauernde Erinnerung wirksam zu höherem Maße von Wirklichkeit gesteigert!.“

1) Das Zitat stammt aus einer noch ungedruckten Arbeit Knapps: „Burgbau, Landwehr und Siedlungsbewegung“, die sich mit unserem Gebiet befaßt und in die mir der Verfasser in liebenswürdiger Weise Einsicht nehmen ließ. Aus dieser Abhandlung ergibt sich klarer als aus den bisher gedruckten Aufsätzen der tiefere Grund unserer Meinungsverschiedenheit. Knapp glaubt, daß die meisten Tiroler Burgen als Erd- und Holzbauten schon in die erste Zeit der genauesten Besiedelung zurückreichen und erst später als Mauerbauten allmählich erneuert wurden. Trifft das zu, dann wäre auch gegen eine planmäßige Anlage wenig mehr einzuwenden. Nach meiner Ansicht aber, die ich anderswo eingehender zu begründen versuchen werde, bestehen zwar mancherlei Beziehungen zu vorgeschichtlichen Ringwällen, ist aber der mittelalterliche Burgbau als Gesamterscheinung bei uns ein einheitlicher und charakteristischer Vorgang des 12. und 13. Jahrhunderts.



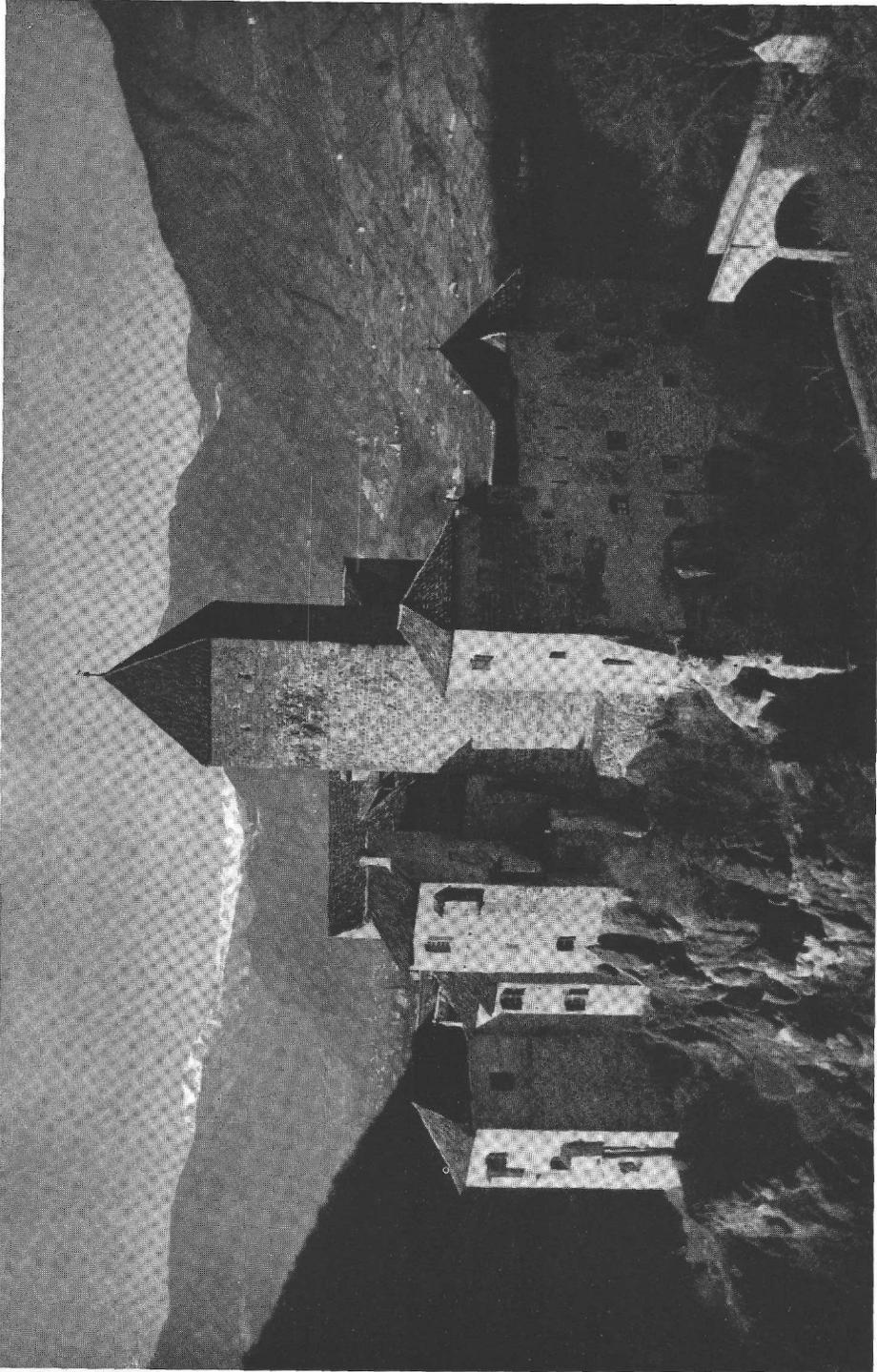


Abb. 5. Schloss Kanneid

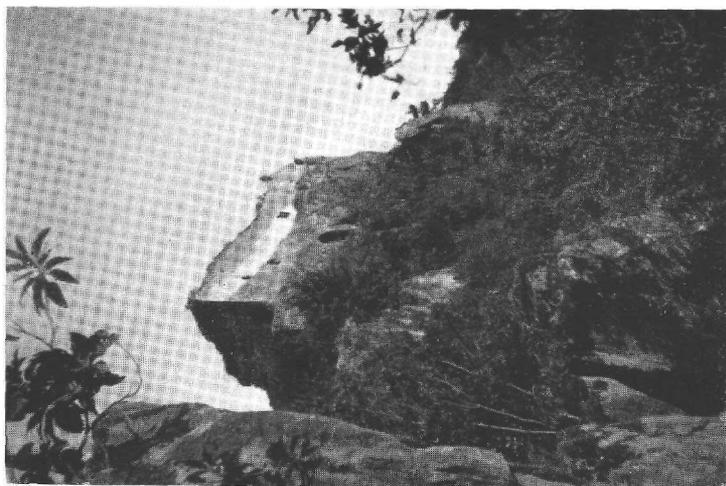


Abb. 3. Schloß Streifenstein



Abb. 8. Wangen—Bellermont



Abb. 7. Fingeller Schloß

Flußwandern im Faltboot

Von Leopold Laudl, Wien

Eine gewisse Wesensverwandtheit des Bergsteigens mit dem Flußwandern tritt vielfach klar in Erscheinung. Gleich dem Bergsteigen ist es eine romantische und wagemutige Art des Wanderns.

Schöne Kletterei brachte uns auf ein angenehmes breites Felsband. Es lohnte sich, darauf zu rasten. Ober uns verliert sich die steile Wand im Blau des Himmels. Langsam ziehen weiße Wolken. Ein selten schöner Früh Sommertag liegt in frischen Farben auf der Erde.

Es ist noch gar nicht lange her, da beendeten wir eine Schibergfahrt auf blumentrandeten Schneereifen. Es war uns ganz recht, daß die Bretteln fortad bis zum nächsten Winter rasten sollten, weil wir vor neuen Freuden standen — denn helle Kalkzinnen lockten.

Wir stiegen damals mit geschulterten Schiern neben munter sprudelnden Schmelzwässern ins Tal. Als Flußwanderer haben wir für diese sonnenglühenden Gesellen eine besondere Liebe. Wir gaben ihnen Grüße mit auf ihre eilige Wanderschaft, die sie tief drunten im Tale mit dem Einmünden in größere Gewässer beenden. Unsere Grüße galten jenen wilden Bergwässern, die — einen besonderen Schmuck unserer schönen Heimat bildend — bestimmt sind, unsere schlanken Boote zu tragen, um uns auf ihren Wellen einzigartiges Naturerleben zu schenken, auf Wellen, die als echte Bergkinder durch der Sonne Blut aus Eis geboren wurden.

Seid begrüßt, ihr Bergwässer, ihr lieben Wandergesellen, ihr gehört zu uns, zum Schnee, zum Fels, zu den Wolken, wie diese auch zu euch gehören. Wir Wasserwanderer fühlen das. Mit dem herben Geruche eurerer Wässer atmen wir Bergluft ein, und die Felsen am Ufer und die Steine auf dem klar sichtbaren Grunde des Flusses sind uns liebe Grüße von den Bergen.

Auch heute — auf hoher Felskanzel rastend — gilt unser lieber Gruß dem silbernen Band tief drunten zu unseren Füßen. Es ist die wilde, grüne Enns, auf die wir aus der Nordwand der Planspiz herabbliden. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen wir den vielfach gewundenen Lauf, soll er doch morgen unser Wanderweg sein. Die Boote stehen fahrbereit im Tal.

Oft war dies der Fall. So, wenn wir von den Eisbergen Tirols herabgestiegen waren und Pidel und Steigeisen im Boot verstaute, um dann nach herrlicher Fahrt, auf dem von Bergen umrahmten Inn, in Ruffstein zu landen, oder wenn wir nach frohen Klettertagen in den kühlen Sinnen des Wilden Kaisers wieder das Paddel in die Hand nahmen, um von Ruffstein aus in beschaulicher Fahrt auf Inn und Donau heimzukehren, oder dann, wenn wir von den Zillertaler Bergen kommend, uns in den Booten auf den manchmal allzu lebhaften Wellen der Ziller talaus schaukeln ließen. In gleicher Art boten uns Salzach, Enns, Mur, Drau und andere Bergflüsse viele herrliche Wanderfreuden, wenn wir — nach glücklich durchgeführten ernstlichen Bergfahrten — auf ihren Wässern verdiente Erholung und Entspannung und doch wieder Spannung in besonders reizendem Gegensatz suchten und fanden.

Wildwasser

Rasch treiben unsere Boote auf den Wellen des Wildflusses dahin. Der nächste Schwall, dem Auge noch unsichtbar, verrät sich dem geübten Ohr durch dumpfes Brausen. Schon wird das Wasser unruhig, die blendend weißen Schaumkronen der hohen Wellen werden sichtbar. Das anfangs dumpfe Grollen schwillt immer mehr und mehr zu mächtigem Brausen und Donnern an. Immer höher und härter peitschen die Wellen Bug und Heck des Bootes — energische zielbewusste Paddelschläge führen seinen schlanken Körper mitten hinein in den wilden Aufruhr. Brüllend schlägt der erste Brecher über das Boot. Es verschwindet samt seinem Führer in dem zischenden und kochenden Element. Doch wenige Sekunden nur und das Boot ist wieder oben. Es wird mit einem kräftigen Paddelschlag blitzschnell in die richtige Strömung zurückgeführt, um gleich darauf vom nächsten Wellenberg mit schweren Schlägen zugebedt zu werden. Im nächsten Augenblick taucht der Bug abermals tief in das Wellental hinab, während das Heck noch im letzten Brecher hängt. Die nächste Welle hebt den Bug steil in die Luft, Paddler und Bootshock werden vom kalten Naß zugebedt. Fest verstemmt in dem Körper des Bootes, gleichsam verwachsen mit ihm, wie der Reiter mit seinem Pferde, das Paddel in der kletterharten Faust, kämpft sich der Paddler tapfer und kühn durch das tödliche und unberechenbare Element, überwindet mit geübten Steuer schlägen Welle auf Welle und läßt die gefährlichen, von der Seite kommenden Wellenschläge durch geschickte Gleichgewichtshaltung des Bootes unter sich machtlos abrollen.

Die Wucht der grün-schillernden, mitunter im magischen Farbenspiel leuchtenden Wogen wird allmählich geringer, und bald nach Einfahrt in eine sonnenarme, von mystischem Schauer durchwehte, felsüberhangene Bucht, geht der tolle Tanz in ruhiges Wiegen über. Solche Buchten mit ihren stillen Wassern sind geeignete Plätze zum Sammeln der Boote.

Wieder in die Strömung eingefahren, hat der Paddler nur wenig Zeit zu einigen entspannenden Atemzügen und zur Prüfung der Spritzdecke, weil bereits dumpfes Brausen die Nähe des nächsten Schwalles ankündet, dem das Boot in schneller Fahrt zueilt. Den Blick auf die bald sichtbar werdenden Gischtkämme gerichtet, einigen Felsblöcken mit gut berechneten Paddelschlägen ausweichend, zieht es uns abermals hinein in den bunten Reigen des Wildwasserschwallen.

So geht es weiter den kühnen Weg des Wildflusses. Es ist ein wunderbarer Weg. Er ist freundlich und friedlich, wenn sich die Ufer weiten, wild und unheil drohend, wenn sich die Bergwässer, eingengt zwischen dunklen Felsen, den Weg suchen müssen. Immer aber schenkt er uns Wasserwanderern tief packendes Erleben in Kampf und Gefahr.

Und wenn der Weg sich für heute dem Ende nähert, dann lassen wir uns gerne von einer kleinen Waldlichtung am Flußufer oder von einer blumigen Matte zur Landung einladen.

Mit dem Aufstellen der Zelte, mit dem Abkochen und dem Lagerfeuer erleben wir den nicht minder romantischen Teil des köstlichen Freiluftlebens der Wasserwanderer, deren Kameradschaft durch höchstes Hilfsbereitssein die schönsten Früchte zeitigt.

Wildwasserfahrten im Faltboot sind ein ernstes, ja ein gefährlicheres Wanderzweig, sie geben aber, so wie die schwersten Bergfahrten, ein Glücksgefühl, das des höchsten Einsizes wertig ist.

Beschauliches Wandern auf zahmen Wassern

Eine staubige Landstraße führt vom Bahnhof in ein kleines Örtchen, das, zwischen Laubbäumen halbversteckt, in sonniger Landschaft liegt. Auf dieser Straße wandern

Menschen mit sonderbar umfangreichen Gepäckstücken, die sie teils als unförmig große Säcke auf dem Rücken tragen, teils auf kleinen Wägelchen nachziehen. Ferne im Süden erblickt man in leichten Dunst gehüllte Umrisse einer Bergkette: ein Ruhepunkt für das suchende Auge des Bergsteigers in der ebenen Gegend, die nur im Norden durch ein von edlen Reben bewachsenes Hüggelland begrenzt wird.

Der neugierige Müßiggänger, der an diesem Sonntagmorgen jenen Aufsehen erregenden Leuten folgt, kommt mit dem Erreichen des Dorfes auf seine Rechnung. In flinker Arbeit entstehen aus dem Inhalt der Säcke schlankte Faltboote. Auch das für diese unentbehrliche Element ist vorhanden. Ein kleines Flüßchen schlängelt sich um den Ort gegen Süden.

Ein friedliches Wasserlein, nicht tief, nicht breit, nicht reißend, so wie wir es uns für eine geruhfame Fahrt wünschen. Ruhig trägt es unsere Boote durch die anmutige Landschaft. Malerische Baumgruppen stehen an den Ufern, und bei jeder der ungemein zahlreichen Windungen — die übrigens auch an das fahrtechnische Können des Flußwanderers ziemliche Anforderungen stellen — erfreuen uns stets neue schöne Bilder. Hier und da schwimmen Enten oder Gänse vor uns, die scheu Reißaus nehmen, wenn wir ihnen zu nahe kommen. Vielleicht ahnen sie etwas von Erinnerungen, die ihr Anblick in manchem Paddlergehirn auslöst — Erinnerungen an Lagerfeuer und Bratspieß.

Manchmal wird das Wasserlein ganz schmal, so daß wir kaum die Paddel einsetzen können. Auch dichtes Laub wölbt sich zuweilen über uns. Dann umgibt uns in dem gespenstischen Dunkel eine feierliche Ruhe. Wir gleiten ohne Paddelschlag lautlos dahin, das Glucksen des Wassers an den unterwaschenen Ufern singt uns eine vertraute Melodie.

Versperrt eine Mühle unseren Booten den Weiterweg, dann gibt es allerhand Kurzweil beim Ausbooten und Übertragen der Boote bis zur nächsten Einsatzstelle. Müssen wir bei einer solchen Gelegenheit durch den Ort, dann vergessen wir nie, unsere sonst nur bademäßig bedeckten Körper zumindest mit Ruderleibchen und Trainingshosen zu bekleiden — mit Rücksicht auf die ganz anders fühlenden und lebenden Ortsbewohner. Ein ungemein heiteres Bild entsteht, wenn wir die Boote auf den Bootswägelchen durch den Ort fahren müssen und uns dabei aufgeregte gackernde Hühner, schnatternde Gänse und nicht minder aufgeregte Kinder das Geleite geben.

Nach dem Einbooten geht es eine Weile an netten Häuschen vorbei, vor denen freundliche Menschen stehen und uns zuwinken. Nicht so freundlich ist manchmal die Dorfsjugend, die neugierig die Brücken besetzt hält. Da kann es manchmal vorkommen, daß ein Lausjunge seine Kunstfertigkeit im Spucken versucht. Da wir aber Erfahrung haben, gelingt ihnen selten ein Treffer. Übrigens scheint dieser „Sport“ auch auf den Spreibrücken gepflegt zu werden, was uns ein Berliner Bierzeiler kundtut:

„Ein Mann steht auf der Brücke
Und spuckt in den Rahn,
Da freut sich nun die Spucke,
Daß sie ooch Rahnfahr'n kann.“

Bald nach den letzten Häuschen umgibt uns wieder idyllische Einsamkeit. Nicht selten kommt es vor, daß ein prächtiger Reiher mit schwerem Flügelschlag über unseren Booten aufsteigt oder — wenn wir Glück haben — sich ein scheues Rehlein zaghaft, vielleicht von Durst getrieben, an das Ufer wagt.

Wir sind nun in eine typische Aulandschaft eingefahren, die uns die Nähe des Stromes deutlich anzeigt, in den unser Wasserlein, der Mühlkamp, ein dem Mühlenbetrieb dienstbar gemachter Nebenarm des Kampflusses, mündet. Vereinzelt Pappeln, silberglänzende Weidenbestände und hohes Schilf begleiten unseren Weg.

Plötzlich, nach einer letzten Windung, weitet sich die Sicht. Wir erblicken die sonnen-glänzende Fläche des breiten *Ribellungenstromes*, der bald darauf unsere Boote auf seinem geduldigen Rücken zur Heimfahrt aufnimmt.

* * *

Fahrten auf solchen Fließchen, an denen das weite Alpenvorland so reich ist, sind für uns Flußwanderer stets dankbare Ziele, ob wir sie nun im Frühling befahren, wenn die Ufer im Schmucke blühender Obstbäume prangen, oder im Hochsommer, wenn das grüne Blätterdach an den oft dschungelartigen Stellen kühlen Schatten spendet, oder im Herbst, wenn uns die leise Melancholie dieser Jahreszeit im harmonischen Zusammenklang mit der bunten Farbenpracht in wunderbare Stimmung versetzt, die sich im Erleben des frühen Sonnenunterganges auf dem Wasser — im rotgoldigen Erglühen der von den Paddeln abtropfenden Wasserperlen — zur tiefsten Andacht steigert.

* * *

Die Dämmerung eines lauen Abends ist allmählich zur Nacht geworden. Einzelne Sterne leuchten bereits stärker auf dem schwarzblauen Himmelszelt. Von Zeit zu Zeit blitzen weit draußen in der Landschaft die Lichter eines jagenden Juges auf, begleitet von vorerst ansteigendem und dann allmählich wieder abklingendem dumpfem Rollen, bis wieder tiefe Stille und Finsternis herrscht.

Müden summen um das helle Licht des nahe am Wasser liegenden Wirtshausgartens, in welchem frohe Menschen Feierabend halten. Gebräunte Sportmenschen sind es, die den Eispickel ebenso gut zu handhaben verstehen wie die Paddeln. Sie sprechen von Bergen und vom Wasser und freuen sich an Liedern, Musik und Tanz.

Sie wissen, daß ihnen der morgige Tag bei der Fortsetzung ihrer Flußwanderung wieder viel Schönes geben wird.

* * *

Wanderungen zu Fuß, den Flußufern entlang, können, trotz der schönen Bilder, die sie zeigen, doch nie das bieten, was uns vom Flusse selbst aus sichtbar wird. Gerade die romantischsten Stellen an Flußläufen sind nur vom Wasser aus richtig zu erfassen, da es dem Fußwanderer in Folge der Uferbeschaffenheit meist unmöglich wird, in die Geheimnisse verborgener Buchten, einsamer Urme oder wildverwachsener, noch im Urzustand befindlicher malerischer Uferwinkel einzudringen. Dazu kommt beim Wasserwandern das Lustgefühl der Fortbewegung auf dem Wasser und der gesunden Körperarbeit des Paddelns und die auf zahmem Wasser im Boote mögliche Rubestellung, die viel aufnahmefähiger macht als das oft ermüdende Wandern auf Uferstraßen.

Sowohl auf Wildwässern als auch auf Zahmwässern tritt die Wesensverwandtheit zwischen Bergsteigen und Wasserwandern vielfach klar in Erscheinung. Gleich dem Bergsteigen ist das Wasserwandern eine gesunde, wundervolle und wagemutige Art des Wanderns, eine wertvolle körperliche Kraftquelle für unsere Jugend.

Die beschaulichen Paddelfahrten auf den gemüthlichen Rücken unserer breiten Flüsse gleichen dem gefahrlosen Wandern auf gebahnten Wegen im Gebirge, während die Bootsfahrten auf den reizenden, felsdurchsetzten Alpenflüssen, die schwierigen und gefährlichen Wildwassersfahrten, den schwierigsten und schwierigsten Hochturen gegenüberzustellen sind. Fahrten auf wilden und zahmen Flüssen, auf den Seen unserer Heimat, ja, Fahrten auf dem Meere, schließlich das unabhängig machende Nächtigen im Zelte, wo immer ein Ufer einladet, alles das zusammen bietet ein herrliches gesundes Leben in Freiheit und Schönheit, wie wir es ein zweites Mal nur noch in der himmelstürmenden Herr-

lichkeit und wundervollen Romantik des Bergsteigens erleben können.

Alpenverein und Wasserwandern

Die sommerliche Urlaubszeit des Bergsteigers, die er ausschließlich zu Bergfahrten verwendete, hat in den letzten Jahren eine Verkürzung erfahren. So vor allem durch die Teilung desurlaubes in einen Schiurlaub und Sommerurlaub. Weiteren Abbau erleiden die sommerlichen Bergfahrten durch die Zunahme des Wanderns mit dem Fahrrad, Motorrad und Auto, welche Verkehrsmittel Anreiz geben, auf Kosten der Bergfahrten die Sucht, fernere Gegenden und Länder kennenzulernen, zu befriedigen. Andererseits verdrängen Auto und Motorrad den die Einsamkeit liebenden Bergwanderer bereits von so manchen schönen Berggebieten, welche durch Erbauung von Autostraßen anderen Kreisen zugänglich gemacht wurden. Schließlich fand die Idee des Wasserwanderns gerade in Bergsteigerkreisen großen Anklang, weil sie auf dem Wasser vielfach noch jene Einsamkeit und Ursprünglichkeit finden, die ihnen in den Bergen teilweise verlorengegangen ist. Es ist auch kein bloßer Zufall, daß nahezu alle Wasserwanderer Schiläufer sind. Ein großer Teil der wasserwandernden Bergsteiger aber verbindet schon seit Jahren seine Urlaubsbergfahrten mit Faltbootsfahrten, letztere insbesondere als harmonischen Urlaubsabschluß und als genußvolle Heimreise auf dem Wasserweg.

Die verantwortlichen Leiter der großen berg- und wassernahen Alpenvereinssektionen konnten und durften diese Bewegung nicht übersehen. Sie mußte eingefangen werden in den Rahmen des Alpenvereins, sollte sie nicht zahlreiche wertvolle Mitglieder in andere (wassersportliche) Vereinsbahnen drängen. Die Aufstellung von Paddlergruppen in den einzelnen Sektionen war daher der zunächst notwendige Schritt.

Die in den letzten Jahren sichtbar gewordene Erstarkung der Paddlergruppen der Wiener Sektionen *Austria* und *Österreichischer Gebirgsverein* drängte zur Schaffung eines Alpenvereins-Paddlerheimes, da die den Mitgliedern zur Verfügung gestellten Bootsunterkünfte nur vorübergehende Lösungen bedeuteten. In zielbewußtem Weitblick stellten die führenden Männer der beiden Sektionen die nötigen Mittel zur Erbauung eines Alpenvereins-Paddlerheimes in Wien — unmittelbar an der Donau — bereit.

Die feierliche Eröffnung des „Paddlerheimes Wien des Deutschen Alpenvereins“¹⁾ am 23. Mai 1937 bedeutete einen Festtag für die Wiener Alpenvereinspaddler. Ihr langjähriger Wunsch war in Erfüllung gegangen, verbunden mit einer dauernden Verankerung ihrer Idee im Alpenverein. Die Sektionsnachrichten, insbesondere die „*Austria-Nachrichten*“, berichteten ausführlich über diese glänzend verlaufene Feier, bei der bedeutende Persönlichkeiten des öffentlichen und alpinen Lebens das Wort ergriffen.

Der Vorsitzende der Sektion *Austria*, Hofrat Ing. Pichl, betonte in seiner Rede, daß neben dem Bergsteigen und Wandern, neben der Hochtouristik in den heimatischen Bergen und in den Eisriesen anderer Erdteile, neben der wissenschaftlichen Forschung im großen Reiche der Natur, neben den edlen Bestrebungen zum Schutze der Tier- und Pflanzenwelt und der Alpenlandschaft auch die Pflege des Faltbootsfahrens schon eine beachtliche Stelle im Alpenverein einnimmt, mit deren Förderung auch der Heimat ein wertvoller Dienst geleistet wird, die durch ihren Reichtum an Flüssen und Wildwässern die Ausübung des Wasserwanderns besonders ermöglicht.

Auch zahlreiche Glückwunschschreiben bezeugten die große Anteilnahme weiter Kreise. Besonders herzlich war jenes des Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses, Paul

¹⁾ Setzt: „Paddlerheim Wien des Deutschen Alpenvereins.“

Dinklader, gehalten, der folgendes schrieb: „Die freundliche Einladung zur feierlichen Eröffnung des Paddlerheimes Wien hat mich sehr gefreut, und ich sage Ihnen verbindlichsten Dank dafür.

Am liebsten würde ich mit meinem Paddelboot auf der schönen Donau nach der Wiener Stadt hinunterfahren, nun hebe ich aber am Sonntag einen Enkel aus der Taufe und bin unabhkömmlich.

Als alter Bergsteiger und alter Paddler habe ich seit Jahren für die innige Verbindung dieser beiden naturverbundenen Leibesübungen mich eingesetzt, und so freue ich mich von Herzen, daß nun ein Alpenvereins-Paddlerheim an der Donau eröffnet wird.

Nicht minder freue ich mich über die Tatsache, daß dieses Werk gemeinsam von den beiden großen Sektionen Austria und Österreichischer Gebirgsverein errichtet wurde.

Mit Bergheil und Wohl!

Dinklader e. h.“

Das Paddlerheim Wien ist ein 60 m langer, 6 m breiter und einen Stock hoher Holzbau mit zwei ganz gleichen Hälften, die, durch die Wohnung des Heimauffsehers getrennt, von je einer Sektion bezogen sind. Die Faltboote sind auf äußerst zweckmäßigen und raumsparenden Holzschlitten im Erdgeschoß untergebracht, die das Einstellen der Boote ganz wesentlich erleichtern. Der Fassungsraum ist für 200 Boote berechnet. Die Ausstattung ist einfach, aber dennoch sehr hübsch und zweckdienlich. Umkleideräume, für Herren und Damen gesondert, moderne Abort- und Duschanlagen, Hochquellenwasserleitung, elektrisches Licht, Fernsprecher, für jede Sektion 100 Kleiderkästchen und schließlich besonders schöne Aufenthaltsräume und Terrassen mit freiem Blick auf den Strom machen die Benützung des Paddlerheimes zu einer besonderen Annehmlichkeit.

Mit großer Liebe schritten die Paddler an die innere Ausschmückung des Heimes, und bald waren die Tagräume äußerst gemütlich und anheimelnd eingerichtet. Auch die Schotterhaufen in nächster Umgebung des Heimes verschwanden nach und nach unter der emsigen Sonntagsarbeit der Paddler, so daß ein großer Platz hinter dem Heim nun für Spiele und Sonnenbäder zur Verfügung steht, während stromaufwärts eine ebensogroße Rasenfläche für das Selten bestimmt ist. Dieser Platz bot an manchen Tagen den fesselnden Anblick einer kleinen Seltstadt. Die alten großen Bäume am Ufer bildeten einen malerischen Hintergrund.

Schon im ersten Jahre seines Bestehens bewies das Paddlerheim Wien seine Notwendigkeit durch rege Inanspruchnahme nicht nur von den Wiener Alpenvereinspaddlern, sondern auch durch die Benützung von vielen stromabwärts wandernden Paddlern aus nah und fern. Das Heimbuch gibt hierüber heute schon einen sehr lehrreichen Aufschluß. Wir finden darin, abgesehen von den zahlreichen Besuchen der österreichischen Alpenvereinskameraden, Eintragungen von Paddlern aus England, Holland, Dänemark, Italien, Ungarn, Polen, Tschechoslowakei, Jugoslawien, Frankreich, Belgien, Luxemburg, aus der Schweiz, ja sogar von Amerika, besonders zahlreich aber von den lieben Kameraden aus den übrigen Gauen des Reichs. So verschieden die Sprachen dieser Besucher sind, so eins sind sie im Lobe der Schönheit und Zweckmäßigkeit des Heims und der gastfreundlichen Aufnahme, die sie fanden. Damit leistet das Paddlerheim Wien auch für den Fremdenverkehr wertvolle Dienste.

Mit der Erbauung dieses Heimes wurde das Wasserwandern im Alpenverein wesentlich gefördert. Im Zuge der weiteren Entwicklung dieses Wanderzweiges trat die Notwendigkeit einer strafferen Zusammenfassung aller Alpenvereinsmitglieder, die das Wasserwandern pflegen, deutlich hervor. Aus diesem Gedanken heraus wurde noch

im selben Jahre der „Verband der Wasserwanderer im Deutschen und Österreichischen Alpenverein“¹⁾ gegründet.

Nach einem mir vom derzeitigen Vorsitzenden dieses Verbandes zugekommenen Bericht haben die meisten von den fluhnahen Alpenvereinssektionen bereits Paddlergruppen aufgestellt und dem Verband angeschlossen.

Der Verband bezweckt vor allem den engeren Zusammenschluß aller Alpenvereinspaddlergruppen und Alpenvereinsmitglieder, die das Wasserwandern pflegen. Er will die Gründung von Paddlergruppen und die Errichtung von Bootsunterkünften fördern und unterstützen und durch Ausgabe von Werbeschriften, Abhaltung von Vorträgen und Vertretung aller Belange der Alpenvereinspaddler für den Gedanken des Wasserwanderns im Alpenverein erfolgreich werden.

Durch die Schaffung eines gemeinsamen, sehr schmunzigen Alpenvereins-Bootswimpels und Paddlerabzeichens ist die Gemeinsamkeit der Alpenvereinspaddler auch nach außen hin sichtbar gemacht.

Von den Gefahren des Wasserwanderns

Wie die Schönheit des Lichtes durch den Schatten gehoben wird, so werden die bunten Freuden des Wasserwanderns durch die Gefahren erst reizvoll, ja wertvoll gemacht. Da ich zu Bergsteigern spreche, glaube ich, bei dieser Behauptung nicht mißverstanden zu werden. Sie ist nicht so gemeint, als daß wir nur wegen der Gefahren allein das Wildwasser auffuchen. Wir suchen es auf trotz der Gefahren! Ebenso wie wir die wilden Berge auffuchen. Beides kann durchaus ohne jede sportliche Einstellung geschehen.

Wie beim Bergsteigen ist die subjektive Gefahr der Unerfahrenheit auch beim Wasserwandern die Hauptursache der Unfälle. In der Unfallstatistik des Bergsteigens werden auch Verletzungen ausgewiesen. Beim Wasserwandern hingegen kommen Verletzungen sehr selten vor, da die Unfälle meist tödlichen Ausgang nehmen. Darin liegt aber der große Unterschied in den Gefahren. Weiters auch darin, daß infolge der auf dem Wasser überraschend schnell auftretenden Gefahren und der Lücke dieses unberechenbaren Elementes eine erfolgreiche Hilfeleistung im voraus nie zugesichert werden kann. Es ist möglich, einen Anfänger mittels Seilhilfe über eine schwierige Wand zu bringen. Ein Anfänger aber, der sich, wenn auch in Gesellschaft, auf das Wildwasser magt, befindet sich ungefähr in derselben Lage wie ein Anfänger im Bergsteigen, der wohl unter Führung, aber vollkommen seilfrei und ohne auf Seilhilfe rechnen zu können, etwa die Hohtornordwand durchsteigen will. Während die Seilsicherung in den meisten Fällen von Wert ist, bietet weder die Kunst des Schwimmens noch die Mitfahrt von Gefährten auf dem Wildwasser eine vollkommene Gewähr für den glücklichen Ausgang einer Rennerung, was leider durch einige in letzter Zeit auf dem Wildwasser vorgekommene tödliche Unfälle, die gerade ausgezeichnete Sportschwimmerinnen und -schwimmer betrafen, bestätigt wird. Es gibt Umstände, wo es den Gefährten bei Todesverachtung nicht möglich ist, an den Verunglückten heranzukommen, teils weil sie von der Strömung daran gehindert werden, teils weil der Verunglückte unter Wasser — eingeklemmt zwischen Felsblöcken — festgehalten und, wenn überhaupt, so oft erst nach Wochen durch Nieder- oder Hochwasser aufgeschwemmt wird.

Auch auf dem Zahmwasser kann es Unfälle geben, die so rasch erfolgen, daß der Verunglückte kaum auf entsprechende Hilfe rechnen kann.

Mehr als bei einem anderen Sportzweig ist daher der Wasserwanderer, wenngleich er seine Touren in Gesellschaft unternimmt, auf sich selbst angewiesen. Die Anforderun-

¹⁾ Jetzt: „Deutscher Alpenverein.“

gen, die an sein technisches Können und an seine Nerven gestellt werden, sind sehr große. Die Geschwindigkeit des Wassers, die geringe Möglichkeit einer Vorschau auf daselbe infolge des tiefen, ungefähr mit der Wasseroberfläche gleich liegenden Sitzes im Boote, zwingen ihn zu blitzschnellem Handeln, da er der Gefahren meist erst im letzten Momente gewahr wird. Ein versäumter oder unrichtiger Paddelschlag kann zur Kentering und zum Verderben führen.

Von den subjektiven Gefahren sind — wie vorhin erwähnt — die Unerfahrenheit und der Leichtsin, weiters mangelhafte Ausrüstung, schlechte Beschaffenheit des Bootes, ungenügende Beherrschung des Schwimmens und der Fahrtechnik sowie Unterschätzung der Schwierigkeiten besonders hervorzuheben.

Die objektiven Gefahren liegen der Hauptsache nach in der vielfältigen Gestaltung des Wasserlaufes, seiner Ufer, seines Gefälles, in der Beschaffenheit des Flußgrundes und in den Uferregulierungen, weiters in der Anlage von Floßgassen, Wehren und Schleusen, ferner in der wechselnden Höhe des Wasserstandes, von der die Befahrung im wesentlichen abhängig ist. Sandbänke und Untiefen, schwach überronnene Felsblöcke, deren der Paddler meist erst im letzten Augenblick gewahr wird und die sich von einer harmlosen Welle kaum unterscheiden, im Wildwasser besonders die schweren Brecher und die wuchtigen, vom Ufer zurückgeworfenen Wellen, überronnene Uferdämme (Überfallswässer), Hochwasser, Niederwasser, Kehrwasser, Dampferbegegnungen insbesondere in Flußengen, Brückenpfeiler mit Schrägfrömungen, Staue, Wirbel, Schwälle und Gefällstufen, Stromschnellen, Hindernisse unter Wasser wie Laue und Ketten von verankerten Fahrzeugen und Fischerhütten, seitlich einmündende Wässer, Überfahren, Sturmboen, Gewitter, treibende Hindernisse (große Baumstämme), moorige oder schilfbestandene Uferländer, in das Wasser herabhängende Zweige und Äste, Unübersichtlichkeit der Fahrstrecke durch viele Windungen, schließlich Paddelbruch oder Verlust des Paddels und Undichtwerden des Bootes durch Beschädigung der Bootshaut, bilden eine abwechslungsreiche Reihe von subjektiven Gefahren, die im Zweierboot durch einen unübten Gefährten noch erhöht werden.

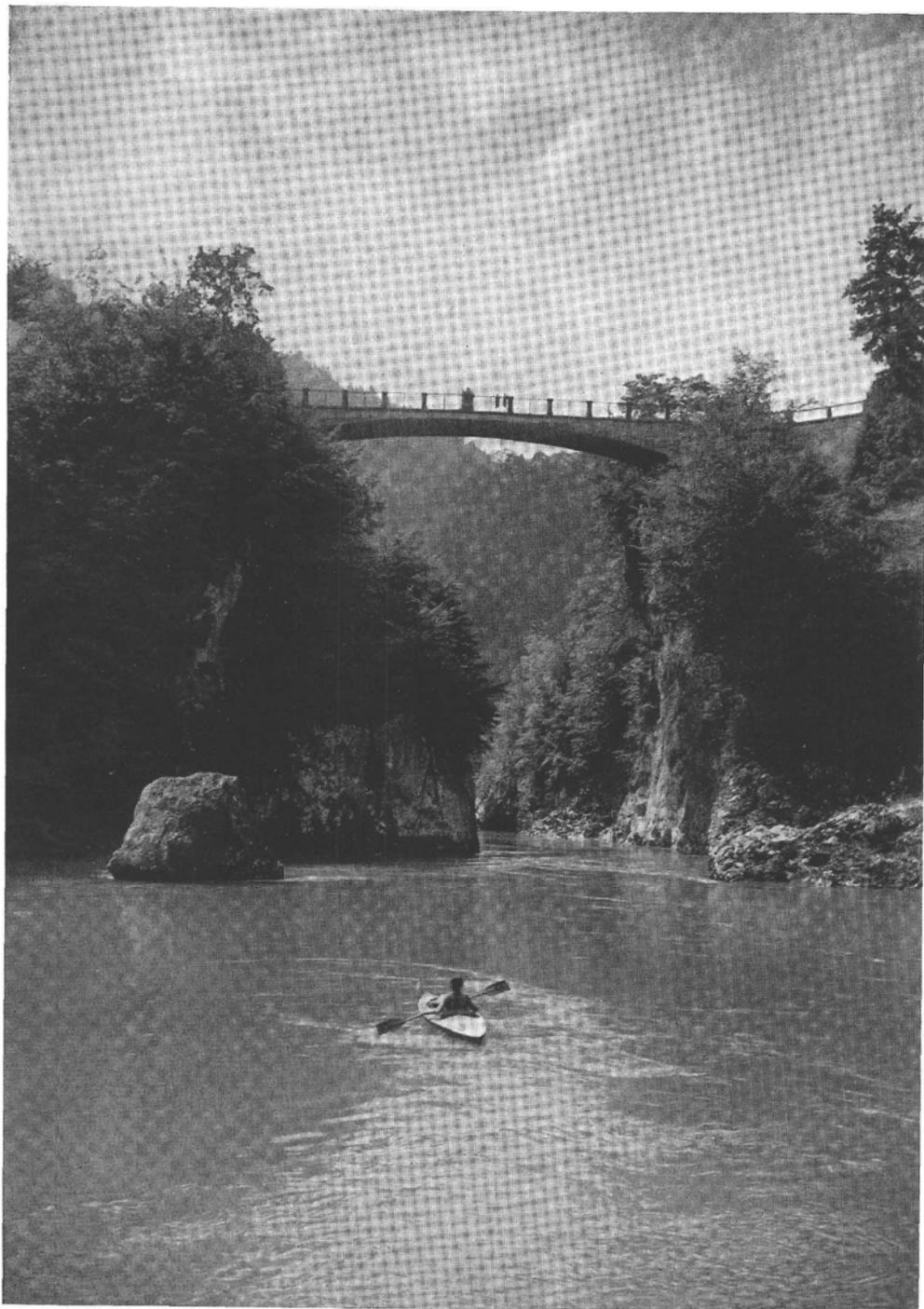
Nur durch gewissenhafteste körperliche, geistige und technische Ausrüstung können wir den vielfachen Gefahren des Wasserwanderns erfolgreich begegnen. Die den Mitgliedern der Paddelgruppen vorgeschriebenen Fahr- und Schwimmprüfungen mit Zwangskentierungen, Veranstaltungen von Übungsfahrten und Kursen, von Torfahrten (Rajakflaloms) auf bewegtem Wasser, die die Geschicklichkeit im Lenken des Bootes vor Hindernissen erhöhen, schließlich die Kenntnis der Schiffsfahrtsvorschriften und -zeichen (Wesen) sollen dem Paddler größere Sicherheit und die nötige Erfahrung bei seinen Fahrten geben.

Eine Anzahl sehr guter Bücher über das Wasserwandern machen es dem Paddler möglich, sich eingehendst über die Fahrtechnik, Ausrüstung und Gefahren zu unterrichten, was dringendst empfohlen wird.

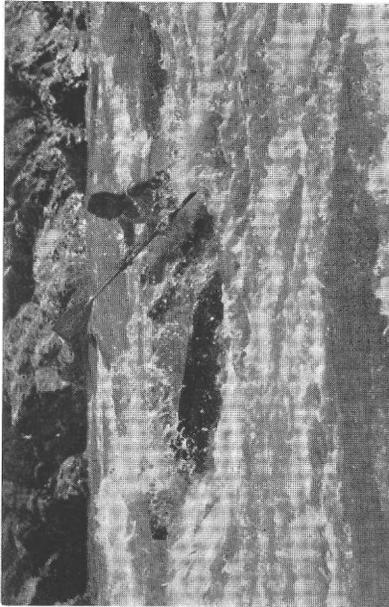
Was ich nachstehend darüber noch selbst ausführen will, beschränkt sich daher darauf, verschiedene Ratsschläge zu geben, die sich auf Grund eigener Erlebnisse und Erfahrungen als richtig und wertvoll erwiesen haben.

Hilfeleistungen auf dem Wildwasser. Vorerst die dringende Mahnung: Nie allein fahren! Drei Boote sollen die Mindestzahl sein. Beim Befahren des Wildwassers empfiehlt es sich, schon von vorneherein festzusetzen, welche Art von Rettungshandlungen die einzelnen Boote bei einer Kentering eines Bootes vorzunehmen haben.

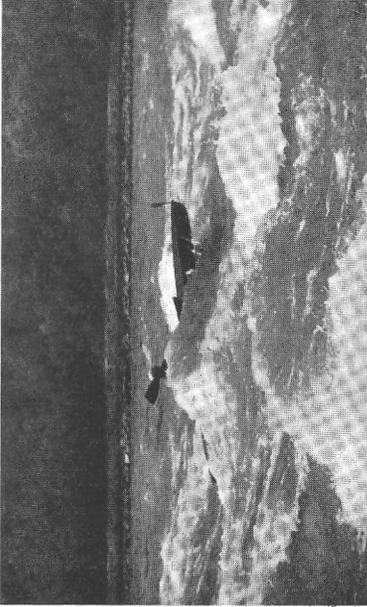
Einerboote sollen, falls Zweierboote mit auf der Tur sind, dazu bestimmt werden, abschwimmendes Bootsgepäck oder Zubehör (Paddel) abzufangen und erst in zweiter Linie zur Hilfe für den Gekenterten durch Haltandot am Heck und zum Uns-Land-Brin-



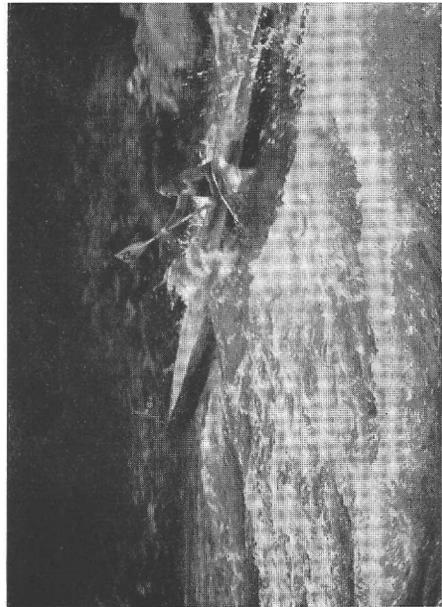
Auf der Enns bei Groß-Raming



Auf der Enns „Stöberfreidhof“



Im „Reichsstraßenschwall“ auf der Enns



Im der „Höll“ bei Hiesflau (Enns)



Im den Wellen einer Stofgasse

gen deselben. Auch zur Bergung des treibenden Bootes ist das Einerboot weniger geeignet, da zum Paddeln im oft schweren Wasser und zum gleichzeitigen Halten des Bootes zwei Arme zu wenig sind.

Für diese letzten zwei Rettungshandlungen — An-Land-Bringen des Schwimmenden und des Bootes — sind Zweierboote um vieles geeigneter. Zum bequemeren Anhalten des Schwimmenden soll am Heck der Boote eine Schlaufe (Riemen oder Gurt) angebracht sein. Bei der Bergung des gekenterten Bootes muß getrachtet werden, so rasch als möglich Seite an Seite an dasselbe heranzukommen. Der Vordermann besorgt dann allein die Paddelarbeit zum Ufer, während der Hintermann das Boot festhält. Beim Ufer geschieht häufig der Fehler, daß versucht wird, das Boot vorzeitig, noch samt dem Wasser, wieder Kiel unten zu drehen. Viel Zeit geht verloren, wenn Gekentertes und Boot je auf einem anderen Ufer gelandet werden. Bei der Schnelligkeit aber, mit der sich solche Ereignisse im rasch dahinfließenden Wildwasser abspielen, ist es nicht leicht, alles so mit Vorbedacht durchzuführen. Eiserne Ruhe, Disziplin und Erfahrung sind die wertvollsten Helfer bei dieser sehr ernsten Arbeit.

Notwendigkeit eines Beobachtungspostens. Bei der gleichzeitigen Landung einer größeren Anzahl von Faltbooten einer gemeinsamen Turengruppe, sei es, um eine unfahrbare Stelle zu übertragen, sei es, um zu raften, werden sich naturgemäß kleine Arbeitsgruppen bilden, deren Angehörige sich gegenseitig beim Landen, Einsetzen oder Übertragen behilflich sein werden; dies trifft insbesondere bei den Einermannschaften zu. Es ist selbstverständlich, daß die ganze Aufmerksamkeit der Betreffenden auf ihre Arbeit gerichtet ist. Es kann daher vorkommen (und ist auch schon vorgekommen), daß ein Unfall durch Kentern beim Aussteigen (starke Strömung, steiles Ufer) oder das Abtreiben eines Bootes vorerst gar nicht bemerkt wird.

Es ist daher zweckdienlich, wenn der Führer einer Bootsgruppe oder sein Stellvertreter, der von den angeführten Arbeiten befreit sein muß, an einer Stelle Aufstellung nimmt, von der aus er die ganze Gruppe, das Landen und Einbooten übersehen kann und so in der Lage ist, einen vorerwähnten Unfall sofort wahrzunehmen und rasche Hilfe zu ermöglichen.

Schutz der Ausrüstung vor Verlust bei Kentern. Leider gehen bei Kentern häufig Gegenstände verloren, was leicht vermieden werden kann. Man braucht nur, was eigentlich selbstverständlich ist, die Schwimmsäcke, die unser Hab und Gut bergen, an den Spanten befestigen. Ich habe zu diesem Zwecke an meinen Kleidersäcken (Schwimmsäcken) je eine ungefähr 30 cm lange Rebschnur mit Karabiner befestigt. Beim Verstauen schiebe ich die Säcke der Quere nach in den Stauraum, ziehe die Rebschnur zwischen Haut und Spante durch, schnappe den Karabiner in die Rebschnur ein und habe mit einem Handgriff mein Gepäck vor Verlust bewahrt. Ebenso rasch kann ich beim Ausladen das Gepäck freimachen, das zeitraubende An- und Losknüpfen entfällt. Gegenstände, die ich rasch bei der Hand haben will (Paddlerjade, Trainingsanzug usw.) bringe ich in einer länglichen Stofftasche unter, die neben mir im Boot befestigt und zugeschnallt ist. Reparaturwerkzeug, Verbandzeug usw. verteile ich auf zwei kleine Bootstaschen auf der anderen Seite im Sitzraum, die ebenfalls befestigt sind. Taschentuch, Messer, Geldbörse und Briefftasche mit Geld und Legitimationen trage ich — die Briefftasche in einem wasserundurchlässigen Säckchen — stets bei mir in der Paddlerhose, an der ich entsprechend viele Säcke (mit Knöpfen versehen) angebracht habe¹⁾. Den Photoapparat trage ich in einem absolut wasserundurchlässigen Kautschuffack um den Hals gehängt. Auch bei Aufnahmen hängt der Apparat für sich allein nebst dem Kautschuffack an einem Bändchen um den Hals. Beim Fahren im Einsitzer kommt es ja

¹⁾ Hat man nun schon das Unglück, das Boot zu verlieren, so sind wenigstens Geld und Legitimationen gerettet, was für die Weiter- oder Heimreise wichtig ist.

häufig vor, daß man rasch einige Paddelschläge machen muß, in diesem Falle brauche ich den Apparat nur auszulassen, er hängt am Körper und kann nicht ins Wasser fallen.

Ein kleiner Wink noch, wie man während der Fahrt bei geschlossener Spritzdede stets den betreffenden Abschnitt des Wassers auf der Karte beobachten kann.

Man schiebt das betreffende Blatt des Flußführers in eine entsprechend große Kartentafel, deren Ränder mit Leukoplaststreifen abgedichtet wurden. Die Tafel wird mittels Schnur, knapp vor der Sitzluke über die Spritzdede gespannt. Die Enden der Schnur werden straff am Süllrand befestigt.

So war ich immer in der Lage, während der Fahrt stets die Karte beobachten zu können, konnte Vorbereitung treffen für kommende schwere Stellen und hatte die Unnehmlichkeit, über jede Ortschaft und Gegend genau unterrichtet zu sein und konnte nicht nur mir, sondern auch meinen Kameraden die Fahrt anregender gestalten, was insbesondere in unbekanntem Flußgebieten auch wertvoll war.

Vom Schwimmgürtel und Spitzbeutel. Es soll mit allen Kräften verhütet werden — tragische Anfälle der letzten Zeit gebieten es —, daß der Gefenterte, an sein Boot geklammert, lange Strecken oft durch mehrere Schwälle durchschwimmen muß. So rasch als es geht, soll er von der Bootsfürsorge enthoben und ans Ufer geleitet werden, denn die Kälte des Wildwassers, die Möglichkeit des Anschlagens auf Felsen, das unvermeidliche, oft tiefe Untertauchen in den Schwällen sind Gefahren, die den Besten erschöpfen und in ernste Lebensgefahr bringen.

Was in solchen Fällen der oft mit Unverständnis verhängelte Schwimmgürtel bedeutet, darüber haben auch Faltbootfahrer mit Namen ihre Meinung offen kundgetan. Der lebenserhaltende Wert des Schwimmgürtels auf dem Wildwasser liegt auch darin, daß der Gefenterte, der z. B. durch Aufschlagen des Kopfes auf einem Felsblock bewusstlos wird, auch in diesem Zustande auf dem Wasser treibend gesehen und geborgen werden kann, während der Bewußtlose ohne dieses Hilfsmittel meist unrettbar absackt. Dabei möchte ich erwähnen, daß meines Erachtens der zweiteilige, stoffüberzogene ausblasbare Schwimmgürtel mit Schulterträger und Hakenschließen vorteilhafter ist als das Rückentkissen, welches den Nachteil hat, daß der Bewußtlose leicht mit dem Gesicht vornüber im Wasser treibt. Weiters fällt der unter dem Kamin zu tragende Schwimmgürtel den Raum besser aus, so daß ein Einschlagen und Losreißen des mit Gummizug im Ausschnittsreifen der Sitzluke befestigten Kamins durch Brecher schwerer möglich ist.

Liegt ein Boot kieloben, so ist die Gefahr des Versinkens nur dann gegeben, wenn die Haut ein Loch bekommen hat. Pfeisend, wie aus einem Ventil, entströmt die Luft durch das Loch, und im selben Maße drängt das Wasser von unten nach, und schließlich versinkt das Boot auf Nimmerwiedersehen. Dieser kostspieligen Gefahr kann man ziemlich sicher durch Einlagerung von Luft in Bug und Heck in aufgeblasenen Spitzbeuteln (Fußballblasen) begegnen. Schließlich soll jeder Paddler eine Bootsversicherung eingehen.

Behebung von Bootschäden und das Werkzeug hierzu. Auch unter den Faltbootfahrern gibt es Menschen, die im Vertrauen darauf, daß die anderen, die lieben guten Kameraden „eh alles mithaben“, sich gewisse Gepäckerleichterungen erlauben. Reservepaddeln werden z. B. nicht gerne mitgenommen, obwohl man sich nicht vorstellen kann, wie ein einsamer Paddler im Einerboot so einen Verlust auf der Fahrt ersehen wird. Wenn man berücksichtigt, wie zart ein Faltboot im Verhältnis zur rohen Wasserkraft gebaut ist und wie leicht daher ein Schaden entstehen kann, so zeigt es von großem Leichtsinne, sich nicht mit dem nötigen Instandsetzungsmaterial zu versehen, was um so leichter ist, da die Hauptschäden meist immer nur im Durchreißen der Gummihaut oder des Verdeckstoffes und im Spantenbruch bestehen. Der ernste Paddler wird sich auf sich selbst verlassen. Eine entsprechende Menge Klebstoff, Klebestreifen, Rundstäben und dazupassende Hülsen, Werkzeug und — sehr wichtig! — eine starke Nadel nebst

starkem gewachstem Rohzwirn und zum Nähen nicht nur einen Fingerhut, sondern auch eine kleine Zange zum Durchziehen beim Flicken der Haut, ist die Mindestausrüstung. Das Nähen der Haut schafft erst die guten Vorbedingungen für das Kleben des Risses. Ist man nur wenige Kilometer von einer Ortschaft entfernt, wo die Bootsinstanzsetzung gründlicher geschehen kann, so genügt für die Weiterfahrt mitunter auch etwas Einfacheres. Man stopft z. B. über den Riß ein Stück Tuch (Schwimmhose, Leiberl), fixiert dieses durch Einzwängen in die Spanten oder Längsstäbe und klebt von außen (Naschtrocknung der Haut durch Kerzenflamme, Streichhölzer, aber Vorsicht: Flamme bewegen!) Leukoplast über die Hautwunde. Solcherart kann man eine ziemliche Strecke zurücklegen, doch ist die Beobachtung des Bootes durch ein Begleitboot notwendig.

Auf den großen Wert der Scheuerstreifen schon bei einer neuen Haut sei bei dieser Gelegenheit hingewiesen. Über den Verlauf der beiden Ranten des Bodenrostes, eventuell auch über den Verlauf der beiden unteren Rundstäbe geklebt, wird die Faltboothaut viel widerstandsfähiger, da die ersten Puffe immer die Scheuerstreifen abbekommen. Das Reißen eines Loches an diesen Stellen bedarf dann schon starker Krasteinwirkung. Auch eine richtige Pflege der Haut ist notwendig.

Durchfahren der Schwälle nur in richtigen Abständen. Vor dem Durchfahren eines Schalles in Gesellschaft mehrerer Boote muß auf das Beibehalten eines entsprechenden Abstandes streng gesehen werden. Wenn manche Paddler die großen Wellen durch Bremsschläge abfangen und damit die Distanz zum Hintermann, der sein Boot in Eigenbewegung hält, auf Null verringern, ist ein Zusammenstoß unvermeidlich. Ich war nun schon einigemal Zeuge von Kenternungen, die nur durch diesen Umstand hervorgerufen wurden. Das rückwärtige Boot mußte auf das vordere aufschlagen und kentern, da ein Ausweichen meist nicht möglich ist. Die Wellen würden beim Seitwärtssteuern das Boot schräg treffen und umwerfen. Übrigens sollte der Wert der Eigenbewegung des Bootes im Schwall durch abgemessene Paddelschläge nicht unterschätzt werden.

Gefahren der Flußverbaunungen. Besondere Aufmerksamkeit erfordert das Einfahren von Uferstörnen, welche gewöhnlich die Grenze zwischen fließendem und stehendem Wasser bilden. Das Einfahren und Ausfahren von dem einen in das andere Wasser bedürfen der nötigen Umsicht. Die Schwierigkeiten erhöhen sich mit der Geschwindigkeit des Wassers. Sind Uferdämme vom Hochwasser überrollen — man hört weithin das Donnern des abfallenden Wassers — dann meide man die Dammnähe, denn der Zug des Überfallwassers kann sehr stark sein.

Floßgassen sollen grundsätzlich vor dem Befahren besichtigt werden. Auch unter guter ortskundiger Führung ist es nicht ratsam, daß mehrere Boote in einem Zuge durchfahren, weil die weiter hinten fahrenden Paddler kaum mehr in der Lage sind, das genaue Einfahren des Führers in die Floßgasse zu beobachten. Und gerade darauf kommt es in erster Linie an, soll der wirklich einzigartige Genuß des Hineingleitens in das aufwallende Element nicht mit einem kalten Bade, mit einem Bootsverlust oder gar mit noch Schlimmerem ein betrübliches Ende nehmen.

Sind Floßgassen unfahrbar oder gebieten uns Stauwehre ohne solche ein Halt, so lande man rechtzeitig. Lieber einige Meter weiter das Boot übertragen, als der Wehranlage zu nahe zu kommen. Denn die Ruhe des Wassers in einem solchen Stau ist eine sehr trügerische. Ich mußte dies einmal bei einer Kenternung an einer Staumauer am eigenen Leibe verspüren. Kaum war ich im Wasser, wurde ich von einem ungeheuren Zug, der jede Gegenwehr ausschloß, in die Tiefe gedrückt. Ich spürte — sehen konnte ich in dem schwarzen Wasser nichts — wie ich an der Betonmauer entlanggeschleift und in eine Art Kanal gezogen wurde. Ich war schon auf das Letzte gefaßt, da ich die Wehranlage nicht kannte und fürchten mußte,

irgendwo stedenzubleiben und jämmerlich zugrundegehen. Meine Gedanken waren: — (vielleicht sind sie von Belang, weil wir auch die Gedanken von Abstürzenden und in Gletscherpalten Gefallenen kennen) — „So muß ich jetzt sterben, schade, — oben Sonne — Kameraden — Pfingsten — wie lange wird es dauern?“ —

Aber noch während dieser blitschnellen Gedanken drang Licht in die brauende Finsternis und im nächsten Augenblick wurde ich in einem mächtigen Wasserfall — bereits jenseits des Wehres — in die Widerwellen hinabgeworfen, in welchen ich meine Frau erblickte — die, ebenfalls nach der Renterung, wenige Meter mir voraus, denselben Leidensweg unter Wasser zurücklegen mußte. Mit verzweifelten Schwimmbewegungen konnte ich sie — die bereits ein wenig benommen war — erreichen und beim Arm erfassen. Nach mehrmaligem gemeinsamen Auf- und Untertauchen in dem bewegten Wasser gelang es mir, sie ans Ufer zu bringen, wo eben die ersten über den Sieg herbeigeilten Kameraden hilfsbereit ins Wasser sprangen, um mir beim Hinauffschwimmen der Frau über die steile Uferböschung behilflich zu sein.

Unser Unfall hatte sich so schnell abgespielt, daß die Kameraden, die am anderen Ufer mit dem Ausbooten und Übertragen beschäftigt waren, erst durch unser kieloben treibendes Boot aufmerksam wurden. Unser schönes neues Boot, das langsam kieloben zur Schützenöffnung trieb, wurde von den schweren Wassermassen gänzlich zerstört, obwohl die braven und opferwilligen Kameraden alle Kräfte zu seiner Bergung einsetzten, doch die Wassermassen waren stärker. An dem Unfall war zur Gänze ich allein schuldtragend. Ich hatte mich von der Ruhe des Wassers täuschen lassen und bei der beabsichtigten Überfahrt von einem Ufer zum anderen eine unbegreifliche Sorglosigkeit an den Tag gelegt.

Dieser wohl nur einmal erlebensmäßige, außer starken Prellungen und schmerzhaften Schürfungen ohne weitere Folgen abgelaufene Unfall, der in neunundneunzig weiteren Fällen ein anderes Ende nehmen müßte — vor wenigen Wochen verunglückte an derselben Stelle ein Bursche aus der Umgebung tödlich, weil der Wasserdurchlaß damals mit Treibholz verlegt war — wolle zur ernstesten Mahnung dienen, stets peinlichste Sorgfalt und Vorsicht walten zu lassen.

Die Ausrüstung des Faltbootfahrers

Der Paddler, der mit dem Gewicht der Ausrüstung nicht so haushalten muß wie der Bergsteiger, der gewöhnlich alles auf seinem Rücken zu tragen hat, kann sich verschiedene Annehmlichkeiten leisten. Eiderdaunenschlaffsäcke, bequeme Luruszelte, Handharmonika und vieles andere hat oft das Boot noch zu allen anderen wichtigeren Sachen aufzunehmen.

Nachstehend seien die wichtigsten Ausrüstungsstücke angeführt:

Vor allem sehe man gleich beim Kauf eines Bootes, daß Rucksack und Stabtaschen groß genug sind, daß die Verpackung des Bootes leicht möglich ist. Es gibt für die Beförderung, für Boot und Paddler, nichts Unangenehmeres und Schädlicheres als zu knappe Verpackungshüllen. Auch vergesse man nicht, Rucksack und Stabtasche mit Leinwandzetteln, die mit Nummer oder Namen beschrieben sind, zu kennzeichnen, was sich bei Beförderung mit Autos, Bahn und Schiff durch rasches Erkennen und Verhinderung von Verwechslungen belohnt macht. Auch empfiehlt es sich, auf dem Bootsruksack eine große verschließbare Außentasche anzubringen, wodurch unter Umständen ein weiterer kleiner Rucksack oder eine Tasche erspart wird. Die Paddel leiden am meisten bei der Beförderung der Boote, sorgfältige Verwahrung ist angezeigt. Ich pflege in die leere Hülse der einen Paddelhälfte einen großen Holzstoppel einzusetzen, wodurch das Verbiegen verhindert wird.

Verbandzeug und Taschenapotheke entsprechen im allgemeinen der des Bergsteigers, keinesfalls darf wegen der häufig vorkommenden kleinen Hautverletzungen Jod fehlen. Größere Verletzungen lasse man vom Arzt versorgen, wegen der manchmal nötigen Tetanusinjektion, da der Paddler viel mit Schlamm und Erde in Berührung kommt.

Bezüglich des Instandsetzungswerkzeuges und Zubehörs verweise ich auf das bereits Gesagte. Unentbehrlich sind Führer und Kartenwerke, von welchen an dieser Stelle nur auf die zahlreichen Flußführer und Flußkarten, zum Teil ausgezeichnete Schaffungen des Österr. Kanu-Verbandes und Deutschen Kanu-Verbandes, hingewiesen sei. Ferner Reservepaddel (für den Einer unerläßlich), Zelt mit allem Zubehör, Luftmatrazen, Schlaffack, Kocher und Brennmaterial, Schwimmgürtel, Luftschläfen (oder Schwammgummischläfel), Spitzbeutel, Trainingsanzug, Wetterschuh (auch Regenschirm ist von Vorteil), Paddlerjacket mit angenähter Kapuze (Eskimoform), Hut oder Mütze, Wärmeschuh (Wollwesten und auch Wollsocken fürs Boot bei kaltem Wetter), größerer Schwamm und Aufwisch Tuch zum Aufsaugen eingedrungenen Wassers und zum Reinigen, Treidelleine, Schwimmanzug, Bootswagen und Reservegurten, Proviant- und Wasserbehälter, Laterne (elektrisch und für Kerzenlicht), eventuell Segel und Steuer, Photoapparat samt Zubehör (Versorgung während der Fahrt bereits erwähnt), Badeschuhe, Sonnenbrille, Sonnenbrandmittel, Bodenbede (hält das Boot sauber) wären so — in bunter Folge aufgezählt — die wichtigsten Stücke.

Dazu kommt noch Ausrüstung je nach persönlichem Geschmack und Bedürfnissen. Das wäre Rasierzeug, Kamm, Seife, Spiegel, Zahnbürste, Wäsche und Bekleidung sowohl für das Wasser (kurze Clothose, Ruderleibchen, Polohemd, vorübergehend auch Schwimmhose oder Badeanzug) als auch für das Land. Wenn auf Urlaubsturen auch der Besuch von Städten geplant ist, soll man für gute Bekleidung vorsehen. Wenn ich schließlich noch einige Spielsachen wie Handball, Pfeil und Bogen, Wurfringe u. a. erwähne, so glaube ich der Hauptsache nach alles Wichtige aufgezählt zu haben. Bei einiger Geschicklichkeit im Paden wird der Stauraum des Bootes unglaublich viel Dinge aufnehmen.

Vom Faltboot

Im ausgezeichneten Buche von C. J. L u t h e r über Paddelsport und Flußwandern lesen wir, daß es schon in der sagenhaften grauen Vorzeit so etwas wie Faltboote gegeben haben soll. Was uns aber hier hauptsächlich fesselt, ist die Tatsache, daß seit dem Jahre 1905 durch das von Architekt H e u r i c h geschaffene Faltboot — zu dessen Bau ihm ein im Münchner Museum gestandener Eskimofajak die Anregung gegeben hatte — die Bewegung des Wasserwanderns ihren Anfang genommen hat.

Die beim Befahren der Wildwässer in erster Linie anzustrebende Sicherheit gebietet es von selbst, die Fahrten nur in wildwassertüchtigen Booten zu unternehmen, da das gute Gelingen der Fahrt nicht zum geringen Teil von der Beschaffenheit des Bootes abhängig ist. Den Anforderungen für das Wildwasser wird jedes neuzeitlich gebaute Wanderboot gewachsen sein, sei es nun in Tropfen-, Eskimo-, Schweden- oder sonst einer Marken-Form gebaut. Das Wanderboot, das als Universalboot für jedes Wasser geeignet ist und auch sonst viele Annehmlichkeiten bietet, kann ein durchaus gefälliges, schlankes Aussehen haben und dabei an Wendigkeit und Schnelligkeit dem Rennboot nicht viel nachstehen. Übrigens, wer fahren kann, wird mit jedem Boote gewisse Erfolge erzielen.

Von Wichtigkeit ist eine gut sitzende, bei Renterungen leicht abzustreifende Spritzdecke, die am Boote so befestigt sein muß, daß sie nicht davonschwimmen kann. Zur Frage, ob Einer oder Zweifiger, wäre erfahrungsgemäß zu erwähnen, daß der Einer rascher zu steuern, aber leichter ein Spiel der Wellen ist, der Zweier hingegen einer guten Zusammenarbeit bedarf, er aber dafür etwas ruhiger auf den Wellen sitzt. Sicher

ist, daß der Paddler, der sich an das Einerfahren gewöhnt hat, kaum mehr zum Zweier zurückkehrt, es sei denn bei größeren Urlaubsfahrten, wo er durch gewisse Arbeitsteilung Vorteile bietet, oder aber daß — *Amoram Bug sitzt*.

Von der Schwierigkeitseinteilung der Zahm- und Wildwässer

Bei den Bergen sind die verschiedenen Anstiegswege in Schwierigkeitsgrade eingeteilt. Es ergab sich auch bei den Flüssen die Notwendigkeit, die sich bei einer Befahrung ergebenden Hindernisse, Schwierigkeiten und Gefahren zu bewerten und nach Stufen einzuteilen.

Die nachstehende Tabelle, die ich mit freundlicher Zustimmung des österreichischen *Rajakverbandes* aus seinen Mitteilungen zum Abdruck bringe, soll uns die von der Flußbewertungskommission des *Ö.R.W.* festgelegten Schwierigkeitsstufen und die damit verbundene Bewertung verschiedener Wild- und Zahmwässer aufzeigen.

Zahmwasser

- A: Stehende und langsam fließende Gewässer, deren Geschwindigkeit unter der des Fußwanderers bleibt. Strömungsgeschwindigkeit bis zu 4 Stundenkilometer.
- B: Fließende Gewässer, deren Geschwindigkeit die des Fußwanderers erreicht oder wenig übersteigt (4—7 Stundenkilometer). Durch Rückwärts paddeln kann die Strömungsgeschwindigkeit noch aufgehoben werden.
- C: Fließende Gewässer, deren Strömungsgeschwindigkeit (über 7 Stundenkilometer) durch Rückwärts paddeln nicht mehr überwunden werden kann und die durch bestehende Hindernisse wie Sandbänke, Brückenpfeiler, Uferbauten, weiters Rehrenbildungen beim Landen ein bestimmtes Maß von Bootsbeherrschung erfordern.

Wildwasser

Schwierigkeitsstufen I—VI

- I leicht. Fallweise kleine Schwälle mit regelmäßigen, meist niedrigen Wellen. Leichte Erkennbarkeit der zweckmäßigen Fahrbahn, auf deren Einhaltung wegen bestehender Hindernisse wie Sandbänke, Brückenpfeiler, Uferbauten und dgl. — besonders bei schmalen Flüssen — zu achten ist.
- II mittelschwer. Häufiger vorkommende Schwälle mit meist noch regelmäßiger Wellenbildung, nicht schwierig zu überwindende Wirbel und Rehren. Zweckmäßige Fahrbahn im allgemeinen leicht erkennbar. Leichte und mittelschwere Floßgassen.
- III schwer. Zahlreiche Schwälle mit höheren, unregelmäßigen Wellen, Brechern, Wirbeln und Rehren. Zweckmäßige Fahrbahn nicht immer leicht erkennbar. Schwierige Floßgassen.
- IV sehr schwer. Lang ausgedehnte Schwallstrecken mit hohen unregelmäßigen Wellen, schwierigen Brechern, schwierigen Wirbeln und scharfen Rehren. Zweckmäßige Fahrbahn oft schwierig zu erkennen, daher Besichtigung vom Land aus sehr empfehlenswert. Schwierigste Floßgassen.
- V überaus schwer. Lange, ununterbrochene Schwallstrecken mit schwierigen, ganz unregelmäßigen Brechern. Überronnene Blöcke, die überfahren werden müssen, schwierigste Wirbel- und Rehrenbildungen bei oft außerordentlich großer Strömungsgeschwindigkeit. Vorhergehende Besichtigung der Fahrtstrecke vom Land aus mitunter unerlässlich.
- VI äußerst schwer. Steigerung aller genannten Schwierigkeiten bis an die Grenze des heute zu Bewältigenden.

Bemerkungen

1. Läßt sich ein Flußlauf durch eine dieser Gradzahlen nicht hinreichend kennzeichnen oder bietet er neben Schwierigkeiten, die durch eine Gradzahl zum Ausdruck gebracht werden, auf einer Strecke, deren Übertragung wegen ihrer Länge den Sinn der Befahrung in Frage stellen würde, noch Schwierigkeiten eines höheren Grades, so können zwei Gradzahlen zu feiner Kennzeichnung verwendet werden (z. B. II—III).

2. Bietet ein Flußlauf nur an einer oder an wenigen kurzen, durch Übertragung leicht zu umgehenden Stellen Schwierigkeiten, die seine Durchschnittsschwierigkeit entschieden übersteigen, so wird der die höhere Schwierigkeit kennzeichnende Grad als Index zum Durchschnitts-Schwierigkeitsgrad des Flusses gesetzt (z. B. I₂).

Dieses Verfahren soll auch bei Flüssen mit vereinzelt Floßgassen Anwendung finden (z. B. Mur), nicht aber bei Flüssen, in deren Lauf die Floßgassen so häufig sind, daß von einer sportlichen Befahrung nicht mehr gesprochen werden kann, wenn sie übertragen werden (z. B. Uger). Es sei noch bemerkt, daß zur Bewertung der Floßgassen deshalb nur 4 Grade herangezogen werden, weil die Floßgassen niemals die Schwierigkeiten der freien Flußstrecke erreichen. Sie werden stets nur bei genauer Kenntnis ihrer Anlage gefahren, die Zone der eigentlichen Schwierigkeit beschränkt sich daher auf einige wenige, wenn auch schwierige Wellen, und schließlich kann bei einer Kenterung das Bergen von Mann und Boot meist viel leichter bewerkstelligt werden, als etwa in Schwällen. In Spezialfällen wäre jede Floßgasse einzeln zu bewerten.

Bewertung der österreichischen Flüsse

Uger	Kammer—Schörfling bis Mündung II
Bregenzer Ache	Hittisau—Lauterach IV—V
Donau	Dassau—Preßburg C
Drau	Lienz—Villach I Villach—Grenze II ₂ (3 Gleinacher Schwälle)
Enns	Radstadt—Schladming IV Schladming—Gesäuse Eingang I Gesäuse Eingang—Kummerbrücke III Hartlesgraben—Hieselau V Hieselau—Groß-Keßling IV Groß-Keßling—Steyr III Steyr—Mündung II
Erlauf	Erlaufboden—Kienberg III Kienberg—Mündung B
Gail	Rötschach—Mündung II ₂ (4 Gailschütt)
Inn	Finsterting—Löffens III Landeck (Bahnhof)—Imst II—III ₂ (4 Starfenbach) Imst—Magerbach (Salming) V Magerbach—Ruffstein II Ruffstein—Mündung I ₂ (2 Sauloch)
Isel	Matrei—St. Johann i. Wald V—VI St. Johann i. Wald—Mündung III ₂ (4 zwei Wehre)
Kamp	Sadersdorf—Mündung B
Rössener Ache	Kitzbühel—Grenze II
Lech	Steeg—Füssen III
Lieser	Maltamündung—Seebach V
Malta	Brandstätt—Mündung III
March	Hohenau—Mündung A—B
Mühl	Mörtshach—Stall V Stall—Mündung IV—V ₂₋₃ (5—6 Klauenkofel)

Mur	St. Michael i. Lungau—Zamsweg III Zamsweg—Murau IVs (5 St. Lorenzen) Regelhofstataraft b. Murau VI Murau—Leoben II _s (4 Floßgasse bei Ungmarkt) Leoben—Radfersburg II _s (3 Floßgassen)
Saalach	Maishofen—Lofer II Lofer—Mündung II—II
Salza	Rasing bei Maria-Sell—Bresceniklaufe II—III Bresceniklaufe—Mündung IV—V
Salzach	Rosenthal—Brud Fusch I Brud Fusch—Schwarzach St. Veit VI Schwarzach St. Veit—Paß Lueg IV Paß Lueg (Salzachöfen) VI Paß Lueg—Salzburg II Salzburg—Mündung I
Schwarzach	II—III _s , 6 (4 Kallerhöb, 5 Freiheit)
Steyr	Hinterstoder—Dirnbach Stoder IV—V Dirnbach Stoder—Klaus IV Klaus—Steyr II
Taurach	Maria Pfarr—Mündung III
Thaya	Bernhardsthal—Mündung B _s (2 Altes Wehr bei Bernhardsthal)
Traun	Grundlsee—Russe III Russe—Hallstatt III _s (5 Wächterhaus 25—27) Steg—Traunfall II _s (3 Floßgassen) Traunfall—Mündung II
Ziller	Mayerhofen—Hippach III Hippach—Mündung I—II

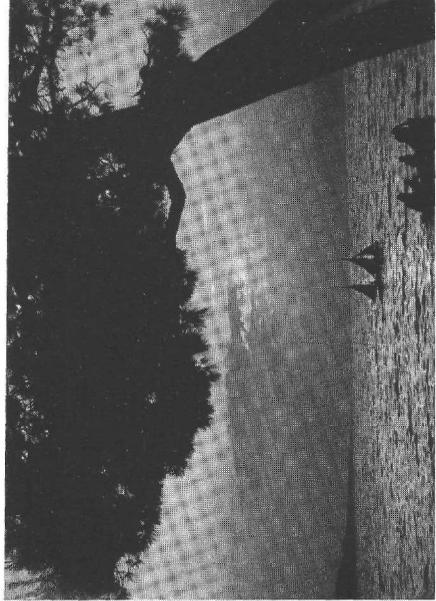
• Versuch der Bewertung einiger anderer Flüsse und Flußstrecken
Tabelle von Franz Schühof

Donau	Regensburg—Passau B Hainburg—Budapest B Budapest—Barias A Barias—Turn Severin B—C _s (Eisernes Tor)
Drau	Lavantlind—Marburg III _s (Fresener Schwall)
Eisack	Bozen—Mündung II—III
Etsch	Meran—Verona II Verona—Mündung A—B
Inn	Silser See—Camyferer See II—III St. Mortizer Schlucht IV Celerina—Scans III Scans—Brail V Zerneß—Grenze V bis unfahrbar
Isar	Scharnith—Lenggries II Lenggries—München I _s (2 Floßgassen)
Röffener Ache	Grenze—Chiemsee II
Rhone	Brieg—Genfer See II _s (St. Maurice) Genéfiat—Lyon I _s (St. Brenaz) Lyon—Arles I
Reuß	Amsteg—Vierwaldstätter See III—IV Vierwaldstätter See—Mündung II _s (Floßgasse b. Windisch)
Rhein	Schuffis—Chur IV—V Chur—Bodensee II Bodensee—Basel C
Waag	Rosenberg—Sillein I—II Sillein—Mündung A—B

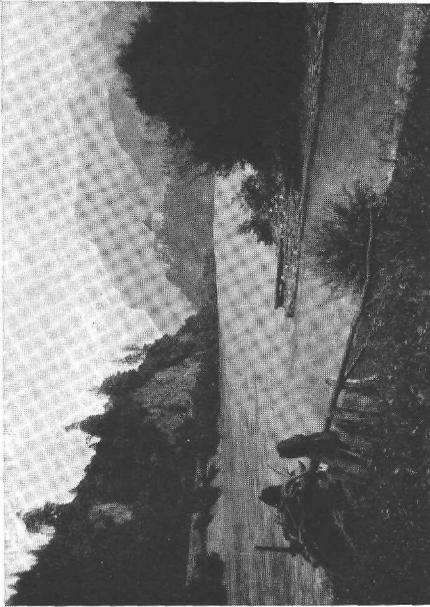
Die Bewertung weiterer Flüsse ist in Arbeit.



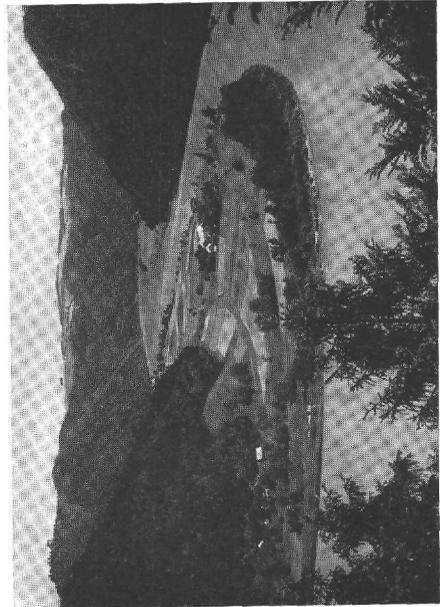
In den „Dschungeln“ des Mähkämp



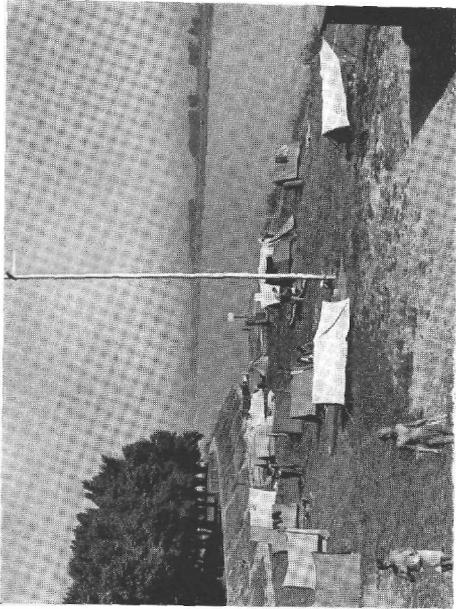
Segelboot in der Bucht von Matarska (Adria)



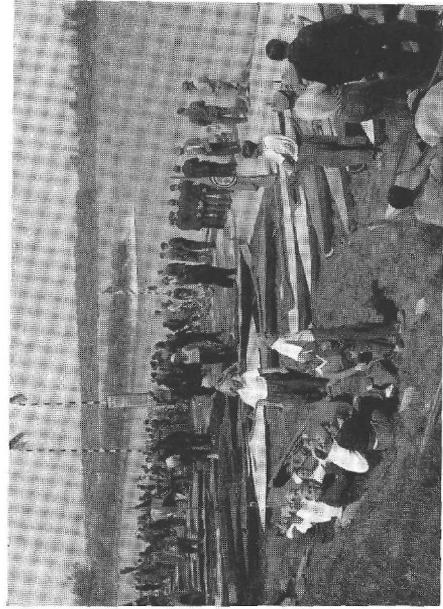
Zum bei Ruffstein



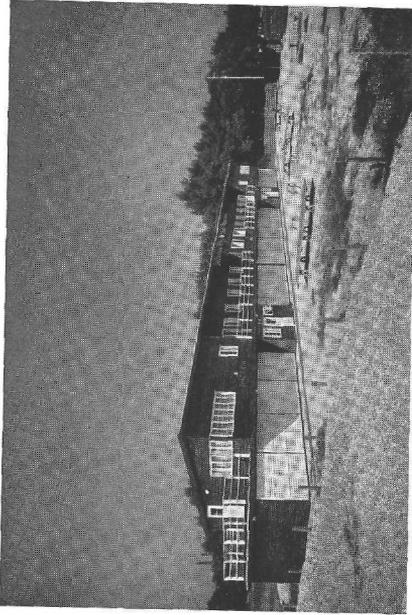
Donaufschleife bei Schlägen, Oberösterreich



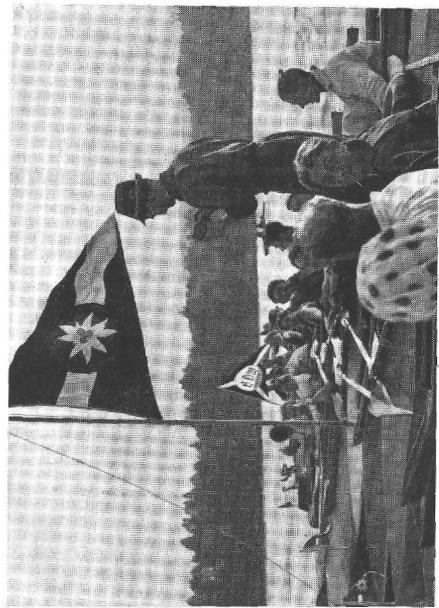
Zeltlager vor dem Paddlerheim Wien



Paddlertreffen bei Zullin



Paddlerheim Wien des Deutschen Alpenvereins
(Auf dem rechten Donauufer bei Stromkilometer 1933,2)



Frühliche Fahrt der Wiener Alpenvereinspaddler auf der Donau

Paddlerleben

Es ist ein gar eigenlebiges, frohsinniges und gesundes Völkchen, diese Paddler. Für den Ernst sorgen die in vorangehenden Absätzen aufgezeigten Gefahren und Schwierigkeiten des Wassers. Für Heiterkeit und Frohsinn sorgt die innige Verbundenheit mit der Natur, die nach glücklicher Überwindung der ernstesten Schwierigkeiten des Wassers das Paddlerleben beherrschen. Einer besonderen Pflege erfreut sich der Kameradschaftsgeist, der vielleicht mehr als bei anderen Sportzweigen eine eiserne Notwendigkeit ist. Freundschaftliche Hilfsbereitschaft beim Aus- und Einbooten, beim Übertragen der Boote, beim Zeltaufstellen, beim Bootsauf- oder abbau und bei der Bootsbeförderung ist eine unerläßliche Kameradschaftspflicht, insbesondere Schwächeren oder Frauen gegenüber. Es gehört zu den ungeschriebenen Paddlergesetzen, daß, wenn es nur halbwegs geht, die Kajakfrauen (auch fremde) vom Tragen des Bootes enthoben werden.

Das Flußwandern bringt naturgemäß eine gewisse Freizügigkeit unter den Kameraden und Kameradinnen mit sich. Um so strenger, vornehmer und ritterlicher ist daher das Benehmen gegenüber den Kameradinnen, auf deren Schutz und guten Ruf jeder Kamerad stets bedacht ist. Auch die Kameradinnen tragen zur Aufrechterhaltung guten Kameradschaftsfinnes das ihre dazu bei.

Welch herrliches, köstliches Leben ist es, im Kreise von gleichgesinnten Kameraden, mit denen wir auf Turen mit Schi, Pikel, Seil und Kletterstiefeln Freundschaft geschlossen haben, nun auch auf dem Wasser in den Booten beisammen sein zu können. Dasselbe Abenteuer, das wir mit ihnen in Felswänden, auf Eisgraten und glitzernden Schneeflächen erlebten, wir finden es am Wasser wieder, beim ruhigen Dahingleiten, Boot neben Boot, oder im wilden Wellentanz, in wasserdurchbrausten Schluchten und märchenschönen Klammern. Und wie wir von den Bergen ins Tal jauchzen in überschäumender Glückseligkeit, so jauchzen wir hinauf zu den schweigenden Tannen am Uferstrand, zu den Bergspitzen, die sich im Wasser spiegeln und zu den lieben schmucken kleinen Häuschen, die hoch über uns an grünen Uferhängen stehen.

Bei den Rasten entwickelt sich, nachdem die Boote in Ordnung ans Land gebracht sind, bei Spiel und Frohsinn das gesunde *F r e i l u f t l e b e n* der Paddler, das dazu gehört zu ihrem glückseligen Tun, wie die Wellen zu ihren Booten. Bei Ballspiel und turnerischen Übungen, Gesang und Scherz vergeht die Zeit im Fluge und der Fahrtenführer muß oft alle Beredsamkeit aufbieten, um das muntere und übermütige Volk in die Boote zu bringen.

Der unverwüßliche Humor treibt die verschiedensten Blüten in Poesie und Prosa. Unglücksfälle, die zuerst so ausfahen und dann keine wurden, werden gewissenhaft in Wort und Bild festgehalten. So wurde z. B. mein vorhin erwähnter Anfall bei der Schleufe mit folgenden Worten auf einem gezeichneten Marterl festgehalten:

Marterl an der Leitha

Lieber Faltbootwanderer!
 Hier versank ein anderer,
 Der zur schönen Pfingstzeit
 Die Leitha fuhr so lang und breit.
 Doch als er durch das Wehr geschwommen,
 Da hat der Herr sein Boot zu sich genommen.
 Requiescat in Aqua!

Was sich im Laufe der Sommerszeit Besonderes ereignet, wird auf diese Art verarbeitet, um dann bei den fröhlichen Zusammenkünften preisgegeben zu werden.

Alles in allem zusammengefaßt:
Fürwahr, es ist lebenswert, als Bergsteiger auch noch ein Paddler zu sein!

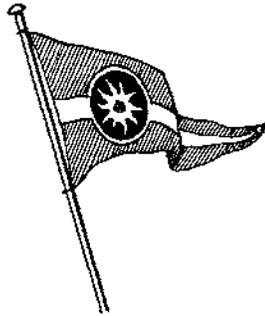
Berg und Fluß

Mit einem unvergeßlich schönen Sonntag hatte unsere Urlaubsfahrt ihren Abschluß gefunden. Nun stehen in Reih und Glied die Boote am Ufer, daneben sind die Zelte aufgeschlagen.

Eine Spätsommernacht breitet feierlich ihr geheimnisvolles Dunkel über die Erde. Wir sitzen um das offene Feuer. Im nahen Flusse sehen wir den Mond glitzern. Die laue Luft ist voll vom würzigen Duft des frisch geschnittenen Grases, der sich mit dem herben Geruch des Wassers zu köstlichem Hauch vermischt.

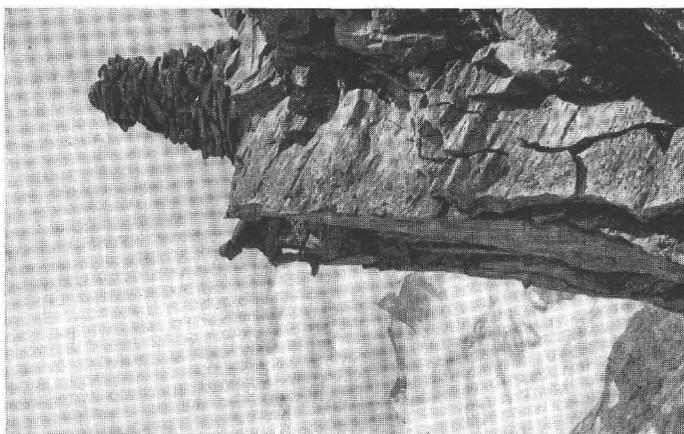
Allmählich verstummt unser Gespräch. Ganz still ist es geworden. Hier und da nur gibt es ein kaum hörbares Knistern der zusammensinkenden Stütze des Holzes. Die Uferwellen singen ihr urewiges eintöniges Lied vom Wandern, Kommen, Gehen und Vergehen — —. Meine Gedanken wandern mit. Sie weilen in der Erinnerung bei den herrlichen Fahrten der letzten Tage auf den Bergen und Flüssen. Ein unvergänglicher Reichtum an neuem Erleben wurde mir wieder geschenkt. Die dankbare Freude an ihm klingt wie ein Abschiedslied in später Trennungsstunde — ergreifend, süß und wehmütigvoll. Ich höre es leise verklingen, gesungen von der wunderbaren Harmonie des Zweiflusses von Berg und Fluß — —.

Ein Lied vom Berg die Welle singt,
Das hell im Herzen mir erklingt.
Es ist ein Lied von Kraft und Mut,
Vom Wandern und vom heißen Blut.
Es ist der lichten Firne Gruß:
Die Harmonie von Berg und Fluß.

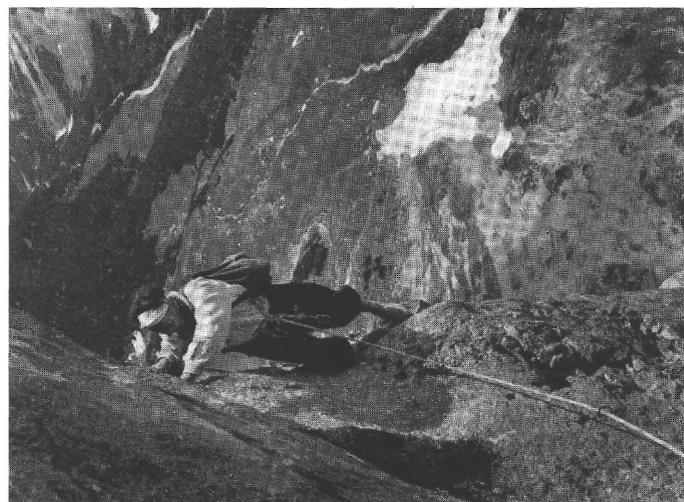




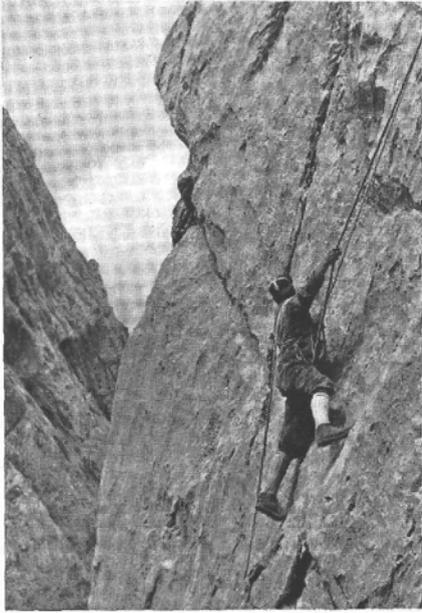
In der Geldkopf-Nordostwand



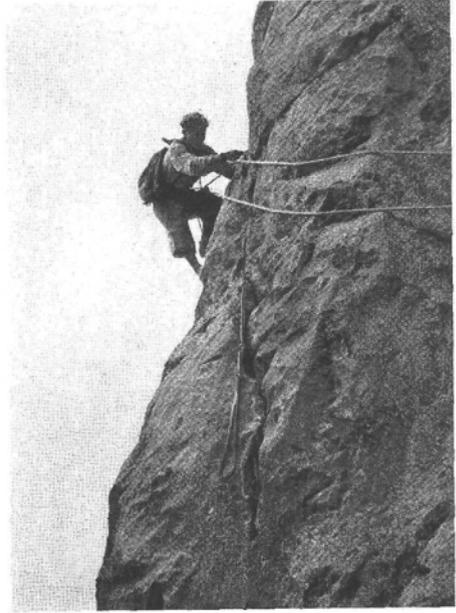
Geldkopf, Gipfel



Schiffelfarfige, Südostwand
Am Ende der Krißerschneidung



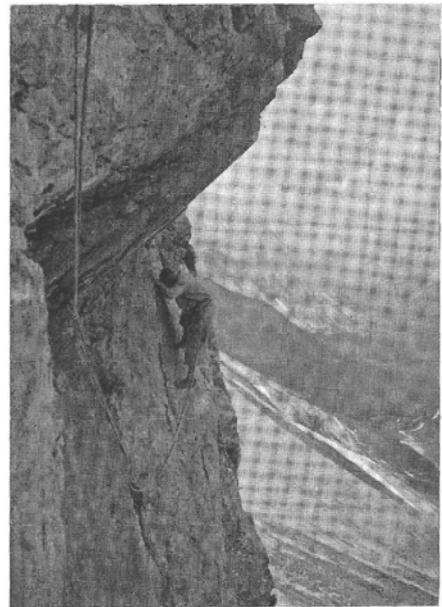
Totenkirchl, Westwand (Dülferweg)
Zweiter oder Nasenquergang



Predigtstuhl, Schüle-Diem-Weg. Seilquergang



Kalidererspitze, Nordwand (Luckenthaler Weg);
Quergang aus der Schlucht



Kalidererwand, Nordwand (Schmied-
Krebs-Weg). Dachquergang

Berühmte Schlüsselstellen in den Ostalpen

Von Fritz Kasparek, Wien

I. Teil

Wer nur oberflächlich das heutige Bergsteigen betrachtet, dem fällt wohl in erster Linie auf, mit welcher Selbstverständlichkeit die neue Jugend die mächtigsten und selbst vor kurzer Zeit noch unlösbar scheinenden Probleme bezwingt. In gleicher Weise in Fels und Eis, an mauerglatten Wänden und wildgetürmten Graten. Mit zielbewusster Selbstsicherheit wird die technische und körperliche Grenze des Menschens möglichen immer höher nach oben gedrängt, so sprunghaft schnell, daß es die gewiegtesten und tüchtigsten Felsmänner aus der alten Schule kaum fassen können. Dringen wir aber tiefer in das Wesen des Alpinismus von jener Zeit und bemühen wir uns, mit Hilfe des wertvollen Bergschrifttums der vergangenen Jahrzehnte, die Bergsteiger von damals, ihre Naturbetrachtung, ihr Wissen vom Berg, ihr Zielbegehren und damit ihre Taten zu verstehen, so sehen wir deutlich, welch langen Werdegang der Alpinismus durchmachen mußte, um solche Leistungen am Berg zu ermöglichen, mit denen uns die Jugend von heute alljährlich aufs neue überrascht. Und wenn wir so beschaulich zurückblicken in vergangene Zeiten und den ganzen langen Entwicklungslauf des Bergsteigens vor uns sehen, mit all den ehrwürdigen unvergeßlichen Gestalten: Balmat, Weilenmann, Wympher, Zygmondi, Pfannl, Preuß, Dülfer, Solleder und viele andere, so fühlen wir dabei erschauernd den kalten Atem der eigenen Vergänglichkeit. Die Vergänglichkeit all unseres Tuns, all unseres reichen Erlebens. Längst sind sie von uns gegangen, die bedeutenden Bahnbrecher, und doch umschwebt uns der junge Geist ihrer frohen Jugendtaten mit der natürlichen Frische von damals. Dauernd bleibt ihr Ruhm erhalten und wird noch währen bis in ferne Zukunft.

Wenn wir heute zurückblicken auf die Leistungen einer vergangenen Zeitspanne des Felskletterns, so müssen wir sie zuerst würdig verstehen und achten lernen, ehe wir neidlos zu vergleichen beginnen mit den Leistungen der neuen Schule.

Wofür? — Wozu? Diese Frage steht und fällt mit dem Daseinszweck des Menschentums überhaupt. Alles auf dieser Welt ist relativ vergänglich, ist relativ sinnvoll oder auch zwecklos. Wir Jungen steigen wohl auf seltsam anmutende Art zu Berge. Wir tun es aber, weil wir Neues erleben wollen. Wir tun es, weil es uns reiches Erleben zu schenken vermag, Erleben in unsagbarer Fülle, jenes große Erleben am Berg, das die Alten vor uns gesucht hatten, dem auch wir zustreben in mehr oder minder kühner Tat und das auch die Jungen nach uns noch suchen werden.

Jahrhunderte mußten vergehen, ehe im Menschen der Drang erwachte, zu wissen, was dort oben auf den rauhen Bergen sei. Erst waren es Jäger, später kamen vereinzelt mutige Männer, die, außerhalb der Masse stehend, im Lauf der Zeit manch stolzen Berggipfel betraten und damit die natürliche Scheu der Bergbewohner überwandten.

Zu jener Zeit geschah es, daß im schönen Gefäße, wo die unsagbar wilden Steilmauern des Hochtorgrades ragen, ein Wilddieb sein Anwesen trieb, der auf seinen Jagdgängen stets eine schwarze Maske trug und deshalb der „schwarze Peter“ genannt wurde. Aus dem Haindlkar gelang es dem geheimnisvollen Wilddieb immer wieder, dem Resseltreiben der Jäger zu entkommen. Dies gelang ihm, weil er in den glatten Wänden des Hochtorgrates einen mäßig schwierigen Übergang ins Seekar entdeckt

hatte, den er zur Flucht benutzte. So erhielt der Hochtortzug im Gefäße seinen ersten Durchstieg von Norden. Man benannte diesen Weg nach jenem schwarzen Peter „Peterpfad“. Mit diesem Weg, der gleichzeitig der leichteste Anstieg aus dem Haindlkar ist, wurde der Reigen der Nordanstiege im Gefäße eröffnet.

Jahre vergingen. Die leichten Berge wurden alle erstiegen, und das langsam zunehmende Können der damaligen Bergsteiger begann nun, auch die noch unerstiegenen Gipfel in den Bereich der Möglichkeit zu ziehen. In den Dolomiten wurden die Große und Westliche Zinne erklommen. An die Bezwingung der Kleinen Zinne wagte man sich aber lange nicht heran. Lange trostete die stolze kleine Zinne allen Versuchen, bis es im Jahre 1881 dem unermüdblichen Michel Innerkofler und seinem Bruder Johann, trotz des ersteren Ausspruch: „Ja, baldst Flügeln hättest, kimmst auffi“, gelang, über die auch heute noch sehr schwierige Südwestwand den Gipfel zu erreichen. Der Weg ist bis auf die 60 m hohe Schlußwand, die jetzt meist durch den Strygmondikamin durchstiegen wird, auch heute derselbe.

Von 1881 bis 1896 entwickelte sich das Klettern fast sprunghaft schnell. Man begann planmäßig die Erschließung der Bergwelt. Im Gefäße war es die mächtige Nordwand des Hochtors, jene 800 m hohe düstere Riesenmauer, die sich den zielbewußten Angriffen der Bergsteiger Dr. Pfannl, Dr. Wessely, Reidl und Maischberger beim ersten Ansturm ergab. Kletterstellen von bedeutender Ausgesettheit, wie das „Fliegenband“ und die Schlüsselstelle dieser berühmt gewordenen Fahrt, die „Fasseln“, weiters die kleingriffige Steilwand darüber gaben diesem wahrhaft königlichen Weg für dauernde Zeiten ein achtunggebietendes Gepräge: „äußerst schwierig und ausgefetzt“. Und wenn wir hören, daß diese kühnen Männer diese Fahrt zum größten Teil in Nagelschuhen gegangen waren, und das noch vor der Jahrhundertwende, so beugen wir uns stumm vor solchen Bahnbrechern im Fels und bewahren ihnen in tiefstem Herzen jene Achtung, die wahren Mannesmute gebührt. Das waren Könner ganz großen Stils!

Fast zur gleichen Zeit, als die Nordwand des Hochtors erstiegen wurde, begann in den Bergen der sagenumwobenen Brenta-Gruppe ein Kampf um deren kühnsten Gipfel, die Guglia di Brenta. Umpferer und Berger gelang die überraschende Lösung. Von jener lustigen Ranzel an der Nordwestkante der Guglia, wo Barbaris zähe Versuche stets an der unglaublichen Glätte und Steile der Felsen gescheitert waren, querten die Tiroler einige Meter in die unheimlich steile Nordwand hinaus, bis sie ein schmales Band erreichten und über die fast senkrecht aufstrebenden Felsen der etwa 40 m hohen Schlußwand auf den so heiß umwobenen Gipfel gelangten. Das war einer der größten Bergstiege überhaupt. Es war der Beginn des Strebens, auch das unmöglich Dünkende meistern zu wollen.

Noch im selben Jahre wurde abermals den tatendurstigen Felsmännern jener Zeit eine zweite gewaltige Überraschung zuteil, als in Laurins Sadenreich die südlichen Türme von Vajolett erstmals überschritten wurden. Hier waren es Eduard Pichl und Hanns Barth, die in kühnem Wagen eine der größten Modeturen eröffneten.

Für uns alle, ob wir alte oder neue Schule vertreten, ob wir klassische oder neuzeitliche Anstiegswege zum Gipfel wählen, auf uns alle wird der Name Winkler einen seltsamen Zauber ausüben. Jener junge Mensch, der als Sechzehnjähriger allein den nach ihm benannten Winklerturm erkletterte, schuf sich mit dieser Leistung selbst ein Denkmal für alle Zeiten. Pichl und Barth folgten dem Wege Winklers, meisterten den damals berühmtesten Winklerriß, gelangten so zur Schulter und weiter über mächtig schwierigen Fels zum Gipfel. Sie querten in der Nordwand auf schönem Band bis ober die Scharte zwischen Winkler- und Stabelerturm. Hier seilten sie sich in diese ab und erreichten mittels Spreizschrittes über die unheimlich tiefe Schartenspalte die Felsen des Stabelers. Die Überschreitung dieses Turmes bereitete nur mäßige Schwierigkeiten, doch das Erklettern des Delagoturmes erforderte schon ein ganz bedeutendes

Maß an Können und Kletterfertigkeit. Pichl bezwang den leicht überhängenden Niz in der Nordostwand, der unmittelbar zum Gipfel leitet.

Nach der Jahrhundertwende wurde die Erstbesteigung der Südwand der Marmolata, die unnahbar und mauergleich 600 m hoch dem Umbrettatal entragt, in den Vordergrund gerückt. Lange trotzte die Dolomitenkönigin allen Versuchen, bei denen seltsamerweise zu weit nördlich in die Wand eingestiegen wurde, wo natürlich allem noch so hohen Können der damaligen Zeit an den Überhängen knapp unter der ersten Terrasse eine Grenze gesetzt war. So erging es auch den Führern Zagonel und Zettega, die im August 1901 mit einer Engländerin die Wand zu erklimmen versuchten. Um aber einen höheren Führerlohn von der Engländerin zu erhalten, gestand Zagonel erst, als sie wieder am Wandfuß standen, daß er eine sichere Möglichkeit zu wissen glaube, um diese Wand bezwingen zu können. Da Niz Thomason als echte Engländerin sehr gern diese Wand als Neutur mit nach Hause bringen wollte, willigte sie eifrig ein, auch die zweite Möglichkeit zu versuchen. Noch am gleichen Tage nach 11stündigem Ringen mit den unbekanntem Felsen der gewaltigen Marmolatawand standen die erstklassigen Bergführer mit ihrem ehrgeizigen Schülbling auf dem schneeigen Gipfel. Die Schlüsselstelle dieser wahrhaft großzügigen Felsfahrt ist ein ziemlich glatter Überhang, der die 150 m hohe Kaminreihe, die zur ersten Terrasse emporleitet, in etwa 80 m Höhe sperrt. Die Brüder Leuchs, die die zweite Begehung dieser gewaltigen Wand durchführten, verbesserten den Weg, indem sie von der zweiten Terrasse unmittelbar zum Gipfel stiegen und damit die Schleife der Italiener nach rechts über den Ostgrat vermeiden konnten. Für die damalige Zeit war diese ganz große Bergfahrt eine fast unübertreffliche Meisterleistung.

Über dem wiesenumrahmten Falzaregopaf thronte stolz und frei, gestützt von massig gespaltene Felspfeilern, die noch unbezwungene Südwand der Tofana di Rocas. Hier waren es die hervorragenden Dolomitenführer Dimai und Gefährten, die der stolzen Tofanawand einen kühn angelegten Weg aufzwangen. Der Weg ist nicht unmittelbar, denn Dimai wich im Amphitheater der gelben, furchtbar steilen Schlußwand aus und erreichte in selten schöner Querung an gelber, senkrechter Felsmauer den Südwestgrat und über diesen den Gipfel. Die Schlüsselstelle dieser neuen Fahrt bildet der 50 m lange, sehr schwierig zu meistern Quergang zum Südwestgrat, dessen Beginn sehr schwer zu finden ist. Die Erstkletterung der brüchigen, gelben Schlußwand blieb unserer Neu-land suchenden Jugend vorbehalten. Mit dieser Fahrt hat Dimai eine der schönsten und genussreichsten Kletterfahrten in den Dolomiten ausgeführt.

Ein neues Jahr war ins Land gezogen, als der Alpenmaler Gustav Zahn und sein Freund Laubheimer mit einem unglaublich kühnen Vorhaben der Bergwelt des Gosaufammes nahen. Der altehrwürdigen Großen Bischofsmütze wollten sie vermessen von Süden aufs runde Haupt klettern. Ein wahrhaft kühner Plan, mit dem sie der Zeit von 1903 weit vorauseilten. Sie erzwangen wohl den Weg, aber nur mit Einsatz all ihres hohen Könnens, und bezeichneten diese Fahrt selbst als an der Grenze des Menschenmöglichen.

Erst 1909 wurde die Bischofsmütze durch die unmittelbare Erstkletterung der Südwand des Hohen Dachsteins, die als unbezwingbar galt, überkrumpft und in den Hintergrund gedrängt. Die Bergführer Georg und Franz Steiner erstiegen die Südwand fast in der Gipfelsfallinie und benötigten dafür nur 6 Stunden Kletterzeit, eine ganz unfassbar hochstehende Leistung für damals, aber auch für heute. Fünf Versuche von unten und oben hatten den beiden die Wand zur Genüge vertraut gemacht, ehe sie die bedeutende Schlüsselstelle dieser großartigen Felsfahrt, das heutige Steinerband, die einzige Möglichkeit, den mittleren Wandteil zu queren, wagten. Mögen wir auch noch so lächeln über den Einfall der beiden Brüder, einander bei der äußerst schwierigen Unterbrechungsstelle mit einer Holzstange zur Wand zu drücken, so können

wir trotz allen Fortschrittes der Klettertechnik jener großartig kühnen Tat die Bewunderung nicht versagen. Bei einer weiteren Begehung, welche ein Salzburger Alleingänger wenige Zeit später ausführte, kletterte er in Unkenntnis des Weges gar nicht bis zum Steinerband empor, sondern querte etwa 40 m tiefer nach rechts und hatte das Glück, auf leichtere Art als die Erstbegeber die Kaminreihe rechts des Pfeilers zu erreichen. Dieses untere Band, das ebenfalls eine Unterbrechungsstelle aufweist, die aber wesentlich leichter ist als das Steinerband, wurde nach diesem kühnen Salzburger Sohn „Salzburgerband“ genannt und bildet heute die allgemein begangene Route des Steinerweges.

Das Gerede um diese Fahrt war kaum verstummt, als abermals die alpine Welt aufhorchte. Die für unbezwingbar gehaltene Nordwestkante des Großen Ödsteins war einer verfeinerten Kletterkunst zum Opfer gefallen. Dem berühmten Bergführer Angelo Dibona aus Cortina mit seinem Freunde Rizzi und den Brüdern Mayer war die Tat gelungen. Die Schlüsselstelle der Kante, ein doppelter Überhang und eine glatte, von einem Überhang abgeschlossene Verschneidung waren nur mit Entfaltung des ganzen Könnens erklettert worden. Als Paul Preuß, einer der besten Felsgeher der Vorkriegszeit die Kante zum zweitenmal erstieg, umging er nach dem doppelten Überhang die schwerste Seillänge in der unheimlich glatten, auch von Dibona vergeblich versuchten kleingriffigen Wand zur Linken und schuf damit die berühmte Preußquerung an der Ödsteinkante. Dieser Weg vermittelt übrigens den viel natürlicheren Durchstieg als die Schlußverschneidung der Erstbegeber. „Die Ödsteinkante ist die weitaus schwierigste Klettertur in den Alpen“ sagte Dibona, und was ein Dibona zu jener Zeit sagte, das galt. Die Bergsteigerziele hatten nun schon einen Höhepunkt erreicht, der kaum mehr zu überbieten schien. So glaubte man wenigstens 1910.

War es ein Zufall oder war es Bestimmung, daß zwei Jahre später ein schwächlicher Jüngling von seinen Eltern, die in Ellmau die Ferien verbrachten, auf die Alm des Wilden Kaisers geschickt wurde. Der Zweck war, Erholung des Körpers in rauher Gebirgsluft. Hans Dülfer war der zarte, kraftlose Jüngling, der die sonnigen Tage mit Wanderungen im Gebiete der Steinernen Rinne verbrachte. Mag er einen Kletterer bei seiner Tätigkeit gesehen haben oder wer weiß, was sonst ihn bewog, Hand an die Felsen zu legen, kurz: er bezwang mit Hilfe der von Fiechtl erfundenen Mauerhaken die schwierigsten Wände im Wilden Kaiser. Von Natur aus begabt, wurde er bald vertraut mit allerschwierigstem Fels, und im Jahre 1912 wagte er sich bereits an das vielversuchte Problem der Fleischbant-Ostwand heran. Da die Fleischbant-Ostwand die üble Eigenschaft besitzt, an manchen Stellen griff- und trittlos zu sein, erfand Dülfer den Seilquergang, den er mittels eines zweiten Seiles und Mauerhaken durchführte. Unmögliches wurde auf einmal möglich, und Dülfer, der zum größten aller Kletterer herangereift war, leistete Übermenschliches. Er war es, der Wände erkletterte, wo selbst das Auge keinen Halt fand.

Nach dem berühmten Spiraltz in der Schlüsselstelle in der Fleischbant-Ostwand angelangt, kamen glatte Platten, die frei unmöglich erklettert werden konnten. Dülfer schlug einen Haken, hängte das Sicherungsseil ein, und mit dem zweiten Seil machte er mittels Abseilzuges den Quergang nach links in leichteres Gelände. Lustig und kühn war der Quergang. Dülfers Kunst, die Schwierigkeiten zu meistern, sollte der Luftstakt zu einem Siegeszug sein, wie die Geschichte des Bergsteigens bis dahin keinen zweiten gekannt hatte. Dieser Weg fand ungeheuren Anklang bei der Jugend, und in den Nachkriegsjahren wurde er die beliebteste Fahrt im Wilden Kaiser. Hans Dülfer fand zu jener Zeit in Paul Preuß einen erbitterten, aber ehrlichen Gegner seiner Klettermethoden. Dülfer verschmähte es nicht, wenn es die Lage erforderte, mit allen Mitteln Wände zu meistern. Paul Preuß hingegen vertrat die Ansicht, daß jeder wahre Bergsteiger fähig sein müsse, jede erklimmte Wand auch wieder frei hinunterzuklettern.

Preuß war eben restloser Idealist, und sein ungewöhnlich hohes Können befähigte ihn, schwierigste Klettereien sicher zu bewältigen.

Schon im Jahre 1911 stand Preuß mit seinem Freund Paul Kelly vor der kleinsten Rinne in den Dolomiten. Diesem letzten, noch unersteigerten Turm wollte Preuß seinen Fuß aufs Haupt setzen. Mäßige Schwierigkeiten brachten den kühnen Kletterer zu einer steilen Wandstufe, der Schlüsselstelle des Weges. Diese 8 m hohe Wand sperrt den Zugang zu jenem weit überhängenden Ramin, der die ganze Bergflanke bis zum Gipfel spaltet und den sehr schwierigen Weiterweg vermittelt. Preuß erkletterte ohne Sicherung diese wirklich äußerst schwierige Wandstelle, und nach herrlichem Fetsgange betrat er, Stunden später, mit seinem Gefährten den Gipfel.

Im Jahre 1913 war Fiechtl, ein Bergführer aus Leidenschaft, verlangend vor der jungfräulichen Nordostwand des Feldkopfes gestanden. Jeder, der den Feldkopf aus dem Floitengrund gesehen hat, kann leicht verstehen, daß Fiechtl alles daransetzte, um auch dieser Wand den Ruf der Unbezwingbarkeit zu rauben. Am 19. August schritt er zur Tat. Ausgerüstet mit Doppelseil und Mauerhaken, kämpften sich die Freunde durch äußerst schwierige Risse empor zur eigentlichen Schlüsselstelle der Wand, einer 12 m hohen Wandstufe, die frei nicht erklettert werden konnte. Fiechtl löste dieses gewaltige Problem, indem er das Seil über einen vorstehenden Block warf und mit Pendelquerung leichteres Gelände erreichte. So verrufen war die Tur, daß es 19 Jahre dauerte, bis Mchenbrenner die zweite und 23 Jahre, bis Josef Brunhuber und ich die vierte Begehung durchführten, wobei wir den berückichtigten Pendelquergang verhältnismäßig leicht umgehen konnten. Von dieser Fahrt sagt Fiechtl selbst, daß die Fleischbank-Ostwand bei weitem nicht so schwer sei wie diese.

Eine kurze Zeitspanne nur trennte Fiechtl von der Erkletterung des Feldkopfes aus der Floite und der Durchsteigung der Schlüsselkarzspitze-Südwand, die er mit seinem ausgezeichneten Gefährten Otto Herzog ausführte. Auch hier war die schwerste Stelle ein Pendelquergang, der über einer äußerst schwierigen Wand ansetzte. Da war es Herzog, dem das Hauptverdienst an dieser Ersteigung zufiel, da er fast alle Schwierigkeiten führte. Mit dieser Tur glaubte man abermals das Schwierigste im Fels geleistet zu haben, was aber wieder ein Irrtum war, denn noch im selben Jahre übertraf sich Hans Dülfer selbst und alles Dagewesene mit der Ersteigung der unmittelbaren Totenkirchl-Westwand. Er warf alles Fachsimpeln und Wissen über die Leistungsfähigkeit der Menschen mit dieser Tur über den Haufen. Es war die unmittelbare Totenkirchl-Westwand, die für die damalige Zeit das schönste und größte Kaiserproblem darstellte. Nachdem sie in dieser Wand etwa 200 m hoch geklettert waren, hemmten glatte Felsen für kurze Zeit Dülfers stürmischen Aufwärtsdrang. Mittels Seilmanövers bewältigte er den ersten Quergang nach rechts, von wo sie in flotter Kletterei zur fragwürdigsten Stelle der Wand, einer Risreihe, die überhängend in glatter Wand ein Ende fand, gelangten. Der Weiterweg nach oben war verwehrt. Doch Dülfer wagte den unmöglich scheinenden Quergang nach links, um dort eine nach oben führende Risreihe erreichen zu können. Meter um Meter schob er sich an glatter Wand hinaus. Die Mauerhaken, die bisher nur zu Sicherungszwecken benutzt worden waren, mußten auf dieser Quering manchen Griff ersetzen. Den Oberkörper weit nach unten gebeugt, schlich Dülfer, der Meister im Fels, hinüber zur berühmten Nase, dem eigenartigen Merkmal in dieser Wand. Angewiß war der Weiterweg. Doch das schwierigste und fragwürdigste Stück der luftigen Seilfahrt war hinter ihm, und beide durften hoffen durchzukommen. Mit äußersten Schwierigkeiten mußten sie noch immer rechnen, doch das Geleistete erfüllte sie voll Zuversicht und Freude. Stunden später schüttelten sich zwei restlos glückliche Freunde die Hand und erlebten eine erhabenen schöne Gipfelftunde.

II. Teil

Raum war der Krieg zu Ende, die ersten schlechtesten Monate der größten Not überwunden, als auch schon die alten Kämpen, so weit sie das Völkerringen nicht dahingerafft hatte, wieder in die Berge zogen. Es setzte eine Wanderbewegung ein, die sich ins Riesenhafte, Ungeahnte steigerte und die die breiten Massen in die Berge führte. Eine neue Jugend kam, hörte und lernte von den alten und begann neue Wege zu gehen, wollte Neues schaffen, Schwierigeres leisten. Wege am Berg wurden verlußt, an die man wenige Jahre vorher kaum gedacht hatte.

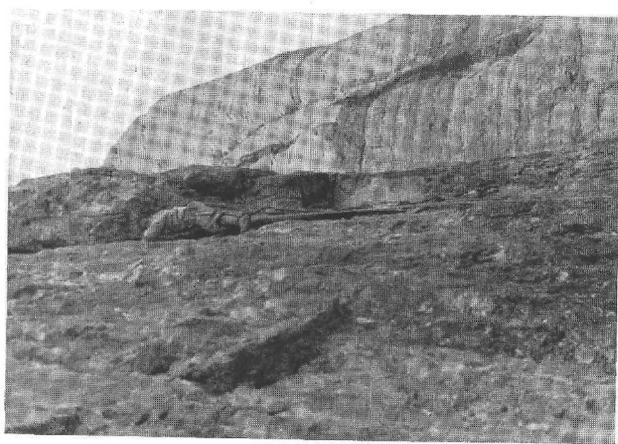
Schüle und Diem, zwei sächsische Sandsteinkletterer, lösten im Jahre 1921 das Problem Predigstuhl-Nordgipfel-Westwand. Als ich die Felsfahrt vergangenen Sommer wiederholte, mußte ich die Männer restlos bewundern, denen der Aufstieg vor 15 Jahren gelungen war. Eine 25 m hohe Verschneidung und darüber ein 15 m langer, äußerst schwieriger Quergang sind die Schlüsselstellen dieser Fahrt. Wir hatten das Pech, in der Verschneidung, wo gewöhnlich 9 Mauerhaken stecken, nur zwei vorzufinden, und ich mußte mein ganzes Können und all meine Geschicklichkeit anwenden, um diese Stelle bewältigen zu können. Am so schöner entpuppte sich der Quergang, der, äußerst schwierig und kühn, als beste neue Schule zu bezeichnen ist. Bei dieser Fahrt ist man auf einer Stufe angelangt, wo der Mauerhaken zum erstenmal als Kletterbehelf Anwendung gefunden hat, denn zwei Seile und 9 Mauerhaken für 25 m zu verwenden, das entspricht selbst heute den modernsten Anforderungen im Fels.

Eine etwas leichtere Tur ist die Pelmo-Nordwand. Simon und Koffi erstiegen diese 800 m hohe unheimlich düstere Dolomitenmauer, welche bei weitem nicht jene Kletterfertigkeit erfordert, wie all die anderen großen Wände. Ausdauer und guter Wegsinn sind die beiden Hauptanforderungen, die für diese Wand unbedingt vonnöten sind. Die Schwierigkeiten bestehen meist darin, von einem Bande günstig auf das nächst höhere zu kommen. Eine kleine Abweichung nur, und die größten Schwierigkeiten können Zeit und auch Erfolg rauben. Im August 1935 war es mir beschieden, mit Karl Neumann und einem Innsbruder die Tur zu erleben. Ich kann mich eigentlich gar nicht erinnern, wo die Schlüsselstelle der Pelmo-Nordwand ist. Viel Neuschnee, der in der Nacht des Freilagers in der Wand gefallen war, ließ uns am nächsten Morgen die Schwierigkeiten größer erscheinen als sie in Wirklichkeit waren. Doch mehr als zwei Mauerhaken waren für keine der Seillängen erforderlich.

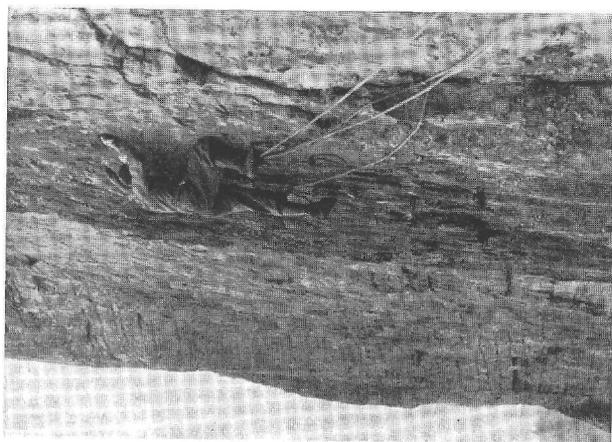
Wesentlich anders ist die Kockuppentante im Ennstal, die so richtig die erste neuzeitliche Kletterfahrt im Gefäße darstellt, und von Sitzt und Hinterberger erstmalig erklettert wurde. Es erregte ungeheures Aufsehen als die Kunde von der Erstersteigung im Jahre 1925 bekannt wurde. Hauptsächlich der Seilquergang wurde besprochen. Als es aber Hein und Schreiner anlässlich der vierten Begehung gelang, diesen Quergang durch einen geraden Rißanstieg nach oben unnötig zu machen, wollte das Raunen um diese Schlüsselstelle kein Ende nehmen. Ich erkletterte die Kockuppentante in den letzten Jahren sieben- bis achtmal, und sie wurde mir eine der liebsten Felsfahrten im Gebiete der Haindlkarhütte. Als wirkliche Schlüsselstelle habe ich nicht den Heinrich oder den Quergang in Erinnerung, sondern die Wandstelle unterhalb. Selbst voriges Jahr, als ich mit Elfride Körner, Richard Reinagl und Bertl Rudorfer die erste Winterbegehung durchführte, fürchtete ich mich nicht vor dem Heinrich oder dem Quergang, sondern richtete mein besonderes Augenmerk auf die Wandstelle. Es ist dies eine 8 m hohe senkrechte Wand, an der die Griffe klein sind und weit auseinander liegen. Durch die reichliche Anstrengung, welche die Erkletterung dieser Wand erfordert, kommen die meisten Bergsteiger ermüdet zum Heinrich, dessen Bezwingung ihnen dadurch weit schwieriger vorkommt, als er in Wirklichkeit ist. Bei unserer Winterbegehung trafen wir Eis und Schnee an. Wir waren mit Schiern zum Einstieg gefahren. Die



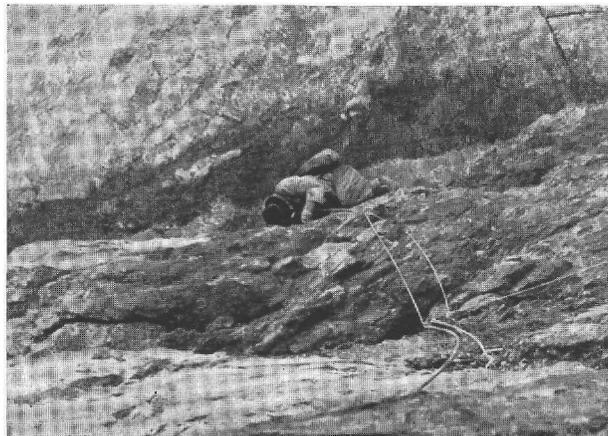
Westliche Rinne, Nordwand. Am Quertgang



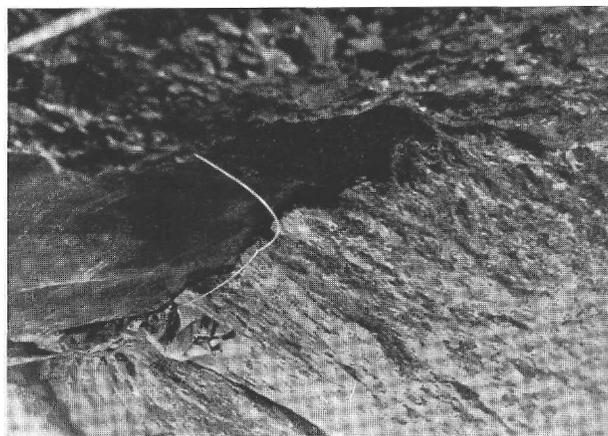
Große Rinne, Nordwand (Gelber Kif)



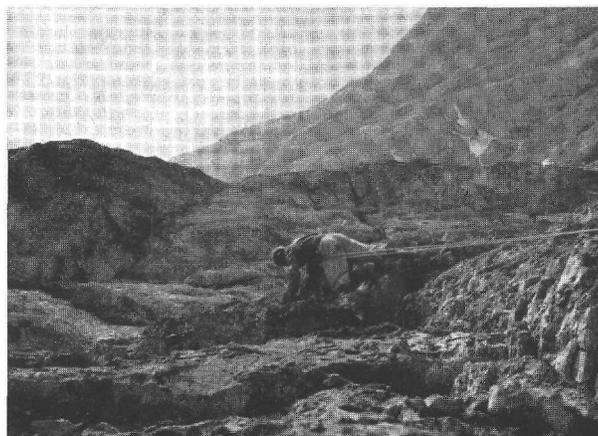
Große Rinne, Nordwand
Beginn der Schwierigkeiten 6. Grades



Sibetta, Nordwestwand (Sollederweg)
Pfeilerquergang



Sibetta, Nordwestwand (Sollederweg)
Kisttraverse



Sibetta, Nordwestwand (Somichweg)
Zum ersten Dachstuhlhang

wärmenden Sonnenstrahlen, die mein Tun umkosten, waren mir dann behilflich, die Schwierigkeiten leicht und sicher bewältigen zu können. Die Finger waren durch das Eis und den vielen Schnee im unteren Teil der Wand gefühllos geworden. Nun strömte wieder Kraft durch sie und ließ auch die kleinsten Griffe wieder fühlbar werden. Allerdings war ein Freilager im oberen Teil der Wand nötig. Doch zählt diese Nacht zu meinem schönsten Erleben am Berg.

Einige Monate später erkletterte ich zum 2ten Male die Fleischbant-Südostwand im Kaisergebirge. Ein schöner Tag war es, als wir, Richard Reinagl und ich, auf Rossis und Wiesners Weg zur Höhe klangen. Diese Tur wurde im Jahre 1925 zum ersten Male begangen und zählt heute noch zu den schwierigsten Fahrten im Kaiser. Vor Jahren waren die Begehungen selten und wurden nur von besten Münchner und Innsbrucker Bergsteigern ausgeführt. Heute ist sie trotz der Schwierigkeit eine Modetur geworden, an der alle Jungen Zeugnis ablegen, ob sie schwereren Fahrten gewachsen sind. Es gibt dort Kletterstellen, die wunderschön sind. Den bekannten Quergang macht man an rauher Steilplatte, an der man sich an winzigen Haltepunkten nach links schiebt zu einem guten Stand. Dann kommt eine böse Wandstelle zum wüsten Rossüberhang, der einstens von Leo Maduschka „Paternosteraufzug“ genannt wurde. Dieser Überhang ist eigentlich die große Schlüsselstelle dieser Wand und frei nicht zu erklimmen. Zwei Seile benützend, turnt man etwa 10 Meter empor, immer das schöne Sprüchel sagend: Dünn Zug, Dich nachlassen! Dann kommt zur Abwechslung: Dick Zug und Dünn nachlassen! Auf diese Art gewinnt man rasch an Höhe, solange Haken vorhanden sind und man richtig den Schnappring eingehängt hat. Doch das Schwierigste von allem ist das Hinausklettern zum Stand, das durch die vielen Karabiner, durch welche die Seile laufen, unheimlich erschwert wird. Die Risse im oberen Teil der Wand, die zu meinen Lieblingskletterstellen gehören, wurden mir damals infolge Krankheit verhaßt und unangenehm.

Nun kommen wir wieder in jenes Gebiet, das dem Auge und dem Sinn des Kletterers das Schönste dünkt: In die Dolomiten. Über Serten streben wir dem Fischleintal zu, aus dessen innerstem Winkel sich steil und wildgestaltet der Riesenbau des Eisferkofels erhebt. Den mächtigen Nordpfeiler wollen wir erklimmen, diesen herrlichen Weg der Jugend, erstmals von Hans Steger und Paula Wiesinger im Jahre 1928 begangen. Ich war schon begierig auf die berühmte Schlüsselstelle dieser Wand, einem schrägen Riß von selten anzutreffender kurzer Seilfrei stürmten wir auf kühnstem Felsenpfade nach oben, und nach verhältnismäßig kurzer Zeit standen wir unter dem Riß. Dieser Riß ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Schlüsselstelle. Die unheimlich glatte Mauer ist an keiner anderen Stelle zu bezwingen. Ein rostiger Mauerhaken, der verdächtig wackelt, ist der einzige Sicherungsbehelf bei 20 m hohem Klettern. Langsam stieg ich höher. Sehr vorsichtig, da das Gestein naß und schlüpfrig war. Nach einigen Metern mußte ich den Körper, der im Riß verkeilt war, hinausgleiten lassen auf einen Tritt, der weit links die Möglichkeit bot, weiterzukommen. Nur an den Händen hing ich dort sekundenlang über bodenloser Tiefe. Und ich kann sagen, es war eine der schwierigsten und schönsten Kletterstellen, die ich kenne.

Wolken ziehen in heißer Mittagsluft über Berge und Täler. Schweben weiten Fernen zu, wo auch andere Berge stehen. Wir wollen mit ihnen dorthin ziehen, wo ein schattendunkler Pfeiler drohend gegen den Himmel ragt. Der heimatlische Gofergaben war es, in dessen steiler Sohle wir in abendlicher Rühle der schirmenden Hütte zustrebten. Da war es Franz Dangel aus Wr.-Neustadt, mit dem ich in Gedanken versunken zur Gofershütte schritt. Tage vorher waren wir noch vom Gipfel des Montblanc, den wir mit Schiern erreicht hatten, in stäubendem Pulverschnee nach Chamonix abgefahren, und nun schritten wir über ausgetrocknete Rare und grüne Matten einem neuen Ziele zu. Der Reichenstein mit seinem stolzen Nordpfeiler, der von Hubert

Peterla und Fritz Proßsch im Jahre 1921 erklettert wurde, lockte uns mit unwiderstehlicher Macht. Die Schlüsselstelle dieser Wand ist eine Querung aus einem Ramin zur Pfeilerkante. Versäumt man diese einzige leichte Möglichkeit, den Pfeiler zu erreichen, dann gerät man in schwerstes Gelände, das zu überwinden ein Übermaß an Können erfordern würde. Franzl führte den Quergang, der mit Haken gut vorbereitet ist. Un steiler, doch gut griffiger Wand schiebt sich der Freund nach rechts zu kleinem Stand. Die Pfeilerkante, welche von einem feinen Riß durchzogen wird, durfte ich führen, und beide bedauerten wir, daß diese schöne Tur so kurz war, denn nach vier Stunden genutzreichster Kletterei in gut griffigem Fels saßen wir am Gipfel und ließen unsere Blicke in weite, liebe Fernen schweifen.

Wieder standen wir dann inmitten der schönen, neuschneebedeckten Bergwelt des Rosengartens. Dort war es die von Hans Steger und Paula Wiesinger erstmalig erkletterte unmittelbare Rosengartenostwand, der wir einen Besuch abstatten wollten. Die Schlüsselstelle dieser so großartigen Felsfahrt bildet die Unterbrechungsstelle der vom Einstieg bis zum Gipfel ziehenden Risse, die in der Mitte überhängend abbrechen. Die Umgehung dieser Wandstelle und das Erreichen des weiter oben ansehenden Ramines bilden die Schwierigkeiten. Über unheimlich schwere Risse, die zum größten Teile frei kletterbar sind, erreichten wir die Ausweichstelle. Ich kletterte einige Meter nach links über eine senkrechte Wandstelle, erreichte einen kleinen Schutzplatz und querte in einer Schleife nach rechts zum Beginn des nach unten abbrechenden Ramines zurück. Der Ramin wird nach einigen Metern zum Riß und leitet ungefähr 20 m hinauf zu einem guten Stand. 6 Haken waren auf dieser Seillänge, die ziemlich schwer und anstrengend zu bewältigen war. Doch dann folgten leichtere Risse und Ramine, die uns lachend und scherzend dem Gipfel zueilen ließen.

Im Gesäule zwischen Hochtor-Nordwand und der Kofluppentante findet die Wildheit der Mauern, die das Haindlkar umrahmen, wohl den höchsten Ausdruck in der Dachl-Nordwand. Glatt und gelb sinkt die Wand zur Tiefe. So abschreckend steil, daß man es kaum glauben kann, dort empordringen zu können. Viele Versuche sah die Wand bis zum Jahre 1931, wo es endlich Schintlmeister, Rößner und Moldan gelang, dem Berg einen Weg abzutragen. Doch das Hauptverdienst an dieser Erstbesteigung ist nach wie vor Hugo Fidert und Robert Kerschbaum zuzuschreiben, die bei einem der vielen Versuche bis 40 m unter das Ringband kamen. Von dort wurden sie unter dramatischen Umständen, es waren ihnen die Haken und Karabiner entfallen, herausgeholt. Dieser höchst erreichte Punkt wurde Fidererkanzel genannt. Als ich im Jahre 1933 mit meinem Freund Rudorfer aus Admont die Dachl-Nordwand wiederholte, erregte eine Erstkletterung derselben noch ungeheures Aufsehen. Wir warteten lange auf der Haindlkarhütte auf schönes Wetter. In äußerst anregender und schwieriger Kletterei erreichten wir den Stand unter dem großen Quergang, wo die Karten der Ersteiger verstaubt sind. Der folgende 15 m lange Quergang mit anschließender Hafengalerie, benannt nach den vielen Haken, die dort stecken, ist eine der Schlüsselstellen dieser Wand. Hugo Fidert hat hier Übermenschliches geleistet. Stundenlang hing er fast waagrecht im Seil, bis es ihm gelang, einen Haken so zu schlagen, wie er ihn brauchte, um die Stelle meistern zu können. Alle Nachfolger, selbst die Estersteiger, die dieses Wandstück vorbereitet vorfanden, brauchten bei weitem nicht dieselben Schwierigkeiten zu überwinden als Fidert und Kerschbaum bei ihrem Versuch. Unheimlich glatt ist diese Stelle und sehr kleingriffig. Als wir das Quergangseil abgezogen hatten, war uns der Rückweg abgeschnitten. Nach zwei beachtenswerten Seillängen betraten wir die Fidererkanzel, den höchsten Punkt, den Fidert und Kerschbaum erreicht hatten. Lange saßen wir dort in Gedanken versunken, bis uns der 40 m hohe Riß, der zum Ringband hinaufleitete, in die Wirklichkeit zurückrief. Eine Seilschaft vor uns hatte durch Sturz 6 Haken herausgerissen, und da einer von ihnen verletzt worden war, mußten sie umkehren. Diese

6 Haken fehlten uns, und als Bertl die Stelle zu wild anpackte, flog er im Bogen einige Meter zur Tiefe. Jahre sind vergangen, doch die Szene, die sich dort oben abgepielt hatte, bleibt ewig in meiner Erinnerung. Ich sah den Freund stürzen, sah das verbrauchte Gesicht, das er dabei machte, und wie er versuchte, während des Sturzes ein halbmeterlanges Brett, das oben im Riß verkeilt war und mit dem er heruntergeflogen war, wieder einfangen wollte. Mit „Ho Rud“ geht Bertl wieder zum letzten Haken, von dem er dann ohne Sturz das Ringband erreichte. Damit war die entscheidende Stelle der Dachl-Nordwand überwunden, und Stunden später reichten wir uns am Gipfel freudetrunken die Hände.

Zwei Jahre später eilte ich mit Josef Brunhuber in den Dolomiten von Berg zu Berg. Als nächstes Ziel hatten wir die Civetta-Nordwestwand, die höchste und schwierigste Wand in den Dolomiten, vor Augen. Diese 1200 m hohe, senkrechte Wand erkletterten Solleder und Lettenbauer im Jahre 1925 zum ersten Male, und sie eröffneten mit dieser Fahrt, die seit langem Wunsch und Wollen vieler Seilschaften war, einen der großartigsten Dolomitenwege. Kletterstellen wie die Schlüsselstelle dieser Wand, die berühmte Rißtraverse, galten lange Zeit als das Eindrucksvollste und Schwerste im Fels.

Wir wollten das Neueste und Nachschwierigere kennenlernen: den Diritiffimaweg, den Comici und Benedetti im Jahre 1931 durch diese Wand gelegt hatten. Am Höhepunkt ihres Könnens stehend, glaubten die beiden, den deutschen Weg durch diese unheimlich glatte Mauer verbessern zu können und legten nach Überwindung äußerster Schwierigkeiten 200 m weiter links einen italienischen Durchstieg durch diese Wand. Die Tur hatte noch keine Wiederholung erfahren, als Brunhuber und ich zum Einstieg schritten. Eine Beiwacht in dieser unheimlich hohen Wand war unbedingt vonnöten, und so einigten wir uns, am späten Nachmittag einzusteigen. Eine schöne, genutzreiche Kletterei brachte uns ungefähr 400 m hoch, wo die Wand sich unheimlich aufbäumte. Die Schwierigkeiten drängten von selbst nach rechts. Wir erreichten, vom abendlichen Rot der untergehenden Sonne überflutet, die erste Schlüsselstelle, den großen Dachüberhang. Gute Griffe und vorhandene Mauerhaken machten ihn gutmütiger, als er aussah. Doch dann folgte eine 25 m hohe, äußerst schwierige Verschneidung, aufgepusht durch zwei weit ausladende Überhänge, die wir in weit vorgeschrittener Dämmerung bewältigten und die das Äußerste an Können von uns verlangten. Unvermittelt fanden wir dann zwischen all den Schwierigkeiten und überhängenden Wandpartien einen idealen Bivakplatz. Am frühen Morgen mußten wir noch eine 60 m hohe Rißreihe bewältigen, die uns den Durchstieg durch den mittleren überhängenden Wandgürtel in weniger steilen Fels vermittelte. Unheimlich lang ist jene Wand, und wir erreichten erst spät abends den Gipfel der Civetta. Eine erhabene schöne Gipfelfstunde ließ uns die Entbehrungen der letzten Stunden vergessen. Mit leuchtenden Augen blickten wir hinüber zu der vom Abendrot überstrahlten Dolomitenkönigin Marmolata. Sie war unser nächstes Ziel.

Und wirklich, zwei Tage später standen wir gerüstet zum schwierigsten Kampf der Alpen, am Fuße der Marmolata. Wir wollten den von Micheluzzi und Perathoner erstmalig im Jahre 1932 erkletterten Südpfeiler wiederholen. Dieser heißumstrittene Weg scheiterte jahrelang an einer bestimmten Stelle in zwei Drittel Höhe der Wand, wo ein Klemmblock von unerhörtem Ausmaß den Weiterweg in der laminähnlichen Gipfelschlucht zum Ausstieg verwehrt. Die Schwierigkeit, diesen Klemmblock zu überwinden, liegt darin, daß die einzige Möglichkeit ein kleines Loch ist, durch das ständig Eiswasser herunterläuft oder das in kalten Jahreszeiten gänzlich vereist ist. Wir trafen dort Wasser an. Wasser, das lustig die Felsen herunterplätscherte und alles naß und schlüpfrig machte. Das Loch war so groß wie die Faust eines Mannes und ich mußte dasselbe von Schotter und Steinen so erweitern, daß ich durchschlüpfen konnte. Das alles mußte

ich unter dem Wasserstrahl ausführen, der sich brausebadartig über mich ergoß. Doch dann kam erst das Schwierigste von allem, das Durchschlüpfen durch dieses von mir erweiterte Loch. Verzweifelt wand ich mich durch. Doch immer wieder fand sich ein Saßen, der mein Vordringen hemmte. Das Wasser verstopfte mir Mund und Ohren, und nach ganz fürchterlichen Minuten, die ich zur Bewältigung dieser Stelle brauchte, stand ich vollkommen erschöpft und geschüttelt vor Kälte auf dem Klemmblock. Auf diesem Klemmblock stand ich lange Zeit und war unfähig, auch nur die geringste Bewegung auszuführen. All meine Energie mußte ich anwenden, um meinen Körper wieder unter meinen Willen zu zwingen. Meinem Gefährten warf ich dann das Seil von außen über den Block hinunter, machte ihm Trittschlingen hinein, um ihm auf diese Art das Durchschlüpfen durch das Wasserloch zu ersparen. Über weitausladende, mit dickem Wassereis überzogene Kamine erreichten wir den Gipfel der Marmolata und waren zum ersten Male im Leben von den überwundenen Kletterstellen und Strapazen abgelaßt. Nebel und kalter Wind ließ uns fröstelnd zusammenschauern und trieb uns ins Tal zu warmem Tee und trockener Kleidung.

Eine für uns ebenfalls sehr kalte Angelegenheit war die von den Brüdern Schranzhofser erstmalig erkletterte Nordwand des Zwölfers, in den Sertner Bergen. Sepp und ich folgten ihren Spuren nach einer Schlechtwetterspanne im Jahre 1934 bei minus 5 Grad. Glücklicherweise sind die Schwierigkeiten auf dieser Tur auf zwei Seillängen zusammengedrängt. Diese zwei Seillängen bilden gleichzeitig die Schlüsselstelle dieser Wand. Ein 30 m langer Quergang, steil aber gut griffig, brachte uns zur Schlusswand, und über diese erreichten wir, unterstützt von einigen Mauerhaken, mit kalten Fingern, was die Schwierigkeiten noch größer erscheinen ließ, den Gipfel.

Nun kommen wir zu einer meiner schönsten Bergfahrten, die mir reiches Erleben schenkte, dem Gosauer Däumling. Sepp Lichtenecker und Lois Macherhammer erkletterten die unheimlich steile, wie aus einem Guß geformte Plattenfäule über deren Ostflanke. Lange wurde das Wollen in mir von den Unbildern der Witterung in den Hintergrund gerückt. Einmal sah ich drei Wochen auf der Alm, doch den Berg meiner Sehnsucht bekam ich infolge des schlechten Wetters nie zu Gesicht. Erst im Jahre 1935 war es mir beschieden, mit meinem Freund Richard Rainagl den Traum in Wirklichkeit umzusetzen. Bei herrlichem Wetter erreichten wir in genußvollster Kletterei am Nachmittag die Schlüsselstelle, einen Ringwulst, der schon so viele abgeschlagen hat. Hier scheiterten ungefähr 20 Versuche, da man unbedingt gerade nach oben durchkommen wollte. Wir wußten des Rätsels Lösung. Eine unheimlich kühn ausgelegte Querung an glattem Fels brachte uns in wundervoller Kletterei nach rechts in leichteres Gelände. Mit Hilfe von Steigschlingen überlisteten wir dann den Ringwulst, die entscheidende Stelle dieser wahrhaft kühnen Felsfahrt. In der Dämmerung erreichten wir den Gipfel und mußten ohne Schlaffad und Mundvorrat oben die Nacht verbringen.

Matthias Ludenthaler, einer der besten Innsbruder Felsgeher, bezwang die oft versuchte Nordwand der Lalidererspitze im Karwendel. Diese schwierigste Felsfahrt im Gebiet der Falkenhütte, die erst zwei Begehungen hatte, war das Ziel von Brunhuber und mir im Sommer 1936. Über Scharnitz fuhren wir mit dem Fahrrad zum Karwendelhaus. Weiter über den Hornboden, stets das wunderschöne Bild der Lalidererwände vor den Augen; am Denkmal des Karwendelerschließers Hermann von Barth vorbei erreichten wir die Falkenhütte. Früh am Morgen verließen wir in Kletterschuhen die Hütte, um der 900 m hohen Lalidererspitze-Nordwand eine Begehung abzuwingen. Die Hauptschwierigkeit dieser Tur ist der untere Wandgürtel, der überhängend diese Felsmauer waagrecht durchzieht. Drei äußerst schwierige Seillängen in einem weitausladenden laminartigen Riß brachten uns in leichteres Gelände. Über steilen, doch gut griffigen Fels erreichten wir den zweiten Wandgürtel, von dem wir die große Querung in die Schlucht antreten mußten. 400 m mochten wir geklettert

sein, als uns die Beschreibung nach rechts zur Schlucht wies, an deren linker Wand wir emporklettern sollten. Vom Steinschlag glatt geschleuerte Felsen wiesen uns stets wieder zurück. Lange versuchten wir an den verschiedenen Stellen die Schlucht zu erreichen, was uns aber nicht gelang. Nach einigen erfolglosen Versuchen fand ich endlich den richtigen Weg in die Schlucht hinein, und von dort an blieb es uns vorbehalten, den Weiterweg selbst zu suchen. Wenn wir im unteren Teil jener Wand wohl schöne, wenn auch schwierigste Kletterstellen im festen Fels passiert hatten, so ändert sich das Bild von der Schlucht an gewaltig. Das Gestein wurde brüchig und war dadurch steinschlaggefährlich. Nach zehnstündiger Kletterei betraten wir den Gipfel der Laidlererspitze und freuten uns unfragbar, diese schwierigste und vielleicht schönste Bergfahrt im Karwendel erlebt zu haben.

Im Jahre 1933 hatte der gigantische Kampf um die Nordwand der Großen Zinne seinen Abschluß gefunden. Den Brüdern Dimai, vereint mit Comici, dem italienischen Klettergott, gelang der Durchstieg, an dem sich schon viele Seilschaften vorher die Zähne ausgebissen hatten. Stöher, Dibona, Comici selbst und Steger waren die markantesten Gestalten, die es versucht hatten. Steger war noch von allen am höchsten gekommen. Er versuchte es aber viel zu weit links in der gelben, weit überhängenden Mauer. Sein Beginnen war im voraus zum Scheitern verurteilt. Den Brüdern Dimai und Comici gelang es endlich nach dreitägigem Ringen, den Sieg über diese furchtbare Wand zu erringen.

Waren bei den vorerwähnten Turen, die als äußerst schwierig zu bezeichnen sind, Schlüsselfstellen nur auf Seillängen beschränkt, die weit schwieriger als der Durchschnittsgrad der betreffenden Tur sind, oder auf Seillängen, die die einzige Möglichkeit bieten, von einem Wandteil in den nächst höheren zu kommen, so treffen wir bei meinen nächsten zwei Turen, die ich anführe, der Großen-Zinne-Nordwand und der Schlüsselkarspitze-Südostwand, auf ganze Wandteile, die als Schlüsselfstellen zu betrachten sind.

In der Nordwand der Großen Zinne sind die Schwierigkeiten, „Sesto Grado“ benannt, 250 m hoch. Auf die einzelne Seillänge entfallen 8—10 Mauerhaken, doch zwischendurch muß man 10, ja 20 m frei klettern. Im September 1934 war es meinem Gefährten Brunhuber und mir beschieden, die Tur kennenzulernen. Zwei Münchner, mit demselben Vorhaben wie wir, waren eine Stunde früher in die Wand eingestiegen. Weiteres waren noch zwei italienische Seilschaften im oberen Teil der Wand, die einen Tag vorher diese Fahrt begonnen hatten.

Um 8 Uhr standen wir bei der ersten Seillänge, die sechsten Grades ist, wo uns die Münchner bereits erwarteten. Auf unsere Frage, was los sei, sagten sie, daß hier die Griffe aufhören und sie uns zuschauen möchten, wie wir die Stelle meisterten. Sepp steigt empor, kommt aber nach einigen Metern wieder zurück, als ich von einem Stein, den die Italiener vor uns losgemacht hatten, am Finger verletzt wurde. Der Finger sah sehr böß aus, doch versuchte ich, ob ich mit der Verletzung überhaupt klettern könne. Wohl hatte ich Schmerzen, doch es ging. Meter um Meter kämpfte ich mich höher an winzigen Haltewerten und spärlichen Tritten. In äußerst ausgefeilter Wand erreichten wir die Umkehrstelle Stegers. Nach jeder Seillänge glaubten wir in leichteres Gelände zu kommen, was sich aber als Irrtum erwies, da der Fels immer schwerer wurde. Glücklicherweise nahm die Anzahl der Haken, die im unteren Teil geringer war, zu. Einmal ging ich mit Zug einige Meter nach rechts zu einem Riß, den Sepp, da er alle Haken herausnehmen mußte, nur mehr mit Pendelquerung erreichen konnte. Spät abends erreichten wir den Aschenbrenner-Bivakplatz, wo auch wir unsere wohlverdiente Nachtruhe verbrachten. Morgens regnete es. Der Sport, den wir gesucht hatten in dieser Wand, hatte aufgehört, Sport zu sein. Es wurde ein Kampf ums Leben. Naß und hungrig erreichten wir die leichten Felsen der oberen Wandhälfte, und um die Mittagsstunde saßen wir gänzlich durchnäßt auf dem Gipfel und sahen in das wogende

Grau unserer Umgebung. Doch Freude und Stolz erfüllte uns über das Geleistete, und beim Abstieg, wo wir eine schnellere Gangart einschlagen konnten, die uns zur nötigen Körperwärme verhalf, waren unsere Gedanken schon wieder weit fort, bei neuen Zielen.

Mit der Ersteigung der Großen-Zinne-Nordwand glaubte man abermals die Grenze nach oben erreicht zu haben. Und sie war wirklich die schwierigste Felsfahrt in den Ostalpen ein ganzes Jahr lang. Doch im September 1934 gelang es der Münchner Seilschaft Peters und Harringer die Schlüsselkarspitze im Wetterstein über deren Südostwand zu erklettern. Alles bisher Dagewesene wurde mit der Ersteigung dieser Wand, die ebenfalls vorher unzählige Versuche aufzuweisen hatte, in den Hintergrund gerückt. Eine Folge von äußersten Schwierigkeiten legten um diese Mauer einen Gürtel, den nur die tüchtigsten Münchner und Innsbrucker Seilschaften überwinden konnten.

Aus verschiedenen Urteilen, die ich über die Große-Zinne-Nordwand und Schlüsselkar-Südostwand eingeholt habe, ersehe ich, daß meine Höherstellung der letzteren über die Große-Zinne-Nordwand ein Irrtum ist. Es dürften die verschiedensten unangenehmen Umstände mitgewirkt haben, diese Meinung bei mir aufkommen zu lassen. Wie: frühe Jahreszeit (Mitte Mai), wasserübertönnene Felsen, Neuschnee, das Fehlen von sonst vorhandenen Mauerhaken. Trotzdem war das Erleben in der Schlüsselkar-Südostwand viel aufpeitschender, und ich kann mich nicht recht entschließen, die Große-Zinne-Nordwand für schwieriger zu halten.

Im Frühjahr 1936 schritt ich mit Richard Rainagl von der Wangalm zum Einstieg. Am Fuße der Südwand trafen wir Adolf Göttner aus München. Wir plauderten eine Weile, und nachdem wir uns verabschiedet hatten, war es halb 11 Uhr. Der Freund rief uns noch zu, daß wir uns spüten sollten, da er als letzter Begeher dieser Wand 20 Haken herausgeschlagen hatte. Doch sorglos, wie es nur die Jugend sein kann, bummelten wir weiter, und der Tag war schon bedenklich weit vorgeschritten, als wir die zwei leichten Seillängen zur ersten gelben Verschneidung emporkletterten. Die weiteren 60 m waren von uns vor Tagen mit Haken vorbereitet worden, da uns 150 m über dem Kar ein Wetterumsturz überraschte und wir nach Stunden des Wartens bei 20 cm Neuschnee zurück mußten. Diesmal ging es flott dahin, und in halber Zeit erreichten wir die Umkehrstelle. Überhängende Risse und Wandstellen, jede einzelne eine Schlüsselstelle darstellend, erforderten unser ganzes Können und unsere ganze Ausdauer. Die von Göttner herausgezogenen Mauerhaken und die Risse der Standplätze, die Kletterschuhe glitschig machend, erhöhte die Schwierigkeiten noch um ein Beträchtliches. So erreichten wir einen 25 m hohen wasserübertönnenen Riß, der das Äußerste an Kletterfertigkeit von uns erforderte. Nach 20 m hing ich nur an den Händen ungefähr 10 m über dem letzten Haken und versuchte, mich abwechselnd mit einer Hand anhaltend, einen Haken zu schlagen. Das waren die fürchterlichsten Minuten in dieser Wand. Da ich mit den Kletterschuhen an den nassen Felsen immer wieder abrutschte und die Kraft in den Händen allmählich nachließ. Endlich, nach langen Minuten, die vielleicht die eindrucksvollsten in meinem Bergerleben waren, nahe der Sturzgrenze, mußte ich eine in mir aufsteigende Schwäche besiegen, um trotzdem einen Haken zu schlagen. Noch nie in meinem Leben, bei all den schweren Turen, die ich ausgeführt hatte, war ich einem Sturz so nahe, wie in jenem Augenblick in der Schlüsselkar-Südostwand. Ich pries den Zufall, der mich im letzten Moment das Hakenloch finden ließ und kletterte wieder weiter. Um 5 Uhr standen wir bei der schwierigsten Seillänge, einem nach unten abbrechenden Riß, dessen Anfang eine 3 Meter hohe glatte Wand bildete. Wie ich da hinaufgekommen bin, weiß ich heute nicht mehr. Der Haken, der da oben steckte, war 2 Meter von meiner Hand entfernt und schien für mich unerreichbar. Ich probierte im überhängenden Fels links davon, kam aber immer wieder zurück. Der Haken, erst 2 Meter, war dann nur mehr einen halben Meter entfernt, und zum Schluß konnte ich ihn mit dem Karabiner berühren. So blieb es lange. Mir dünkte es eine Ewigkeit, bis ich eingehängt hatte.

Raum war der Karabiner eingeschnappt, als sich der Haken verächtlich nach unten bog. Immer die Gefahr des Abstürzens vor mir, mußte ich blitzschnell einen anderen Haken schlagen, an dem ich dann angebunden den Freund nachkommen lassen konnte. Wir beratschlagten zum erstenmal wegen der Beiwacht, die zur Gewißheit geworden war. Nach Erstkletterung einer wüßt aussehenden Platte erreichten wir den Bivakplatz der Erstersteiger. Ein grasiges Band, auf dem wir bequem sitzen konnten, war der Platz, wo wir ohne Schlaffad und Bivakausrüstung eine ganze lange Nacht, geschüttelt vom Frost, den Morgen erwarteten. Drohend hing die Gipfelmächte zu unseren Häupten, und als die Sonne zaghaft im Osten auftauchte, wurde sie von uns mit Jubel begrüßt. Lange saßen wir dann noch, umkost von den wärmenden Sonnenstrahlen, bis wir wieder weiterkletterten, dem Gipfel zu. Eine wahre Feier wurde uns dieser Weg und der Abstieg über den Westgrat zur Wangscharte.

Nach der Nordwand der Großen Zinne richteten alle großen Felsmänner unserer Zeit ihre Blicke verlangend auf die noch steilere Felsmauer der Westlichen Zinne. Comicis Ausspruch nach einem Versuch: „Unmöglich“, war nur ein Ansporn für die anderen. Dimai und noch einige Klassefelsesgeher Italiens scheiterten an einem 7 m hohen Überhang. Später kamen zwei Münchner, Mendl und Hintermeier, die als Urlaubsprogramm nur die Erststeigung der Westlichen-Zinne-Nordwand vorhatten. Versuch an Versuch reihten sie aneinander, bis es endlich so weit war und sie den 7-Meter-Überhang mit Haken vorbereitet hatten, mußten sie infolge eines Wettersturzes zurück. Dieses Zurück, welches von einigen kleinen Zwischenfällen wie: Entgleiten des Rucksackes, Abseilen in der Nacht und Hängenbleiben von Seilen begleitet war, wäre bald zur Bergtragödie geworden. Mit nassen Seilen mußten die beiden dann zusehen, wie zwei Italiener, Cassim und Ratti aus Lecco, am nächsten Tage einstiegen. Ohnmächtig vor Wut sahen die Münchner, wie die Italiener an ihren mühsam geschlagenen Haken emporturnten. Außer dem obligaten Doppelseil hatten die Italiener eine 200 m lange Keepchnur, die an der Brustschlinge des Ersten befestigt war. Benötigten sie nun Mauerhaken, Bivakausrüstung oder heißen Tee, dann band der Dritte, der im Kar auf und ab ging, das Gewünschte an und versorgte so seine Kameraden, die sich auf diese Art das Schleppen eines Rucksackes ersparten. Nach dreitägigem Ringen, wobei sie zweimal in Trittschlingen bivakieren mußten, erreichten sie den Gipfel. Ein Augenzeuge schilderte mir diesen Moment, als sie halb irrfinnig von den überwundenen Strapazen und vollkommen erschöpft den Gipfel betraten. Ebenso erging es den beiden Münchnern, welchen kurze Zeit später die zweite, und einer italienischen Seilschaft, der die dritte Begehung glückte.

Ich selbst saß auf der Sinnenhütte und mußte mangels eines Gefährten die Fahrt auf einen späteren Zeitpunkt verschieben.

Endlich am 13. August waren wir, Richard Reinagl und ich, gerüstet für den schwierigsten Kampf in den Dolomiten. Kurz nach 4 Uhr brachen wir von der Umbertohütte auf. In stockdunkler Nacht stolperten wir weglos über Gräben und Schuttströme dem Einstieg zu und waren bereits müde, als wir bei der jäh aufstrebenden Nordwand der Westlichen Zinne anlangten.

Strahlend blauer Himmel wölbte sich über unseren Köpfen, als wir nach längerer Rast mit dem gewohnten „An gehts“ in die Felsen einstiegen. Die ersten drei Seilängen waren normales Gehgelände, die wir rasch hinter uns brachten. An schwierigen Wandstellen waren Haken vorhanden, die uns den Weg wiesen. Viel Abseilschlingen fanden wir vor, die alle von Kampf und unerfüllter Hoffnung erzählten. Nach kurzer Zeit, die wir zur Bewältigung der ersten 100 m gebraucht hatten, drängten uns die Schwierigkeiten nach links in die Falllinie der gelben, überhängenden Begrenzungslinie der Westwand. Ein äußerst schwieriger Riß neben einem angelehnten Turm brachte mich auf eine Kanzel. Bei normalen Verhältnissen, das heißt auf einer sonstigen

anderen Kletterfahrt hätte ich bei dieser Seillänge bestimmt einen Haken geschlagen. So aber redete ich mir ein, „ohne“ bis zu den Hauptschwierigkeiten kommen zu müssen, damit wir Zeit sparten. Von der Kanzel ging es einige Meter auf ein schönes Band, von wo sich die Wand überhängend aufbäumte. Weit oben entdeckte ich einen Mauerhaken. Doch war mir das Queren von diesem nach links rätselhaft. Richard sah nach kurzem Suchen einige Meter links vom Bande ebenfalls Haken. Gefühlsmäßig gingen wir diesen nach und hatten somit Glück, diesen Teil der Wand ohne Verhauer bewältigt zu haben. Vorderhand sah das Gelände noch gangbar aus. Wir stiegen über furchtbar steile Felsen nach links, wo das Band in Überhängen ein Ende fand. Nun erkletterte ich den ersten Überhang, einen von den vielen, die uns in der Folge mehr als 14 Stunden im Banne hielten. Wir wußten, daß wir keinen leichten Stand haben würden, doch auf solche Schwierigkeiten waren wir nicht gefaßt. Die ersten 30 m waren gut vernagelt, und nach kurzer Zeit konnte Richard nachkommen. Nur ungern trennte ich mich von diesem herrlichen Stand, wo ich mit beiden Füßen stehen konnte. Es sollte der letzte auf Stunden sein. Richard bediente beide Seile, als ich mich anschickte, einen kleinen Pfeiler zu erklettern. Die vorhandenen Mauerhaken wurden immer weniger, und mit Grauen bemerkte ich, daß sie verdammt schlecht hielten. Der Fels war brüchig. Steigschlingen und Griffkarabiner traten in Aktion. Haken auf Haken trieb ich in den Fels, und als meine 10 Stück ausgegangen waren, mußte ich an einer griff- und trittlosen Platte, die 90° steil war, nachkommen lassen. Ich bin auf diesem Gebiet viel gewöhnt. Doch das war arg. Weder vor noch hinter mir eine Möglichkeit, zwei Füße aufzusetzen. Bloß die Haken gaben mir die Gewähr und Sicherheit, höher zu kommen. Ich machte mir aus einem Seil eine Selbstsicherung, damit ich beide Hände frei hätte, um den nachkommenden Freund zu sichern. Ungefähr 10 m halblinks ober mir sah ich einen Haken. Dazwischen nichts als einen Überhang, der auf ein Band, das heißt auf einen lichten Streifen in der Wand leitete. Wir hatten keine Beschreibung mit, und ich erinnerte mich, einmal etwas von einem 7 m hohen Überhang gehört zu haben, der die schwerste Stelle der Wand sein sollte. Das mußte diese Stelle sein. Nun nahm der Freund meinen Platz in der Seilschlinge ein, und ich versuchte weiterzukommen. Lange benötigte ich, bis ein Haken geschlagen war. 2 cm tief, weiter wollte er nicht hinein. Mißtrauisch betrachtete ich ihn und versuchte höher wieder einen zu schlagen. Das gleiche Lied. Die folgenden Haken waren alle nur einen bis zwei Zentimeter hineinzubringen und wackelten bei der Belastung durch Trittschlingen beängstigend. Wenn ich Zug von meinem Gefährten verlangte, fügte ich stets hinzu: „aber leise, sonst reißt mir der Haken aus“. Nachdem ich auf diese Art ungefähr 6 m hochgekommen war, fand ich weder ein Hakenloch noch sonst etwas, um höherzukommen. Zwei Stunden mühte ich mich ab, es war umsonst. Immer wenn ich noch weiter wollte, spürte ich den Sturz nahe und ging zurück.

Unten im Kar tauchten unsere Gefährtinnen auf, die so lieb waren und unsere Bergschuhe von der Nord- auf die Südseite des Berges trugen. Ich staunte, als ich nach zwei Stunden noch immer keinen Zentimeter weitergekommen war. Erst nachdem ich von Umkehr gesprochen hatte und es das letzte Mal versuchte, entdeckte ich hinter einer Schuppe eine Ritze. Einen Zentimeter brachte ich den Stift hinein, mußte eine Steigschlinge einhängen und Zug geben lassen. Mit angehaltenem Atem beobachtete ich den Haken, immer auf einen Sturz gefaßt. „Pengl!“ und der untere Haken, an dem ich 2 Stunden gehangen war, fiel heraus. Nun war mir alles gleich. Einen Meter höher oben brachte ich wieder einen Stift an, und kaum hatte ich Zug verlangt, fiel der untere heraus. Dieses nervenaufpeitschende Spiel, bei dem die Sturzhöhe immer größer wurde, wiederholte sich noch zweimal, ehe ich das Schichtband erreichte. Nun brachte ich endlich einen Sturzhaken an, der mich befreit aufatmen ließ. Dieses Schichtband verfolgte ich einige Meter nach links, und das Nachkommenlassen in Steigschlingen an überhängender Wand wiederholte sich.



Marmolata, Südwall
Überhang der ersten Terrasse



Rosengartenspitze, Ostwall
(Stegerweg) Unterbrechungsstelle



Zwölferkofel (Schranzhofenweg)
Schlußwand



Einslerkofel, Nordpfeiler
Der schräge Riß



Ödstein, Nordwestkante. Überhang



Gesäuse: Dachl-Nordwand
Großer Seilquergang



Rosfuppenkante. Zum Heinrich



Däumling, Südostkante (Ringwulst)

Was nun folgte, war das Ärgste und Schwerste im Fels, was ich bisher mitgemacht hatte. Der Abstand zwischen mir und Richard war ungefähr 15 m und 8 m aus der Falllinie. Richard gingen die Haken ab, die herausgefallen waren, und so kam es, daß er sich die 8 m hinauspandeln ließ. Ich gab ihm stark Zug, und er sauste ins Nichts hinaus. Als er zum Stillstand kam, hing er 10 m unter mir und war 7 m von der Wand entfernt. An ihm vorbei sah ich die grauen Schuttströme des Einstieges. Weiter draußen, friedlich umrahmt von grünen Wiesen, einen kleinen Bergsee, an dessen Ufern zwei Menschen auf und ab gingen. Wie gern hätte ich dabei sein wollen. Nichts wissen von Fels und Überhängen, träumend der Sonne nachblicken und die Berge von unten betrachten! Schwer ging Richards Atem, als er sich abmühte, an einem Seil emporzuklettern, während ich das zweite stark auf Zug hielt. Zentimeterweise war sein Höherkommen, und ich fürchtete mich ernstlich, daß etwas passieren könnte. Vergessen war die wilde Pracht unserer Umgebung, vergessen der grüne See und die Mädchen, die im Kar standen. Ich war an zwei Haken angebunden und zog mit lahmen Fingern das Seil von Richard ein. Nach wenigen Sekunden war es mir klar, daß Richard auf diese Art nie zu mir kommen würde. Ich ließ daher ein Seil nach, in das er sich zwei Trittschlingen knüpfte. Heroisch war der Kampf, den der Freund in der nächsten halben Stunde führen mußte, ehe er die Wand erreichte und meinen Hakenstand einnehmen konnte. Es folgte dann die schwierigste Querung, die ich bisher kennengelernt hatte. Überwölbt von überhängenden Wänden, nur als ein lichter Streifen erkennbar, leitete er nach links in die Mitte der Wand, wo die große Schlucht ansteht. Zum erstenmal nach Stunden konnten wir wieder beide Füße ganz auf Fels aufsetzen, bevor wir die Querung antraten. Brüchiger Fels, in dem die Haken nur notdürftig eindringen wollten, mußte größtenteils mit Trittschlingen bewältigt werden. Dann saßen wir auf einem meterbreiten Band und streckten uns wohligh nach dieser harten Arbeit.

Vom Monte Cristallo kam eine schwarze Wolkenmauer, begleitet von grellen Blitzen und grollendem Donner. Geschützt von Überhängen, die uns mehr als 10 m überdachten, saßen wir einige Stunden und warteten auf das Ende des Gewitters. Balkonartig ragte die Wand über uns in die Luft hinaus, und nach kurzer Zeit sahen wir unsere Umgebung nur mehr durch einen Regenschleier. Wir kamen uns wie in einer Mause Falle vor, da der schräge Überhang, den wir soeben gemeistert hatten, unmöglich zurückzuklettern war. Über uns ein zweiter Wulst von 50 m, der uns durch einen Wasserfall auf ein Band bringen sollte, von wo die große Schlucht ansteht. Diese Schwierigkeiten anzupacken wagten wir nicht, da die Schlucht ober uns wasserführend würde und wir eine Weiwacht erschöpft und durchnäßt nicht riskieren wollten und durften. Proviant hatten wir genug, und so vertrauten wir auf unseren guten Stern, der uns bisher auf allen Bergfahrten geschützt hatte.

In dieser langen Wartezeit erzählte ich Richard den Schwierigkeitsunterschied von Großer- und Westlicher-Zinne-Nordwand. Hier wie dort eine gelbe Wandkluft. Doch welch großer Gegensatz. In der Großen-Zinne-Nordwand sind die Schwierigkeiten in der Senkrechten zu bewältigen, mit gut sitzenden Haken, während auf unserer Tur lange Querungen mit schrägen Überhängen und schlecht sitzenden Haken die Hauptschwierigkeiten sind. In der Großen-Zinne-Nordwand ist ein Rückzug, gleich durch welchen Umstand hervorgerufen, fast immer möglich. Doch hier kann man, nachdem der Erste über den 7-m-Überhang geklettert ist, nicht mehr zurück. Da heißt es auf Biegen oder Brechen weiter empor.

Nach Stunden ließ der Regen nach, und als wir auf die Uhr blickten, war es halb 6 Uhr abends. Ungern verließen wir den geräumigen Rastplatz, um den Kampf mit den Überhängen aufs neue aufzunehmen. Bald hatte ich die schwächste Stelle entdeckt und kletterte mit frischer Kraft weiter. Nach 5 äußerst schwierigen Metern legte sich der Fels ein wenig zurück, und ich tastete mich vorsichtig höher. Ein verhältnismäßig

schönes Band leitete mich nach links zu einer kleinen Nische. Kaum war Richard bei mir angelangt, als ich fieberhaft den Weiterweg suchte, da sich die Nacht grau und schwer auf uns hernieder senkte. Auf winziger Leiste querte ich ohne Haken nach links und erreichte eine vom Wasser zerfressene Platte, die zu einem Überhang führte. Kein Haken wollte in den Fels, und so mußte ich diese schwierige Wandstelle bei zunehmender Finsternis ohne Haken erklettern. Als ich den Überhang erreicht hatte, war es stockdunkel. Zwei Haken hatte ich angebracht, doch auf keinen war Verlaß. Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder auf einem 30 cm breiten Band zu bivaklieren oder Abseilen auf das Band, wo wir das Gewitter abgewartet hatten. Ich knüpfte ein Seil in die zwei Haken und sicherte Richard mit dem zweiten Seil in die Tiefe. Lautlos glitt der Freund in die schwarze Finsternis, und nach einer Weile hörte ich ihn rufen: „Festhalten, ich muß pendeln, damit ich das Band erreiche.“ Lange Sekunden, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, dann erkönte der Ruf: „Ich hab's.“ Eine zentnerschwere Last fiel von mir. Hätte ich doch nie gewußt, wie ich den Freund wieder zu mir heraufgebracht hätte, wenn das Erreichen des Bandes unmöglich gewesen wäre. Nun legte ich beide Seile aus der Falllinie der Haken in einen Riß, da ich für das freie Abseilen zu wenig Vertrauen zu ihnen hatte und fuhr in den Abgrund. Nach 5 m spürte ich keine Wand mehr um mich, und ich begann kreisend in die Tiefe zu schweben. Wildromantisch war die Fahrt in stockdunkler Nacht. Der Freund zog mich später auf das Band, und nun bemerkte ich erst, daß wir uns 30 m abgefeilt hatten. Beim fahlen Licht einer Kerze, die gespensterhaft unser Tun beschien, räumten wir die herumliegenden Steine ab, die ohne aufzufallen im Kar landeten. Im Schlaffad verzehrten wir dann unser Nachtmahl. Dabei überfiel uns große Müdigkeit, und mit dem Brote in der Hand schliefen wir ein. Traumlos war die Nacht für mich. Ich schlief wie ein Toter. Um 6 Uhr früh sahen wir zum erstenmal aus dem Zeltfad. Kalt war es. Doch wunderbar gestärkt betrachteten wir das herabhängende Seil und wurden blaß. Wie kommen wir wieder hinauf? Nach langem Hin und Her einigten wir uns, den Prusikknoten zu versuchen. Wir suchten sofort alle Steigschlingen zusammen und übten uns ein, da wir beide den Knoten nur theoretisch beherrschten. Der Erste mußte ungesichert hinauf, das war klar, und jeder wollte dem anderen den Vortritt lassen. Frisch gewagt ist halb gewonnen! So legte ich ohne Umschweife die Schlinge um das Seil und pendelte in die Senkrechte.

Am Anfang war mir ziemlich unbehaglich zumute. Als ich so frei 200 m über dem Kar schwebte. Doch als ich warm geworden war, ging es flott dahin, und ich erreichte einige Minuten später unseren höchsten Punkt wieder. Das Seil war vom Wasser steif. Ich nahm daher an, daß es gerechnet haben müsse und erfuhr erst auf der Hütte, daß ein Gewitter von unglaublichem Ausmaße die ganze Nacht gewütet hatte. Alle Anwesenden in der Hütte waren sehr besorgt um uns. Richard kam nach, und bedeutend frischer als am Tage vorher begann der Kampf aufs neue.

Der Weg der Erstersteiger führte über einen grauenhaft aussehenden Überhang weiter, der nur mit Haken zu bezwingen gewesen wäre. Ich verließ daher auf einem schwach ausgeprägten Band den Originalweg nach links, erreichte über einen Pfeiler ein zweites Band und querte hinter dem mächtigen Wasserfall, der von der Gipfelschlucht herunterstürzt, nach links und erreichte leichteres Gelände. Über brüchigen Fels, erschwert durch einige Überhänge, kamen wir wieder auf den Originalweg und zweiten Bivakplatz der Erstersteiger.

Nun brauchten wir wegen des Kommenden keine Angst zu haben, da es im Vergleich zu dem bereits Gemeisterten ein Kinderspiel ist. 100 m über diesem Rastplatz erreichten wir ganz leichtes Gelände (Schwierigkeitsgrad 4), wo wir das Seil ablegten. Von den hohen Tauern und vom Monte Cristallo kam gleichzeitig eine unheildrohende Wolfenwand, uns zur größten Eile mahnend. Seilfrei stürmten wir hinan. Schwierigkeiten wurden bewältigt, die wir normal nur mit Sicherung gegangen wären. 50 m

unter dem Gipfel brach das Unwetter mit elementarer Gewalt über uns herein. Ohne Aufenthalt ließen wir drüben hinunter und setzten uns 30 m unterhalb des Gipfels in den Schlaffack. Bierig verzehrten wir unseren letzten Proviant. Draußen heulte der Sturm, und Hagel fiel auf unser Zelt.

Nach Stunden ließ der Hagel nach, und wir eilten zu Tale. Beim Einstieg fanden wir unsere Bergschuhe und gedachten dankbar unserer Freundinnen. Über lange Schutthalden abfahrend, erreichten wir kurze Zeit später die Hütte.

Ich habe diese Schilderungen absichtlich nicht nach der Schwierigkeit der einzelnen Touren gereiht, sondern erzählte in wechselnder Folge, wie sie der Zeit nach erstiegen wurden. So kam es, daß die herrliche Westliche-Zinne-Nordwand als die schwierigste Felsfahrt von allen als letzte angeführt wurde.

Nach der Weizenbachschen Schwierigkeitskala würden die Touren, die ich geschildert habe, folgenden Rang einnehmen: Reichenstein-Nordpfeiler, Kogluppentante, Pelmo-Nordwand, Zwölfer-Nordwand (Schwierigkeitsgrad 5), Fleischbank-Südostwand, Rosengarten-Ostwand, Dachl-Nordwand, Prebigistuhl-Westwand Schüle-Diem, Civetta-Sollederweg, Laliderer-Nordwand (Schwierigkeitsgrad 5, obere Grenze), Einserkofel-Nordpfeiler, eine Stelle Schwierigkeitsgrad 6, Däumling-Ostfante (Schwierigkeitsgrad 6, untere Grenze), Civetta-Comicweg, Große-Zinne-Nordwand, Schlüsselkar-Südostwand (Schwierigkeitsgrad 6), Marmolata-Südpfeiler (Schwierigkeitsgrad 6, obere Grenze), Westliche-Zinne-Nordwand (Schwierigkeitsgrad 6, obere Grenze).

Mein Urteil ist, da ich sie bis auf wenige Seillängen alle selbst geführt habe, als objektiv zu betrachten. Alle würde ich wiederholen, nur den Marmolata-Südpfeiler nicht!



Einsame Schitage auf der Reiteralpe

Von Hanns Billmeier, München

Es war im März 1936. Die Grenzsperrre verschloß uns immer noch die Berge Tirols, unsere Münchener Bergheimat, denn Kaiser und Rißbühler waren doch wirklich für uns Münchener Bergsteiger Bergheimat in des Wortes wahrster Bedeutung geworden. Haben wir auch in den Allgäuern, im Wetterstein und in den Berchtesgadenern Gebiete von landschaftlich großer Schönheit, Berge, die demjenigen, der mit aufgeschlossenem Herzen dem wunderbaren Geheimnis der Berge nachspürt, bestimmt das echte und tiefe Bergerleben finden lassen, so war doch der Anteil des Reiches am deutschen Alpenraum vor der Schaffung Großdeutschlands zu gering, um nicht zwangsläufig bei der zahlenmäßig starken Ausbreitung des Bergsteigens im deutschen Volk eine ungeheure Überflutung des damals noch schmalen Alpenstreifens wenigstens in vielen bekannten Gebieten herbeizuführen.

Der größte Feind dessen, was ich im Gebirge suche, ist die Masse, denn unzer trennbar verbunden mit der Masse in den Bergen ist die Banalität. Was uns die Berge sein sollen, Stätte der Erholung, der Ruhe, der Bestimmung und Einkehr, wir finden sie niemals dort, wo der Mensch in Scharen auftritt. Nie werden wir die stille beglückende Freude an den Blumen, am Bergwald, am phantastischen Spiel der Wolken, an dem unsagbaren Wunderwert zierlichster Feltgrane erleben, wenn Hunderte von Menschen um uns sind, teilweise bar jeder inneren Gemeinsamkeit mit dem Berg, nie werden wir das scheue Alpentier zu sehen bekommen an Orten, wo lärmende, ja selbst nur harmlos fröhliche, aber damit doch laute Massen ihre Straße ziehen. Deshalb habe ich seit Jahren schon meinen Sommerurlaub, wenn ich es irgendwie ermöglichen konnte, in die ersten Septemberwochen verlegt. Die Hütten sind leer, die Berge vereinsamt, man kann stundenweit wandern allein, dort wo im Juli und August viele Hunderte gehen, deshalb habe ich es nie als lodendes Ziel vor mir gesehen, unbedingt Berge zu besteigen, deren Namen als „Prominente“ in Bergsteigerkreisen guten Klang haben, die man „gemacht haben muß“, deshalb, und nur deshalb bemühe ich mich seit Jahren, abseits der Heerstraße meine Wege zu gehen.

War es mir nun im Winter 1934/35 gelungen, auf der Suche nach einem einsamen Schigebiet für eine Woche Schiurlaub die Ammergauer Alpen zu finden, die ich von Farchant bis Füßen durchquerte, eine selten schöne und einsame Tur, über die ich in der Zeitschrift 1936 berichtete, so machte es mir im Winter 1935/36 größere Schwierigkeiten, und wochenlang habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, wo in den bayerischen Bergen ich meinen Schiurlaub verbringen könnte. Da erinnerte ich mich, vor über einem Jahrzehnt einmal in einer alpinen Zeitschrift einen Aufsatz über eine winterliche Schiersteigung des Großen Häußhornes auf der Reiteralpe gelesen zu haben. Ausserlesenes Bilder material hatte mich damals tief beeindruckt, die kühne und stolze Gestalt des Großen Häußhornes stand lange Jahre als lodendes Ziel vor meiner Seele, ich liebte den Berg schon um seines Namens willen, aber ein Jahrzehnt verging, bis er mein wurde. Viele Gruppen der Ostalpen hatte ich durchstreift in diesen Jahren, in den Westalpen war ich gewesen, über steile Klanten, durch dunkle Wände, über grasige Hänge und lafschenumsäumte Kare, über schillerndes Eis und blockige Urgesteinsgrate war der Weg zu den Gipfeln gegangen, Berge, Berge und wieder Berge, Erfüllung waren sie alle gewesen, war es nun scharfer Felsgang oder beschauliche Wanderung über Gras-

mugel. Aber immer, wenn das Jahr sich neigte, dann war unter den vielen oder wenigen Gipfeln, die es mir geschenkt, das Große Häußhorn, das jedes Jahr erneut mit an die Spitze meines alpinen Wunschzettels gestellt wurde, wieder nicht.

Und daran erinnerte ich mich im Frühjahr 1936. Plötzlich stand das vor einem Jahrzehnt gesehene Bild des Großen Häußhornes wieder vor mir, lodend und werdend, und da ich wußte, daß auf der Reiteralpe auch noch andere Röstlichkeiten auf den Schiläufer warten, entschloß ich mich schnell und endgültig, den Rest meinesurlaubes auf der Reiteralpe zu verbringen.

Nun ging es an das Planemachen, auf daß ich wohlausgerüstet an theoretischem Wissen der Reiteralpe entgegenziehen konnte. Es ist doch etwas Schönes um das Planemachen. Riestge Wände und Grate, Talschlüuche und Hüttenanstiege, sie schrumpfen zusammen auf wenige Zeilen oder Buchseiten, eine ganze Gruppe läßt sich so an einem Abend durchstreifen, und wenn man dann noch eine gute Karte hat und sie zu lesen versteht, dann ist man in der Gebirgsgruppe schon fast so zu Hause, als wenn man tatsächlich einige Zeit in ihr verbracht hätte. Diese Vorarbeit aber gehört zu den schönsten Freuden des Bergsteigers, die Vorfreude auf die kommenden Tage beschwingt und macht fröhlich, man steigt im Geiste ohne Mühe einen schweren Grat hinan oder sieht sich schon nach anstrengender Spuarbeit durch glühheiße Gletscherbecken auf sonnenüberströmtem Gipfel liegen in seligem Schauen, es ist oft sogar schöner als dann die Wirklichkeit, wenn man sturmtot mit klammen Fingern einen Gipfel sich erkämpft, auf dem Gipfel im Unwetter sein eigenes Wort nicht versteht und schleunigst aufsehen muß, daß man wieder talwärts kommt. Und doch ist beides schön, zuerst die Vorfreude auf die Bergfahrt und dann die endliche Erfüllung, ob sie nun bei hellem Sonnenlicht wie eine reife Frucht in den Schoß fällt oder in Schnee und Sturm erkämpft werden muß, beides macht uns das Bergsteigen erst zu dem, was es uns ist, Sport nicht im Rekordsinne, sondern im Sinne einer idealen Körperkultur, die Freude und Erfolg gerecht verteilt nach Einsatz und Leistung.

* * *

Die Reiteralpe, eine große Hochfläche, die zum Schiläufen wie geschaffen ist, wird allseitig von steil abfallenden Wänden begrenzt. Ungefähr über die Mitte der Reiteralpe lief die Bayerische-Tiroler Grenze. Zwar standen die begehrenswerten Gipfel zum größten Teil jenseits der Grenze, damals leider auch die Traunksteiner Hütte, aber ich hatte in Erfahrung gebracht, daß zeitweise der Besuch der Hütte stillschweigend gestattet wurde, und daß man dann auch die Gipfel der Reiteralpe befahren durfte.

Am Sonntag, dem 30. März 1936, verließen mein Begleiter und ich schwerbepackt in Reichenhall den Zug und wechselten hinüber in das Postauto nach Lofen, das uns vorbei am schön gelegenen Saalachsee in kurzer Zeit nach Jettenberg-Brunnhaus brachte. Hier schulterten wir die schweren Urlaubsrucksäcke und wanderten am Brunnhaus vorbei, nach kurzer Zeit die neue deutsche Alpenstraße kreuzend, auf schmaler Straße zum Soderbauern nach Oberjettenberg.

Im Tale lag längst der Frühling. Anemonen und Schlüsselblumen blühten, der Bach sprang silberhell über Kiesel, die Weiden hatten ihre schönsten Palmfächchen aufgesteckt, Ostern war nahe...

In großartigem Aufbau hoben sich vom sonnenhellen Himmel, aus dunklen Wäldern aufragend, die Wände der Reiteralpe ab. Was wir von Reichenhall aus weiter Ferne geschaut und auf der Anfahrt vom Postauto aus bewundert hatten, hier war es Wirklichkeit geworden, die wichtigen, dolomitenähnlichen Abstürze des Großen und Kleinen Weitschartenkopfes, des Hinteren Feuerhörndls und vor allem die unsagbar kühne und steile Wartsteinfante. Ein Name, gerade zur damaligen Zeit in Bergsteigerkreisen viel

genannt und aus der Presse bekannt durch die zwei ersten Begehungen, eine davon im Winter, Bergfahrten allererster Klasse, die größte Anforderungen stellten. Wartsteinkantel! Ein Name, wohlklingend, hier war er großartig packend vor uns erstanden. Unfassbar schien der Gedanke, im Winter über diese ungemein steile Kante zur Weite der Reiteralpe emporzusteigen.

In seinem schönen Zusammenklang von hellem, schneegefülltem Fels, dunklen Wäldern und blumigen Wiesen war dieser Weg ein berauschender Dreiklang, ein glückhafter Beginn unserer Fahrt.

Vom Soderbauern stieg der Weg teilweise steil hinan bis zur „Hohen Raft“. Je höher wir kamen, desto schöner wurde das landschaftlich wunderhübsche Bild, desto großartiger die weißen Kalkmauern der Nordwestabstürze der Reiteralpe, aus dunklem Lamm aufragend. Nun aber bot sich uns auch beim Rückblick ein Bild, das ein Verweilen lohnte. Jenseits des Tales erhob sich die ebenmäßig schöne, tiefverschnittene Pyramide des Sonntagshornes, und im Süden beschlossen die Wände der Loferer Steinberge das Bild.

Zwanzig Minuten nach der „Hohen Raft“ ward das „Goldbrünnle“ erreicht, eine gefasste Quelle, bei der eine Bank zur Raft einlud. Da es inzwischen Mittag geworden war, kochten wir hier eine warme Suppe und freuten uns der Lage, die vor uns lagen. Dann ging der Weg weiter. Bald oberhalb des „Brünnls“ begann der Schnee, und als wir dann aus dem Hochwald herausstraten auf die Schredwiese, von der ein steiler Schneeberg zum Schredfattel hinaufzog, schnallten wir die Schier an und stiegen mit unseren schweren Urlaubsrucksäcken nicht ganz leicht zum Fuß der Felsen des Schredfattels hinauf. Und hier gab es nun zwei Wege, den sogenannten „Viehschred“, einen in Felsen gearbeiteten Steig, und den „Leutschred“, eine steile Felsstufe senkrecht zum Sattel empor, die durch Eisenklammern und Drahtseile gangbar gemacht war. Wie in solchen Fällen gerne, erwischten wir, trotz eifriger Beratung, den ungünstigeren Weg und stiegen mit den schweren Urlaubsrucksäcken, die Schier unterm Arm, recht mühsam zum Schredfattel an, wobei ich mir sehr gut vorstellen konnte, daß bei tiefem Neuschnee, bei Vereisung oder bei schlechtem Wetter der Schredfattel bzw. der Leutschred seinen Namen nicht zu Unrecht führt.

Nun aber war die Hauptarbeit geschafft, das Bollwerk der Reiteralpe gefallen, denn vor uns lag die weite, wellige Hochfläche, eingerahmt im Süden und Osten von herrlichen Schigipfeln, ein Gebiet, das man tagelang kreuz und quer durchstreifen kann und dennoch immer wieder Neues finden wird. In drei Viertelstunden schleiften wir gemächlich vorbei an den Rabentaler Ulmen hinüber zur Traunsteiner Hütte, deren einzige Gäste wir waren, und so sollte es bleiben die nächsten fünf Tage. Am Spätnachmittag sahen wir im letzten Sonnenschein vor der Hütte. Ein leuchtender Tag ging zu Ende, blaßrosa standen zarte duftige Wolkenballen im Süden der Reiteralpe, der Abend war empfindlich kühl geworden, alles deutete darauf hin, daß das Wetter vorerst Bestand haben würde. So legten wir uns mit Befriedigung schlafen und freuten uns des kommenden Tages, der uns erstmals zu Taten auf der Reiteralpe ausziehen sehen sollte. Kurze Zeit plauderten wir noch davon, wie schön es sein wird, allein auf der Weite der Reiter-Hochfläche herumzufahren und wie gut wir es mit diesem Urlaubsziel erraten hätten, und schon halb im Einschlafen sagte mein Begleiter noch: „Die Berg, den Schnee, keine Leut“ und das Wetter, einfach ganz pfundig ist das.“ Und fünf Stunden später, da war es dann auch „ganz pfundig“. Da rüttelte mich der Sturm wach, und als ich erschreckt hochfuhr, da klatzte der Regen auf das Dach der Hütte. Ich konnte mir nicht versagen, meinen Begleiter zu weden, und als er dann die betrübliche Wetterlage zur Kenntnis genommen hatte, stellte er ziemlich kleinlaut fest, daß „es gar nicht mehr pfundig, sondern windig sei“.

Also weiterchlafen. Es regnete und schneite den ganzen Vormittag, nach dem Essen

aber riß es ganz plötzlich etwas auf, schnell in die Stiefel geschlüpft und hinaus aus der Hütte und auf den Großen Weitschartenkopf. Flott stiegen wir zum Gipfel an, leider im schlechten Schnee, denn der Regen hatte den Schnee gründlich verdorben, auch begann der Hang schon da und dort auszuapern. Trotzdem erlebten wir auch Freude auf dieser Tur, denn die ziehenden Wolken schufen Bilder von großartiger Stimmung und eindrucksvoller Schönheit. Tief unten im Saalachtale lagen, gleich Spielzeug, die kleinen Häuser von Anken und Lofen, jenseits des Tales aber ragte das Sonntagshorn auf, von dem eine große steile Wolkensahne weit über den Gipfel hinausstand. Neben dem Großen Weitschartenkopf, als nächster Gipfel der Reiteralumrahmung in südwestlicher Richtung, steilten die Zaden der „Drei Brüder“ auf, wunderschöne Felsgestalten, deren eine auf der dem Weitschartenkopf zugewandten Seite sogar fast bis zum Gipfel mit Schiern ersteigbar ist.

Jenseits des Reiterplanes aber standen die Berge, die Ziel und Sehnsucht unserer Reiteralpftage waren, die unvergleichlich schönen Häußhörner, das Wagendrißelhorn, der schiläuerisch ideale Kamm, der vom Reiter Steinberg über den Plattelkopf, Prünzelpfopf, Hohes Gerßfeld bis zum Schottmalhorn zieht. Hoffentlich hatte der Wettergott ein Einsehen, denn bei schlechtem Wetter oder bei unsicherem Schnee war es ein Umding, das schitechnisch schwere Häußhorn anzugehen.

So war auch dann die Abfahrt vom Weitschartenkopf zur Traunsteiner Hütte kein reiner Genuß, denn der nasse Schnee, in den man zeitweilig ziemlich tief einsank, erschwerte ein Schwingen ganz beträchtlich. Trotzdem aber muß ich um der Sachlichkeit willen feststellen, daß bei guten Schneeverhältnissen der wirklich großartige Hang vom Gipfel bis hinab in das Reitertrett eine ideale Abfahrt darstellt. Allerdings muß man im Tiefwinter den Großen Weitschartenkopf gleich nach Neuschnee befahren, denn wenn auch nur einen Nachmittag in dem rein südostseitig gelegenen Hang die Sonne lag, dann ist es mit dem guten Schnee vorbei. Eine herrliche Abfahrt schenkt er aber auch, wenn im März salziger, körniger Frühjahrssfirn die Hänge bedeckt.

Der Spätnachmittag ließ sich noch besser an, als wir erhofft hatten, die Sonne brach durch, und als sie sich ansahnte, hinter den Gipfeln der Reiteralpe zu verschwinden, da schuf sie mit den ziehenden Wolken Bilder von eigenartigem Reiz, ein bezaubernd schönes Spiel von Licht und Wolken.

Als aber dann der Abend herausgezogen war, da war es mit dem schönen Wetter, so schnell wie es gekommen war, wieder vorbei. Es begann wieder zu schneien, und das tat es dann ununterbrochen bis zum nächsten Tag mittag um 11 Uhr. Dann aber schien es, als wenn der Petrus doch noch rechtzeitig seinen großen Besen zum Wolkenauskehren gefunden hätte, denn mit unglaublicher Schnelligkeit räumte er aus. War um 11 Uhr noch der Schnee in dichten Floden gefallen, so schien um 1 Uhr bereits die Sonne, und die Wolken zogen hoch und ganz aufgelodert am Himmel dahin, und um halb 3 Uhr war der Himmel reingefegt, leuchtende Frühlingssonne lag über den Gipfeln und ließ sie aufleuchten und glänzen im Neuschneekleid.

Bereits um halb 1 Uhr waren wir von der Hütte weggefahren, hinunter das kurze Stück zu den Reiteralmen und stiegen dann die Steinberggasse im guten, loderen, nicht zu tiefen Neuschnee spurend, hinan bis zur Plattelkopfscharte zwischen Oberem Plattelkopf und Reiter Steinberg. Freudig überrascht sahen wir von der Scharte aus erstmals nach Osten. Greifbar nah erhob sich vor uns die formensöhne Berggruppe des Hochfalters mit der Blau eisumrahmung, ein gewaltig eindrucksvolles Bild. Im Süden aber stand neben dem Wagendrißelhorn und den Häußhörnern die kühne Berggestalt des Stadelhornes, leider ein Gipfel, der kein winterliches Schiziel darstellt.

Da es schon weit am Nachmittag war, konnten wir uns keine lange Rast gönnen, denn wir wollten heute noch fast die gesamte östliche Umrahmung des Reiterplanes bis zum Schottmalhorn befahren. Wir stiegen auf zum Oberen Plattelkopf, 2103 m, und

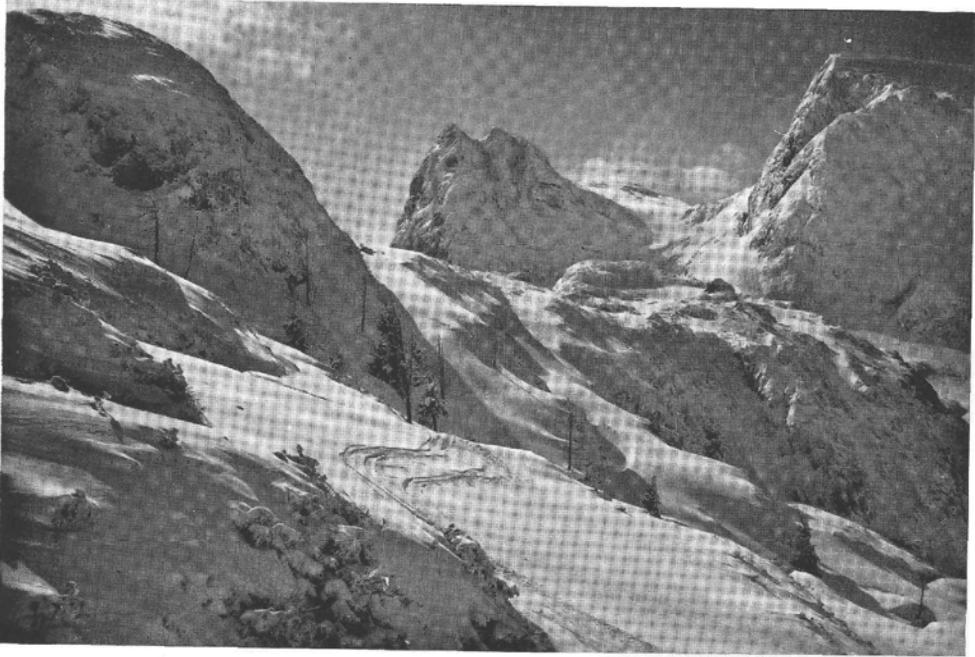
fuhren dann mit wenig Gefälle hinüber zum Reiter Steinberg, 2064 m, und zum Prünzlkopf, 2083 m. Dann ging es flott in die steile Nordwestflanke des Prünzlkopfes in eine Mulde und dann in kurzen steilen Serpentinien hinauf zum Hohen Gerstfeld, 2040 m. Das Schottmalhorn scheint nah. In hübscher Fahrt mit kleinen Abfahrten und Anstiegen fuhren wir über den welligen breiten Gratrücken bis an den Fuß des Schottmalhornes. Landschaftlich war die Fahrt durch die Schönheit des freien Gratweges, die den Blick ungehindert nach zwei Seiten gehen ließ, von seltenem Genuß. Links unten lag die große buckelige Mulde der Reiteralpe mit der Traunsteiner Hütte, darüber die Drei Brüder, der Große und Kleine Weischartenkopf, der Wartsteinkopf und das Feuerhörndl, rechts aber standen die die Klugen immer wieder zwingend in ihren Bann ziehenden Gipfel der Hochkalter- und Wasmanngruppe und das Steinerne Meer.

Einige große Serpentinien brachten uns in zehn Minuten zum Gipfel des Schottmalhornes. Die Gipfelrast war kurz, zu tief stand die Sonne schon im Westen, mahnte daran, daß der Abend schon nahe war. Gerne hätten wir uns hier zu längerer Rast niedergelassen, hätten uns willig umfassen lassen vom Blick einer Gipfelstunde, hätten geträumt, wie so oft schon, von sonnenüberströmtem Gipfel, von vergangenen Fahrten und von unseren Wünschen, deren doch jeder echte Bergsteiger so viele hat. Bergsteiger haben doch alle im tiefsten Grund ihrer Seele einen Hang zum Träumen, der eine mehr, der andere weniger. Scheint auch im schweren Kampf in Fels und Eis bei der Jugend dieser Hang zum Träumen oft von der Leistung und von der im harten Felsgang notwendigen nüchternen Sachlichkeit verschüttet, so bricht doch diese Quelle mit elementarer Gewalt auf, sobald der unwidderstehliche Sauber eines einsamen Sonnengipfels uns umfängt.

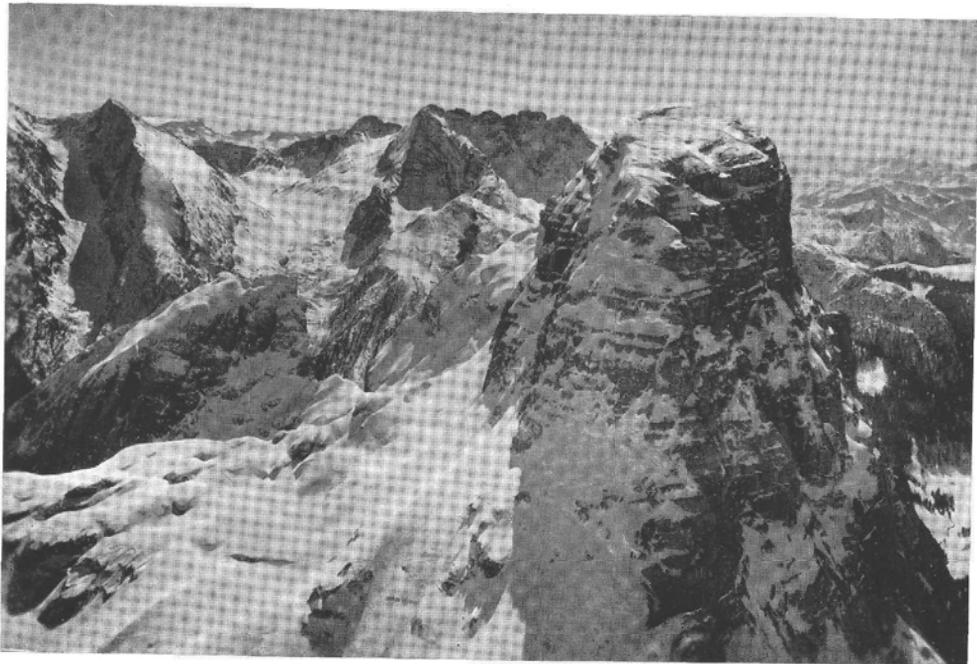
Wir aber wußten, daß der sich neigende Tag uns leider keine längere Rast erlaubte, so gab es nur einen langen Blick rundum über dieses schöne und großartige Bild, fast geblendet wurde man von der Fülle des Lichts und der Sonne, dann wurden die Schier talwärts gerichtet, und in rauschender Fahrt ging es hinein in die Steilmulde, die westseitig vom Gipfel herabzieht. Leider begann vom Ende der Mulde dann eine Fahrt, die allerdings weniger schön war, denn buckeliges unübersichtliches Gelände erschwerte die weitere Abfahrt, tiefe Löcher mußten umfahren, Höder überstiegen und latfschenbewachsene Steilstufen überlistet werden. Mit leichter Verstimmung gedachten wir der weiten baumlosen Steinberggasse, durch die wir vom Reitertritt zum Oberen Plattelkopf angekliegen waren und die eine großartige und ideale Abfahrt schenken würde. Wir erkannten auch, daß wir die ganze Tour verkehrt gemacht hatten, da man viel besser von der Reiteralpe über dieses dolinenreiche Gelände, über das wir uns hinuntermühten, zum Schottmalhorn ansteigt, den Gipfelkamm entlangfährt bis zum Oberen Plattelkopf und dann die Steinberggasse hinunterschwingt. Dann aber ist es eine Tour, die bei halbwegs gutem Schnee großen Genuß beschert und landschaftlich Bilder von nicht zu übertreffender Schönheit bietet.

In der Abenddämmerung flogen wir von den Reiteralmen die kurze Steilstufe hinauf zur Traunsteiner Hütte. Ein schlecht und trostlos begonnener Tag hatte einen schönen und befriedigenden Abschluß gefunden.

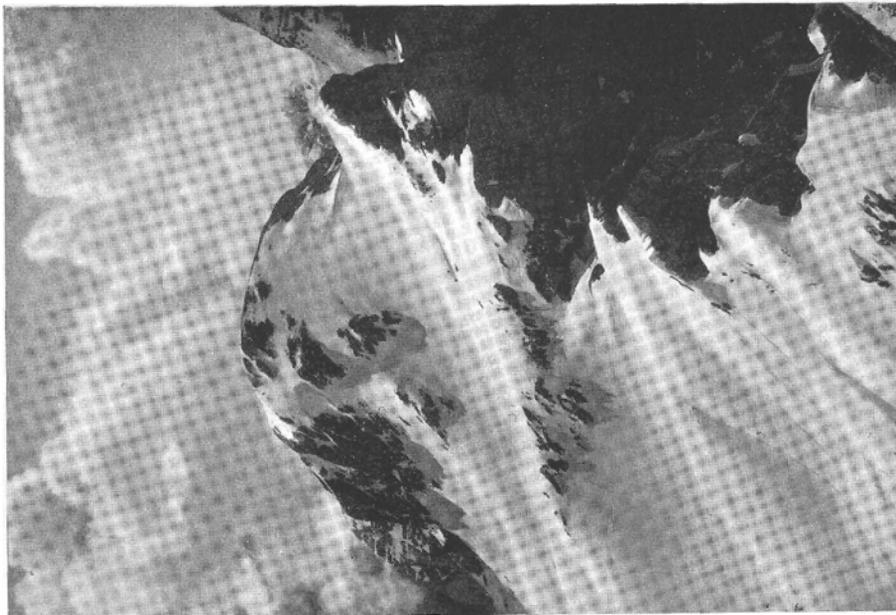
Vor dem Schlafengehen ging ich nochmals vor die Hütte. Sternklar stand die Nacht über dem Reiterplan. Die Amrisse des Großen und Kleinen Häußhornes hoben sich scharf vom Himmel ab, vor allem die Kante der Windlochköpfe, die von der Hütte aus mit dem Großen Häußhorn zu verschmelzen schien, stand hart und steil in dunkler Nacht. Dort lag unser Ziel, der Wunsch des Urlaubs, das Große Häußhorn. Keine leichte Spazierfahrt, sondern eine Tour, die erkämpft werden will, aber dafür ist es auch ein Berg, ein Berg, wie er als Schigipfel auf der Reiteralpe nur noch im Großen Mählfurhorn zu finden ist. Lange Jahre galt er mit Schiern als unersteiglich. Die zwei



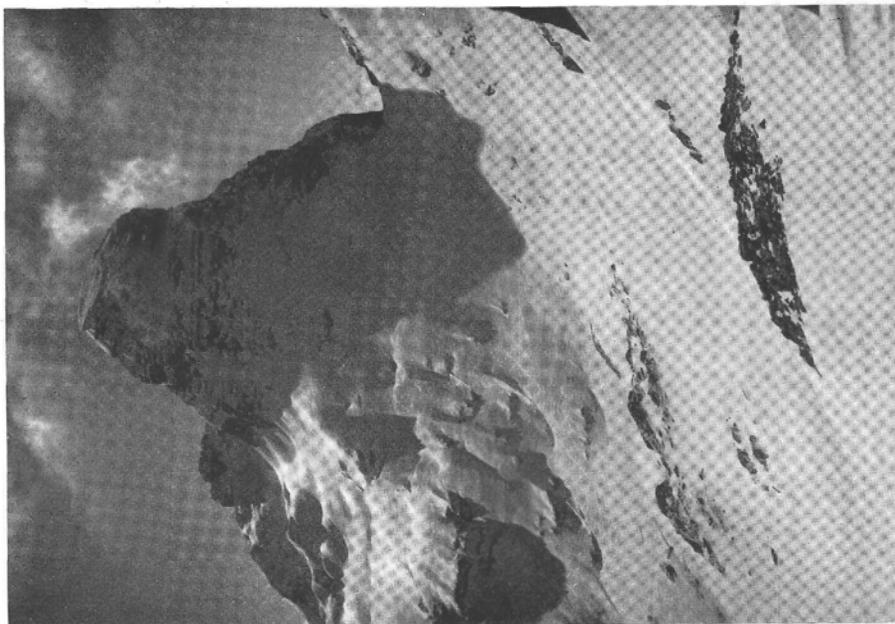
Reiteralpe: Häuselhörner aus der Roßgasse



Stadelhorn vom Wagendrifsichelhorn



Sagendrifshorn



Stadelhorn

großen Steilhänge, die schon im Sommer manchem Bergwanderer ziemlich Anstrengung und genügend Schweiß kosten, schienen jedem Ersteigngsversuch mit Schiern Hohn zu sprechen. Bis dann im Jahre 1922 zwei Reichenhaller Schiläufer kamen, auf den ersten Anstich dem Großen Häußhorn den Kranz der Jungfräulichkeit nahmen und dann im Kreise ihrer Reichenhaller Kameraden sogar behaupteten, daß, guten und unbedingt sicheren Schnee vorausgesetzt, das Häußhorn für den erfahrenen geübten Turenfahrer eine großartige Schitour sei. Aber immerhin keine leichte, wenn man bedenkt, daß das Wagendrischelhorn, das unmittelbar neben dem Häußhorn steht und mit diesem ein großes Stück des Aufstieges gemeinsam hat, schon lange vor dem Kriege oftmals mit Schiern erstiegen wurde, das Große Häußhorn aber bis 1922 sich gegen Schi-Ersteigngsversuche erfolgreich zur Wehr gesetzt hatte. Und dieser Berg war morgen unser Ziel...

Die Nacht war kalt gewesen, der Schnee war leicht angeharscht, als wir mit den langen Hölzern auf und ab auf der welligen Hochfläche hinüber in die Koflgasse schleiften, die als baumlose Steilmulde hinauf in das Kofklar an den Fuß der Windlochköpfe zieht. Steil spurten wir in der Gasse hinauf bis zum Sattel, hinter dem sich die große Grube des Kofklares ausbreitete. Mächtig wuchteten mit steilen Abbrüchen die doppelgipfeligen Windlochköpfe aus dem Kar empor. Etwas Abfahrt brachte uns in das Kofklar und an den Fuß der Windlochköpfe. Hier zweigte nun nach rechts der Weg auf das Große Häußhorn von der vielbefahrenen Route auf das Wagendrischelhorn ab. Über eine kurze Steilstufe gewannen wir die Häußlgrube, eine Mulde, die rechts begrenzt wurde von den wächtegekrönten tiefverschnitten Ostabstürzen des Kleinen Häußhorns und links von den Felswänden der Windlochköpfe. Hier hatten wir nun auch zum ersten Male einen genauen Überblick über den Weg, der uns zum Gipfel führen sollte. Unglaublich steil stand vor uns die erste große Steilstufe, das erste Halt, das das Große Häußhorn einem Schi-Ersteigngsversuch zu gebieten schien, und ich gestehe, als ich diesen Steilhang vor mir sah, da zweifelte ich selbst etwas daran, ob es möglich sein würde, ihn mit Schiern zu bezwingen. Sorge machten mir vor allem die Schneeverhältnisse. Der in der vorletzten Nacht und gestern vormittag gefallene Neuschnee war lawinengefährlich, dazu lag am Fuß des Steilhanges in der Häußlgrube eine neue Lawine, die erst heute morgen abgegangen zu sein schien. Da aber langes Wägen und langes Überlegen noch nie zu einem Erfolg geführt haben und nur die entschlossene Tat darüber entscheiden konnte, ob wir über diese Steilstufe hinauskommen würden, packten wir entschlossen an und hatten nach kurzer Zeit mit einigen großen Serpentinaen schon die Hälfte der Steilstufe hinter uns. Nun aber wurde es ernst. Eine neue Spitzkehre führte schon hoch oben wieder in die Lawinenbahn, die durch die abgegangene Lawine vollkommen glattgewalzt und beinhart gefroren war. Es war selbst mit Stahlkanten bei dieser Steilheit nicht mehr möglich, sicheren Halt zu finden. Und wenn man erst einmal abrutschte würde, dann war an ein Halten nicht mehr zu denken, dann ging es unbarmherzig die Steilstufe hinunter. Ich entschloß mich daher, die Schi ausziehen, und den umgekehrten Schifstod wie einen Pidel benützend, stieg ich senkrecht, vorsichtig Stufen tretend, ein ziemliches Stück im Steilhang an. Wirkliche Sorge und Unbehagen machten mir die abbruchbereiten Wächten an den Ostabstürzen des Kleinen Häußhorns. Kleine Stüde der Wächten brachen infolge der Sonneneinwirkung ununterbrochen ab, lösten auch über die Felsen herunter kleine Schneesrutsche aus, aber zur Entwicklung einer größeren Lawine war ihre Kraft doch zu schwach. Würde allerdings eine ganze Wächte, die wohl 2—3 m über den Grat herausgewachsen waren, abbrechen, dann war es äußerst wahrscheinlich, daß eine große Lawine über die Felsen herabsegeln würde, und wenn wir uns dann unglücklicherweise gerade in der Lawinenbahn bewegten, dann fanden wir uns wahrscheinlich erst wieder am Fuße des Steilhanges. So beschleunigte ich mein Tempo so gut es ging und trachtete danach, rechts eine

überhängende Felsstufe zu erreichen, wo ich meinen Begleiter nachkommen ließ. Hier übergab ich ihm nun den Vortritt und er schickte sich an, das letzte Stück des Hanges steil nach links aufwärts Stufen zu treten. Wir hatten jegliche Vorsicht angewandt und gingen mit angelegter Lawinenschnur in großen Abständen. Da, plötzlich krachte es über uns, „Vorsicht“ schreie ich und ducke mich unter meinen Felsen, und schon rauschte es herab über die Felsen der Ostabstürze und hinein in die glattgefegte Lawinenbahn, auf der die Lawine wie ein Eisstock auf glatter Bahn an den Fuß des Steilhanges hinabschoß und sich dort staut. Mein Begleiter befand sich ungefähr 40 m links oberhalb meines Standplatzes, und etwa 25 m breit und $\frac{1}{2}$ m tief war die Lawine zwischen uns durchgefegt. Mir zitterten die Knie trotz meines gesicherten Standplatzes, und mein Begleiter gestand mir später auf dem Gipfel, daß er glaubte, der Schlag des Herzens würde ihm aussetzen, als er den Schnee über die Felswand herabstürzen sah und nicht wußte, würde die Lawine rechts an ihm vorbeigehen oder ihn noch erreichen. Nach diesem etwas aufregenden Erlebnis hatten wir aber bald das Ende des ersten Steilhanges und damit wiederum eine Mulde gewonnen, aus der der zweite Steilhang ansetzte und hinaufzog zum Sattel zwischen Großem und Kleinem Häußhorn. Riesige Blöcke lagen in der Mulde und schufen die gute Aussicht, wenn wir wirklich vom zweiten Steilhang abrutschen würden, auf diesen Blöcken „weich“ zu landen.

Der untere Teil des Hanges ließ sich gut an. Dann aber war der Schnee vollständig verblasen, so daß wir vorzogen, wiederum die Schier auszuziehen. Da der letzte Gipfelhang oben verdächtig im Licht der Sonne spiegelte und daraus auf starke Vereisung zu schließen war, steckten wir hier die Schier in den Schnee, und lediglich mit den Stöcken bewaffnet, trat ich senkrecht zum Hang Stufen bis hinauf zum Sattel. Nun war es gewonnen, denn den nun anschließenden letzten Hang, der sich bedeutend zurücklegte, konnten wir ohne Schwierigkeiten auf blankgewehstem Firnhang in einer Viertelstunde zum Gipfel, 2295 m, emporsteigen. Zu einem festen Druck fanden sich unsere Hände. Es war das erstemal, daß ich mit meinem Begleiter auf einer Bergfahrt war. Dieser Gipfel hier hatte Kampf gefostet, hatte Einsatz verlangt, hier auf dem Gipfel gestand ich mir nun auch ein, daß es mir Mühe gemacht hatte, den moralischen Schweinehund niederzurufen, denn nach dem Abgang der Lawine war ich bedenklich nahe daran gewesen, umzukehren. Desto größer aber war nun die Freude über das erreichte Ziel. Mir kamen die Seilen des Reichenhaller in den Sinn, der nach der ersten Winterersteigung mit Schiern im Jahre 1922 über seine Gipfelraft geschrieben hatte:

„Das nochmalige Durchleben der letzten Stunden aber hinterließ in uns den bleibenden Eindruck, je härter der Kampf, desto größer der Sieg.“

Ich gebe zu, daß bei wirklich guten, sicheren Schneeverhältnissen das Große Häußhorn ohne besonders große Schwierigkeiten bis zum Gipfel mit Schiern zu ersteigen ist und dann tatsächlich auch für den erfahrenen, hochalpinen Tourenfahrer eine wundervolle einzigartige Schitour ist. Wenn man aber so ungünstige Schneeverhältnisse antrifft, wie wir sie antrafen, dann ist es eine Tour, die neben Erfahrung auch ein gerütteltes Maß an Umsicht und Verantwortung bedarf. Doch der Lohn für unsere Mühe blieb nun auch nicht aus. Heiß brannte die Sonne vom Himmel und machte so die Gipfelraft zu einer unvergeßlichen Stunde. So saßen wir neben dem Gipfelkreuz und waren still geworden. Der Zauber der Gipfelraft, dem sich kein echter Bergsteiger entziehen kann, hatte uns in seinen Bann gezogen. Zeitlos, voll überströmender Freude im Herzen, ging der Blick in die Weite. Heimwehgeföhle überfallen uns nach solchen Stunden, wenn sie im Gleichklang des Alltages ganz plötzlich oft ohne Grund wieder vor uns erstehen, wirklichkeitsnah, erlebnisfrisch, voll der Süße und voll des Zaubers der damaligen Stunde. Gipfelraft! Zauberwort, du großes Glück der Berge...

Sie war aber auch zu schön, diese Raft. Glasklar und duftig stand die Luft um uns, lautlos, kein Luftzug bewegte sie. So ließ sich ohne Behinderung schauen und genießen.

In unfagbarer Schönheit standen die Berge um uns. Es ist unmöglich, mit wenigen trockenen Worten dieses Bild zu schildern. Duster und packend erhob sich direkt vor uns der schlanke turmartige Aufbau des Stadelhornes, unheimlich mit seiner steilen Westwand, in der dämonisch kleine Nebelseen klebten. Heiter und sonnig daneben die weiche Kuppe des Wagendröschelhornes, glihernd im Sonnenlicht, das sich in jeder Geländewelle brach und tausendfach zurückgeworfen wurde. Hochfalter und Wahmanngruppe schlossen sich an, fast das ganze Steinerne Meer war zu überblicken und im Süden das Land der Verheißung und der Sehnsucht, heute auch wieder das Land der Erfüllung, die funkelnde Kette der Gletscherberge von den Zillertalern bis zu den Tauern, der schlanke Gipfel des Großglockners, das Wiesbachhorn und die Klöckerin mit ihren steilen Nordwestwänden. Greifbar nah hatte der Föhn diese Wände herangezaubert. Man glaubte in der Wiesbachhorn-Nordwestwand den großen sperrenden Eiszulst zu erkennen, vielleicht war es auch Täuschung, Einbildung, weil man wußte, daß er vorhanden war, jedenfalls, es war ein Bild, das man nicht mehr vergißt. Im Südwesten aber erhoben sich die Loferer Steinberge mit ihren Schluchten, ihren dunklen Wänden und ihren einsamen Kären. Nach Westen schlossen sich an die Berge des Chiemgautes, das formensöhne Sonntagshorn, Winklmoos, das schneereiche Schiparadies, und dann der Kaiser. Nach Nordosten hinaus der Untersberg und das Lattengebirge. Wie auf einem Schachbrett ausgebreitet lag zu Füßen die Reiteralpe mit ihrer gipfelreichen Umrahmung.

Und nun habe ich lange genug von den großen Wundern der Häußhornrundschau gesprochen, nimmer vergesse ich darüber die Schönheit der Täler. Begeistert der Tiefblick auf den Markt Lofer, auf das grüne Tal im Schmutz des Frühlings, auf den silberhellen Lauf der Saalach, auf Äcker und Wiesen.

So verging diese einsame Gipfelkraft auf dem Großen Häußhorn zu schnell. Der Zauber der Stunde zerfloß wie Morgennebel im Sonnenlicht, nicht ließ er sich festhalten und mit nach Hause nehmen. Das Einzige was bleibt von solchen Stunden des Glückes auf lichten Gipfeln ist Erinnerung in stillen Stunden und Sehnsucht nach ihnen.

Zum letzten Male sahen wir hinab in das Tal von Lofer, dann nahmen wir unsere Rucksäcke und stiegen talwärts. Noch aber neigte sich der Tag nicht, noch lagen Stunden vor uns, die wir nützen wollten, noch einmal wollten wir hinaufsteigen zum Licht der Sonne, zur Erfüllung des Gipfels, zum wunderbaren Schigipfel des Wagendröschelhornes.

Bald waren wir bei unseren Schiern angelangt, vorsichtig fuhr ich in den ersten großen Steilhang. Es ging besser, wie ich geglaubt hatte, also flott weiter, und schon schwindelte ich mich zwischen den großen Blöcken hindurch in der ersten Mulde zum Beginn des zweiten Steilhanges vor. Hier wartete ich etwas auf meinen Begleiter, der ruhiger und bedächtiger abfuhr, dann ging die Fahrt weiter, hinein in den zweiten Hang. Bei der Abfahrt hielt ich mich weiter rechts wie beim Aufstieg, da durch die fortschreitende Erwärmung die Gefahr des Wächtenabbruches vom Kleinen Häußhorn noch größer geworden schien. Eine Spitzkehr im obersten Teil des Steilhanges konnte ich nicht vermeiden, dann ließ ich die Schier hineinlaufen, drehte auf der glattgewalzten Lawinenbahn einen Verzweigungskristiania, den ich nur um einen Bruchteil von Sekunden noch abfangen und so einen Sturz vermeiden konnte, dann aber schuß hinein in den Hang, und gerade noch gelang es mir bei dem schweren Schnee am Lawinengegel rechts vorbei in die Häußgrube zu kommen. Unglaublich schnell und mit viel Glück war ich hier sturzfrei heruntergekommen. Nun fuhr mein Begleiter nach. Scharf und schneidig setzte er einen Kristiania in das obere Drittel der Steilstufe, der Erfolg machte ihn frech und übermütig, einen zweiten, und dann war das Unglück geschehen, der Schnee stoppte, er stürzte vornüber, an ein Halten war bei dieser Neigung des Hanges nicht mehr zu denken, und schon fuhr er mit dem Kopf voraus den Steilhang

herab. Nach einigen bangen Sekunden gelang es ihm, sich geistesgegenwärtig noch einmal zu überschlagen und wenigstens die Füße mit den Schiern talwärts zu bringen und so am Fuße des Steilhanges zu landen, wo er sich schimpfend und fluchend den Schnee aus Mund und Nase, aus Hals, Ohren und Taschen kratzte und schüttelte. Als ich sah, daß alles gut abgelaufen war, konnte ich mir die böshafte Bemerkung nicht versagen, daß „man natürlich auch so herunterkommen könne“. Nachdem der Akt der Reinigung abgeschlossen war, schwangen wir mit einigen Kristianias über die letzte kleine Steilstufe in das Rofskar hinab. Riesige Felsblöcke, auf denen es sich so fein sonnen ließ, schufen in der tiefen geschützten Mulde des Rofskars ideale Plätze zur Mittagstrast, die wir über eine Stunde ausdehnten. Was uns gestern auf dem Schottmalhorn entgangen, hier holten wir es reichlich nach, saul lagen wir in der Sonne und träumten. Liebe Menschen, die nicht mehr oder weit entfernt sind, trafen aus der Erinnerung in den Kreis der Gedanken. Willi Welzenbach, der tote Held vom Nanga Parbat, an den die greifbare Plastik der Wiesbachhorn-Nordwestwand, deren erste Begehung ihm 1924 gelungen war, gemahnte, den seit meiner frühesten Jugend zu kennen ich das Glück gehabt hatte, der der geistige Vater meiner Bergliebe geworden war und der mit manchem Ausrüstungsstück und manchem Rat in der Frühzeit meiner bergsteigerischen Betätigung mir zur Seite stand, dann mein Freund Frits, der mir Führer geworden im Zauberreich von Fels und Eis, mit dem eine fast achtjährige gute Bergkameradschaft mich verbunden und der im Frühjahr 1932 nach Kanada ausgewandert war, um dort das Brot und die Arbeit zu suchen, die das 1932 so arm gewordene Deutschland ihm verweigerte. Ich dachte daran, ob wohl die Berge ihm noch Erfüllung sein würden, oder ob nur die Erinnerung an das Glück einstiger Schönheit und Taten ihm verblieben...

Aber auch kostbare, unvergeßliche Fahrten vergangener Jahre entfielen dem Schrein der Erinnerung, wie Traumsommenglück standen sie vor mir, dann aber trat wieder gebieterisch die Wirklichkeit vor alle Träume, denn lodend stand vor uns die breite, massige Kuppe des Wagendrischelhornes, 2252 m, der bekannteste und meistbefahrenste Schigipfel der Reiteralpe. Über weiche, wellige Schihänge spurten wir hinauf zum Unteren Plattelkopf, 2111 m, und querten dann nach rechts hinüber auf harmlosen Hängen zum Gipfel des Wagendrischelhornes. Wieder wurde uns das Glück der Gipfelrast in reichstem Maße zuteil, wieder freuten wir uns der wundervollen Rundsicht, die jener vom Großen Häußhorn nur wenig nachstand, ja sie sogar in Richtung Stadelhorn und Mühlsturzhorn noch übertraf. Das Mühlsturzhorn ist der alpinste der Schigipfel der Reiterhochfläche und daher auch der am seltensten erklimmene. Man kann es schon fast nicht mehr als Schigipfel bezeichnen, denn seine Nordflanke, über die der Aufstieg zum Gipfel führt, ist unvorstellbar steil, und nur wirkliche Köhner dürfen es bei besten Verhältnissen angehen.

Dann kam die Abfahrt vom Wagendrischelhorn hinab in das Rofskar, die etwas ganz hervorragend Schönes war. Trotzdem der Schnee nicht besonders gut war, schwangen wir doch flott über Mulden und Hänge hinab. Bei wirklich gutem Schnee ist es eine Abfahrt, wie man sie sich schöner und idealer nicht vorstellen kann, baumlose, große freie Hänge ziehen leicht gewellt talwärts. Ein kurzer Anstieg auf den Sattel, der das Rofskar begrenzt, noch einmal sahen wir zurück auf das Große Häußhorn, das uns heute eine so erlebnisreiche wundervolle Fahrt geschenkt hatte, wenn wir uns auch den Sieg wirklich hart genug hatten verdienen müssen, und auf das Wagendrischelhorn, diesen prächtigen Schiberg, von dem wir eben in jauchzender Fahrt zu Tal geglitten waren; noch einmal umfaßte der Blick aus dankerfülltem Herzen diese beiden so grundverschiedenen und doch jeder in seiner Art so schönen Berge. Dann wandten wir die Schier talwärts und schwangen in flotter Fahrt die Rofgasse hinab der Hütte zu. Leise klang der Tag aus, als wir im letzten Licht des Tages über welliges Gelände zur Traunsteiner Hütte

hinüberbummelten. Hoch oben auf dem weißen Gipfelhang des Großen Häußlhornes lag das letzte Licht des Tages gleich einem funkelnden Perlendiadem, während die Abfälle der Windlochköpfe düster und drohend aus der Dämmerung des Abends aufstiegen. Wir aber lehnten aufatmend die Schier an die Hütte und dankten dem gütigen Geschick, das uns einen solchen Tag hatte erleben lassen.

Spät abends trat ich noch einmal allein vor die Hütte. Weich flimmernd leuchteten die Sterne vom dunklen Himmel, lautlos war die Nacht, da gingen wie von selbst die Gedanken wiederum weit zurück. Wie viele Jahre hatte ich eine Winterersteigung des Großen Häußlhornes als sehnlichsten Wunsch in mir getragen. O Glück des Wünschens, denn nun, da der Wunsch Tat geworden, war die Tat schon wieder versunken, verflungen. Um ein Wissen, um eine Erfüllung war ich reicher, um eine Sehnsucht aber ärmer. Der Trost blieb mir ja, ich wurde diese Armut nicht gewahr, denn es ist doch so in unserem Bergsteigerleben, daß wir nie wunschlos werden, sondern die Gedanken schon wieder neuen Taten nachjagen, wenn einer langen Sehnsucht Erfüllung noch leise nachklingt.

Und dann kam der Abschied, der letzte Tag. Er war sonnengolden über den Gipfel der Reiteralpe heraufgestiegen, da verabschiedeten wir uns von den freundlichen Wirtsleuten der Traunsteiner Hütte, deren Gäste wir fünf Tage lang ganz allein gewesen waren, und fuhren hinüber, auf und ab, zum Schreckfattel. Hier versteckten wir die Rucksäcke und schleiften weiter zur Bodentrainalm, von wo aus wir gemächlich in einer halben Stunde zum Wartsteinkopf anstiegen. Man hält es kaum für glaublich, daß der Wartsteinkopf, der nach Nordwesten mit seiner kühnen Kante ins Tal niederseht, von hier aus so leicht und gemütlich zu ersteigen ist. Etwas Abfahrt und dann ein kleiner Aufstieg brachten uns noch auf das Hintere Feuerhörndl, 1718 m, den Nebengipfel des Wartsteinkopfes, und was wir uns erhofft hatten, das traf auch ein: in unbeschreiblicher Wuchtigkeit zeigte sich von hier aus die Wartsteinfante, ein prächtiges Bild. Dann ging es zurück zum Schreckfattel, und diesmal benützten wir nun als Abstieg den Viehschred, der uns bequem an den Fuß der Felsstufe brachte. Die Schier wurden angeknallt, und dann fuhren wir hinunter zur Schreckwiese, leider in frankem faulem Schnee, in dem man zeitweise knietief einbrach, so daß es keine Abfahrtsfreuden waren. Dann aber war der Schnee zu Ende und damit auch der Schiwinter 1935/36. In der warmen Frühlingssonne wanderten wir hinab zum Soderbauern, silbern blaute der Tag, Sonnengold leuchtete durch die Bäume und lag breit auf den mächtigen Nordwestabstürzen der Reiteralpe...

Mit einem unsagbaren Gefühl der Freude im Herzen flogen wir ins Tal zu den Menschen und wanderten hinaus nach Oberjettenberg. Hatten wir auch nicht gerade günstig zu nennende Schneeverhältnisse angetroffen, so hatten uns doch diese Tage viel des Schönen schauen und erleben lassen. Fünf Tage waren wir ganz allein auf der Weite der Reiteralpe herumgezogen, fünf Tage waren wir Fürsten eines Reiches gewesen, das uns ganz allein gehört hatte, und als der Zug Reichenhall verließ, da war es die unglaublich kühne Wartsteinfante, die aus der Dämmerung des Abends, scharf profiliert, uns den letzten Gruß nachwinkte und die mit einem Gefühl des Dankes für diese schönen Tage den Wunsch wachwerden ließ, bald wiederkommen zu können, um dann bei guten Schneeverhältnissen noch einmal erleben zu können, was uns die vergangenen fünf Tage immer liebenswert machen wird...

Schifahrten auf der Dachsteinhochfläche

Von Rolf Werner, Wien

Dachstein und Schnee sind mir fast dasselbe geworden: sei es, daß die Gedanken zum ersten Bergerleben eilen, das das große Geschehen eines entfesselten Schneesturmes brachte, sei es in der Erinnerung an das erste Werden um die Fahrt über die weite Hochfläche über den steilragenden Wänden oder auf das Warten auf die Durchsteigung der Südwand. Doch dann, nach Werden und Warten, nach Hoffen und unerfüllter Sehnsucht, nach fallenden Floden und wüstem Sturme, dann tritt der Schnee in anderer Form in die Erinnerung: ist nicht mehr der sichtbardeckende, kalte, wirbelnde Begleiter, der Hoffnungen ersticht und das Land eintönig und grau gestaltet, sondern der Ausdruck höchster Vollendung zarter, vergänglicher Bauwerke der Natur, erfüllt ein leuchtendes, strahlendes, unendlich glücklich machendes Land, das die Treue vergilt, die ich ihm gehalten hatte. Und so zählen die Wege über die weiten Flächen, im heißen Strahlenscheine der Sonne zu den schönsten, die ich gehen durfte. Mag die Erinnerung — verteilt auf zwanzig Jahre Bergerleben — sprechen:

Im Winter zur Hospürglhütte

So kam ich erstmals zu den hohen Bergen: mit zwei blutjungen Gefährten, im Bergstieg unterwandert wie ich. Mit Schihölzern, die an den Füßen schlenterten, weil die Bindungen aus der Anfangszeit des Schilauens stammten, mit Rucksäcken, vollgepfropft mit allerlei unnützen Dingen. Und doch mit Zielen, die so gar nicht zu den Kenntnissen paßten.

Krieg war ja an den Grenzen. Wer lehrte da schon Jungen, die noch zu jung zum Kampfe an der Front waren, den Kampf in den Bergen? Klettergärten, Übungswiesen — das waren bisher unsere Berge gewesen, die Lehrherren jedoch waren wir selbst. Wie Heldenjagen lasen wir die wenigen Bergbücher, die wir ergatterten konnten. Saß für Saß verschlangen wir mit der Inbrunst von dankbaren Gläubigen. Felsstürme galten uns mehr als die Säulen der griechischen Antike, nie geschaut, aber so heiß ersehnte sonnige Schneefelder gaben dem Leben zwischen Not und ungewisser Zukunft ein leuchtendes Ziel. Ein Ziel allerdings, das so ferne schien, wie nur irgendein unerreichbarer Wunsch. Damals las ich ein Hohes Lied vom Gosaukamm. Von den bizarren Türmen, die da weltverlassen sich gegen den Himmel reden, die hoch über dunklen Seen in den blauen Äther ragen, die gleich erstarrten Titanen ein einsames Land bevölkern, fernab vom Herdentrieb der Menschen. Diese Taten reihen sich an einen, der ihr Führer zu sein scheint: die Bischofsmütze.

Sie zu sehen, war meine erste Bergsehnsucht. . .

Dann kam der Tag, an dem wir zu ihrem Fuße stiegen. Des Winters flockiges, weißes Kleid lag über den Halben, die wir durchstiegen, lag auf den Bäumen, zwischen denen wir dahinschritten. Lag dichter noch oben auf den baumlosen Hängen, die erstmals den Blick zu niegeahnter Schönheit freigaben. In der Ferne, im Süden und Westen, streifte das helle Blinklicht der untergehenden Sonne weite, weite Felder von Schnee. Felder, die die Formen der Berge angenommen hatten, die sie ummanteln. Heller Glanz strahlte von diesem unendlich erscheinenden Wunderlande, grüßte erstmalig als großes Erleben, das der Inhalt eines Lebens werden sollte.

Vor mir aber ragte das Ziel erster Bergsehnsucht. Nichts, nichts wußte ich von solchen

Felsbollwerken, hatte nie geahnt, wie hoch die nüchterne Zahl 2455 *m* erscheinen konnte. Staumende Ergriffenheit hielt mich ganz und gar gefangen, durchwühlte sieghaft die unfertige Jungenseele, zerbrach schüchtern gehegte kleine Ideale, erdenschwere Ideen und unausgegorenes Wollen. Der Berg war in den Gedankenkreis meines Lebens getreten.

Der Berg, die felsige Zinne, deren Anblick mir solange Sehnsucht gewesen war, ragte aus Halden von Schnee, ragte selbst übersät mit weißen Schneehäubchen, insoklange solche auf kleinen Abhängen der prallen Wände Platz gefunden hatten.

Wir schritten näher zum Berge. Hatten eine Eisart mitgenommen, ein festes Seil und viel frohen Mut. Whten ja nicht, daß uns der winterliche Berg von sich werfen könne, so leicht, wie ein Windstoß ein Blatt verträgt; daß spiegelndes Eis unter trügerischer Schneedecke den ungelübten Fuß straucheln machen, daß zur Tiefe rauschende Schneemassen uns ins kühle Nichts reißen konnten. Jungen waren wir mit viel Mut, mit noch mehr Unverstand jedoch. Der Berg strahlte, lockte, war groß, stolz und schön!

Dann aber war er gnädig mit uns. Zeigte in wenigen Minuten, wie lächerlich das Beginnen von drei Menschlein sei, die, doppelt schwach, auch nur in Gedanken an einen Sieg zu glauben wagten. Der strahlende Berg wurde zur Harfe des Sturmes.

Im Nordwesten stieg eine gelbe, unheimliche Wolke auf. Urplötzlich peitschte der Sturmwind das Land. Pfeifend spielte der Sturm ein graufiges, ganz großes Lied. Felsige Pfeiler, Klüfte und Scharten wurden zu den Saiten seiner Harfe. Dann jagten auch schon ganz klein gekrümmelte Schneekristalle daher, überzogen das weite Land mit völliger Sichtlosigkeit. Nur das heulende, tobende, pfeifende Lied des Sturmes beherrschte das Bergland. Zur letzten Minute erreichten wir die Hospürghütte.

Der Rückweg, in mannstiefem Neuschnee, den die Sturmnacht gebracht hatte, war hart zu erkämpfen. Doch das Glück war uns an diesem Tage hold. Unversehrt gelangten wir wieder ins Tal.

Simonshütte—Gjaidsteinsattel—Brünner Hütte —Hirzberg—Kainisch

Ein Traum: Ein Morgen erwacht, eisgrau sind die Kalkriffe, die kalt, schneeüberzudert aus den Gletschern, den weiten, weiten Schneefeldern ragen. Ganz leicht segt ein kühler Morgenwind über die unendlich erscheinenden Flächen. Rieselnde Schneekristalle kispeln ein leises Lied von Einsamkeit und Weite. Dann leuchtet der Himmel im Osten: der Gott der Schönheit bringt uns sein Geschenk, hebt aus der Tiefe des Weltalls die leuchtende Kugel empor, die einen strahlenden Tag hindurch Glück beschert, ganz unirdisch schön. Glück des sonnigen Leuchtens, des Blinkens und Glitzerns, Glück des Wanderns in strahlendem Sonnenlande. Glück des Gleitens, des Steigens, Glück endlich der Schau über welligen Schnee, tief hinein in blauen Himmel, weit, weit, in nicht zu erfassende Ferne.

Traum war dies alles — Traum von diesem Wege. Traum ist es geblieben.

Wir hofften. Hofften, soweit eine ganz schlechte Wettervorhersage noch eine Hoffnung ließ; denn es gab kein Wort von möglicher Besserung.

Die Wassertropfen klatschten nur so auf den Spiegel des Hallstätter Sees, als wir im Fährschiff darüber fuhren. Nur ab und zu mischte sich ein Schneeflocken unter die Tropfen und gab den drei Paar Brettern, die auf dem Fährschiff standen, wenigstens einige Berechtigung zur Überfahrt. Nach eingenommenem Frühstück litt es uns nicht mehr in der Behausung, die wir aufgesucht hatten — wir wollten weiter. Wohl könnte das Wetter nicht schlechter sein, als es sich uns zeigte. Die Gegend schien etwa 100 *m* über dem Tale aufzuhören, denn graue Nebel schnitten ohne Rücksicht auf stimmungs-volle Bilder, auf Bäume und Felsen das Land einfach ab.

Durchs Echerntal gelangten wir allmählich in das winterliche Reich. Alles ist ähnlich

wie vor vielen Jahren, und ich erinnerte mich, wie wir damals staunend das Herabstürzen der Lawinen beobachtet hatten, die über die „Martinswand“ mit lautem Getöse herunterstäubten, aufklatschten und zum Stillstande kamen. Auch die Qual war nicht vergessen, die uns das Gehen mit den Brettern bereitet hatte, um die als Steighilfe lediglich Schnüre gewickelt waren, die sich natürlich immer dann loderten, wenn ihr festes Haften nötig gewesen wäre. Wieviel leichter und rascher stiegen wir nun bergan! Bei der nunmehr bewirtschafteten Tiergartenhütte trafen wir Menschen, die von oben kamen. Sie schilderten die Lage trostlos. Schneesturm, Sturm — das wiederholte sich immer wieder in ihren Erzählungen. Dennoch gingen wir weiter. Herrengasse, Wiesbergshöhe — Sturm! Und ganz böse empfing er uns beim Aufstieg zur Hütte: da peitscht uns ein Nordweststurm von unerhörter Kraft, schleudert uns ganz kleine Schneeförnchen in die Antlitz und will uns unbedingt die Schier, die wir an dieser Stelle abgeknallt haben, entreißen. Aufatmend treten wir als einzige Gäste in die Hütte.

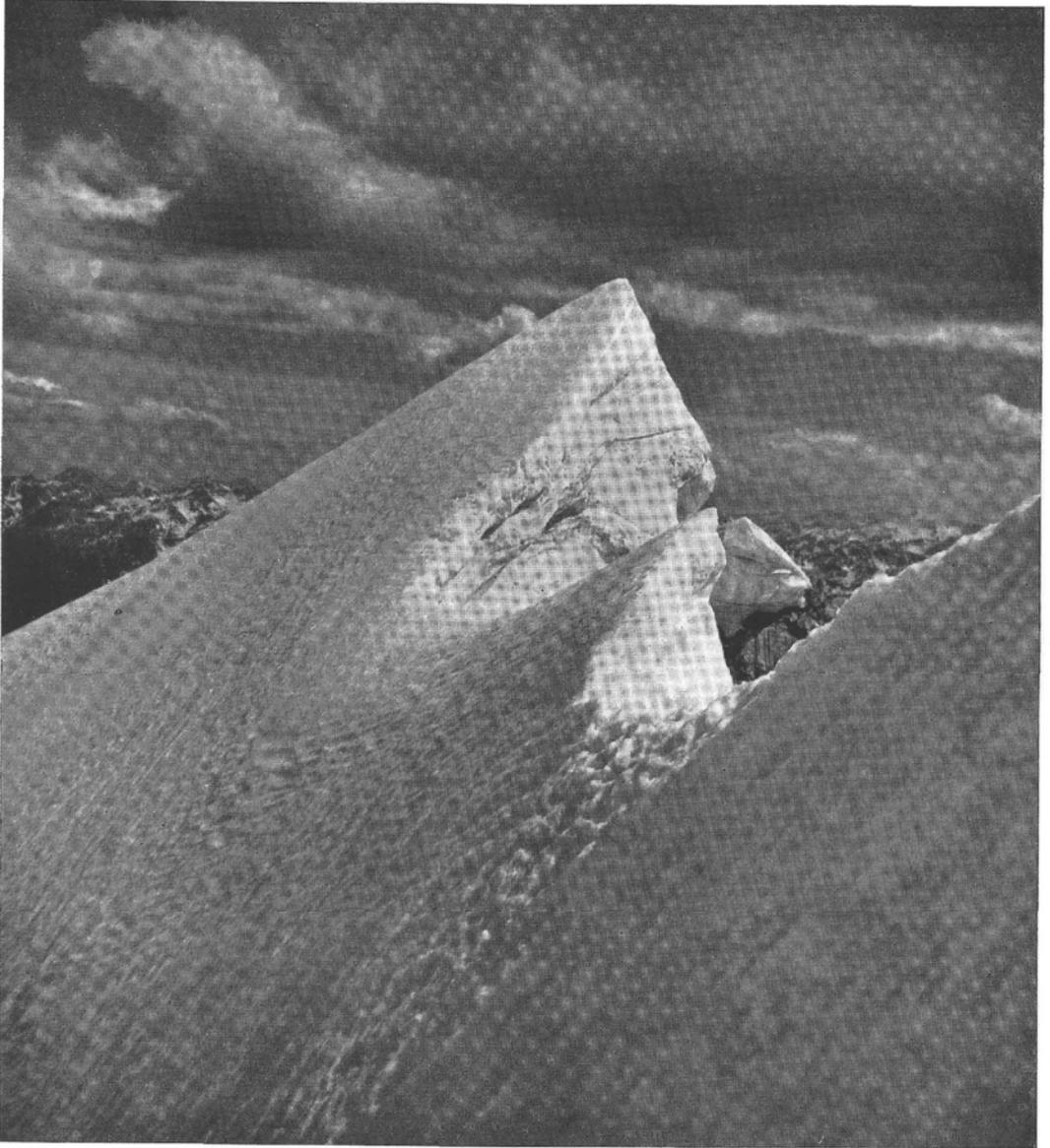
Dann folgte der Kampf ums Wetter. Mit der „Aussschau“ begann er. Dann entwidelte sich in viertelstündigen Zwischenräumen ein natürlich verbotenes Geklopfe auf dem Barometer und als dies auch nichts half, beschritten wir den neuzeitlichsten Weg der Wetterbeschwörung — Streifzug durch den Äther! Daß es in Wien regnete, wunderte uns ja nicht. Unangenehmer berührte es uns aber, daß es auch in München und Zürich regnete und schneite, daß man uns so gar keine Hoffnung auf Besserung machte. Da gaben wir es auf, in die Ferne zu schweifen, wenn das Gute so nahe lag: ein nettes Hüttenleben bei knisterndem Feuer, bei dampfender Suppe, bei gemütlichem Gespräche mit den freundlichen Bewirtschaftern. — So kam die Nacht.

Was war das nur? Sphärenklänge durchwoben den kühlen Schlafraum. Morgengymnastik aus Stuttgart! In zahlreiche Decken eingehüllt, lauschten wir den freundlichen Tönen, dazwischen dem heulenden Seufzen des Sturmes, der um die Hütte strich, sich an den Drahtseilen pfeifend schnitt. Morgengymnastik — wir mußten lachen! Und doch rüttelten diese Klänge an unserm alpinen Gewissen. Mäglich entledigten wir uns unserer Nachtausrüstungen, schlichen in die Küche hinab und dann begann das alte Lied: Wetterschau, Barometerbeklopfung. Trostlos das Heulen des Sturmes, des gepeitschten Schnees! Da beschloffen wir, den Gletscher zu „besichtigen“, jeder wohl mit dem stillen Hintergedanken, so rasch als möglich ins Tal zu kommen. Für „alle Fälle“ studierten wir aber noch genau die Strecke zum Gaidsteinsattel und weiter zur Brünner Hütte.

Dann traten wir in den Sturm. Ganz tief war die Schneelage beim kurzen Abfahrtsstüde zum Hallstätter Gletscher. Antauchen mußte man, um bergab zu kommen. Doch wir wollten versuchen, ein Stück bergan zu steigen. Richtung Eisstein nahmen wir nach Kompaß und Gletscherform. Höher und höher kamen wir. Nichts war zu sehen, als die verummten Gefährten im wüsten Schneesturm. Undeutlich sahen wir dann die Felsen des Eissteins. Wir wechselten die Richtung, bogen scharf nach links ab. Die „Dirndl“ — einen Augenblick dräut ihr massiger Felsbau durch den Nebel. Fort ist er dann wieder, stärker und stärker wird der Sturm — ein flacher Felsrücken zur Linken —, wir stehen im Gaidsteinsattel. Arg tobt der Sturm. Jetzt heißt es entscheiden: weiter oder zurück. Wir wählen den Weiterweg. Legen die Abfahrtsrichtung über den Schladminger Gletscher fest — jagen dann im Schuß ins graue Nebelmeer.

Und unsere Beharrlichkeit wurde belohnt. Fast genau bei einer Markierungsstange landeten wir am unteren Ende des Gletschers und sahen nun, daß eine Reihe weiterer Stangen den Weiterweg kennzeichnen. Jubelnd glitten wir daher weiter, bergauf, bergab in welligem Gelände. Sahen die felsigen Massen des Landfriedsteins zur Rechten, stiegen einmal hoch an, grüßten mit den Blicken die unverkennbare Gestalt des Felssteins und sahen die Stangenbezeichnung vom und zum Guttendberghaus.

Die unübersichtliche Hochfläche des „Steins“: bergauf, bergab führt der Weg. Der Sturm peitschte über die weite Fläche. Doch was tat's uns nun, da wir uns auf der



Die Lorfsteinwächte



Mitterspitz-, Dachstein- und Dirndl-Südwand von der Unteren Windlucke

richtigen Fährte wußten? Endlich, nach langem Wege, sahen wir einzelne Bäume. Wir krochen ins Zelt, Mittagrast zu halten. Bald wurde es jedoch bitter kalt.

Etwas 8 km Luftlinie trennten uns noch von der Brünner Hütte. Wir benötigten, um sie hinter uns zu bringen, nicht weniger als 5 Stunden! Ganz unerhörte Schneemengen hatte der Sturm ins waldige Gebiet zusammengeweht. Abfahrt gab's nur an den steilsten Stellen. Jeder Schritt bergauf war ein Kampf, mußte förmlich ausgepflügt werden. Nur gut, daß wir alle drei uns mit wahrer Begeisterung zur Spurarbeit drängten. Stunde um Stunde verrann, wühlten wir uns einen Weg zum Ziel. Sanken stets bis über die Knie, oft bis zu den Hüften im lockeren Schnee ein. Auf — ab, auf — ab, endlich entscheidende Abfahrt, Hangquerung, der Hirzbergweg! Da trabten wir nun raschen Schrittes zur Brünner Hütte.

Schon war's wieder Nacht geworden. Freudig begrüßten wir die Lichtlein, die uns schienen. Weiß wie Schneemänner betraten wir die Hütte.

Doch es schneite weiter. Es ward nicht besser. Wir wollten jedoch den begonnenen Weg beenden. Der Hirzberg galt als nächstes Ziel. Vier Stunden wühlten wir uns zu ihm empor. Im Walde wieder ungeheure Schneemengen, die Schritt für Schritt mühselig erkämpfen ließen. Weiter oben, dort, wo es heißt, sich scharf nach links wenden, um den erkorenen Gipfel zu erreichen, war der Neuschnee abgeblasen, dafür wehte auch jetzt noch ein Sturm von nicht unbeträchtlicher Stärke und Kälte. Zur Mittagstunde standen wir auf dem Gipfel des *H i r z b e r g e s*, 2044 m. Nebel gab uns nur auf wenige Schritte Sicht. Wir überlegten: nach Nordosten kämen wir auf die bezeichnete Führe, die nach langem Lauf bergauf — bergab schließlich zum *H o c h m ü h l e c k*, 1720 m, dem Hausberg der Mitterndorfer Schiläufergemeinde bringt. Doch diese Fahrt war mir schon gut bekannt — einmal hatten wir sie sogar mit Besteigung sämtlicher Gipfel vom Stoderzinken, 2047 m, bis zum Hochmühleck in einem Zuge als Sonntagsfahrt von 3 Uhr früh bis 17 Uhr ausgeführt. So führen wir über den Hirzberggrat in der Richtung gegen Rainisch ab. Wellige Umböden wären so wundervoll für Fahrt und Lauf — doch wieder hemmen ungeheure Schneemengen das Vorwärtstommen. Bergauf — bergab geht's weiter.

Endlich letzte Abfahrt. Im Schuß durchheilen wir steilen Wald, einen Schlag, dann landen wir im Tale und laufen auf einem Weglein nach Rainisch. Das Ziel ist erreicht.

Der Traum aber von der sonnenbeschiedenen, welligen Hochfläche im Kalkgebirge, vom Lauf im sprühenden Schnee, von der Schau auf hochragende, schneeüberzuckerte Kalkriffe, vom goldenen Scheine der Sonne und vom blauen Firmamente über diesem Lande war ein Traum geblieben...

Simonshütte—Dachsteinwarte—(Gjaidsteinumfahrung) —Hoher Fkog—Weittal

Bergnützungszug ins Salzkammergut, das bedeutet: lufthungrige Menschen, die zu friedlichen Wanderungen ausfahren, heimkehrende Töchter und Söhne, sommerfrischen-beflossene Eltern und mitten drinnen unter den frühlingstfrohen Menschen da und dort, verstoßen, versteckt Schier, Stöcke, große Rucksäcke. In Hallstatt aber bemerkt man, daß es doch nicht gar so wenige sind, die da noch zur winterlichen Höhe wollen. Das konnte ja wieder einmal ein gehöriger Wettlauf werden, um in der Tiergartenhütte noch Lager zu friegen! Doch wir hatten diesmal eine erprobte „Kannfanone“ mit, so daß wir uns recht sicher fühlten. Die Hauptsache war, das erste Schiff über den See zu erwischen und dann rasch auszustiegen. Dies gelang. Bald hatten wir die Führung im nächstlichen Marzöche. Für mich kam allerdings nur in Frage, im geschlagenen Felde zu landen, da eine schiläufersiche Fußverletzung mich einige Zeit überhaupt außer Gefecht gesetzt hatte und die Fahrt wieder die erste größere nach längerer Pause war. Bald — schon im Echerntal — zog unser „Kannpferd“ davon. Ich will davon schweigen.

daß das Rutschen und Gleiten in finsterner Nacht nicht gerade zu den Unnehmlichkeiten des Lebens gehört. Während unser erster in unsichtbare Weite entschwinden war und nach 1 Stunde und 45 Minuten vom Schiff weg die Tiergartenblüte erreicht hatte, landete das „geschlagene Feld“ fast eine volle Stunde später. Aber wir konnten auf den ergatterten Lagern prächtig schlummern.

Der Morgen war hell — endlich hell nach dem langen Werben um das weiße Land! Gar zeitig waren wir daher im Freien, um 7 Uhr setzten wir uns in Bewegung. Bald waren wir in der „Herrengasse“. Lichter und lichter wurde es um uns, der Schnee leuchtete im Glanze der ersten Sonnenstrahlen, und als wir beim Wiesberge anlangten, lag bereits ein herrlich erscheinendes Schneeland vor uns. Rasch ging es weiter, an den Fuß des *Taubenriedels* heran und über seinen Steilhang hinan zur Simonyhütte, die wir um 9 Uhr erreichten. Nun sah ich, erstmals zur Schneezeit, die weite Fläche des Hallstätter Gletschers im Glanze der Sonne. Das war so, wie ich es erträumt hatte, und doch noch viel schöner. Denn das Strahlen und Leuchten schien aus einer anderen Welt zu kommen, und der Dachstein und seine Trabanten, die ich solange nicht hatte erschauen können, sie schienen mächtiger und erhabener, als die Erinnerung mir vorgezaubert hatte. Schneeüberzuckert waren die Felsen und die noch unberührten Hänge zeigten sich in lodender Schönheit. Kein Wunder daher, daß wir nicht lange der Ruhe fröhnten, sondern alsbald über den Hang zum Gletscher hinabführen und auf diesem selbst anstiegen. Der Eisstein, jene eigenartige Felsinsel, die sich mitten im Hallstätter Gletscher erhebt, wurde an seiner Ostseite umgangen und dann ging's geradeaus zur *Dachsteinarte*, 2740 m. Wundervolle Blicke hatten wir auf die steile Dachstein-Südwand und hinab ins Tal, zur Hochfläche der Ramsau. Manchmal kamen leichte Nebel auf, umspielten die Felsen der „Dirndln“ und des Dachsteins, verschwanden dann wieder und gaben die Berge frei. Ich blieb hier, denn schon zeigte sich, daß mein eben geheilter Fuß Schonung verlange. Meine Gefährten aber vollführten eine schöne Fahrt, von der sie am Abend begeistert erzählten: an den „Dirndln“ vorbei ging's zum *Gjaidsteinsattel*, 2647 m, und aus diesem über den Schladminger Gletscher in rascher Fahrt bergab. Dann wurde die Schibezeichnung zum Guttenberghaus ungefähr bis zum östlichsten Ende des Landfriedsteins verfolgt und von hier über weite Schneefelder gerade nach Norden zu vorgestoßen. Der Gjaidsteinzug blieb immer in gemessener Entfernung linker Hand. Durch diese weiten Kare erreichten die Kameraden nach etlichen Stunden die *Gjaidalen*, 1739 m, die in ihrer einsamen und weltfernen Lage ein ganz wundervoller Ort für Schilau und Raft, für Bergstieg und weite Fahrt bildet. Um den Nordfuß des Gjaidsteinstodes herum gelangt man dann nach dieser ganz prächtigen Fahrt und einigem Anstiege wieder zur Simonyhütte zurück. Ich aber war nach längerer Raft und andächtiger Schau schwunglos über den Hallstätter Gletscher abgefahren und hatte dann, auf aperen Felsen liegend, den Tag verträumt, der mir erstmals Sonne über dem Schneeland des Dachsteins gebracht hatte.

Am nächsten Morgen schwere Nebel, so daß es aussah, als wolle sich baldigst ein Unwetter daraus entladen. Wir zögerten mit dem Aufbruche, wollten wir doch auf unbezeichnetem Pfade, über den Hohen Trog ins Weittal und von dort ins Tal¹⁾. Endlich entschlossen wir uns doch, loszuziehen. Kurze Abfahrt von der Hütte nach Westen — dann Wanderung über verschneites Karrenland und über steilere Hänge, auf einer nach links aufwärts ziehenden Rampe in den „*Hohen Trog*“, 2354 m. Und siehe da: während wir aus der Mulde zum schönen Schneekamme stiegen, wurden die Nebel vertrieben, und als wir westwärts zu blickten, unserem Weiterweg entgegen, gab's nur noch Weite und Schnee, nichts aber war von Wolken zu sehen. Das Tal, in das wir

¹⁾ Der Übergang über den Hohen Trog wurde vor kurzer Zeit mit einer Winterbezeichnung versehen. Die (beträchtlich steile) Abfahrt aus der Scharte ins Weittal entlang der Bezeichnung deckt sich nicht mit der geschilderten.

— vorläufig ist's uns noch unklar wie — hinabgelangen sollen, ist wundervoll anzusehen. Beiderseits erheben sich steile Wände, welliges Schneeland dazwischen läßt uns schon frohe Fahrt erhoffen und mitten drin in diesem Schneelande, zwischen den weißen Hängen, ist ein kleiner Felszaden, der das Land beherrscht. Daß wir ihn ersteigen würden, stand auch gleich fest. Doch wie in das Tal hinabkommen? Die Hänge vor uns waren so steil, daß die Abfahrt nicht ratfam erschien, doch der Führer wies nach Norden, und wir folgten dem gedruckten Ratsschlage. Und siehe da, es fand sich auch dann eine Stelle, die es erlaubte, zwar steil, aber schön auf nach Nordwesten zu geneigtem Hange abzufahren. Bald waren wir nun in der Nähe des Gipfels und nach ein paar Schritten auf schmalen Kamme auf dem netten Hochsitz des *W e i t t a l g j ä h l ö s s e l - t o g e l s*, 2166 m. Neben ihm ließen wir uns, bei prächtigem Sonnenschein, zur Rast nieder. Es ist hier, in dem einsamen und weltfernen Rare, ganz wundervoll schön. Doch die ewige Unrast ließ uns nicht allzulange ruhen, sondern bald drechselten wir ein paar Schwünge, um vollends ins Rare zu gelangen. Unterhalb der Hofwandsharte fand sich wieder ein prächtiger Rastplatz. Doch diesmal wollten wir fleißig sein, beschickten den Roher mit Schnee und Feuer, und während Teewasser gebraut wurde, stiegen wir nach Süden zu, in die steil ober uns gelegene *H o f w a n d s h a r t e*, 2197 m, und auf die westlich von ihr gelegene, leicht zu erreichende *H o h e H o f w a n d*, 2243 m. Wundervoll war's hier heroben, denn dieser Hochsitz bietet eine ganz außerordentliche, schöne Aussicht und wieder hat man das beseligende Gefühl, das bei allen Dachsteinfahrten um uns ist: Einsamkeit und Weite verbinden sich zu herrlichem Erleben und lassen auch uns Nachfahren, denen nicht viel oder gar keine Forscher- oder Erschließertätigkeit mehr beschieden ist, die meist schon erkundete Pfade im Tale und auf den Bergen zu gehen gezwungen sind, ein wenig des Glücks empfinden, das Forscher und Wegsucher in weltferner Einsamkeit empfangen. Ewig könnte man hier bleiben und träumen, nicht von Zielen, sondern nur der Weite, der unendlichen Ferne hingegeben.

Dampfend empfing uns das Teewasser, als wir wieder von der Scharte herabgekommen waren. Heiß brannte die Sonne in das allseits schneemischlossene Rare — es war so schön, wie in einem Märchenland. Endlich die Abfahrt: Zuerst geht's nach Norden, in die Zirmgrube und weiter. Ein paar leider nur kurze Steilhänge schenken uns viel Fahrfreude. Schon treffen wir auf Latschen, Zirben und Lärchen und einmal wird uns zwischen den Bäumen hindurch ein herrliches Bild zuteil. In weißem und grünem Rahmen zeigt sich der schillernde, glühende Spiegel des Hallstätter Sees, ist Ziel, das in den Frühling weist. Nach Nordosten führt nun das immer enger werdende Tal. Der „Majorkamm“ zwingt zu umständlicher Umfahrung und dann sind wir auf einem Eilande, das eine Jagdhütte, die Grubenalm, 1219 m, beherbergt. Hier, in dieser „Grube“, dürfte vor nicht allzulanger Zeit ein Alpensee gewesen sein. Nun ist's ein prächtiger Rastplatz mit Brettern, auf denen man sich strecken und in die Sonne blinzeln kann. Wieder vergehen Stunden. Die Schifahrt ist zu Ende. Manchem wird's wohl zu früh erscheinen, schon hier, noch 700 m über dem Tale, aus den Bindungen zu schlüpfen. Doch der Schnee war „alle“. Wir waren aber hoch befriedigt von diesen Fahrten, die uns in herrlichem Schneelande zuteil geworden waren, die erstmals die Erfüllung eines langgehegten Wunsches gebracht hatten: Sonne über der Dachsteinhochfläche!

Schladming—Sinabell—Guttenberghaus—Dachstein
—Steinerscharke—Hallstatt

Manchmal danken wir es einem Zufall, daß eine schöne Bergfahrt unser wird. Ich hatte diesmal gar nicht daran gedacht, ins Dachsteingebiet zu fahren, sondern eine bezahlte Fahrkarte nach Böckstein in der Tasche, denn ich wollte auf irgendeinem Wege ins Sonnblickgebiet gelangen. Die Nacht war mit der Bahnfahrt vergangen und als ich erwachte, fuhr der Zug eben in Schladming ein. Wundervoll blauer Himmel wölbte

sich über den Bergen, und die Südwände des Dachsteintodes strahlten im Morgensonnenschein. Mit Trauer dachte ich daran, daß ich noch vier Stunden gezwungen sein würde, den Bahnwagen zu bewohnen, vier Stunden, während welcher ich schon den Anstieg auf einen Zweitausendmeterberg hinter mich gebracht haben könnte. Eine eigenartige Schicksalsfügung brachte es mit sich, daß der Zug aus irgendeinem Anlasse eine Weile nicht weiterfuhr. Und da wurde die Sehnsucht so stark, daß bald Bahnwagen und Tal unter mir lagen . . .

Eine Stunde später war ich in der Ramsau. Sonnenüberstrahlt zeigte sich nun die lange, wundervolle Wandflucht vom Torstein bis zum Sinabell und die Vorfreude, die ich empfand, die mich in Gedanken über die weiten Hochflächen ziehen ließ, gab mir stille Zufriedenheit, die mich auch die ganze Zeit über nicht mehr verließ. Der Weg zum Guttenberghaus, der zu gehen ist, verbirgt nicht neidvoll das Ziel: ein hoher, steiler Schneehang ist in einem dreiseits von Felswänden eingeschlossenen Rarè eingebettet und ober diesem sieht man oft und oft das Ziel. Unten aber — ehe ich das Schneeland betrat, sah ich zwischen Bäumen und Sträuchern viele, viele leuchtende Schneerosen.

Im Schnee ging's mit den Bretteln hinan. Doch als ich hoch empor, schon nahe an die Steilwand des Sinabells gekommen war, wandte ich mich, unter großmütigem Verzicht auf die Genüsse, die die Hütte bieten konnte, zu den steilen, mit wenigem und verhärtetem Schnee bedeckten Hängen, die östlich des Schneefeldes hinanführen und stieg mit geschulterten Bretteln darauf hinan. Einige Zeit später — es mag Mittag gewesen sein, stieg ich dem *Sinabell*, 2340 m, aufs abgewehrte Haupt. Die erste Höhe war erreicht. Weite Schneefelder, man meint kein Ende sehen zu können, sind im Norden und Osten. Im Westen ist die Sicht in die Weite durch die Felsriffe von Landfriedstein, Scheichenspitze und Efelstein gesperrt. Im Süden aber sind jenseits der Tiefe des Tales unzählige Gipfel aneinandergereiht wie die Zaden eines Sägeblattes, die vielen Spitzen des langgestreckten Bergguges der Niederen Tauern. Es war schön, hier zu ruhen. Das Ruhebedürfnis nach vielen Arbeitstagen, nach durchfahrener Nacht überkam mich mit Macht und aus wachem Träumen wurde Schlaf . . .

Und als ich wieder erwachte, näherte sich die Sonne schon ganz bedrohlich dem Horizonte. Doch ich hatte noch ein Ziel. Rasch hinab also zur nahen *Feistercharte*, 2153 m, und westlich von ihr wieder hinan, in einer Mulde und über steile Hänge zum *Efelstein*, 2550 m. Doch während des Anstieges verspürte ich, wie der Schnee unter dem Einflusse der Abendkühle härter und härter wurde und da beschloß ich bei mir, umzukehren, um die Fahrt bis zur Hütte noch recht genießen zu können. In wenigen Minuten ist sie ja leider vorbei. Doch rechte Freude gab die Einfahrt in den Steilhang unterhalb der Scharte (dieser und der unterhalb der Hütte befindliche Steilhang machen diese bei Lawinengefahr zu einer richtigen „Mausefalle“), und viel zu kurz erschien mir die Fahrt zum Guttenberghaus.

Am andern Tag wieder ein herrlicher Morgen! Schon zeitig war ich vor der Hütte. Um 6 Uhr verließ ich dann endgültig die Behausung und trug vorerst die Bretteln über den beinbarten Harschhang zur *Feistercharte*, 2153 m, hinan. Am Efelstein ging's vorbei, dann war ich auf der weiten Hochfläche des „Steins“. Wehe dem, der früher einmal, ehe noch die fürsorglich errichtete Stangenbezeichnung bestand, auf dieser Hochfläche in Nebel und Schneetreiben geriet, insbesondere dann, wenn er aus irgendeinem Grunde weiter nach Norden verschlagen worden war! Dann war es einem gütigen Geschick überlassen geblieben, ob der Verirrte je noch bewohnte Gebiete erreichte. Nun ist diese Gefahr ja völlig geschwunden, denn bei einiger Aufmerksamkeit ist es nicht mehr notwendig, daß man von der Fährte abkommt.

Der Weg ist für denjenigen, der die Weite liebt, einzigartig schön. Verschlungene Pfade weisen mir die Zeichen, immer neue Blicke finden sich auf nahe und ferne Schauziele. Am Landfriedstein zieh ich vorbei, am Koppentar, durch das eine Fährte von der

wundervoll gelegenen Austeriahütte über das „Edelgries“ heraufzieht, später am schönen Felsbau des Koppentarfsteins, um dessen östlichen Sporn es herumgeht, und als herrlich in der Morgensonne erglänzende, gleichmäßig geneigte Fläche zeigte sich vor mir der Schladminger Gletscher, über den ich ansteigen mußte. Doch ich war nicht mehr allein. Jrgendwoher waren vier andere Schiläufer aufgetaucht und mit einem von ihnen verplauderte ich den Anstieg bis zum Gjaidsteinsattel, 2647 m. Um bessere Ausblicke zu haben, stieg ich auf den nahen Kleinen Gjaidstein, 2735 m. War das eine Weite im Osten! Unüberschaubar das Meer von Schneelöchern und Hügeln, Felsschneisen und Dolinen — endlos erscheinend und nur einmal leicht überhöht von dem breiten, weißen Bau des Hirzberges. Nun aber fand die Weite der einen Seite Gegensatz in Höhe und Schönheit der Berge auf der anderen. Dirndln und Hoher Dachstein sind da, im Winterkleide und doch schon zum Gipfelgange lockend. Es war nun, da ich in den Sattel zurückkehrte, 9 Uhr — in einer Stunde konnte ich am Fuße des Hohen Dachsteins sein — und war es auch. Und siehe da, beim Einstieg in die Felsen traf ich zu meiner größten Freude meinen Freund Egon Benisch mit Kameraden. Fortan blieben wir beisammen. Bald — es war 10 Uhr 30 Min., waren wir auf dem gut ausgetretenen Klettersteige, dem Drahtseile und Klammern (wenn sie nicht unter Schnee und Eis vergraben sind) die Schwierigkeiten nehmen, auf den Gipfel des Hohen Dachsteins, 2993 m, gelangt. Es ist ein froh machender Tag, ohne Wölkchen, ohne Mißklang. Tiefes, grünes Tal unter steiler Wand grüßt herauf zum Schnee. Dem herrschenden Verbote zum Trotz flatterte auf dem Gipfel eine mächtige deutsche Flagge. Und truzig klingt aus vielen Kehlen das deutsche Freiheitslied . . .

Am Felsfuß warten die Schier, uns juckt's schon zu rascher Fahrt. Ein weitgezogener Bogen bringt uns an den „Oberbau“ des Eissteins. Noch soll's aber nicht vollends über das Karls-Eisfeld hinabgehen. Die Dachsteinwarte, 2740 m, das weit nach Süden vorgeschobene Felsbollwerk, die gar so schöne Blicke in die Dachstein-Südwand gewährt, wird noch besucht. Ein kleines Hüttlein (der S. „Austria“ gehörig) ist dort, fast unsichtbar, an die Felsen angebaut.

Wundervoll ist dann die Fahrt. Weil's gar so schön ist, umfahren wir diesmal den Eisstein auf seiner Westseite, wo es größere Steilheit, aber auch Spalten gibt. Dann ist kein Hindernis mehr auf unserer Fahrt nach Norden, die uns ohne Schwung an den Fuß des Taubeneidels, auf dem die Simonyhütte thront, bringt.

Dann wird ein langer Frühlingsnachmittag der Sonnenanbetung geweiht . . . Am nächsten Morgen beginnt der Tag der Heimfahrt. Doch liegt noch ein schöner Weg vor uns. Von der Simonyhütte ging's erst zum Hallstätter Gletscher hinab. Auf ihm stiegen wir dann an und nach etwa 1½ Stunden erreichten wir die Steinerfarte, 2732 m, die die Verbindung mit dem Großen Gosaugletscher herstellt. Die Überwindung dieser Scharte bei winterlichen Verhältnissen ist nicht einfach. Der Anstieg zu ihr, über ein kurzes, aber sehr steiles Schneefeld war bald hinter uns gebracht. Auf der anderen Seite aber leitet ein langer, steiler und schneebedeckter Hang hinab, der am Fuße mit einem Felswandl gegen den Gosaugletscher zu abbricht. Hier heißt es vorsichtig absteigen, wobei die Schier getragen werden müssen. Eine eiserne Leiter vermittelt schließlich den Abstieg auf den Gletscher. Der lag noch, von den südlichen Ausläufern des Hohen Kreuzes gegen die Sonne abgedeckt, im Schatten. Wir fuhren bis zu einem Plätzchen, das doch schon die Strahlen der Morgen Sonne empfing, und dort machten wir es uns gemütlich, um abzuwarten, bis die Oberfläche der Schneedecke von der Sonne erweicht wäre. Ganz wunderbar ist's ja hier zu ruhen, inmitten einer Berglandschaft, die zu den schönsten gehört, die die Alpen haben. Das Dreigestirn Torkstein—Mitterspiz—Dachstein ist im Süden, und man weiß nicht, welchen der drei Berge man als den schönsten ansprechen soll.

Mühselig begann das Weiß des Gletschers zu leuchten und die Fahrt lockte mehr und

mehr. Bis wir uns nicht mehr länger gedulden wollten und ein paar hundert Meter hinabzischten, bis die Adamehütte, 2186 m, uns zu neuer Rast verführte. Wir hatten ja reichlich Zeit, denn wir waren schon um etwa 6 Uhr von der Simonshütte aufgebrosen und nun war es 9 Uhr früh. Nur wer die beseligende Freude kennt, die Frühlingssonne und Schnee geben, kann ermessen, wie glücklich, wie völlig wunschlos wir waren. Auf den warmen, aperen Felsen vor der Hütte streckten wir uns lang hin, blinzelten immer wieder zu den Höhen, zu Mitterspize und Schneebergwand, die über den Gletscher hereinzuhängen scheinen.

Es gibt nicht viele Plätzchen in den Alpen, die Frieden und Wucht, Schönheit und wilde Natur so innig aneinandergesüßt zeigen, wie dieses hier. Und dieses reizvolle Nebeneinander kleiner und großer Erlebnisse, Felsbrocken am Wege, kurze Abfahrten, kleine Anstiege, aus dem Schnee lugende Karrenplatten neben stattlichen steinwandigen Bergen und weiter Sicht war fernerhin um uns, als wir ums Schreiberwandel herum in das einsame Kar führen, das vom Hohen Kreuz und Schneelochgletscher herabzieht und von dem wir „ein Felsband nach links, dann nach rechts verfolgend“ und schließlich gerade hinan zur *H o ß w a n d f a r t e*, 2197 m, anstiegen. Doch vorher noch rasch auf den nahen Gipfel der *H o ß e n H o ß w a n d*! Die Abfahrt kennen wir vom Vorjahre.

Dann flogen die Brettel von den Füßen, wir sind im grünenden Frühlingsland. Drei große Eindrücke noch: das wildschäumende, hochstäubende Wasser im Waldbachstrub, der Blick auf den Hallstätter See und dann, beim Einmarsch in Hallstatt, ein Gußregen, fast aus dem blauen Himmel kommend. Drei Tage waren wolkenlos, voll wonnevoller Schönheit gewesen — und nun „weinte der Himmel“! Manche Leute behaupten, das sei, wenn Engel reisen. Doch wenn wir uns betrachteten, bemerkten wir wenig Engelhaftes an uns; eher sahen wir aus, wie am Rost „höllisch“ gebraten.

Torstein — sonnige Frühlingschifahrt

Wir schrieben den 8. Juni 1935. Die Räder des Kraftwagens, der in früher Morgenstunde durch das Gosautal aufwärts fuhr, wirbelten eine mächtige Staubwolke auf. Sattgrün grühten schon die Felder zwischen den Gehägen, die fetten Wiesen, in denen mächtige Heuhütten auf reichliche Füllung warteten. Wohligh schmeichelte die frische Frühlingsluft um unsere Körper, die längst ihrer wärmenden Hüllen entledigt waren, und froh glänzten unsere Augen den Bergen entgegen, die Weg und Ziel waren.

Hinten aber, am Heck des Wagens, ragten drei Paar Brettel fast verschämt in den lauen Frühlingsstag. Alles sproßte und grünte, frühlingsfroh war die Luft und dennoch mußten die treuen Begleiter von manch kaltem Wintertag noch einmal den Sommerstall verlassen und hinan zu den Höhen, die noch unter einer Schneedecke lagen, uns im rauschenden Firn letzte Schneefahrtsfreude geben. Straßenstaub hüllte gänzlich die treuen Hölzer ein, als wir sie beim Vorderen Gosausee von ihren Ruheplätzen schnalften. Doch schon warfen wir die angegrauten Gleithölzer in das blinkende Raß. Dann versank der Staub in der grünen Tiefe und die treuen Gefährten manch großer Fahrt glänzten nun ebenso wie die Augen ihrer Herren.

Wär's nur nicht schon jetzt so wohligh zu ruhen gewesen! Der Gosausee lodte als erfrischendes Bad, die kühnen Zacken des Gosaukammes grühten als Kletterziele. Der Falschluß aber zeigte noch Schnee; war doch unter diesem das ewige Eis des Gosaugletschers und bewahrte ihn vor der allzurastigen Vergänglichkeit. Lächerlich dünkte es uns ja fast, die langen Hölzer und all das Beiwerk, die Eisbeile und das Seil so hoch hinanzuschleppen. Hast du denn noch nicht genug von dem frohen Gleiten im Winter, als sprühendes Pulver am Heck deiner zischenden Hölzer stäubte, wirbelte und erglänzte? Bist du auch noch ungesättigt von der sonnenvollen Fahrt, die dir im Reiche ewigen Eises zuteil wurde? Und war die Fahrt, die du aus Firnland noch später mitten hinein in den lachenden Frühling getan hattest, zu Krokuswiesen und wohlriechendem Seidel-

baßt, nicht, wie du glaubtest, das Ende des Schiwinters? Schon tauchten Pläne von sonnigen Kletterfahrten auf, schon lockten die Wasser des Stromes vor den Toren der Stadt, schon ist Frühling, fast Sommer rings um dich; da warfst du alles von dir, bleibst der einen, größten Freude des Jahres treu: Frühlingschneefahrt, schönstes Genießen, Wandern im schmelzenden Sonnenscheine, Schau, Traum, Frühlingsglück!

Die schweren Säde drückten, Brettel und Stöcke ruhten auf den Schultern. Längst sind auch die letzten entbehrlichen Hüllen von den Körpern gefallen und im Gleichschritt ziehen wir bergan, am Vorderen Gosausee entlang. Ein beschauliches Auge bildet dann die Gosaulade und ein stiller Alpengruß der weltferne Hintere Gosausee. So nahe sind diese freundlichen Gewässer uns heute. Wohin ich hier sehe — überall ist Erinnerung an frohe Tage. Oft sah ich schon diese grünen Augen der Landschaft von den Bergen ringsum. Wie innig war ihr erstmaliger Gruß, von der Spitze der Bischofsmütze erschaut, wie vertraut wurde mir später ihr Anblick, als ich allein die Kare des Gosaufammes durchstreifte und von menschenfernen Höhen einsam in die Ferne träumte.

Sinnend saßen wir am Ufer des obersten Sees. Da löste sich aus den Felsblöcken neben dem blanken Spiegel eine braungebrannte Gestalt und verschwand mit kühnem Sprunge im glitzernden Raß. Ein blonder Schopf tauchte dann wieder aus dem Wasser, ein leuchtendes Antlitz — das des Berglers, der die Lasten vom Tal zur Hütte trägt.

Viele Kehlen führen bergan, steil, über Laatschenhänge und steinige Halden. Heißer Sonnenschein brante schonungslos auf uns hernieder. Immer schwerer schienen unsere Lasten zu werden, doch endlich sind die Zungen der Schneedecke erreicht, die aus dem Gletscherlande noch ins Grünland greifen. Da werden die Lasten wieder leichter — denn die Hölzer gleiten im Schnee!

Adamezhütte! Wir grüßen dich wieder, altvertrauter Steinbau! Raßch werden Lager beschlagnahmt und die Habseligkeiten verkaut. Dann gehört der späte Nachmittag und der Abend einzig dem Anblick der Berge rings um uns. Sonnenschein liegt noch auf dem Gletscher, doch schon legen sich lange, dunkle Schatten ins leuchtende Weiß. Gefimse und Bänder der Berge tragen noch reiche Schneelasten und nur die pralle Felsmauer der Hohen Schneeburgwand, die schon völlig im Schatten aufragt, ist trocken und ohne Schnee. Welch Wunder, daß Menschenkönnen sich einen Weg über diese unnahbar erscheinende Mauer bahnte! Verdeckt von diesem Felsbollwerke ist der Berg, dem wir morgen zustreben wollen. Nur das kede Spitzlein des Torsteins grüßt mit einer Wächtenkrone als Zier. Nach allen Seiten von steilen Wänden und kühnen Graten begrenzt, bildet der Torstein nicht nur den hochragenden Wächter des von hier so wundervoll zu sehenden Bergdreigestirns Torstein—Mitterspize—Dachstein. Er ist auch der stolzeste und schönste dieser drei Gipfel, des ganzen Dachsteingebietes, er ist aber auch ein einsamer, ernster Berg, auf den kein ganz leichter, kein versicherter Aufstieg führt.

Der Blick nach Süden ist aber nur ein kleiner Ausschnitt aus dem gewaltigen Rundbild, das wir hier sehen. Erblickt man doch im Westen, am Eiskarlspiz vorbei, die Kalkburgen des Tennengebirges und des Hochkönigs und nahe, im Nordwesten, grüßt wieder die Zadenreihe des Gosaufammes, voran das Doppelhaupt der Bischofsmütze. Doch was sind Namen? Schauen und träumen, nichts anderes möchte man, schauen auf die Wunder der Natur, auf den Strahlenschein der Sonne, die immer wieder durch die abendliche Dunstschicht bricht, auf das langsame Erfalten der warmen, frohen, leuchtenden Farben, auf das Ergrauen der Wände, auf das sahle Licht, das Sonnenschein und blinkenden Glanz ablöst. Leises Frösteln durchzieht mit einem Male den Körper. Man weiß nicht, ist's nur die Kälte des Luftraumes, das Rosen des leisen Lüftchens um die von den heißen Strahlen der Sonne verwöhnten Körper, oder ist's ein Erschauern vor dem Geschehen, das einen sonnigen, pulsenden, lachenden Tag auf einmal in sahles Dämmerlicht und weiter in eine kalte Nacht verwandelt. Doch dann löst sich dieser Schauer, wenn im dunklen Himmelstraume da und dort Lichtlein auf-

hellen, wenn's dann mit einem Male blinkt und glitzert, ein unübersehbares Sternenmeer, und ein Wunsch entsteht, der ins Weltall zieht, noch hundertmal weiter als bis zum entferntesten Stern: Wissen um das All!

Und morgen? Morgen wird Sonnenschein sein über unserem Wege, morgen werden wir 800 m höher stehen als jetzt, 800 m näher der Grenze des grenzenlosen Alls. Das ist ein Nichts im Weltgeschehen, millionenfach nichts im Geschehen und Sein des Weltalls. Und doch alles im Herzen von drei Menschen, Sehnsucht und Erfüllung zugleich.

... Heller Schein flutet durch die kleinen Hüttenfenster. Noch ist die Sonne hinter den Bergen versteckt, noch liegt der Gletscher im fahlen Grau. Doch da und dort leuchtet schon ein Spitzlein auf, vergoldet vom ersten Morgengruß der Sonne. Langsam, aber stetig fließt dann der helle Schein an Wänden und Graten hernieder, überstrahlt die ganze Landschaft, die morgendlich kühl und klar dem neuen Tag entgegenträumt. Und dann taucht im Osten die goldene Kugel auf, die für einen Tag unseren Weg bescheinen soll.

Doch — da waren wir schon längst auf dem Marsche. Die Bretter klapperten auf dem morgendlich harten Schnee, und leicht ließ es sich steigen, da die Gletscherneigung nur gering ist. Nicht viel mehr als eine Stunde benötigten wir bis in die tiefe Einschartung zwischen Torstein und Mitterspitze, die *U n t e r e W i n d l u k e*, 2665 m. Nun war es mit dem Gebrauch der Schier zu Ende. Denn Felsen und ein steiler Wächtengrat standen vor uns. Vorerst hatten wir noch nicht Zeit, uns näher mit dem Anstiege zu befassen, denn da gab es ja ein viel großartigeres Bild, das der Blick in die steile Dachstein-Südwand bot, die jäh aus Schutt und grüner Hochfläche der Ramsau aufwächst.

Dann stiegen wir auf den Berg, der so nah erschien. Über sonnenbeschienenen Fels, über steile Schneefelder und dann auf einem kühl geschwungenen Firngrate gingen wir bis dorthin, wo der Firngrat an dem Felsaufbau endigt. Dann hieß es über die Wächte des Grates absteigen und in die Gipfelsfelsen der Torstein-Südwand queren, bis nach heiklem Gange über Schnee- und Eisreste eine steile Schneerinne erreicht wurde. Mühsam stiegen wir darin empor. Rutschig und feucht war die Schneelage, und immer wieder rauschten Schneemengen an uns vorbei in die Tiefe und wir waren froh, als nach dem mühevollen Gange der sichere Grat erreicht war, von dem wir bald, zuletzt durch einen vereisten Ramin ansteigend, den Gipfel des *T o r s t e i n s*, 2947 m, erreichten. Doch die glückhafte Schau, die wir bis vor kurzer Zeit hatten genießen können, war entschunden. Dunkle Nebel wallten um das Haupt unseres Berges. War die Schönwetterlage mit einem Male zu Ende? Leicht begann es zu nieseln und wir rüsteten bald wieder zum Abstieg. Unangenehm, ständig von Schneerutschen bedroht, ging's durch die Rinne hinab — fröhlich war dann die Querung zur Wächten Schneide. Wundervoll schimmerte deren Krone, wenn ein Sonnenstrahl durch das schwere Gewölk brach. In großen Sprüngen jagten wir dann über den steilen Schnee, und bald waren wir wieder bei unseren Bretteln.

Nun lag die weiße Bahn vor uns, über die wir in wenigen Minuten zur Adamekhütte gelangen konnten. Doch mählich lichteteten sich wieder die Wolkengruppen, die Gefahr eines Wetterumschlages schien gebannt. Sollten wir nun noch Mitterspitze und Dachstein besuchen — oder sollten wir beschaulicher Ruhe fröhnen? Bald hatte es sich entschieden. Frühling war ja, Zeit seligsten Genießens. Und da nun auch die Sonne durch die Wolken brach und sie zerstreute, war bald das Rätsel unserer weiteren Tätigkeit gelöst.

Es waren wonnevolle Stunden, die wir am Rande einer steilen Wand, am Ufer des leuchtenden Gletschers, von hochragenden Gipfeln umgeben, verbrachten. Am uns herrschte Ruhe und Frieden. Erst als die Schatten der hohen Schneebergwand immer länger und länger wurden und in grausamer Kälte den fährigen Firn zu verhärten drohten, schieden wir von unserem Hochsitz, und schnelle Fahrt brachte uns zur Hütte zurück.

Der letzte Teil, der letzte Tag unserer Fahrt war wie im Vorjahre. Und kennen wir nun auch fast alle Föhren auf der Dachsteinhochfläche — wir kommen wieder!



Notten (von der Rottenaualm)



Großer Dürrenstein, Schwarzfogel, Springfogel



Der Lechnergraben



Der Obersee mit dem Dürrenstein

Der Dürrenstein, 1877 *m* in den niederösterreichischen Alpen

Von Dr. Frig. Benesch, Wien

Die Hauptkette der Nördlichen Kalkalpen zieht sich vom Gefäße am Knie der Enns ostwärts über den Hochschwab bis zum Wiener Schneeberg. Nördlich davon streicht eine gleichlaufende Kette quer über die Enns, bildet die Voralpe, den Gamsstein und das langgestreckte Hochkar, verbreitert sich zum massigen Dürrenstein und endigt mit dem hochaufgetürmten Ditscher im Längenkreis des östlichen Hochschwabs.

Kein Gipfel dieser Kette erreicht eine Meereshöhe von 2000 *m*, wohl aber erheben sie sich insgesamt über die Baumgrenze, und da sie die im Norden vorgelagerten Voralpen hoch überragen, so gewähren sie nebst dem großartigen Anblick der Hauptkette im Süden auch eine umfassende Fernsicht weit über das Donautal hin. Sie sind das richtige Gebiet für den Alpbummeler, der ohne Anspruch auf sportliche Betätigung gerne in Wolfennähe dahinwandert.

Der Dürrenstein ist kein einzelner Gipfel, sondern ein ganzes Gebirge. Seine Grundfläche bildet annähernd ein schräg gestelltes Rechteck von rund 120 Quadratkilometern. Seine kurze Nordostseite wird vom Döbbsfluß begrenzt, der ihn vom Ditscher trennt und, westwärts umbiegend, auch die lange Nordwestseite bis Göffling begleitet. Fast in der Mitte dieser Seite liegt die Sommerfrische Lunz, der Hauptstandort für den Besuch unseres Gebirges. Lunz und Göffling werden auf einer von Pöchlarn (Linie Linz—Wien) abzweigenden Flügelbahn in 2½stündiger, hübscher Bummelfahrt durch die reizenden Voralpen erreicht. Die Südwestseite des Rechtecks wird durch das schöne Steinbachtal begrenzt, während sich die Südostabgrenzung in einem weltabgeschiedenen, grünen Bergland gegen den Hochschwab hin verliert.

Der massig aufgewölbte Dürrenstein wird von einem mächtigen, tiefen Trogtal, dem Seebach- oder Hirschtal, durchschnitten. Es beginnt am Hauptgipfel des Gebirges, der sich an der Südede erhebt, und ist mit drei eigenartigen Seen geschmückt. Ein mit ihm gleichlaufendes Tal, der Daglesbachgraben, schneidet schräg in die Nordostseite ein, fast in der Mitte der langen Nordwestseite senkt sich der steile Lechnergraben zur Tiefe, und weiter gegen Göffling trennt der lange Goldaugraben gleichlaufend mit dem Döbbs-tal eine niedrige Zunge vom Gebirgsfod.

Der Hauptgipfel des Gebirges erreicht eine Höhe von 1877 *m*, die tiefste Stelle der Anrandung bei Göffling liegt 525 *m* über dem Meere, die größte unmittelbare Erhebung, die des Dürrensteingipfels über Steinbach, beträgt rund 1270 *m*. Ein 8 *km* langer, schmaler Ramm verbindet den Gipfel mit dem westlich benachbarten Hochkar.

Die Grundform des höchsten Gebirgsteiles ist ein gegen Norden geöffnetes Hufeisen, das das Seebachtal umschließt. An seinem westlichen Ende erhebt sich der Hektogel, 1581 *m*, am östlichen der stattliche Scheiblingstein, 1629 *m*. Seine Fortsetzung gegen Süden formt sich längs des ganzen Seebachtals zu einem Ramme, der Hektogel dagegen verbreitert sich, je weiter gegen den Hauptgipfel, desto mehr zu einer hügeligen Hochfläche, auf der das einzige Schutzhause des Gebirges, die Döbbsstaler Hütte, steht. Näheres über den Bau des Dürrensteins ist am besten aus der österreichischen Spezialkarte 1 : 75 000, Blatt „Gaming und Mariazell“, zu ersehen.

Das beschriebene Gebirge kann im ganzen nicht als großartig gelten, wenn es ihm auch nicht an echten Hochgebirgsbildern fehlt, aber es besitzt eine ganz eigenartige Schönheit und ist erfüllt von einem Hauch der Romantik, die in der uralten Kultur, den Sagen und der reichen Geschichte der Ostmark ihren Grund hat. Im goldigen Abendsonnenschein mögen die Nebelungen diese Berge von Bechelaren aus gesehen haben, in den Tälern der grünen Voralpen zu Füßen des Dürrensteins siedelten sich im 12. Jahrhundert Kartäusermönche an, die die Urwälder rodeten und der Kultur die Wege in unsere Bergwelt erschlossen, weit draußen im dunstfernen Donautal, über dem sich die breiten Höhen des böhmischen Tafellandes erheben, zogen die großen Heere vergangener Jahrhunderte durch das wichtigste Tor von Mitteleuropa. Es wimmelt dort von Schlössern, Burgen und Klöstern, die sich der vielen feindlichen Einfälle tapfer erwehrten, die herabgrüßten auf die Kreuzfahrer, als sie auf dem Strom gegen das Morgenland fuhren, und Napoleons große Heere vorbeiziehen sahen. Hier ist der Schauplatz einer tausendjährigen, ruhmreichen Vergangenheit, und alles weckt Erinnerungen an das Schicksal einer hartbedrängten, siegreichen deutschen Heimat. Das rührt an unser Gemüt und macht uns diese Landschaft doppelt lieb und wert. Aber auch der, der sie lediglich mit dem Auge des Alpinisten betrachtet, wird an ihr keine Enttäuschung erleben, denn wenn auch die Alpen so weit im Osten schon kleiner geworden sind, haben sie sich doch noch ihre stolzen Eigenart und unversiegbare Schönheit bewahrt.

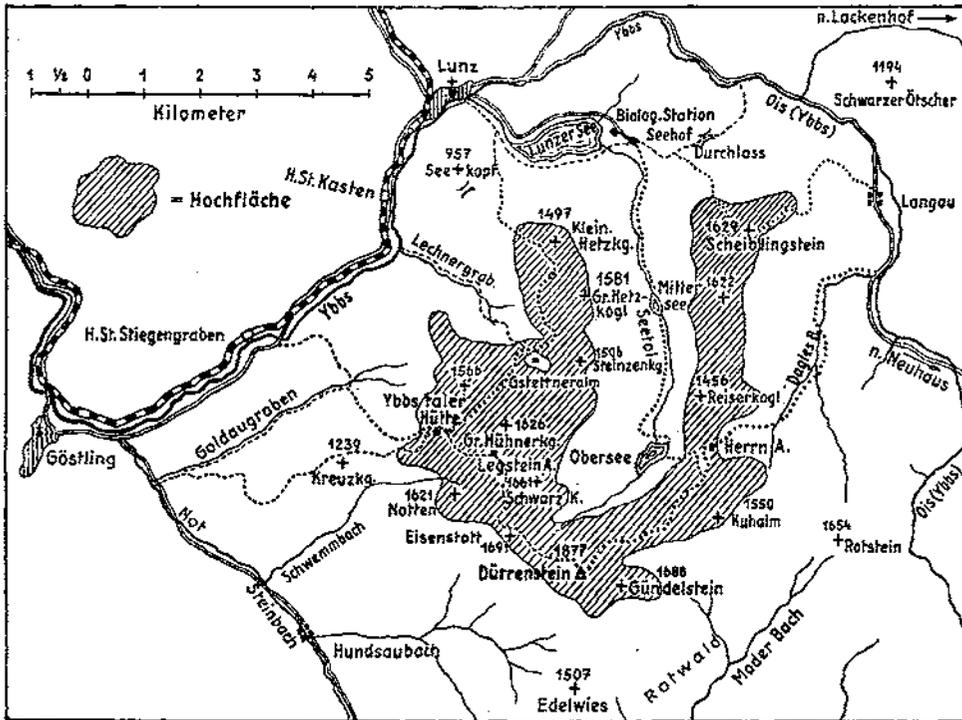
Auch der Freund der Wissenschaft findet im Bereiche des Dürrensteins viel des Merkwürdigen. Auf dem Gebiete der Geologie erlangte die Gegend durch den Reichtum der lochleführenden Lunzer Schichten an Versteinerungen eine gewisse Berühmtheit, nicht minder auch durch die tektonische Gliederung zwischen der schön gefalteten Lunzer Decke und der hoch aufragenden, massigen Stjcherdecke.

In der großen Karstmulde der Ostettneralm hat man im Jahre 1929 den „Kältepol“ von Mitteleuropa entdeckt, wo der Wärmestand auf dem Boden des Kessels fast jeden Winter auf -50°C und darunter sinkt. Eigenartige Wärmeverhältnisse zeigt auch der Obersee, der trotz seiner verhältnismäßig geringen Meereshöhe, 1117 m, durch 6 Monate des Jahres mit Eis bedeckt ist.

Die Niederschlagsmengen des Dürrensteingebietes sind so groß, wie man sie nur an wenigen Punkten der Alpen beobachtet hat. Sie wurden am Lunzer See, dem untersten und größten der drei Seen des Seebachtals, mit fast 1800 mm im Jahre festgestellt und am Obersee nach der Beobachtung eines Sommers sogar mit 2400 mm gemessen.

Aus der ungewöhnlichen Verschiedenheit der Lebensbedingungen in unserem Gebiete entwickelte sich auch eine Mannigfaltigkeit der Lebensgemeinschaften, wie sie auf so engem Raume kaum an einer anderen Stelle der Alpen gefunden werden kann. Der 68 ha große, 34 m tiefe Lunzer See hat trotz seiner Kleinheit alle kennzeichnenden Eigenschaften der großen Alpenrandseen und ist ein besonders geeignetes Feld für die limnologische Forschung. Der kleine Mittersee im Seebachtal, ein Quellsee mit verborgenem Abfluß, zeigt auf seinem Grunde die nur noch bei zwei weiteren Alpenseen beobachteten Quelltrichter, und zwar in einer solchen Menge (etwa 140), wie man sie sonst nirgends gefunden hat. Die Wärmeschwankungen seines Wassers sind außerordentlich gering, so daß er die Heimat zahlreicher Lebewesen wurde, die als Überbleibsel der Eiszeit gedeutet werden. Der 14 ha große, 17 m tiefe Obersee im Hintergrunde des Tales gehört zu den in den Alpen seltenen Gewässern, die in der Tiefe vollständig frei vom gelbstem Sauerstoff sind. Die schwimmenden Torfmoore an seinen Ufern enthalten versteinerte Kleinlebewesen, in denen sich die örtliche Pflanzengeschichte von der Eiszeit bis heute widerspiegelt.

Auch für die Erforschung der Alpenpflanzen ist das Dürrensteingebiet ein klassischer Boden. Schon Clusius, der berühmteste Botaniker des 16. Jahrhunderts, hat zu Stu-



Kartenskizze des Dürrensteingebiets

dienzwecken wiederholt hier geweiht und die hier massenhaft vorkommende Narzisse aufgefunden und beschrieben. Das Gebirge besitzt eine große Zahl sogenannter Pflanzenenklaven, das sind Lebensgemeinschaften von Alpenpflanzen (darunter meist Zierpflanzen), die in Felstiefen auftreten, wo ein für diese Arten sonst viel zu warmes Klima herrscht. So liegt die Enklave in der „Not“, einer Felschlucht bei Götting, in einer Meereshöhe, die ungefähr der von Innsbruck entspricht. Hier gedeihen also Alpenpflanzen fast 1000 m unter ihrer gewohnten Höhenlage.

Während die Hänge über der berühmten Karstmulde der Gfettneralm noch mit hochstämmigem Fichtenwald bedeckt sind, wachsen auf dem Grunde des Kessels infolge seiner sibirischen Winterkälte nur mehr ganz wenige Grasarten, und zwar ausnahmslos solche, die im nördlichsten Lappland und Sibirien vorkommen. An einer nur 250 m tiefer gelegenen Beobachtungsstelle im Lechnergraben hingegen kommen schon verschiedene Arten von Laubbäumen vor, und unter den Moosen findet sich an dieser rund 1000 m hoch gelegenen Stelle eine Gattung, die ein halbtropisches Gepräge hat und in den tief gelegenen Buchten der südlichen Alpen (z. B. bei Lugano) gefunden wird. Eine Art der hier vorkommenden Bodenpilze ist aus Mittelamerika, eine andere aus dem südlichen, beinahe tropischen Japan bekannt.

Endlich muß noch erwähnt werden, daß sich am Südwestfuß des Dürrensteins ein 600 ha großer Urwald, der sogenannte Rotwald, befindet, und daß ein kleinerer im Ausmaß von 60 ha, der Ludenbrunn-Urwald, den Osthang der Steinzenkogelkuppe, hoch über dem Mittersee, bedeckt. Zur Besichtigung des Rotwaldes ist eine Erlaubnis der Forstverwaltung in der Langau erforderlich.

Der für die vorliegende Abhandlung zur Verfügung stehende knappe Raum erlaubt es leider nicht, auf die Naturmerkwürdigkeiten des Dürrensteins näher einzugehen. Es muß nur noch erwähnt werden, daß der ganz ungewöhnliche Reichtum des Gebirges an seltenen Lebenserscheinungen im Jahre 1906 zur Errichtung einer biologischen Station durch den bekannten Freund und Förderer der Wissenschaft, Dr. Karl Rupelwieser, geführt hat. Diese am Ostufer des Lunzer Sees erbaute, modernst eingerichtete und von Dr. Franz Ruttner mustergültig geleitete Forschungsstätte wird derzeit von dem Verein „Biologische Station in Lunz“ erhalten, der in der Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Berlin und in der Wiener Akademie der Wissenschaften seine Stütze hat.

In folgendem soll nun ein möglichst anschauliches Bild von den Naturschönheiten des Dürrensteins gegeben werden.

* * *

Wie ein grüner Spiegel liegt der Lunzer See in dem eirunden Becken unter den Hängen des Heskogels. Sanft verlaufende Rasenböschungen tauchen ringsum in die stille Flut, nur von der Höhe wallt ein breiter Streifen tiefdunklen Waldes bis zum Ufer herab. In dem klargrünen, von keinem Hauch getrübbten Gewässer spiegelt sich das hohe, felsgebänderte Horn des Scheiblingsteins und neigt sich gegen die niederen Vorhöhen im Norden, die die Mulde mit einer langen, hellen Felsmauer begrenzen.

Es ist früher Nachmittag. Die brütende Sommerhitze über der grell beschienenen Landschaft beginnt sich zu legen, goldige Töne treten ins Bild, und ein kühleres Lüftchen zieht kräuselnde Wellen über den See. Sommerfrischler in lichten Gewändern kommen aus Lunz auf dem Promenadewege herüber, in den Bootshütten beginnt sich's zu regen, und bald treibt das erste windgeblähte Segel hell und ruhig wie ein Schwan gegen die Seemitte hinaus. Das ist das sommerliche Bild des Lunzer Sees.

Ein breiter Saumweg führt durch Wald und über blumige Wiesen zum Seehof am anderen Ende des Sees. Dort öffnet sich das mächtige Tor des Seebachtals. Riesengroß erhebt sich darüber der westliche Gypsweiler des Tores, der Heskogel. Sein dunkler Waldhang ist jetzt durch graue, glatte Wände zerteilt, die das düstere Grün in breiten, hellen Flecken durchbrechen. Auch der höhere Scheiblingstein gegenüber steht in nackten Felsmauern ab, dazwischen aber ist das Gebirge fast bis in die Grundfesten durchtrennt.

Das großartige Bild entzieht sich nur zu bald unseren Blicken. Geschlossener Fichtenwald nimmt uns auf und verhüllt die Landschaft während des Anstiegs über die unterste Stufe des Tales. Vom Ländboden rechts in der Tiefe bekommen wir kaum mehr als lichte Durchblicke zu sehen, immer wieder schließt sich das Dickicht, und dann schimmern nur mehr die hell beschienenen Hadermauern von oben herein.

Die volle Pracht des einsamen Hochtals beginnt sich erst beim Mittersee zu entfalten. Das stille Gewässer liegt abseits vom Wege und ist durch die Bäume verdeckt. Wir nähern uns über moosigen Waldboden dem Licht, das von unten hereindringt. Die Nordbucht des Sees ist von Baumwuchs entblößt. Staunend blicken wir zu den hohen Felsseiten empor. Das ist nicht das Bild verfallender, dem Untergange geweihter Berge mit den schräg verlaufenden Linien langer, übereinandergeschütteter Halden und zersplitterten Wänden, das ist fast noch eine Urform der Landschaft, wie sie der Eiszeitgletscher geschaffen hat. Alles hier trägt noch den Stempel seiner unerhörten Kraftleistung, der Wucht seines unvorstellbaren Gewichts, mit dem er den Leib des Berges bis in das Innerste aufgewühlt hat.

Die steil aufgerichteten Felsseiten lassen die Höhen noch gewaltiger erscheinen, als sie es sind. Ihre leuchtenden Zinnen spiegeln sich in dem dunklen Gewässer, das sich

dem Walde entlang als schmaler Streifen taleinwärts zieht. An den feuchten Uferstellen, wo das Bild des Untergrundes aus dem Grün der Tiefe noch deutlich heraustritt, sehen wir die Quelltrichter der verborgenen Zuflüsse, die dem kleinen Gewässer zu seinem Ruhme verholfen haben. Es sind breite, tiefe Löcher im gelblichen Bodenschlamm mit einer deutlich erkennbaren Öffnung am Grunde. Auch das Aufquellen des Wassers bemerken wir bei längerem Hinsehen, wenn ab und zu eine Flode des aufgeloderten Schlammes, vom Boden losgerissen, emportreibt.

Langsam schreiten wir durch den Wald gegen das obere Ende des Sees. Unverwandt haftet dabei unser Blick auf dem geheimnisvollen Gewässer und dem entzückenden Farbenzauber seiner Schattierung. In der Südbucht öffnet sich wieder eine Lichtung zu einem prächtigen Bilde in der Richtung talauswärts. Da erhebt sich über dem schmalen, glänzenden Spiegel der kühne Saufen des Scheiblingsteins, ein hohes, kahles Riff mit anschließenden, bleichen Felsmauern, von denen breite Streifen plattigen Gesteins durch den Waldgürtel herabziehen. Daran entlang trifft der Blick durch das weit offene Tor des Untertals das blaßblaue Gewölbe des Himmels über dem niedrigen Vorland.

Feierliche Stille liegt über der Landschaft. Die düsteren Hänge treten jetzt näher zusammen und erheben sich steil über den geräumigen Talgrund, der fast eben bergeinzieht. Dichter Fichtenwald bedeckt ihn, und während wir über den dämmerigen Grund des Ellbodens dahingehen, werfen die hohen Ruppen zur Rechten riesengroße, gezackte Schatten an die andere Bergwand.

Wir nähern uns durch harzduftenden Wald der zweiten, höheren Stufe des Tales. Eine leichte Biegung, und der Blick in die Weite ist auch talauswärts versperrt. Jetzt geht es an der rechten Lehne gegen die Stufe hinan. Der Wald sinkt in die Tiefe, und die ungeheure Rundung der anderen Talwand liegt frei vor uns da.

Hier hat die Großartigkeit der Landschaft ihre Höhe erreicht. Man glaubt fast in einem wilden Hochtal des Karwendels zu stehen, so gewaltig erscheint die steil aufgerichtete Bergwand uns gegenüber. Den Eindruck der Größe verstärkt noch die Unmittelbarkeit und Nähe der Wand, die wir in ihrer ganzen, unverfärgten Höhe überblicken. Hier gibt es keine abschragenden Halden, keine störenden Lawinenzüge, der Berg ist reingefegt bis an den Fuß. Der Eiszeitgletscher hat hier gründliche Arbeit getan.

Nur schwer trennen wir uns von dem fesselnden Bilde. Neben uns rauscht der Ludwigfall über die moosige Wand, dann schiebt sich hellgrüner Laubwald dazwischen, der uns bis auf die Höhe der Stufe begleitet. Oben geht es auf plattigem, vom Gletscher geschliffenem Grunde unter buschigen Fichtendäumen dahin, dann senkt sich der Weg langsam taleinwärts. Schon leuchtet der blauschimmernde Gipfel des Dürrensteins durch die Wipfel der Bäume, da treten wir unter tief hängenden Ästen aus dem Waldesdunkel heraus, und vor uns liegt der fichtenumstandene Obersee.

Das Tal hat sich zu einem weiten Kessel geöffnet, die düsteren Hänge sind in sich zusammengefunken, nur im Hintergrunde steigt es noch einmal mächtig empor, erhebt sich der Dürrenstein, das Haupt des Gebirges. Sein grünes, felsdurchzogenes Horn legt sich zu einem stumpfen Dreieck zurück und schüttet undurchdringliches Serbedidicht über den Hang bis in den üppigen Hochwald, der den See in breitem Gürtel umdrängt, als wollte er ihn in dem sattem Grün seines Gewandes ersicken. Schwarze, hohe Fichten, die schweren Äste zu Boden gesenkt, umstehen feierlich wie riesige Kerzen das einsame, dem Untergang geweihte Gewässer. Ihre dunklen Gestalten stehen wie trauernd auch auf der kleinen Insel im See und umsäumen als stumme Zeugen eines erschütternden Dramas die leuchtend grünen Streifen der unheimlichen Schwingmoore, die den See langsam, aber unaufhaltsam verschütten.

Wieder geht es durch finsternen Wald auf einem Sidacksteiglein hinan, immer höher

und höher, dann windet sich die Spur geschickt durch einen felsigen Saum, und wir stehen, von einem kühlen Lüftchen umfangen, auf den blumigen Wiesen der Herralm. Links ziehen sich die lichten Höhen noch weiter zum Reiserkogel hinauf, rechts steigen die Matten, mit dunklen Gruppen der letzten Fichtenbestände besetzt, sanft zum Dürrensteingipfel empor.

Vom oberen Rande der Wiese bliden wir jenseits in den Daglesbachgraben hinab. Er schwenkt mit seinen dicht bewaldeten Seiten im Bogen nach links und zieht hinter dem Reiserkogel in das Distal (Tbbstal) hinaus. Darüber erheben sich die hohen Waldwände der Langau, überragt von dem majestätischen Regel des Ötchers.

In der Mulde unter uns liegt die Hütte der Herralm neben einem Jagdhaus. Ihr finsterner, hoher Raum, in dem ein Senner haust, hat nichts Einladendes an sich. Auch wird der Geruchssinn hier auf eine harte Probe gestellt, und man fühlt sich wie erlöst, wenn der Senner das Nachtmahl bereitet und den Hüttenduft durch den beißenden Qualm seines Feuers verdrängt. Das Heulager ist zum Blick an einer anderen Stelle, wo die würzige Alpenluft unter den Dachsparren ungehindert hereindringen kann.

Sobald sich der Himmel im Osten zu röten beginnt, poltert der Senner in der Hütte herum, so daß an ein Weiterschlafen nicht zu denken ist. Klar und goldig hebt sich im Scheine des Frühlichts der kahle Gipfel des Dürrensteins vom grünlichen Himmel. Es ist eine wahre Lust, über die taufrischen Matten des sanft ansteigenden Rammes dahinzuwandern und die entzückenden Bilder in sich aufzunehmen. Vor allem fesselt uns das wildschöne Gebirge, das die Hochfläche trägt. Über dem matten Silber Spiegel des Sees tauchen aus blauschattiger Tiefe die breiten Waldhänge des Talschlusses empor, gekrönt von den zerbenüberwucherten, schwarzgrünen Vorhöhen des Dürrensteins, und überall ist das dichte Grün von hellen Kalkstufen durchbrochen. Am Steingkogel, wo sich der Urwald hinabwölbt, sinken die dunklen Hänge in noch größere Tiefe, wo die Schatten der Nacht noch den träumenden Wald des Ellbodens verhüllen. Von dort schimmern die ersten hohen Felsen herüber. Schon der Fuß des Steingkogels ist wie von Säulen getragen, aber weiterhin bricht das Gestein in immer höheren Wänden hervor. Ein großer, klaffender Schrund reiht sie über dem Mittersee auseinander, dann setzen mit einem kahlen, hoch aufragenden Felskopf die Seemauern an, die den Hefkogel talauswärts in breiten Flächen umgürten.

Röthlicher Schein liegt jetzt auf den Kalkschrofen, die von den Ruppen herabziehen, nur die Wände des Scheiblingsteins stehen noch im blaudämmerigen Schatten und schneiden den Berg jäh ab, daß er aussieht wie eine ungeheure Truhe, die mit dem Gebirge verwächst. Im Höhersteigen kommen wir an den letzten, sturmzerzausten Fichten vorbei. Der Blick wird freier, der Himmel weit bis zum Gesichtskreis. Uppiges Zerbindicht bedeckt an der Glasung den sanft ansteigenden Boden. Schmale Rasengänge führen hindurch, dann tauchen helle Felsbänke aus dem grünen Grunde, dehnen sich immer mehr in die Breite und sind von scharfkantigen Rillen zerfressen. Immer tiefer ducken sich die Zerben zu Boden, werden zu winzigen Büschen, die der Fuß leicht überschreitet, dann hören sie auf, und nun zieht sich nur mehr verkümmertes, steiniger Rasen zur Spitze.

Jäh geht es vor uns in die Tiefe. Mehr als tausend Meter unter dem Gipfel breiten sich die unabsehbaren Wälder des Moderbachs und des Ahtales aus. Wie brandende Wogen steigen ihre Zungen an den sonndurchglühten Hängen hinan, und die Regel der riesigen Tannen, die dort in flimmernder Luft auf den steilen Grashängen und Felsen übereinander stehen, nehmen sich von heroben wie winziges Spielzeug aus. Ein Meer von niederen Waldkuppen wogt von da in die Ferne, und die ganze große Weite bis zum Hochschwab hinüber ist von einer grünen Wildnis erfüllt. Kein Haus, keine Straße, kein Weg ist dort unten zu sehen, als wäre es ein Land, wo die Natur noch Alleinherrscherin ist.

Unter den felsgebänderten Matten zu unseren Füßen wölbt sich der Gipfel berglein-

wärts und verbirgt seinen Saum. Ein verwitterter Felsdom, der Bündelstein, steigt links aus der Tiefe, und unter uns wächst der schmale, grüne Südlamm aus dem Berge heraus. Er zieht sich im Bogen zum massigen Hochlar hinüber und umschließt ein dichtes Geäder von Gräben und blauschattigen Schluchten, die sich tief unten zu einem Tale vereinen. Von dort blinken auf smaragdnen Wiesen die weißen Häuschen von Steinbach herauf. Über dem Ganzen aber erhebt sich riesengroß die Hauptkette der Alpen. Wir überschauen sie vom Wiener Schneeberg bis zu den kühn gezackten Steinbergen des Gefäßes, und dann schimmern noch durch den Einschnitt des Ennstals die Gletscher der Tauern herüber. Der Blick umspannt da eine Weite von mehr als 250 Kilometern.

Uns gegenüber steht die acht Meilen lange Mauer des Hochschwabs, stahlblau im goldigen Gegenlichte der Sonne und von den lichterem Fleden der Wände durchzogen. Ihre glatt verlaufenden Umrisse im Osten verraten die rasige Hochfläche des Berges, aber weiter abendwärts beginnen sie unruhig zu werden, werfen die ersten höheren Wellen, den Ebenstein, den Griesstein und den Brandstein auf, und dann türmen sich, dicht aneinandergedrängt, die prachtvollen Riesengestalten des Ennstals empor. Auf die Gefäßeberge folgen die Haller Mauern, das Sengengebirge und die ferneren Spitzen des Toten Gebirges, dann schweift unser Blick über das fahle, steinige Hochland mit den schwarzen und grünen Tümpeln gegen die Voralpen, die den weiten Raum bis zur Donau erfüllen. Das Gewimmel der waldgrünen Ruppen reicht bis zum Ötzer hinüber, dessen mächtiger Regel alles überragt, umringt ihn und zieht bis in die äußersten Fernen, wo sich die hohe, blaue Kuppel des Wiener Schneebergs vom gelben Glanz des Himmels abhebt.

Ein paar Schritte über den felsgebänderten Rasen des Südhangs, und wir gewinnen einen besseren Einblick in die geheimnisvolle Tiefe des Urwalds am Moderbach. Da sehen wir auch, daß es für einen trittsicheren Kletterer nicht schwer ist, zwischen den rasendurchstehenden Felsstufen einen sicheren Durchstieg zu finden. Ihn wählen die Bergsteiger, die den meilenlangen Grat zum Hochlar begehen wollen, eine prächtige, aber mühsame Wanderung, die einen Tag ausfüllt, aber nur zu leicht durch das Erscheinen eines Jägers unterbrochen werden kann. Die meisten steigen daher gegen Westen zur Schushütte ab, wo ihnen die Wege durch den Lechnergraben nach Lunz oder durch den Goldaugraben nach Göffling offenstehen.

Wir folgen dieser Richtung. Am Sattel gegen den felsigen Vorgipfel des Dürrensteins, der Notten, blicken wir in einige tiefe, wildschöne Dolinen hinab und durchschreiten etliche davon, dann beruhigt sich das Gelände und geht in die grüne Mulde der Legsteinalm über. Doch die Mühen des Tages sind noch nicht vorbei, denn es folgt ein rauher, steiniger Pfad durch das anschließende Hochtal. Wir sind da schon in der Höhenlage des beginnenden Waldes. Die ersten, buschigen Fichten senden ihre grauen Luftwurzeln weit über den Boden hin, dessen glatt gerundete Steinhöcker auch der üppigste Pflanzenwuchs nicht verdecken kann. Erleichtert atmen wir auf, sobald wir den ersten weichen Rasen in der Hochmulde „Auf der Wiesen“ erreicht haben.

Das vorzüglich bewirtschaftete Schushaus der Sektion „Hochwacht“ des Alpenvereins, die Hbbstaler Hütte, liegt etwas abseits auf einem niedrigen Hügel; der müde Wanderer aber wird es gerne aufsuchen, um den geplagten Beinmuskeln Erholung und dem Magen eine Stärkung zu gönnen. Dann steht er vor der Wahl, nach Lunz oder nach Göffling abzustiegen.

Gegenüber dem Schushause zieht eine weite, rasige Senkung des Bodens zu einem Sattel hinan. In einer halben Stunde sind wir oben und überblicken mit einem Schlag auch den nördlichen Teil der Hochfläche: wieder ein Auf- und Abwogen von flachen, trummholzbevachsenen Ruppen mit den ersten Anfängen des zusammenhängenden Waldes. Ein dürftiges Steiglein windet sich an sanft absteigender Lehne hindurch und

erreicht nach einiger Zeit den felsigen Rand des jäh abstürzenden Lechnergrabens. Überrascht blicken wir in die Tiefe. Das übersteigt an Wildheit der Landschaft sogar das Seetal über dem Ellboden. Steile, schiefergraue Runsen durchreißen den Hang Hunderte von Metern hinab, und je tiefer unten, desto enger und wilder werden die Schluchten, zwischen denen sich schmale Zungen von Pflanzenwuchs, dicht verfilztes, unterhöhltes Gebüsch mit vereinzelt Bäumen und buschigen Berben, notdürftig verankern. Und über dem Ganzen thront die kahle, rötliche Felskanzel der Sonnwendmauer, die der Kleine Hektogel gegen das Tal vorschiebt. Zwischen den steilen, wildzerrissenen Flanken des Kessels erscheint da der Ausschnitt des sonnigen Obbstals mit den goldiggrünen Höhenzügen darüber fast wie ein Bild, wie ein gemalter, versöhnender Hintergrund zu der erschreckenden Wildheit der nahen Umgebung.

Wir folgen dem Rande der Abstürze gegen die tiefste Einsenkung, wo unser Abstieg mit weitausholender Schleife beginnt. Rechts zieht dort ein Saumpfad in den Grund einer großen, wiesenbedeckten Mulde hinab. Der weltabgeschiedene Ort ist die berühmt gewordene Gsteffneralm, die durch ihre sibirische Winterkälte weithin von sich reden gemacht hat. Der weitere Abstieg bewegt sich im Zickzack über Waldfusfen und Rasenbänder. Es werden steile Felsrinnen beschritten oder überquert, und dort, wo sich die Runsen zu Schluchten vertiefen, auch zum Abstieg benützt.

Je tiefer wir kommen, desto wilder wird unsere Umgebung und desto mächtiger erscheint uns der Aufbau der kahlen Sonnwendmauer über uns. Die graue Dolomitschlucht am Grunde des Kessels gleicht dem Urzustand einer Landschaft, in der jede Spur eines Eingriffs von Menschenhand fehlt.

Bald hinter der Klamm nimmt uns der Wald auf, dann wird die felsige Enge zur düsteren Waldschlucht, die auf das offene Wiesengelände des Obbstals hinausführt. Jetzt bleiben wir stehen und blicken, Abschied nehmend, noch einmal zu dem prachtvollen Felskessel empor. Von dunkelgrünen Wäldern umrahmt, liegt er schon in den blauen Schatten des Abends, nur oben leuchten die Zinnen der Schneide noch grell im Lichte der scheidenden Sonne, und der rötlich strahlende Felsdom der Sonnwendmauer hebt sich klar und groß vom tiefblauen Himmel.

Die übrigen Anstiege auf den Dürrenstein bleiben hinter den geschilderten Wegen an Schönheit zurück. Der Weg durch den Daglesbachgraben führt von der Langau größtenteils durch Wald in 3 Stunden zur Herrnalpe. Sein einziger Schmutz ist ein in mehreren Stufen abstürzender Wasserfall knapp unter der Alm. Der Weg von Göffling und seine Wbart durch den Stiegengraben von der gleichnamigen Bahnhofststelle herüber ist zwar der besterhaltene und bequemste, führt aber fast immer durch Wald. Etwas besser bestellt ist es mit den Ausblicken auf dem von Göffling über den Bauernhof Nachbargau und die Bärenlade (Kreuzogel) führenden Wege, weit aus der schönste aber unter den Aufstiegen der Westseite ist der durch das parkähnliche Steinbachtal in Verbindung mit der Erstkletterung des Südgrates. Leider wird die Erlaubnis hierzu von der Jagdleitung nur selten gegeben.

Der Weg von der Obbstaler Hütte über den Kreuzogel nach Göffling kommt auch als Schiabfahrt in Betracht und ist gut bezeichnet, ebenso der oben geschilderte Weg vom Gipfel über die Herrnalpe und durch das Seebachtal nach Lunz. Eine besonders lohnende, aber schwierige Abfahrt ist die vom Schuhhaus über das Hierzed (links vom Sattel gegenüber der Hütte), den Chorwald und Großkopfsattel nach Raften.

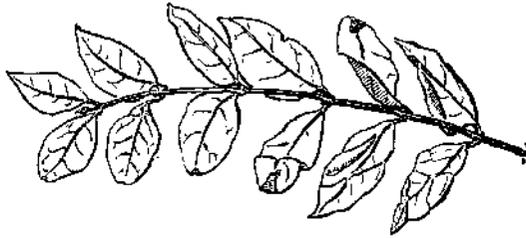
Zum Schluß noch eine kurze Schilderung des sorgsam gehüteten Heiligtums des Gebirges, des großen Urwaldes unter dem Gipfel. Der Marsch von Langau bis in den Rotwald dauert 3 Stunden. Schon von weitem macht der Wald durch die gewaltige Höhe der Bäume, durch die Dichte der Bestände und namentlich durch die sonderbare, fächerförmige Ausstrahlung der Fichtenwipfel einen mächtigen Eindruck; in der Nähe betrachtet aber bietet er einen nie gesehenen, fast überweltlichen Anblick. Ein

solches, fast märchenhaftes Waldesdunkel hat selbst der weitgereiste Alpenwanderer noch nicht gesehen. Bei dem Dämmerlicht fehlt fast jedes Unterholz, nur uralte, längst vermoderte Stämme von riesigem Ausmaß versperren, auf dem Boden liegend, den Weg, und wo so ein sterbender Riese im Fallen eine Lücke gerissen hat, da spinnen sich Moose in dicken Polstern an der Leiche hinauf und wuchern Farne von seltener Größe.

Das Netzwerk der Wurzeln ist hoch aus dem Boden geschwemmt. Staunend blicken wir zu den mehrhundertjährigen Tannen empor und an den moosüberzogenen, meterdicken Stämmen der Fichten entlang in das gespenstergraue, flechtenbehangene Lüstergewirb inmitten der riesigen Kronen. Aus den knorrigen Stämmen uralter Buchen wachsen schirmgroße Schwämme, Modergeruch erfüllt die Luft in den finsternen Hallen, in die nur ab und zu ein Sonnenstrahl dringt und dann den moosigen Boden grün aufleuchten läßt.

Lautlos schreiten wir über die feuchtkühle, weiche Decke dahin und hören kaum einen Vogel, sehen kaum ein Insekt, als hätte eine unbezwingbare Scheu vor dem ehrwürdigen, düsteren Wunder der Allmacht auch die Tierwelt ergriffen. Nur ganz unten, wo die Wasser des Moderbachs, des Ahtals und des Tiefen Grundes wilde Schluchten in das Dickicht gerissen haben, weckt die eindringende Sonne mehr Leben, wachsen üppige Kräuter und buschiges Unterholz und blinkt ab und zu auch ein Stückchen Dürrensteingipfel von oben herein. Aber auch hier fehlt es nicht am memento mori des Waldes, weiß gebleichten Baumleichen uralter Fichten, die der Sturm entwurzelt und wirr über die Schluchten geworfen hat.

Tief ergriffen machen wir uns auf den Heimweg. Und wie wir so wieder die gewohnten, wohlgepflegten Wälder durchschreiten, ist es uns, als kämen wir aus einer anderen Welt.



Vergessene deutsche Sprachinseln in den Westalpen

Von Otto Koegner, Freiburg i. Br.

Einer der Hauptprogrammunkte des Alpenvereins ist seit jeher die Pflege des Volkstums in den Alpenländern gewesen. — Diese erfolgreiche Arbeit galt aber auch den verstreuten Gruppen deutscher Abstammung, die außerhalb des geschlossenen Siedlungsgebietes deutscher Volkstämme in den Alpenländern sich befinden. — So wissen wir von dem zähen Kampf der Einwohner aus den Sieben und Dreizehn Gemeinden im Erientinischen — wir hören vom Ringen um Behauptung in der ausgefachten Sprachinsel der Gottschee, dem äußersten Vorposten unseres Sprachgebietes im östlichen Alpenland. — Dagegen kennt fast niemand die gleich schwierig gelagerten Verhältnisse deutscher Sprachinseln im Westen des Alpenwalles, die seit Jahrhunderten südlich der Monte-Rosa-Gruppe sich erhalten haben. Nur ganz selten wird einmal von Volkstums-Kundlern erwähnt, daß in den Tälern der Lys, der Sesia und der Anzascia deutsche Sprachkolonien von verhältnismäßiger Bedeutung weiterbestehen, wie es z. B. Professor D. Stolz in seinem in der *W.*-Zeitschrift 1932 erschienenen Aufsatz über den „Deutschen Raum in den Alpen“ getan hat. Dort werden nur kurz die Hauptorte der drei Täler genannt. Doch die vorgenannten Talschaften sind in der Gesamtheit ihrer die deutsche Sprache heute noch zähe wahren Siedlungen so bedeutend, daß es sich wohl lohnt, hierüber einmal gesondert zu berichten. Auch diese Täler, voll hoher landschaftlicher Schönheiten, verdienen durch einen regen Besuch seitens unserer Alpenwanderer, zumal man damit die Beharrlichkeit des Völkchens dort in seinem Kampf um Erhaltung von Eigenart und Sprache nur zu stärken vermag.

Die an Ort und Stelle erhaltenen gründlichen Aufschlüsse, die Einblickmöglichkeiten in verlässliche Archivnotizen würden für diesen ebenfalls wichtigen Abschnitt der Volkstumsgrenzen einen größeren Sonderbeitrag rechtfertigen. Der knappe verfügbare Raum läßt jedoch eine Verbreitung über dieses Thema nicht zu. Es ergibt sich somit für uns zunächst nur die Frage, weshalb, wie und wo diese Einsiedlungen stattfanden und welche Eigenheiten oder Gemeinsamkeiten mit unserem Volkstum sie noch heute aufweisen. Es bleibt ein wenig Raum für Betrachtungen über dortige Wohnheiten, über Sprache, Tracht, Bauweise der Häuser und Almwirtschaft. Schließlich sollen auch noch die Belange unserer Bergsteiger und Naturfreunde erwähnt werden, die hier in Frage kommen können. — Um aber die Aufmerksamkeit des Lesers nicht schon zuvor durch Reihung und Häufung von geschichtlichen Ereignissen und Zahlen zu schwächen, seien die Tatsachen in der folgenden Betrachtung dort erwähnt, wo solche Überlegungen sich von selbst aufdrängen.

Der Berichtersteller, dem all diese Dinge ja schon seit Jahrzehnten bekannt waren, der mit um so größerer Freude das tapfere Aushalten der Bewohner jener vergessenen Sprachinseln auch nach den schweren letzten Kampff Jahrzehnten feststellen mußte, dem auch an Ort und Stelle freudig weitgehendster Aufschluß in Archiven usw. geboten wurde, zieht vor, an Hand einer Reiseführung den Leser mit der Eigenart des Geländes vertraut zu machen. — Aufschluß über die vorgenannten Hauptfragen ergibt sich dann von Fall zu Fall selbst, so daß zu hoffen ist, daß — hierdurch angeregt — ein stärkerer Zufluß deutscher Besucher fernerhin auch in die Täler von Gressoney, Alagna

und Macugnaga bringt. Knapper Raum läßt uns aber auf das Gressoney-Tal sich beschränken, das in seiner unvergleichlichen Schönheit wahrlich eine kleine Sonderbetrachtung verdient.

Entfernungen spielen im Zeitalter der Technik kaum eine Rolle mehr. Das gilt auch für den Besuch der genannten drei südlichen Monte-Rosa-Täler, die mit Hilfe der Schweizer Bahnlinien bequem erreichbar sind. Die an Aussichtswundern so reiche Lötscherbergbahn führt nach Brig, von wo die Simplonbahn Anschluß an die Turiner Strecke bietet, auf der auch die herrliche Landschaft des „Langen See's“ einzusehen ist. Dann geht's zur Po-Ebene — schon hier grüßen die Monte-Rosa-Viertausender herein — bis bei Chivasso zur Aosta-Tal-Bahn gewechselt wird, diese bis Pont St. Martin benützend. Von hier ab wird ein guter Autodienst bis in den obersten Talort Gressoney-La Trinité, 1650 m, hinauf unterhalten. Diese Fahrt allein ist schon sehr reizvoll, denn sie bringt aus dem breiten, wohl angebauten, stark besiedelten Aosta-Tal rasch höher in eine ganz anders geartete Welt, die uns Bergfreudensuchenden in ihrer größeren Herbheit viel zu sagen hat. Der bergige Teil Piemonts, also jener Aosta-Bezirk, war unbestritten französisches Sprachgebiet, in dem jedoch z. B. das Italienische von straffer Schulpolitik vorwärtsgetrieben wird. Die kommende Generation wird auch diesem Landesteil einen ganz anderen Stempel aufdrücken, als es Jahrhunderte hindurch hier geblieben war. Ein gleiches Schicksal droht aber auch den deutschsprachigen Kolonien, wenn in den südlichen Monte-Rosa-Tälern die Leute dort nicht weiter durch zielbewußtes Zusammenstehen durchhalten und so ihre Sprache und Eigenart zu wahren vermögen. Privatschulen, bis heute dem staatlichen Zugriff noch nicht verfallen, haben bisher das noch vermocht.

Noch nun zum Gressoney-Tal selbst: Gleich hinter Pont St. Martin geht es in großen Wegegischlangen nordwärts rasch empor, den Eingang in das 40 km lange Lys-Tal möglichst hoch suchend. So kann man schon bei der Anfahrt sich gut von der Verschiedenheit der durchfahrenen Volkstums- und Sprachzonen überzeugen. Pont St. Martin weist noch völlig romanischen Charakter auf. Alte winklige Gassen bieten malerische Bilder, im Verein mit Resten alter mit Loggien und Marmorsäulen gezielter Paläste. Unmittelbar neben der uralten Römerbrücke, die dem Verkehr seit 2000 Jahren dient, ist als Zeuge modernsten Lebens in sachlich strengen Linien der riesenhafte Bau der Bredaanlagen errichtet, welche die Wasserkräfte der Lys hier nutzen — eine Häufung von Kontrasten, die ausgesprochen romanischer Art ist und nur durch die wundervolle südländische Vegetation Milderung erfährt.

Rasch kommen wir höher, aber an den steilen Hängen herrscht überall noch die Rebe, spenden mächtige Kastanien-Bäume den auf fähen Halden sorgsam gehüteten Kulturen guten Schatten. Auf den Bergrippen darüber haben zahlreiche Siedlungen sich eingenistet. Die kahlen Steinhäuser der Talbewohner sind, wie kleine Festungen malerisch zusammengebaut, meist um ein weißleuchtendes Kirchlein geschart — romanische Eigenart, die im Zusammenschluß sich hält. Tiefer sinkt rasch das Aosta-Tal, weiter schweift der Blick, offen erschließt sich die Bergwelt, gibt markante Felsgipfel und schroffe Grate frei, langsam damit in die Viertausender-Regionen überleitend, deren herberer Charakter jetzt auch im Tal der Lys sich ausprägt. Die Äder werden kümmerlicher, die Hänge steiler und steiniger, die Rebe verschwindet, und das bisher allorts gehörte Französisch, oft allerdings in einen schrecklichen Dialekt umgewandelt, weicht mit einem Schlage. Unvermutet tauchen jetzt auch andere Häuserformen auf, die von unserem Alpenbereich her uns heimelig anmuten. Bald zeigt in solcher Art sich ein größerer Ort, Issime genannt. Hier wird man vom Volk, das den Deutschen sofort erkennt, freundlich in deutscher Sprache begrüßt. Nach dem stundenlangen Passieren französischen Sprachbereiches überrascht solch unverhoffte Erscheinung sehr, wenn auch die landläufige Sprache viel von der harten Berglerart angenommen hat. Fast

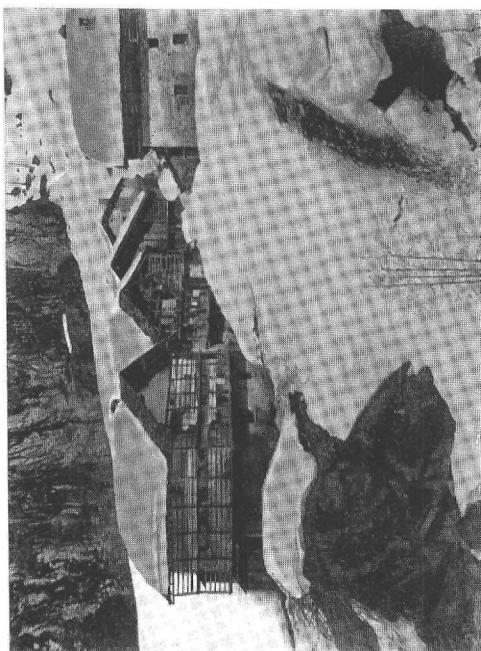
süßlen wir uns damit ins jenseitige Wallis versetzt. Auch die Bauten der meisten Bewohner hier erinnern daran. Darüber täuscht auch nicht die breite wirkungsvolle Fassade der Ortskirche, die in farbenfrohen Fresken die Bewohner der Talschaft nach romanischem Empfinden auf innere Sammlung hier vorzubereiten sucht. Dieses lebenswerte Werk eines Deutschstämmigen, namens Kurta, lohnt schon Jffimes Besuch. Daneben steht unter dem Balkon des einfachen Rathauses ein mit wenigen Schnitzereien gezielter uralter Richterstuhl noch immer im Freien. Seine einfachen Formen geben Zeugnis von dem Jahrhunderte überdauernden treuen Wahren der Gewohnheiten deutschstämmigen Nachbarlandes, die auch von den Einwohnern „Eischimes“, des jetzigen so ausgeföhnten Jssime beibehalten wurden.

Diese südlichste deutsche Sprachinsel wird hinter dem Ort von einer Barre französisch-italienischen Sprachbereichs wieder abgeriegelt. Erst hinter Gaby treten wieder deutsche Sprachkolonien auf. Das Ortchen Niel hoch oben im entlegenen Seitental hat ebenfalls deutsche Sprache und Sitten noch zu erhalten gewußt. Die Wahrung solch ausgesprochener Eigenart ist wohl nur der Abgeschlossenheit dieses Nebentales zu verdanken, denn hier hinauf verirrt sich ganz selten jemand, es sei denn, er suche einen Übergang in das gewerbereiche Bieller Vorland. Dieser Ort spielt in der Talschaft eine große Rolle. Seine Industrie war Anlaß zu den durch die Kargheit des Hochtales bedingten weiten Reisen der Gressoneyer in Europa, auf die später noch zurückzukommen ist.

Hinter Gaby steigt die Straße dauernd stark an, rechts und links ragen Dreitausender auf. Wer die Karte daraufhin studiert, sieht, daß selbst auf italienischen Druden überall neben der landesüblichen Bezeichnung deutsche Namen für Gipfel und Pässe stehen, womit der deutsche Charakter dieser Landschaft anerkannt ist. Bei Pont Trenta wird das Tal auf mächtiger Brücke überseht, die Straße sucht an den Hängen sorgsam die vielen Lawinendämmen zu meiden, über dem in Felskluft schäumenden Fluß erscheinen auf Steilufeln materische Weiler, die nun nur noch deutsche Namen tragen und im äußeren Erscheinen fast eine Wiederholung der im Wallis üblichen Bauart zeigen. Das schmucklose italienische Steinhaus tritt nicht mehr auf. Malerische, von Alter und Sonne gebräunte Holzhäuser, auf Steinsodeln gebaut, mit steinbeschwerten Dächern, rundlaufenden Galerien, die breiten Fensterbretter mit leuchtenden Blumen besetzt, geschickt im Schutz des Geländes jede unsichere Lawinen-Rinne meidend, bieten hier Gruß auf Gruß von gleichgeartetem Volkstum. Und überall wird in unserer, dem Volke dort vertrauten Sprache geantwortet, überall schwingt deutscher Berglergruß entgegen, die Herzlichkeit gleichen Empfindens erkennen lassend.

So leitet die abwechslungsreiche Fahrt rasch bis Gressoney-St. Jean, dem Hauptort des Tales, hier nur „Unterteil“ genannt, zum Unterschied von Gressoney-La-Trinité, das man dort kurz den „Oberteil“ nennt. Eine Reihe guter Gasthöfe in diesem sonnig gelegenen Talhauptort bezeugt, daß der Besuch Sommers über verhältnismäßig stark ist. Einen starken Anreiz hiersür hat lange Jahre hindurch der stets wiederholte längere Besuch der Königin-Witwe Margherita ergeben, die als begeisterte Bergsteigerin keine Mühen scheute und selbst bis zur Punta Gnifetti hinauf, 4561 m, vordrang. Auch um Erhaltung der wundervollen Taltracht hat sie erfolgreich sich betätigt. Von dieser Tracht wird später noch zu sprechen sein.

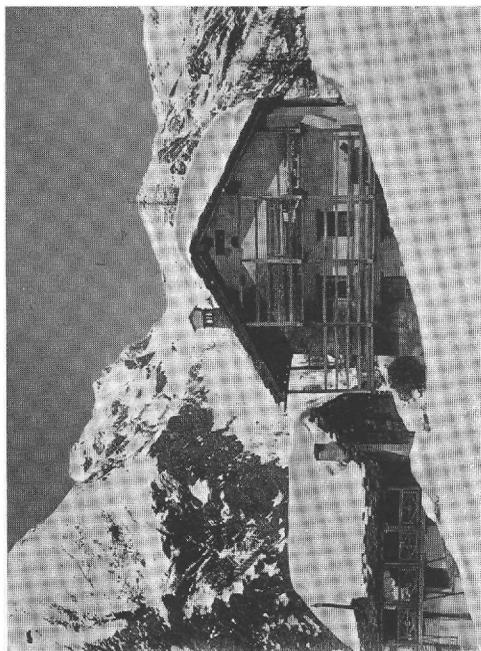
In Gressoney-St. Jean öffnet sich jetzt der Blick in den aufgeschlossenen Talgrund und ergibt ein Bild von unglaublicher Schönheit, das wohl jeden packt. Wer nur einmal zur Abendstunde im feingegliederten Rahmen der Bergföhren das Wunder der Gletscherpracht schaute, wer den von scheidender Sonne vergoldeten Lys-Ramm in fast überirdischer Schönheit über den Wolken schweben sah, die der Nachmittag über den absinkenden Gletscher dort bildete, der vergißt solche herrlichen Bilder sicher nicht. Doch wir sind hier ja noch nicht am Talende. Das gute Sträßchen steigt wacker weiter



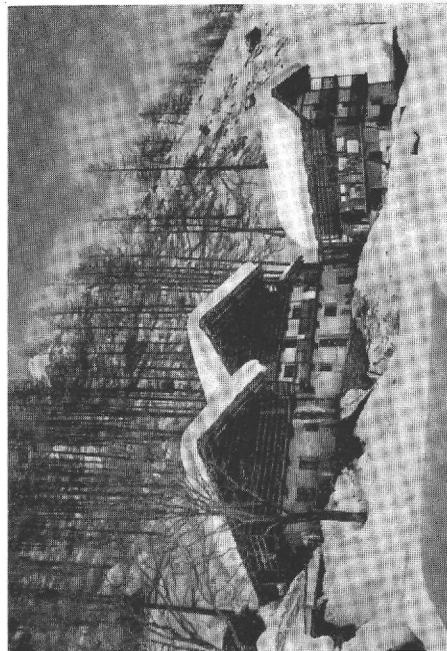
Typische alemannische Siedlung
Hütten beim obersten Weiler des Hystales, Staval (Staffel) 1800 m



Hystamm und Hystleifer vom Hystplateau



Sapanna Carla
auf Alpe Orfía (1800 m). Hintergrund: Beta Gorca-Pafj



Hütten von Untervalb. Weiler von Grefjoney-La Ermité



Richterstuhl vor dem Rathause zu Issime (Eischime),
südlichster deutscher Sprachvorposten im Gressoneytale



Tracht von Gressoney mit Goldgeslechtshaube
(Schmuck für hohe Feiertage)



Gressoney-La Trinité, 1650 m, nach Süden (zum Aostatale) gesehen

an, von einem deutschbenannten, deutschsprechenden Weiler zum andern ziehend, immer neue Erinnerungen an heimische oder benachbarte schweizerische Art ergebend. Manche Ortsnamen sind wohl abgewandelt, lassen aber immer wieder ihre deutschsprachliche Abstammung erkennen. Die kleine Almstiedlung „Alpenzu“ sei besonders erwähnt. Sie klebt hoch droben am Steilhang in sonnigster Lage und stellt einen unsagbar herrlichen Aussichtsbalkon dar, von dem aus die ganze Gletscherherrlichkeit dieses südlichen Alpentales mit einem Blicke erfasst wird. Eine starke Stunde hinter dem Hauptort öffnet, nachdem ein halbes Duzend malerischer anderer Weiler passiert sind, das obere Tal sich neuerdings, unter einer himmelhohen Felswand der letzten größeren Siedlung Schutz vor Lawinengefahr gewährend, es ist Gressoney-La Trinité, kurz der „Oberteil“ genannt.

Hier haben die Einwohner am zähesten ihre Sprachrechte verfochten, die alemannischen Sitten der Altvordern blieben am festesten hier verankert. Man muß mit dem Völkchen selbst in Verbindung kommen, um mit Rührung zu sehen, wie sie dort stolz auf das Wahre alter Sitten, Trachten usw. bedacht sind, wie man trotz harter Gegenwart der maßgebenden Behörden von der angestammten Sprache nicht läßt. Es sind einfache, biedere Leute, die man dort trifft, aber ihre Herzlichkeit ist erfrischend. Wie klingt es doch wundervoll, wenn ein Bürger von dort, wohl einfacher Herkunft, der aber die Welt auch ein wenig sah, mit leuchtendem Auge uns Fremdlingen sagte, „daß solche Besuche aus gleichsprachlichem Lande ‚Nahrung‘ sei, die die Seele hier braucht“. Sollen solche schlichten Worte nicht Widerhall finden in unseren Kreisen? So möge öfterer Besuch aus unseren Reihen die Gressoneyer Mannen stärken für ihren Kampf um Erhaltung ihrer deutschen Sprache und Art. Man findet diese hier überall, denn wohin man sich wendet, entstammen alle Zugewanderten ja alemannischem deutschem Volkszweig. Bauart der Häuser, Anlage der Weiler und Zinken, die Form der Bodenbewirtschaftung, Nutzung von Forst und Weide weisen überall auf diesen alemannischen Ursprung zurück. Ein jedes Haus, oft in den einfachsten originellen Schnitzarbeiten am Türbalken und Sims, weist sprechende Zeugen jahrhundertalter bäuerlicher Kultur auf, wie sie auch jenseits der Alpen und bei uns in Deutschland gepflegt wird.

Kein Zeichner, Maler, Photograph oder Freund von Volkskunde kehrt unbefriedigt von wochenlangen Streifen in jenen Winkeln zurück.

Allerwärts steigt die Halben steil bergan. Die Viertausender des Talschlusses machen sich gebieterisch geltend. Im Vorblid leuchtet das Eis des Lys-Gletschers. Von ihm gelodt ziehen wir zur Höhe, zum Gabet-See ansteigend, der — fest aufgestaut — mit seinen in Elektrizität umgesetzten Wasserkräften nun den Bewohnern der Po-Ebene drunten das im Gletschereis droben aufgespeicherte Sonnenlicht wiederbringt — ein wunderbarer Wandel aller ewigen Dinge.

Bis hier sind die letzten breitgelagerten Einödhöfe anzutreffen, in denen ganz reines Deutsch zu hören ist. So ist die Einsamkeit, das Alleinstedeln — eine echte Alemannenart — der wirksamste Schutz vor Aufgehen in fremdem Volkstum geworden. Von Gabet zieht ein Pfad zum Colle d'Olen, 2871 m, dem Übergang nach Alagna, im Sesia-Tal, der für den deutschen Sprachbereich ein wichtiger Punkt bleibt, denn auch in den jenseitigen Tälern sind deutsche Sprachinseln anzutreffen.

Der nächste Höhenpaß — Stolemberg genannt — zeigt den ersten Anfaß der Monte-Rosa-Viertausender in dem schönen Trapez der Vincent-Pyramide, hinter der das Lys-Joch versteckt bleibt. Ohne große Mühen kann man aber diesen wichtigsten, nach Zermatt führenden Hochpaß gut erreichen auf dem Steiglein längs der Flüh des „Hohen Lichts“, das den zerrissenen Indren-Gletscher meidet und zum schmalen Felskamm führt, von dem die Capanna-Gnisetti, 3650 m, in die Lande schaut. Ein guter Stützpunkt ist das für wundervolle Bergfahrten im Viertausender-Bereich. Die hier nun betretenen Gletscher sind verhältnismäßig einfach zu begehen, die Gipfel ringsum

rasch und leicht erreichbar. Ein jeder ist ein vollgültiger Viertausender bis hinüber zur Dufour-Spitze, dem Monte-Rosa-Hauptgipfel. Der Bergsteiger kommt hier voll auf seine Rechnung, einerlei ob im Sommer oder Winter gehend. Es gibt zu jenem Viertausender-Bollwerk kaum einen leichteren, sichereren Zugang als von Gressoney aus. Das gilt auch für den Lys-Ramm, der das ganze Talbild ja beherrscht. Wer die Seiltänzerarbeit auf seinem verwächten Gipfelsirist nicht liebt, findet zahlreiche andere, leichtere Ziele, von der Punta Giordano und der Vincent-Pyramide über Balmenhorn, Schwarzhorn, Ludwigshöhe, der Parrot-Spitze und Punta Gnifetti oder dem Zumstein bis zur felsigen Barre der Dufour-Spitze selbst. Die Lys-Rammnase travestierend, ist leicht das eisige Reich der Zwillinge zu betreten. Ihre Besteigung vom flachen Felis-Joch aus ist denkbar leicht und wird überaus lohnend, denn der Rundblick vom Castror ist so umfangreich wie packend. Der Einblick in die grünen Täler von Gressoney und Aiaz muß zum Abstieg in jene lockenden Tiefen direkt verleiten.

Der Weg dorthin ist gegeben. Die südlich absinkenden Hänge des Felis-Gletschers leiten über den guten Stützpunkt der Capanna Sella hinab zum Bettasorca-Paß. Auf diesem leichten Abstieg wird, was schon auf allen Viertausender-Gipfeln sich aufzwang, erneut ersichtlich, wie zielsicher diese Ansiedlungen deutschsprechender Bergler vor Jahrhunderten erfolgten. Einige geschichtliche Begebenheiten müssen als unerläßlich hier aber erwähnt werden.

Herzog Berthold von Zähringen, der Sohn des Städtebauers von Freiburg (Breisgau), gründete zur Sicherung seiner südlichen Amtsbezirke 1157 die Stadt Freiburg (im Aechtland an der Saane). Berthold war Reichsvogt der Bistümer von Genf, Lausanne und Sitten. Dieses Gebiet war also damals noch im deutschen Reichsverband. Das deutschsprechende Volk alemannischen Stammes schob zu jener Zeit seine Sprachgrenzen beträchtlich vor. Das ergab neue Siedlungen und im Verfolg derselben Sicherung weiteren Alpenraumes. Laut Archiveinträgen wurde nun auf Befehl des Bischofs von Sitten ein Strom Löttschentaler durch das Zermatt-Tal über das Theodul-Joch geleitet, um günstige freie Alpengründe zu sichern. Der Paß, noch im letzten Jahrhundert mit Herden mehrfach passiert, war gut gangbar. Ein nahegelegener gleicher Einschnitt, der Colle delle Cime bianche, ist bequem erreichbar, von wo man ins benachbarte Aiaz-Tal abstieg, das damals die Grafen von Chailenge verwalteten. Noch heute heißt der hintere Teil des Tales „Le Canton des Allemandes“.

Im Streben nach weiterem Alpenraum wurde von hier östlich weitergegriffen über die Bettasorca hinüber ins grünlockende Gressoney-Tal. Die Ansiedler sollen, wie die Geschichte besagt, da eine große „Kressen-Lue“ gefunden haben, die Anlaß zum Bleiben bot. Aus jenem Namen ist im Wandel der Jahrhunderte die Bezeichnung „Gressoney“ geworden. Auch hier griff man im Tal südwärts weiter bis nach Issime hinab, wo, ähnlich wie im südlichen Brennerbezirk, die Talschlucht am Ausgang natürlichen Abschluß und Schutz vor dem dahinter gelegenen andersgearteten Volkstum schuf. Doch auch über das Gebirge hinweg griff die Alemanneniedlung weiter nach Osten, überschritt den Colle d'Olen und Stolemberg-Paß, damit die Verbindung aufnehmend zu den Gruppen gleichen Stammes, die den Monte-Rosa-Stad auf ähnliche Weise im Osten umgingen und in den Tälern der Anzascas, der Sesia ein gleich erfolgreiches Kolonisationswerk durchführten, das wir heute noch bewundern müssen.

Wer aus dem Saas-Tal (reindeutsches Sprachgebiet) über den Monte Moro nach Macugnaga angeht, der ershütternden Monte-Rosa-Ostwandabstürze absteigt, hört hier heute noch unsere Sprache in alemannischem, berggehärtetem Klang, während die früheren deutschen Siedlungen im Anzascas-Tal hinab bis nach Pestarena schon aufgefogen wurden. Dagegen mußte deutsche Sprache sich zu halten im Zuge der Siedlung, die über den Turlo-Paß, in dem das „Türli“ recht gut erkenn-

bar bleibt, in die Quelltäler der *Sesja* hinüber erfolgte, wo heute noch Orte, wie *Alagna*, *Rima*, *Rimella* u. a. m. deutsches Sprachgebiet geblieben sind, genau wie im Gressoney-Tal. Nur dieser bis heute gebliebenen Geschlossenheit des deutschsprechenden Ringes um den Monte-Rosa-Stock herum ist es wohl zu verdanken, daß die einzelnen kleinen Kolonien und Siedlungen nicht vom ständig angreifenden fremden Volkstum aufgefogen wurden. Sie geben aber bestes Zeugnis für das mannhafte, zähe Verharren dieser im Widerstand innerlich immer stärker werdenden kleinen Volkssplitter, die ihre Eigenart und Sprache so treu und mit großem Erfolg zu wahren wußten.

So hat man beim Gang über den Ramm zwischen Gressoney- und Aiaz-Tal wunder-vollen Aufschluß über die Siedlungsgeschichte der uns stammverwandten Siedler bekommen, und nun verlohnt es sich, beim stimmungsvollen Kapellchen *St. Anna*, von dem man einen packenden Tiefblick in den Gressoneyer Talverlauf hat, nochmals kurze Rast zu halten, bevor der Steilabstieg zum Talschluß beim Weiler *Staval* (das alte „Staffel“) führt, wo die junge *Lys* dem Eise kaum entsprungen ist. Das Tal und seine Höhen wurden erkundet, nun schweifen die Gedanken während der Rast zum Gressoneyer Völkchen selbst zurück, das in seinem mannhafsten Ausharren ein wahres Beispiel an Treue zum Brauchtum und Sprache geworden ist. Den besten Beweis geben hierfür die dort angetroffenen Bauten und Trachten. Man fühlt sich fast ins Ober-Wallis versetzt, sieht man hier überall die braunen Holzhäuser, neben denen auf breiten, runden Steinplatten, die unerwünschten Mäusefraß abhalten sollen, die Stadel wie auf Riesenpilzen thronen.

Die Anlage der einzelnen Siedlungen, wie der Alpenbewirtschaftung und Haus-haltung, ist auch äußerlich die gleiche wie nördlich der Grenze geblieben. Die treuge-wahrte Sprache, wenn auch im Dialekt etwas gewandelt, schließt weitere Zweifel aus. Die Landschaft wurde von Schweizern alemannischen Schlags, also deutschstämmiger Art, besiedelt. Spätere Einflüsse aus dem Reich haben nachweisbar mit vieler Blut-auffrischung dort auch neue Impulse hineingetragen. Auch das ist durch Archiveintra-gungen nachgewiesen. — Der *Gressoneyer* wurde durch die Kargheit des Boden-ertrages daheim gezwungen, sich anderweit umzutun, zog daher als wandernder Kauf-mann von Ort zu Ort, viele Länder dabei aufsuchend, und seine Talschaft der Umwelt damit so bekanntmachend, daß eine Zeitlang das Gressoney-Tal offiziell sogar das „Krämer-Tal“, gemäß Urkunden, genannt wurde. Die verhandelten Hauptprodukte waren zumeist Erzeugnisse der italienischen Woll- und Seiden-Manufacturen. So kann man den Wirkungskreis der Gressoneyer Handelsleute weitum verfolgen, in der Schweiz, im Allgäu und Oberbayern (*Baron Bed* aus Gressoney wurde ja auch in *München* ge-adelt), aber auch in Schwaben und Baden wie im Elsaß. Unternehmende Leute sind die Gressoneyer von je gewesen. Das besagt sehr drollig der Inhalt eines Reimes zu *Holbeins* „Totentanz“ (1547), in dem die Gewandtheit jener Krämer überaus offenerzig gekennzeichnet wird.

In der Fremde haben diese Handelsleute, die nachweisbar oft mit deutschen Frauen heimkehrten, einen Weitblick bekommen und mit gewandtem Anpassen an jeweilige Gegebenheiten viele gute Anregungen übernommen, die, in die Heimat übertragen, dem Berglerium im *Lys*-Tale den eigenartigen Stempel aufprägten, mit dem es sich so vor-teilhaft vom romanisch gebliebenen Vordertal abhebt. Trotz der zähen Wahrung des Althergebrachten ist doch der Zufluß neuen Blutes (aus dem Reich und Ungarn, selbst Polen, nachweisbar) zielficher erfolgt. Ein gesunder Instinkt hat durch diese Auffri-schung die in den Bergtälern sonst meist unausbleibliche Inzucht vermeiden lassen.

Sprache und Sitten haben im Gressoney-Tal die Jahrhunderte durch sich kaum ge-wandelt. Man müßte über diese vergessenen Sprachinseln noch viel Wissenswertes be-richten, doch fehlt hier der Raum dafür. Nur eines muß noch erwähnt werden, ihre

Tracht, die jeden sofort besticht. Die Bewohner dort hüten in Treuen und wirklicher Liebe das ihnen Überkommene. Die Tracht ist erst im Laufe der Zeit durch vielerlei Wechselbeziehungen mit draußen zu ihrer heutigen schönen Geschlossenheit gekommen. Der scharlachrote Rock, so wundervoll aus der grünen Talschaft herausleuchtend, kam aus dem farbenfrohen Tessin. Hierzu wirkt famos das schwarze, goldbortierte Sammetmieder. Jede Trägerin ist stolz, daß ihre Stiderei sich von jeder anderen abhebt, bei keinem anderen „Maidle“ anzutreffen ist. Die bestickte Seidenschürze ist unerlässlich zum Ganzen, wie auch das eigenartig geknotete rote Kopftuch, das selbst zum Kirchgang getragen wird. An sehr festlichen Anlässen werden mit Stolz die wundervollen Goldkronen getragen, die eine Generation der nächsten vererbt und den Mädchen ein ganz hervorragendes Schmuckstück damit gewährt. Überraschend ist für uns, daß nachweisbar dieser Trachtteil aus dem Schwarzwald- und Bodenseeland entnommen wurde, das die Gressoneyer ja oft durchzogen. Man sieht solche Kronen in gleich prächtiger Ausführung noch heute viel bei Billingen, Überlingen, am Bodensee usw.

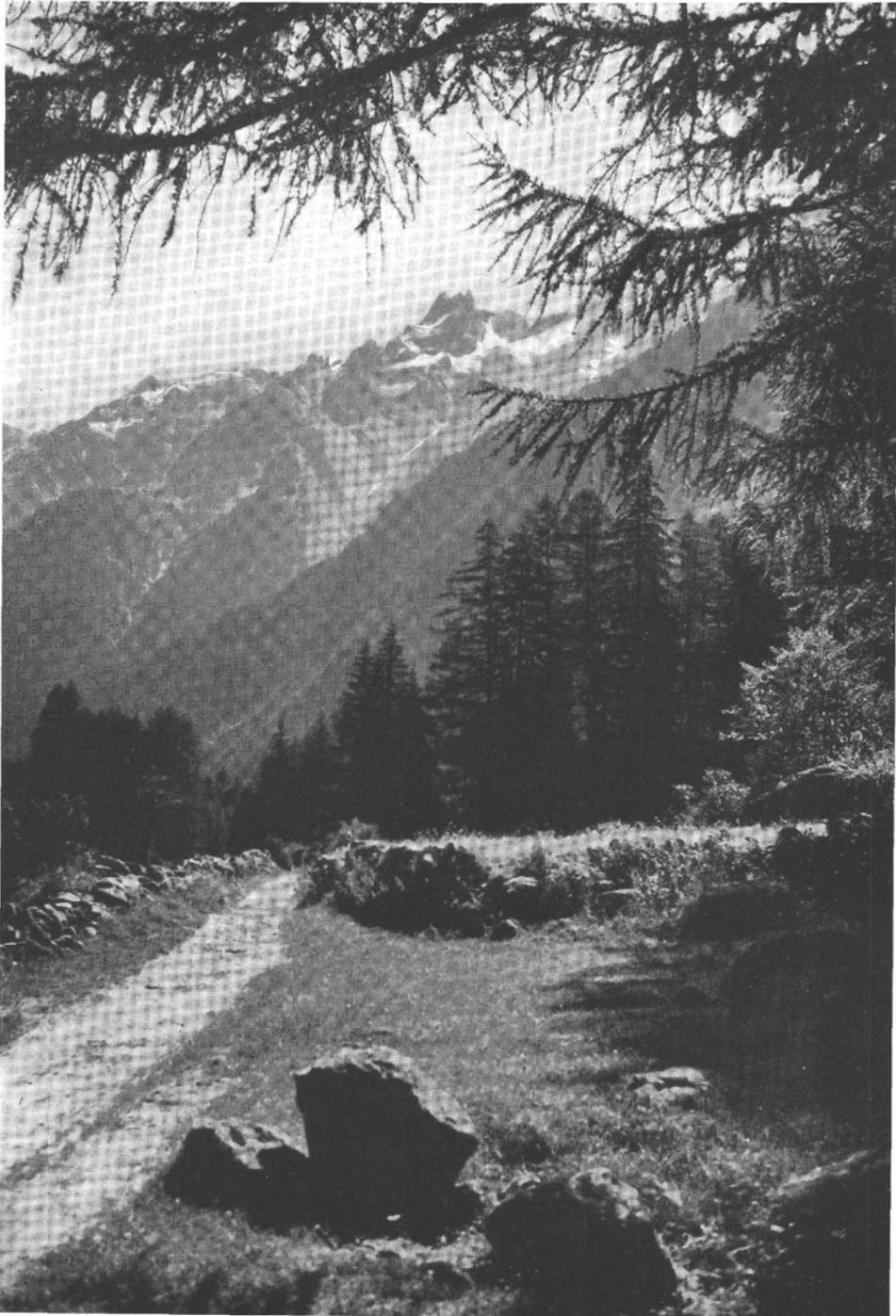
Der überzeugendste Beweis ist ein Archiveintrag aus alten Zeiten, der über die goldene „Chappe“ wörtlich besagt:

„Die Ausgereiften haben sie eingeführt, um ihren Liebsten daheim etwas Neues, Schönes mitzubringen.“ Und nun bildet diese Goldkrone einen Hauptbestandteil der schmucken Gressoneyer Tracht seit langen Jahrzehnten. Als die „Maidle“ damit photographiert werden sollten, wünschten sie, mit den Gletschern ihres Tales, mit dem königlichen Eys-Ramm zusammen aufgenommen zu sein, nicht zwischen den alten braunen Häusern, deren Enge ihnen sattfam bekannt war. Ist dies nicht ein kostbares Zeugnis einer tiefverankerten, erschütternden Liebe zur Alpenheimat dieser um ihr Volkstum und Sprache so tapfer weiterkämpfenden Bergbewohner!

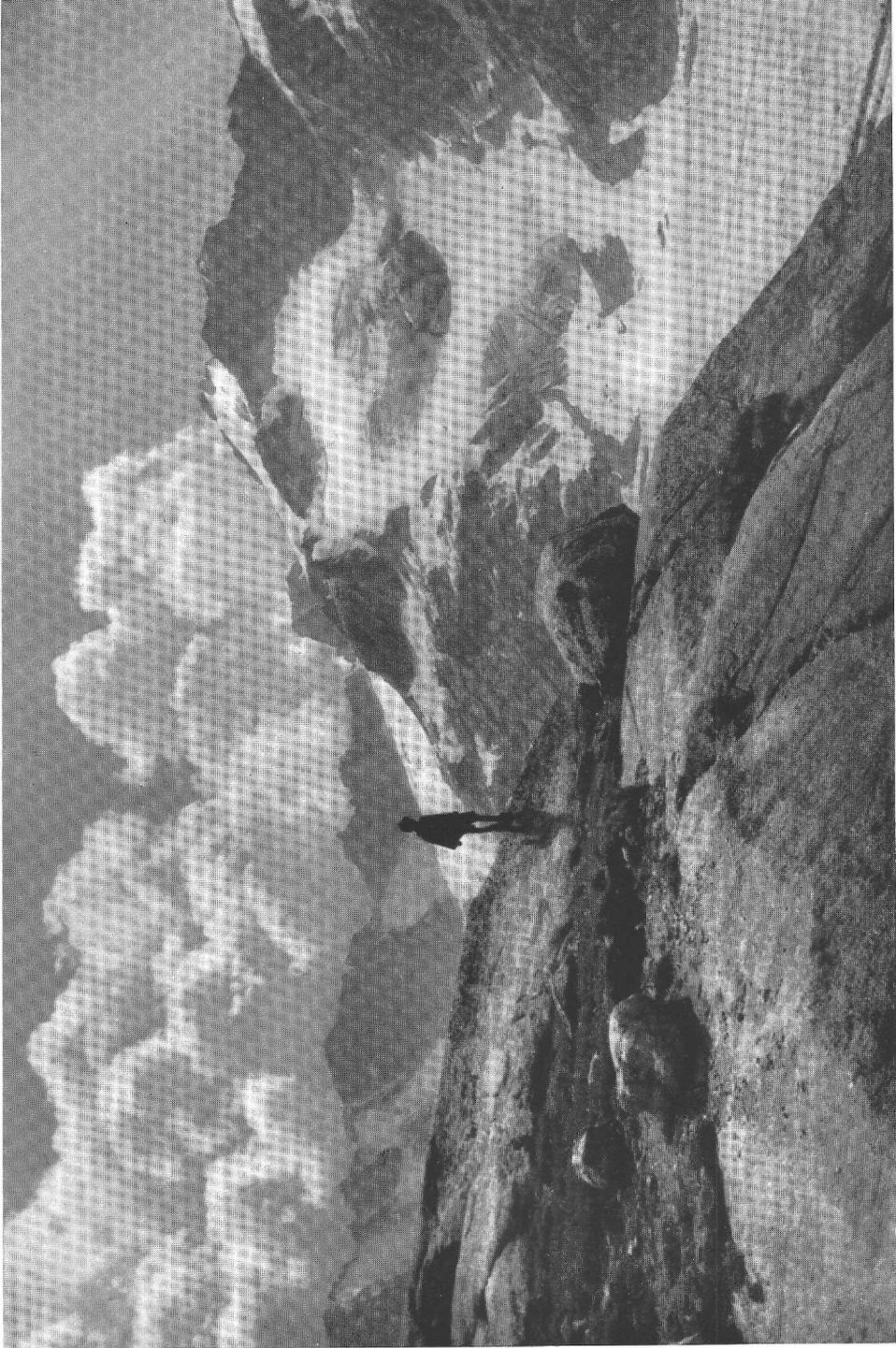
So könnte man vom Gressoney-Tal noch viel Schönes und Wissenswertes melden, doch mag das Vorgesagte genügen. Es soll nur Anregung geben, künftige Bergfahrten auch einmal in jene ganz vergessenen südwestlichen deutschen Sprachinseln zu unternehmen. Wenn je eine Gegend verdient, ihrer Treue zur Abstammung halber besucht zu werden, sie damit im Glauben am Werte solchen erprobten Volkstums erneut zu bestärken, so sind es sicher die Täler von Gressoney, Alagna, Macugnaga, wo ein aufgeschlossener, freundlicher, uns in vielem nahestehernder Menschenschlag aufrichtig und herzlich um das Verstehen und innere Mitgehen der fremden Besucher wirbt.

Möge den uns artverwandten Gressoneyer Freunden auch im nächsten Jahrhundert ihr im schweren Kampf treu gewahrtes Volkstum, ihre deutsche Sprache weiter erhalten bleiben!





Im Bergell zwischen Vicosoprano und Stampa: Blick talauf gegen die dreigipflige Cima del Largo



Vor der Gernohütte im Bergell, gegen Südwesten. Von links nach rechts: Lorraine centrale und occidentale, Rasica (über dem Knaben), Castello, Cantone (dicht rechts neben der Wolke) und Escalino

Forno — Albigna — Bondasca

Ein Blick auf die Granitberge im Schweizer Bergell

Von Walther Flaig, Vaduz

Das unvergleichliche Hochtal des Oberengadins mit seinen herrlichen Seen, Wäldern und Bergen ist im Westen mit dem weiten Tor von Maloja und seiner sanften Pashschwelle nur eben soviel geschlossen, daß der junge Inn — gerade dem Lago Lungghino entsprungen und in Silberfällen herabgeeilt ins Tal — nicht zu zaudern braucht, um sich ostwärts zu wenden und seinen langen und bedeutsamen Lauf durch das Herzstück der mittleren Alpen zu nehmen.

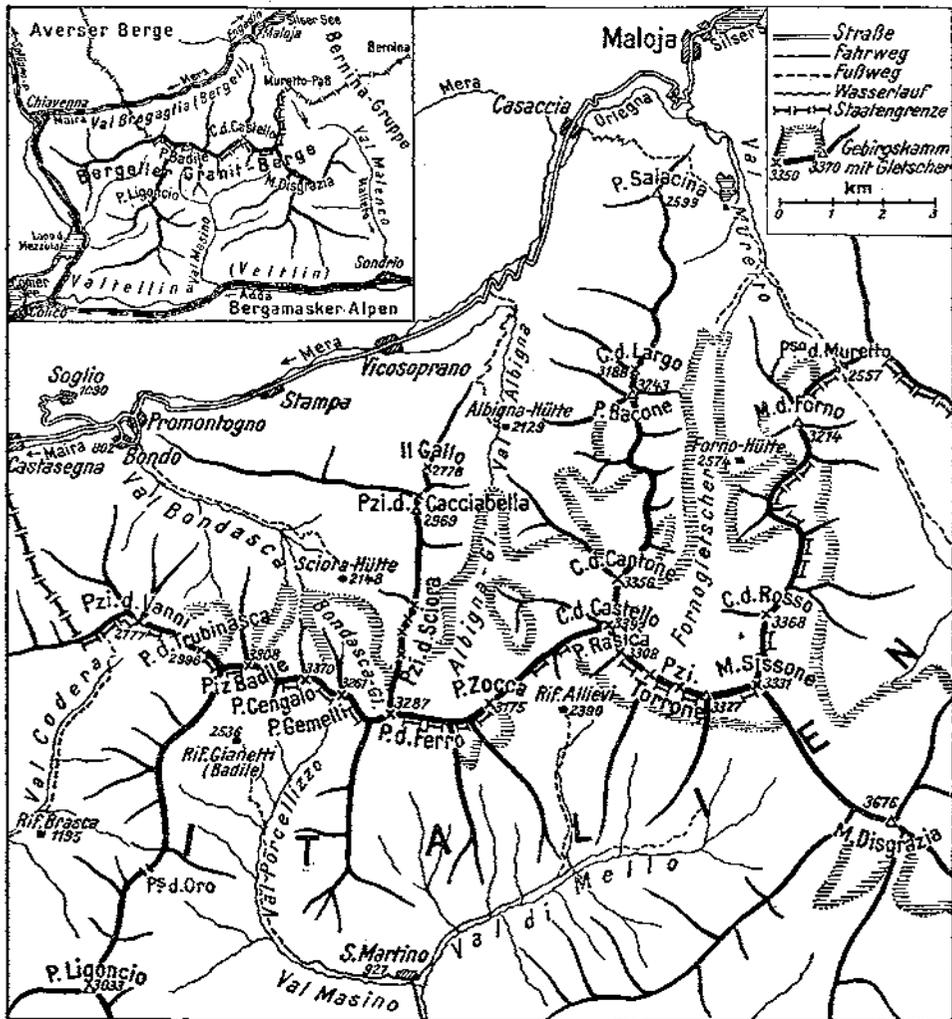
Durch das breite Malojator aber, das Hodler in seinem „Silbersee“ so bezaubernd himmelweit aufgetan und so kristallhell gespiegelt hat, durch dies Tor schauen, einer Ahnung gleich, blaugeschnittene, scharfgezackte Berge herein, herein bis nach St. Moritz. Ja, der bergellüchtige Wanderer kann, sobald er in St. Moritz der Rhätischen Bahn entfliegen ist und sofern er die Eindrücke der Albulafahrt schon verarbeitet hat, sogleich seine Sehnsucht befriedigen: Da ragt auch schon das Engadiner Wahrzeichen, der Piz dalla Margna, auf, mit seinen schönen Schultern, deren eine tief rechts herab nach Maloja fällt und mit dem Piz Longhin jene sanfte Pashwiege bildet, durch deren Verheißung jetzt unser Blick den einen Berg trifft, den Piz Badile. Seine abenteuerliche Geschichte trifft uns gleich mit einem großen und auch harten Rufe, ein Ruf, dem kein Bergsteigerherz widerstehen kann, wenn je sein Klang und Glanz es traf mit dem reinen silbergrünen Ton dieser Riesenorgel aus Urstoff der Erde.

Grenzen und Grate. Die Grenzen der „Südlichen Bergeller Berge“, die man viel klarer mit „Bergeller Granitberge“ bezeichnet, sind unumstritten: Im Osten, und zugleich Grenze gegen die Berninagruppe, der Murettopf, 2537 m, und die von ihm absinkenden Täler Val Malenco¹⁾ nach der südlich-italienischen Seite, Val Muretto-Forno nach der nördlich-schweizerischen Seite. Im Norden das Tal Bergell oder Val Bregaglia von Maloja bis Chiavenna, von der Orlegna-Mera oder Maira durchflossen, die bei Chiavenna sich jäh südwärts wendet, durch den kleinen Lago di Mezzola in den Lago di Como fließt und so also auch gleich die Westgrenze bildet. Im Süden schließlich ist das weitbekannte Weintal, das Veltlin oder die Valtellina das Grenzgebiet, d. h. die Adda von Sondrio (Zusfluß des Mälero aus dem Malencotal), bis zu ihrer Einmündung in den Comersee unweit Cölico.

Diese Grenzen umschließen als Hauptgerippe der Gruppe eine Art südoffenes Hufeisen, dessen Enden mächtig verbidtet sind und von dessen abgeflachtem Bogen nach Norden ein Halbbusend allerdings sehr ungleicher Dorne oder Seitenkämme ausstrahlen. Diese Kämme bergen zwischen sich u. a. von Osten her jene drei Gletschertäler des Forno, der Albigna und Bondasca, deren Umrahmung uns hier besonders beschäftigen soll, denn dort stehen die schönsten Granitssäulen und Wände und sie sind fast ausschließlich das Ziel der wachsenden Zahl von deutschen Bergsteigern, die von dem Zauber dieses Berglandes gelockt werden.

Die zwei verbidtetten Enden des Hufeisens werden im Südosten vom Disgrätzablad und im Südwesten von der Ligancio-Spluga-Gruppe gebildet. Beide scheiden aus unserer Betrachtung aus. Sie spielen in der Geschichte der Bergeller Granitberge keine entscheidende Rolle. Der Kamm des Pizzo Ligancio, 3033 m, und Monte Spluga, 2845 m, ist zwar das einzig schöne Schaustück des oberen Comersees, und als Ausfluchtsglat unvergleichlich, aber eben durch seine abseitige Lage, Höhe ufm. alpinistisch von geringerer Bedeutung. Und der Monte della Disgrazia ist zwar mit 3675 m der weitaus höchste und überdies der massigste Berg der Gruppe, ja er ist überhaupt in den ganzen Alpen einer der mächtigsten und schönsten Gletscherberge, aber eben ein Gletscherberg, ungeachtet der zahlreichen Felsgräte, die seine Gletscher durchbrechen. Jedenfalls scheint mir,

¹⁾ e = Tonstalle.



Der Schweizer Anteil an den Bergeller Granitbergen

von der Wortschönheit abgesehen, sein anderer Name — Monte Bello, d. i. der „Schöne Berg“ — viel treffender und wohlverdient. Er zog begreiflicherweise die Augen der Bergsteiger zuerst auf sich und wurde auch zuerst bestiegen. Insofern wollen wir seine Bedeutung gewiß nicht unterschätzen. Aber das typisch bergellisch-granitene Wesen fehlt ihm. Das beweist schon sein Aufbau, der neben dem dioritisch abgearteten Granit hauptsächlich auch Serpentin und ältere Gnetze aufweist, in die sich sogar Dolomite und Kalke der Trias einschoben. Diese Verbrüungs- und Grenzgesteine des Bergellgranits bilden auch den östlichsten der Nordkämme, den Fornoamm, und das spiegelt sich deutlich wider in dessen geringerer Bedeutung als Kletterziel. Dafür liegt in diesem Fornoamm der schönste Eisberg der Nordketten, die stolze Cima di Rosso, 3368 m, mit ihrem felsigen Vorwerk, der Cima di Vazzèda, 3302 m. In der schönen Firnspitze des Monte Siffone, 3331 m, schließt der Fornoamm an den Quer- und Hauptgrat an. Sein Verbindungsstück zur Cima di Castello, 3389 m, hin ist von der Lorrène-Räffca-Gruppe gebildet, die schon das reine Gesicht des Bergellgranits aufweist, jedoch noch verhältnismäßig niedrige, vom Gletscherreits und Firn noch vielfach bekleidete Gipfel. Ihre geringere Masse ersetzen sie durch prächtige Formen und wilde Grate. In der Cima di Castello ist beides vereinigt, pralle Granitwände unter sanfter

Firnhaube, die zugleich — nach dem Disgrazia — mit 3389 m der Höchstpunkt unseres Reiches ist. Hier zweigt die zweite Nordkette, der Albignakamm ab, in dem der andere stolze Firnberg, die Cima di Cantone, 3356 m, steht und eine Reihe schöner Felsgipfel, wie der Piz Bacone, 3243 m, mit seinem langen Westausläufer, dem Balgrat, ferner die dreizeckige Cima del Largo, 3188 m, der breite Piz Casnile, der schönste Piz Scalin (Lo Scalino). Das nächste Hauptkamm-Verbindungsstück zwischen Cima di Castello und Cima della Bondasca, 3287 m, ist wieder echtes Bergell, sowohl in seiner abschreckenden Wildheit hier und verlockenden Kühnheit dort, als in seiner engen Verknüpfung von Eis und Fels, die besonders im Piz Bocca, 3175 m, Triumphe feiert und in den von Norden fast nie besuchten Sadengräten und Eisgängen der Ferrogruppe sich schon mit einer unbeschreiblich abweisenden Front und zurückgezogener Verborgenheit dem Bergkletterer entzieht. In der Cima della Bondasca, 3287 m, aber zweigt nun die dritte Nordkette, der Sciorakamm ab, in dem mit der abseitigsten Scioragruppe, 3277 m, selbst die Bergellnatur sich zu ihrer ganzen Wildheit zu entfalten beginnt und nur eben soviel zurückhält, daß nachher noch eine Steigerung möglich ist. Was die Scioraberge im Großen, das ist der Gallo-Spazzacaldèrgrat nordhalb im Kleinen.

Wie sich gehört, ist der Trumpf bis zuletzt aufgespart, nämlich das andere und letzte Hauptstück des Hufeisen-Hauptgrates, das bei der Cima della Bondasca westwärts fortführt, die heute so berühmten Granitfäulen und Klöße der Pizzi Gemelli, 3261 m, der Piz Cengalo, 3370 m, und Piz Badile, 3308 m, trägt und mit der abseitigsten Wildnis der Trubinasca (Piz Badilet, Piz und Punta Trubinasca, Pizzi bei Vanni, 2799 m) ein weltfernes Ende findet. Der Badile-Saßsurà-Grat trennt die Bondasca von der Trubinasca, die der ersteren pflichtig ist.

Die westwärts anschließende, ganz italienische Gruppe des Monte Gruf, 2936 m, hat sich bisher bergklettererisch keinen Namen gemacht.

Die Nordketten bezeichne ich, wie man sieht, als „Kämme“, die Querzüge des Hauptkammes als „Gruppen“, weil ihre südlichen Ausstrahlungen in den Begriff einbezogen sind. Dies erleichtert die Übersicht sehr. Wir haben drei Kämme Süd-Nord: Fornokamm, Albignakamm, Sciorakamm; drei Gruppen Ost-West: Torronegruppe, Ferrogruppe, Bondasagruppe. Aus diesen Kämmen und Gruppen schälen sich im Gebrauch und Besuch von selbst die Seitentämme der Untergruppen heraus.

Die Vergletscherung der drei Täler ist sehr verschieden und diese Verschiedenheit ist in der ursprünglichen Verbindung mit dem Engadin begründet. Die Gletscher von Forno (der größte) und Albigna (der mittlere nach Lage und Größe), liegen flach in den hohen langen Trögen. Die schalen Zungen gehen auch unmerklich in das hinterste Firnbecken über. Diese zwei Zungen sind daher so spaltenarm und zahm, daß wir sie meist ohne Seil begeben konnten. Das setzt natürlich entsprechende Erfahrung voraus. Ihre seitlichen Zuflüsse dagegen sind z. T. ganz rechtschaffen zerklüftet und ihre hintersten Firnbeckenwände, Eistrinnen usw. sind von großer und z. T. beachteter Stelle, etwa in der Torronegruppe oder im Jocca-Ferrograt.

Der dritte, kleinste und westlichste Gletscher, die Vedretta della Bondasca dagegen, ist ein steiler wilder Hängegletscher, denn die Bondasca-Trubinasca entwässerte stets, wie schon der Talverlauf zeigt, steil und tief hinab ins Bergell und hat alle Zeichen und Formen eines steilen Wasser-Erosionstales, dessen Grundgebäude dann allerdings von den ehemals natürlich größeren Gletschern entsprechend zurechtgehobelt wurde. Die Ubertiefung des Haupttroges ist auffallend.

Hier sind auch jene steilen Eistrinnen, Couloirs geheißten, die als Gemelli-, Cengalo-, Badile- und Ugo-Couloir berühmt wurden und alle den Namen Klucker in ihre gähnen Schußbahnen eingegraben tragen. Östlich des Fornokammes liegen etliche mittelgroße Gletscher im oberen Malencotal.

Die italienische Südseite dagegen ist — vom reich und prächtig vergletscherten Disgrazia abgesehen —, jetzt nur ganz wenig mit meist harmlosen Firn- und Eissfeldern vergletschert, dagegen weisen alle die Kare dort in mustergültiger Weise die Spuren ehemaliger Großvergletscherung auf. Unsere ganzen Bergellgrate sehen ja nord- und südwärts so scharf gegen die Grenzen heutiger wie ehemaliger Firne ab, daß sie zahllose Musterbeispiele von „Rückverwitterungsgraten“ und „Schliffgrenzen“ stellen. Schon ein bescheidenes Wissen um diesen Zeit- und Lebenswandel der Berge macht ihre Landschaft zum gewaltigsten Zeugnis des ewigen „Fließens“ aller Gesehnisse.

Aus diesen Gegensätzen ergeben sich große Unterschiede in der Art der Turen und Größe der Schwierigkeiten, je nachdem sie auf der Süd- oder Nordflanke der Gruppen und Kämme verlaufen. Im Süden meist leichter — an Dolomitenturen erinnernder Zugang zu den oft firnfreien trockenen, aber manchmal recht schwierigen Felsen. Im Norden eine montblancartige Verbindung von Couloirs und Wänden, von Eis und Fels, die eben dem Bergellgranit und den nordwärtsigen Turen jene Schärfe und Härte geben, die sie den Dolomit- und Kalkalpenfahrten mindestens gleichstellt, denn was jene durch höhere Wände und andauernde Ausgeseltheit und Schwierigkeit voraus haben, wird hier durch die größere Gipfelhöhe, durch Eisrahmen und Firnverbrämung reichlich wettgemacht. Es ist ja ein ganz anderes, einen schweren Rucksack mit Nagelshuh und Pickel über 8 — 10 — 12 Stunden durch schwierigstes Klettergelände zu tragen, anstatt nur mit

Kletterpatschen und Leichtrucksack zu steigen; oder vom Gipfelgrat wieder durch schwierige Eisrinnen herabzusteigen, wo der Kalfletterer über Schutthalben heimbummelt.

Wie entscheidend aber erdgeschichtliche Tatsachen bergsteigerische Erkenntnisse und Erlebnisse zu beeinflussen vermögen, das soll jetzt die Entstehungsgeschichte des Bergellgranits zeigen und zugleich aufs bestimmteste beweisen, daß diese Berge wirklich einmalig sind und unvergleichlich.

Die Geburt der Granitberge

Die Alpen sind nichts anderes als ein fast unvorstellbar gewaltiger Faltenwurf der Erdrinde. Der urmächtige Schub ging von Süden nach Norden und bildete so den von Süden eingedrückten (Doppel-) Bogen der Alpen. Dieser Vorgang fällt in den Beginn der Neuzeit unserer Erdgeschichte, liegt aber trotzdem Jahrmillionen zurück und dauerte ebensolange durch ihren größeren Teil, das Tertiar, das der jüngsten Erdgeschichtszeit, dem Quartär, vorangeht. Die gefalteten Stoffe der Erdrinde bestanden aus zwei grundverschiedenen Massen. Obenauf lagen die 2000 bis 4000 Meter mächtigen Meeresablagerungen, die aus 20000 bis 30000 Schichten gebildeten Sediment- oder Schichtgesteine des vorausgegangenen Mittelalters der Erdgeschichte (= Mesozoikum), zusammengesetzt aus den Perioden Erias, Jura und Kreide, sowie aus dem letzten Abschnitt des Altertums (Paläozoikum; Perm-Periode). Aus diesen Gesteinen bestehen z. B. unsere Kalkalpen. Darunter lagen die nach unten zeitlich und räumlich (für uns) sozujagen grundlosen „altkristallinen“ Gesteine des erdgeschichtlichen Altertums (und der zeitlich nicht bestimmaren Früh- und Urzeit der Erde). Diese „Urgesteine“, wie sie vom Laien gern gesamthast bezeichnet werden, hatten schon eine riesige „Geschichte“ hinter sich, in deren Gefolge sie gewaltsam umgewandelt worden waren, ja sogar zu Ende des Erd-Altertums (Paläozoikum) schon einmal zu einem paläozoischen Gebirge — und zwar eben da, wo die Alpen jetzt sind —, aufgetürmt, abgetragen und unter die mittelalterlichen (mesozoischen) Meere hinabgesunken waren.

Bei der tertiären Faltung bildeten sie deren (drucktauernden?) Kern, wurden bei dem Schub in den Falten mit emporgezogen, d. h. paßten in das urmächtige Geschehen hineingerissen, hineingewirbelt. Das dieserart zusammengestauchte gigantische Faltenwerk der Erde, das Urgerüst der Alpen, war nach Schätzung der Gelehrten einige 60—80 km (Kilometer!) hoch bzw. tief, denn die Hälfte dieser Massen sank in die Erdrinde ein unter der Last. Die andere obere Hälfte aber wurde abgetragen. Sie war 5 bis 10 mal so mächtig als heute. Was wir jetzt als „Alpen“ bewundern, ist ein kümmerlicher Rest des Damals.

Es ist verständlich, daß bei diesem Abtrag der härtere Kern schließlich herauswitterte und stehen blieb, das Rückgrat der (West-) Alpen, die Uralpen. Ihre härtesten Kernklöße sind z. B. die Granite des Montblanc, der Granit des Gotthard und Aaremaifels.

Und der Bergellgranit? Ja — um diese Frage zu beantworten, mußte ich so weit ausholen, denn dieser Granit ist und bleibt ein Wunderding. Er hat nichts gemein mit dem alten, längst erstarrten Montblanc-Granit. Er stammt nicht aus jenem paläozoischen Altkristallin. Er ist Urstoff unmittelbar. Auch dies bedarf einer kleinen Erklärung:

Jedermann, der schöpferisch zu denken imstande ist, kann sich vorstellen, daß in und an der Wurzelzone der Auffaltung eine Schwächezone der Erdrinde entstand. Diese Schwächezone verläuft z. B. dort im Alpenfußabfall, wo der Bergellgranit heute steht, oder der Tonalit der Adamellogruppe. Im Bereich des Bergells läuft aber nicht nur diese Wurzelchwächezone entlang, sondern eine andere quer übers Kreuz. Sie wird durch die geologische Ost-Westalpen-Grenze (Bodenlee—Septimer—Bergell bzw. Malencotal) gebildet, wo nach neueren Anschauungen die Westalpen schräg nach Osten unter die Ostalpen tauchen. Es liegt nahe, diese Quergrenze bei der Bergellbildung mitwirken zu lassen, denn so wie an anderen Schwächezonen der Erdrinde — z. B. entlang dem sogenannten afrikanischen Graben — ganze Reihen von Vulkanen durch die geschwächte Erdrinde brachen, so brach nun das von der ungeheuerlichen Alpenmasse und dem sie aufstrebenden (und bekannenen) Druck in die Fänge genommene, schmelzflüssige (magmatische) Tiefengestein vermutlich an dieser Schwächekreuzung leichter durch als glühender Dotsch einer Tiefeneruption von schmelzflüssigem Urstoff der Erde. Aber — er stieß durch, als die Alpen im großen und ganzen fertig gefaltet waren, er schmolz durch die schon wieder ruhenden Falten-schichten und erhob sich sieghaft als jüngster Zeuge des großen Erdgeschehens, der Alpenbildung. Dieser Bergellgranit ist Hunderte von Jahrmillionen — nein überhaupt unvorstellbar jünger als jener des Montblanc oder Gotthard. Er schimmert nicht umsonst, wo immer er anbricht, so silbergrün, so hellgrau, so jugendlich rein und hart. Der große Schweizer Geologe Albert Heim sagte von dieser in den ganzen Alpen einzig dastehenden Erscheinung:

„Der Bergellgranit war im Alpengebäude post festum erschienen. Er hat an der Aufstürmung nicht mitgeholfen, sie war schon vorher fertig. ... Das Gefüge dieser Granite ist frisch und ungefürt, man kann sagen jugendschön.“

Ja, jugendschön — das ist das rechte Wort.

Wie ein großes Ähnen, wie ein heller Stern leuchtet es in uns auf, wenn wir jetzt bedenken, daß gerade in diesem Granit unsere Bergsteigerjugend die fast überkühnen verwegenen Ziele

suchte und Erfüllung fand. Wir begreifen die Härte dieses Gesteins und der Kletterfahrten dort. Wir sind ausgefüllt von der Erkenntnis, daß wir hier auf geradem Wege, senkrecht zur Erdmitte, mit ihrem Urberz in Verbindung stehen, wenn wir über das körnige silbergraue Gemenge von Feldspat, Quarz und Glimmer und an den großen Kristallen des Kalifeldspates uns emporheben, wir fühlen, daß ein geheimer Strom vom Erdberz auf uns überstrahlt und das Steigen in diesem Granit ähnlich macht einem Bade im pridelnd perlstrichenen Bergsee, dessen Klarheit nichts verbirgt und alles offenbart.

Es versteht sich, daß in den Randzonen des Granitschmelzflusses das Nebengestein verwandelt wurde, so wie entlang von Vulkanröhren z. B. aus Kalk Marmor entsteht. Solche umgewandelte Gesteine erwähnte ich schon im Disgrazia-Hornokamm. Man findet sie rings um den Bergellgranit. Ich verweise auf das Schriftenverzeichnis. Es kann nicht der Sinn dieser Einführung in Bergellgranit sein, dem allem nachzugehen. Wohl aber lag mir daran, gerade auch den jungen und jüngsten Bergellkletterern zu zeigen, nein, zu beweisen, daß diese Granitberge tiefstes Verständnis und höchste Naturliebe erfordern.

Karten. Zum Überblick diene die „Reisekarte von Graubünden“, 1:250 000, herausgegeben von der Rhätischen Bahn in Chur. Auf ihr erscheinen alle Reisewege (s. unten) genau. Eine sehr hübsche Übersichtskarte der Bergeller Berge allein findet sich vorne im Bonacossa-Führer (s. unten), ebenfalls 1:250 000, aber mit mehr praktischen Angaben (Wege, Hütten usw.).

Für den Gebrauch im Gelände kommen natürlich diese Karten nicht in Betracht. Da ist und bleibt das beste der „Topographische Atlas der Schweiz“, auch Siegfriedatlas genannt, 1:50 000. Es genügen für uns die zwei Blätter 520 (Maloja) und 523 (Castasegna), die das ganze hier beschriebene Gebiet umgreifen und je Schw. Fr. 1.30 kosten. Auf dem Zusammendruck „Berninapass“ dieser Karte (Schw. Fr. 3.50) sind die östlichen Bergeller Granitberge und der gesamte Disgraziastock darauf bis zum Sciorafamm einschließlich (nicht aber die Bondasca-Gruppe). Der Topographische Atlas (S. U.) bedarf des Lobes nicht. In unserem Gebiet allerdings ist die Namengebung sehr lädenhaft, die Darstellung der Firnbedeckung dagegen zu üppig infolge des Gletscherstimmendes.

Über die „Carta topografica del Regno d'Italia“ (1:50 000) des Militärgeographischen Instituts in Florenz, die nur in der Ausgabe 1931 Anspruch auf Erwähnung verdient, vgl. man den Bonacossa-Führer Seite 32. Diesem Führer sind außer der oben erwähnten Übersichtskarte noch sechs vorzügliche Gerippkarten beigegeben, wertvolle, ja unentbehrliche Ergänzungen zum S. U., zumal für die Namengebung (s. auch dort). Meine Kartenhinweise beziehen sich nur auf den S. U.

Führer. 1. Der „Clubführer“ durch die Bündner Alpen, IV. Band: Die südlichen Bergeller Berge und Monte Disgrazia. Verfaßt von H. Rüttler. Herausgegeben vom Schweizer Alpenklub. 2. Auflage 1935.

Dies ist der einzige neuere Führer in deutscher Sprache. Er beschreibt jedoch nur den Schweizer Anteil am Bergell, enthält keine einzige Gerippkarte, obwohl die mangelhafte Namengebung der amtlichen Karten dies unumgänglich macht. Das Buch Kluders — das einzige übers Bergell — ist überhaupt nicht genannt! Die Einzelhinweise im Text sind dürftig oder veraltet (z. B. Badilefante nur der längstüberholte Bericht der Erstersteiger). Die Bedeutung der großen Granitfahrten in der Bondasca ist nicht erkannt. Man ist gezwungen, zum italienischen Führer zu greifen. Das einzig Erstreuliche sind die guten Abschnitte über Geologie, Namenkunde und Pflanzenwelt.

2. Der „Bonacossaführer“: Guida dei Monti d'Italia. Aldo Bonacossa: Regione Masino—Bregaglia—Disgrazia. Herausgegeben vom Club Alpino Italiano und vom Touring Club Italiano, Rom und Mailand 1936. Ich habe schon bei den Karten auf dieses ausgezeichnete Taschenbuch aufmerksam gemacht. Die 9 Karten sind durch 57 (!) Skizzen und 57 (!) Photos — meist mit Anstiegen — so reich ergänzt, daß sie allein, selbst ohne Kenntnis des Italienischen, den Kauf lohnen, zumal eine ziemlich erschöpfende Bibliographie (Schriftenhinweise) bis 1935 diesen Wert erhöht. Der Führer enthält natürlich die gesamten Bergeller Berge, d. h. auch die Ligoncogruppe usw. Auch die Schweizer Seite ist peinlich bearbeitet. Eine hübsche kleine geologische Karte ist beigegeben. Alles in allem ein mustergültiges Werk und eine fleißige Arbeit.

Unterkünfte für Bergsteiger. Gipfelfturen werden heute im Bergell im allgemeinen nicht mehr vom Tal oder von Alphütten aus unternommen, weil genügend Klubbüsten zur Verfügung stehen, auf der Schweizer Seite drei Hütten, auf der italienischen Seite vier. Auf der Schweizer Seite liegt in jedem der drei Täler eine S. A. C.-Hütte. Sämtliche Hütten sind verschlossen, auch die S. A. C.-Hütten, deren Schlüssel in den Talhotels zu heben sind. Alles Nähere findet man in den oben erwähnten Führern und Karten.

Die Namengebung im Bergell ist leider von einem schlimmen Zwiespalt begleitet. Die Nordantwöhner, die schweizerischen Bergeller, sprechen eine Mundart, die etwa in der Mitte zwischen dem bündnerischen Romanisch und dem italienischen Lombardisch liegt. In dieser ihrer Sprache haben sie auch ihre Berge benannt. Die schweizerischen Landmesser (Topographen) aber trugen einheimische Benennungen früher nur zum Teil, später überhaupt nicht mehr in die amtliche Karte ein, weil es im allgemeinen nicht Brauch ist, Mundartformen als Ortsbezeichnungen in

Karten aufzunehmen. Sie schrieben also die lombardische Hochform. Und da die reichsitalienischen Südamwohner natürlich auch diese Form wählten, so scheint es zunächst eine ganz gute Lösung, weil (scheinbar) einheitliche Benennung der ganzen Gruppe. Dem ist aber nicht so. Die Italiener gingen nämlich sehr eigenwillig vor, belegten Gipfel (und solche, die keine sind) mit Personennamen, und zwar auch im Grenzstamm. Dies ist in der Schweizer Landesvermessung mit Recht streng verboten. Sonst müßte der schönste und edelste Granitberg zuerst Piz Kluder heißen! Die Italiener gaben aber außerdem Grenzgipfeln eigene Namen, obwohl ältere Bezeichnungen der Schweizer Seite vorlagen, so z. B. beim Piz Badilet oder Pizzo Badiletto der Bergeller, den sie Punta S. Anna tauften, weil er am Tage der Heiligen erstbestiegen wurde.

Während aber nun die Italiener ihr lombardisches Pizzo verwenden, schreiben die Schweizer diesseits der Grenze das romanische Piz, jenseits aber Pizzo. Indes Kluder den erfreulichen Mut hatte, in seiner ausgezeichneten Namensskizze der Albigna-Umrahmung (wie dem 50. Band der S. A. E.-Jahrbücher S. 32/33 beigelegt und im Clubführer nicht erwähnt, geschweige denn verwendet wurde) die bergellischen Namen gleichwertig und vor die lombardischen zu setzen — z. B. Piz Bacun oder Pizzo Bacone — stellt nun das (an sich vorzügliche, hochinteressante) Kapitel „Über Ortsnamen der Bergeller Berge“ im Clubführer die unmögliche Anforderung an uns, lombardisch zu schreiben, aber bergellisch auszusprechen. So heißt es da etwa: „Bacone (gespr. Bacun)“! Das geht natürlich nicht. Das kann höchstens ein Bergeller. Wer nicht dort beheimatet ist, wird, auch wenn er die italienische Sprache durchaus beherrscht, dies nie wissen und fast ebenso schwer lernen können — etwa „Borgonovo (gespr. Barnö)“! Wenn man für die Schweizer Seite einschließlich Grenzstamm bergellische Benennung fordert — was vollkommen berechtigt erscheint und ein fesselnd verdienstvoller Beitrag zur Heimatkunde wäre — so gibt es nur den einen Weg: die Namen müssen in Bergeller Mundart lautgerecht geschrieben werden, also Piz Bacun, Piz Canton und nicht Piz oder Pizzo Bacone oder Cantone, ferner Piz Tschengal und nicht Cengalo, aber auch nicht Cengal; weiter Casnäck nicht Casnaggio oder Casnacc. Die lombardischen Formen können deshalb stets, wo angängig, daneben stehen und verwendet werden.

Da sich der S. A. und der Clubführer aber in ihren neuesten Ausgaben für die lombardischen Formen entschlossen haben, so müssen sie — und wir — auch diese verwenden und sprechen, also: Cantone und Cengalo (sprich Tschengalo), Scidra (sprich Schora), Gemelli (sprich Schemelli), dazu — weil allgemein bräuchlich — Piz auf Schweizer Boden und im Grenzstamm, Pizzo auf italienischem Boden. Mit ' ist die betonte Silbe bezeichnet (sonststelle).

Der Topographische Atlas kann bei der Anzahl von Gipfeln natürlich nicht alle Namen aufnehmen, zumal diese oft nur bergsteigerliches Interesse haben, aber kein topographisches. Immerhin gibt es noch Grate und Gipfel, die aus beiden Interessen einer Benennung bedürfen, mindestens aber aus alpinistischen Gründen, wie etwa der Walzgrat westlich vom Bacone.

Die Bergeller Mundart, das Bergaiot, ist übrigens, wie das Engadiner Romanisch, eine ebenso eigenartige als klangvolle Sprache. Sie geben beide an Wohlklang dem Altgermanischen und Litauischen nichts nach. Eine kleine Probe soll das zeigen. Es ist der erste Vers eines Volksliedes, dessen Titel und Inhalt — etne freimütig köstliche Verherrlichung „der schönen Frauen, des guten Weines und der lieben Kreuzerlein“ — zugleich einen offenen Blick in die kindliche Seele des Bergeller Völkchens tun läßt, das übrigens protestantisch ist — das einzige protestantische Tal der italienischen Schweiz. Urtext und Übertragung sind C. Lechners „Das Thal Bergell“ (Leipzig 1874) entnommen. Die absichtlich wörtliche Übertragung erleichtert den Vergleich.

Altola, frer! Da la vita,
Sü, rallegrà 'v ent al cant!
Sü, la natüra s' invita,
Da 's fer ün zic inavant!
Tantan beltà e grandezza,
Tantan biläda d'amur
Deisdan eppür allegrezza
Quietan eppür i dulur.

Wohlauf Brüder! Des Lebens,
Auf, freut euch im Gesang!
Auf, die Natur ladet euch ein
Euch ein wenig vorwärts zu machen!
So viele Schönheiten und Herrlichkeiten
So viele Liebesblicke
Weden doch Freude
Stillen doch die Schmerzen.

Staatsgrenzen. Die Grenze zwischen der Schweiz und Italien läuft über den ganzen Hauptkamm des hier beschriebenen Gebietes, vom Murettopaf über den Monte del Forno südlich zum Monte Siffone und dann westwärts über Castello—Zocca—Bondopaf—Gemelli—Cengalo—Badile—Trubinasca—Vanni zur Bocchetta da Legiola und hinab nach Castafegna. Außer dem Fornokamm liegen also alle Nordkämme ganz auf Schweizer Boden.

Während aber nun die Schweizer einer turkistischen Grenzüberbreitung an beliebiger Stelle nichts in den Weg legen, sind die Italiener dazu nirgends geneigt, nicht einmal zur zeitweiligen Öffnung sommerlicher Turistenpässe wie etwa des Zocca- oder Bondopafes. Nach den scharfen italienischen Grenzbestimmungen ist also ein Übertritt auf italienisches Gebiet oder ein Besuch der italienischen Klubbhütten im Bereich der oben beschriebenen Grenze streng verboten, auch dann, wenn man ohne Falabstieg wieder über die hochalpine Grenze zurückkehrt. Die einzigen Öffent-

lichen Grenzstationen sind Castafegna im Bergell und Campocologno im Puschlav (bei Tirano); dazwischen ist kein Übergang! Bescheidene bergsteigerische Absteiger wurden bisher meist geduldet, z. B. Besteigung des Piz Babile über die Nordflanke, Abstieg über Südflanke auf italienischen Boden, Rückweg über Bondaspaß. Auch ein Besuch der Badliehütte, etwa bei Wetterfurch, fand meist keine Schwierigkeiten. Andererseits sind Fälle verbürgt, wo z. B. Bergsteiger, die über den Bondaspaß den Piz Cengalo von Süden her bestiegen und schon fast am Gipfel waren, von rabiaten übereifrigen italienischen Grenzwächtern zur Umkehr gezwungen wurden und knapp einer Verhaftung entgingen. Es ist höchste Zeit, daß die übliche turistische Grenzfreiheit (Abstieg bis zu den Klubbüthen, sofern man sich ausweisen kann und über den Grenzamm zurückkehrt) endlich geregelt und freigegeben wird.

Wer also Turen von der italienischen Seite machen will, der muß „unten herum“ durchs Vestlin und durch die italienischen Täler Masino oder Malenco zu den Hütten aufsteigen. Dann bleibt er — sofern die Grenzgötter es wollen — ungeschoren. Auf den Hütten sind meist Grenzposten oder Patrouillen untergebracht. Paß usw. muß also in Ordnung sein. Die italienischen Bergsteiger sind stets von großer Höflichkeit und Kameradschaft.

Das Bergell im Winter

Ich sagte schon, daß das Val Bregaglia zu den „westoffenen Schneefangtälern“ gehört, wie ich sie in meinem Buch „Lawinen!“, S. 24, als besonders schneereich begründet habe. Wir fanden im Bergell und besonders auch in der Bondasca öfters noch unerhörte Schneemassen, wenn andernorts in gleicher Lage kein Schnee mehr lag. Dies trifft hier ganz besonders in und nach Wintern ein, die reich an Stürmen und ähnlichen Wetterlagen sind und den Alpen südlich des Alpenhauptkammes größere Nebenschläge bringen, wie dies z. B. im Winter 1935/36 war. Anfang Juli 1936 lagen damals um die Sciorahütte noch Berge von Schnee, und das in jeder Hinsicht einzigartige Bauwerk des dortigen „WC“ (sawohl, WC!) steckte noch dachgleich im Winterschnee.

Das Bergell ist deshalb zum hochturistischen Frühjahr-Schilauß viel besser geeignet als der Clubführer darstellt. Nicht nur Forno ist sehr lohnend, sondern auch die Albigna (und Bondasca), nur natürlich nicht im Hochwinter und nur für gewiegte Winteralpinisten. Die letzten Gipfelanstiege bleiben natürlich hochturistische Unternehmungen. Die Albigna gewinnt man über den Casnilepaß, wenn der Talweg über Saffo primavera noch nicht ausgeapert oder hartförmig ist. Die schönsten Fahrten:

Forno: Monte del Forno (über Westflanke und Nordwestgrat oder über Nordnordostflanke). Passo del Forno. Monte Rosso (über Süd- und Westflanken). Passo und Cima di Baldona. Passo di Mezzeda. Cima di Rosso. Monte Siffone. Colle del Castello (Passo Lurani), Cima di Cantone (Südostflanke und Firnschulter). Forcola di Scalino (von Nord über Ostschulter des Scalino), Passo di Cacciatori und P. 3040 (mit Schi bis zum Gipfel, zuletzt von Westen her). Die zwei Casnilepässe und die Punkte der Umgebung. Großartige Abfahrt beidseits.

Albigna: Forcola di Ricciol. Casnile- und Cacciatoripässe (vgl. oben). Cima di Cantone und Castello (wenn der nördliche Castellogletscher zu zerflüßt, geht man, wie zum Castello, auch zum Cantone über den südlichen und östlich von P. 3155 nach Nordosten über den Castellograat). Jaccapass. Aggletscher. Südlicher Cacciabellapaß (von Südsüdost her, erst bei und südlich P. 2444 den Albignagletscher verlassen; auch die schönen östlichen Cacciabellahänge sind von hier erreichbar). Gallogletscherlein, bis zum Bacone hinauf.

Bondasca: Cacciabella-Westflanken. Cima della Bondasca bis zum Gipfel mit Schiern. Abfahrt von Gipfel bzw. Hütte nicht auf Sommerweg über Naravedro, sondern weit westlich ausholend über die Gletscherzunge hinab. Vor Laret auf Naravedro-Grande-Lawine achten. Ab Laret dem Talweg nach. Die Rarmulden der italienischen Seite bieten herrliches Schigelände, besonders Val Pioda und Porcellizzo. Von der Camerinhütte ist das Fornogebiet leicht zu befahren.

Reisewege. Wir nehmen die schöne „Reisefarte von Graubünden“ (s. oben) zur Hand und stellen fest, daß das lange, nach Westen ein wenig zusammengedrückte Rechteck der Bernina-Alpen an jedem Eck einen wichtigen Verkehrspunkt hat: Samaden (St. Moritz-Pontresina) im Nordosten, Chiavenna im Nordwesten, Tirano im Südosten, Colico im Südwesten. Alle vier sind durch rasche Verkehrsmittel verbunden, durch ein geschlossenes Viereck neuer Alpenstrassen, durch Bahnen und Alpenposten: Im Osten die Rhätische und Berninabahn St. Moritz—Tirano, im Norden die Rhätische Bahn (bis St. Moritz) und Alpenposten (St. Moritz—Maloja—Chiavenna); im Süden die Westliner Bahn Tirano—Colico (—Mailand), im Westen die Chiavenna-bahn Chiavenna—Colico.

Um an diesen Verkehrskreis und unsere Gruppe heranzukommen, können wir folgende Zubringer benötigen: Von Norden her die Albulalinie der Rhätischen Bahn (von Chur) oder deren Engadinerstrecke, die in Schuls an die Oberinntaler Post und mit ihr in Landeck an die Arlbergbahn anschließt. Man erreicht sie vom Vinschgau auch mit Alpenpost über den Ofenpaß in Zernez. Weiter die Alpenpost Chur—Lenzerheide—Tiefenstadel—Julierpaß—Silvaplana (Maloja und

St. Moritz), schließlich die Alpenpost von Chufis über den Splügenpaß nach Chlavenna. Der Albula paß wird von keiner Alpenpost befahren und der Septimer ist nur Saumpfad, dagegen, wie der viel höhere und prächtigere Duanaß vom Avers her, ein dankbarer Übergang für den Fußwanderer. Eine durchgehende Sommerautopost verbindet St. Moritz auch mit München, Heidelberg und Meran.

Von Süden ist neben den östlichen Pafverbindungen ins Veltlin wie Stäfferjoch, Tonale—Apricapaß noch die neue einzig schöne Alpenpostlinie Lugano—Gandriastraße—St. Moritz (direkte Schweizer Wagen; 7 Stunden Fahrzeit) zu erwähnen; schließlich führen Autostraßen ins Val Masino bis S. Martino und ins Malencotal bis Chitèsa. Der deutsche und österreichische Bergsteiger wird, sofern er nicht im eigenen Wagen oder mit dem Fahrrad (am besten Fernpaß—Landed—Schutz—Maloja) reist, fast immer die Albula, Julier oder Unterengadiner Anreife wählen und dann mit der Alpenpost von St. Moritz oder Silvaplana ins Bergell weiterfahren. Für die Bergeller Salsahrt, Unterkünfte, Hotels, Preise usw. verweise ich auf den Verkehrsverband „Pro Bregaglia“ in Promontogno, der auch einen Salsprospekt mit Salsarte usw. kostenlos versendet und jede Auskunft erteilt.

Mit der Alpenpost ins Bergell

Eine Salsahrt von St. Moritz nach Castasegna¹⁾

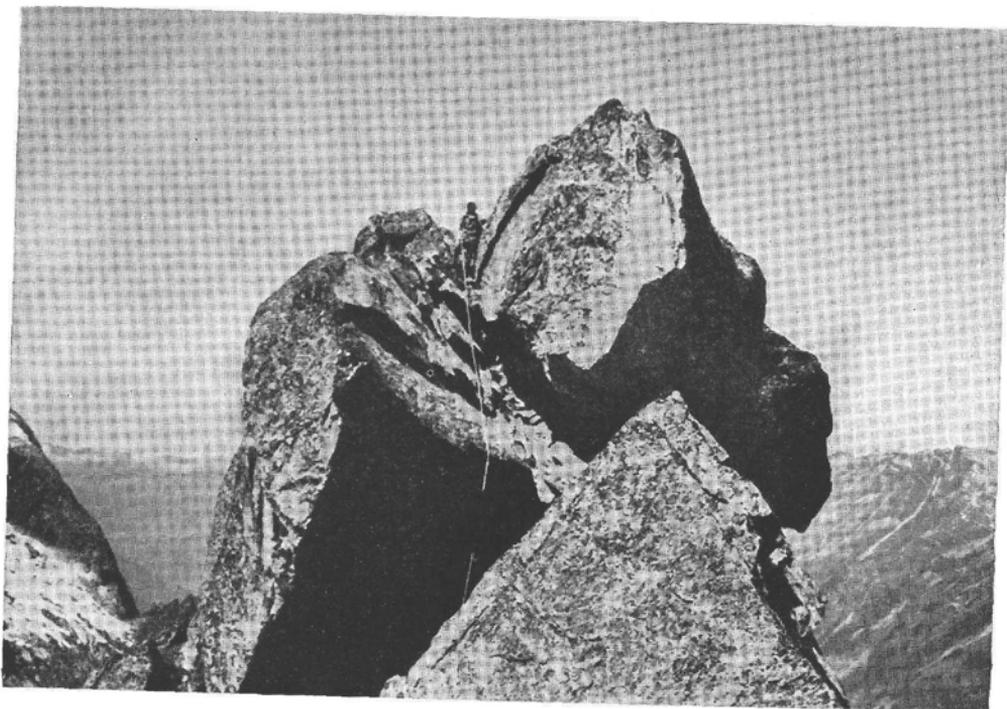
Diese Strecke ist nicht umsonst die meistbenützte Alpenpostlinie der Schweizer Hochalpen. Ich habe sie viele Male bereist, aber ich muß gestehen, das Entzücken ist ein und jedesmal gewachsen. Sobald wir die Hotelpaläste von St. Moritz hinter uns haben und damit den ersten der Oberengadiner Seen, fährt der Wagen unmittelbar hinter den letzten Häusern von St.-Moritz-Bad in eine paradiesische Landschaft hinein, die glücklicherweise durch keine Bahnlinie zerföhrt ist und heute mit großem Ernst vor Verschandelung bewahrt wird. Einige unglückliche Fernsprech- oder Lichtleitungen werden hoffentlich auch noch verschwinden.

Zuerst nimmt uns eine kleine schluchtartige Enge auf, wo der Inn zwischen Zirbenhügeln rauscht. Dann tut sich das Tal plötzlich wieder auf und während die Straße sich nach Campèr hinaufhebt und Silvaplana zuwendet, entfaltet sich diese auf der ganzen Erde einzigartige Seen- und Gebirgslandschaft in ihrer vollen Pracht, mit dem ganzen Prunk ihrer Farben, die in den tiefgrünen kristallklaren Spiegeln der Seen sich lächelnd und eitel vergrößern. Aber Campèr lugt aus dem lichten Lärchenhain dicht ob der Straße das stilvolle Haus des ehemaligen Bergführers Walter Risch herab, der als der große und gelehrige Schüler und Freund Kluders dessen würdiger Nachfolger als Bergellerschließer wurde und der die Reihe der großen Granitfahrten mit der Erstbesteigung der Badilekante eröffnete. Jetzt lebt er als Forstbeamter ein ruhigeres Leben.

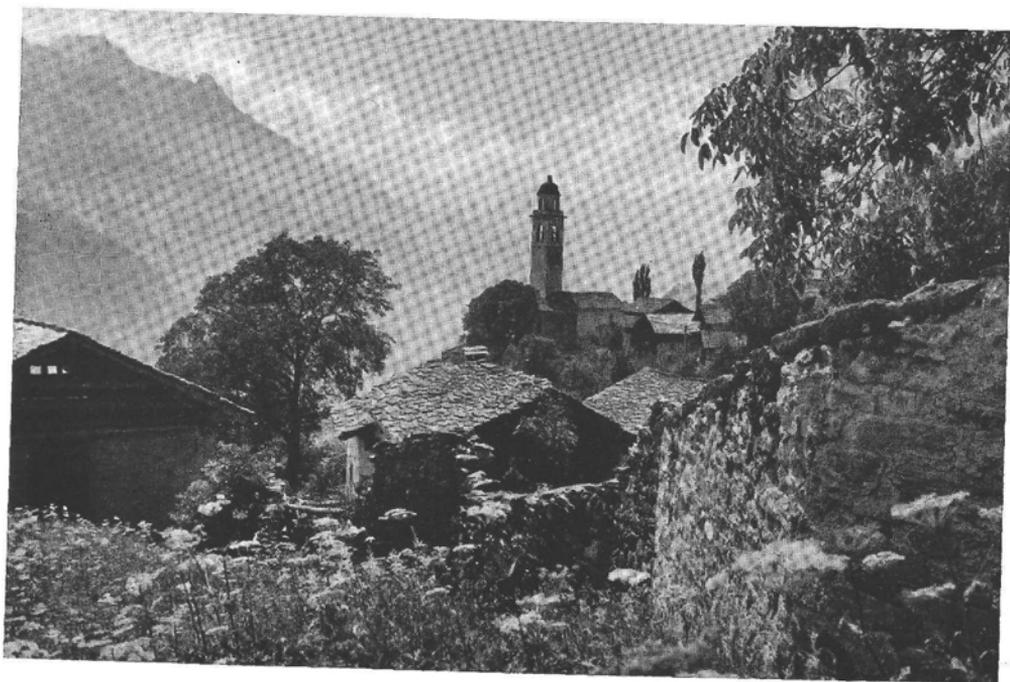
Bergsteiger werden nicht versäumen, in Sils-Maria zu unterbrechen, durch den Naturpark hinaufzuwandern ins Fertal — ein kleiner Spaziergang nur — und bei dem alten Kirchlein am Grabe Christian Kluders einen Strauß Blumen als Zeichen freundlichen Gedankens zu hinterlassen, denn dieser größte Bergführer, den Graublinden hervordachte, ist der wahre Eroberer des „Granitlandes“, das er über alles liebte und dem er in seinem Buche „Erinnerungen eines Bergführers“ ein seltenes und höchst eigenartiges Denkmal hinterließ.

Immer näher rückt bei unserer Weiterfahrt jetzt Maloja, immer näher die dahinter aufsteigenden Bergeller Gipfel. Auch hier in Maloja gilt es eines Mannes zu gedenken, der zum Ruhme der Bergellschönheit nicht wenig beitrug: Giovanni Segantini, der große Maler von Bündens Bergwelt, der zuletzt hier lebte und starb, und in dem Friedhofe dort ein einzig schönes Grab sich erwarb. Es gibt aber noch der Gründe ge-

¹⁾ Zu dieser Fahrt vergleiche man die zahlreichen Bilder in meinem Berninabuch „Hoch über Tälern und Menschen“ und im Umstufbuch „Das Goldene Buch vom Engadin“; siehe das Verzeichnis am Schluß.



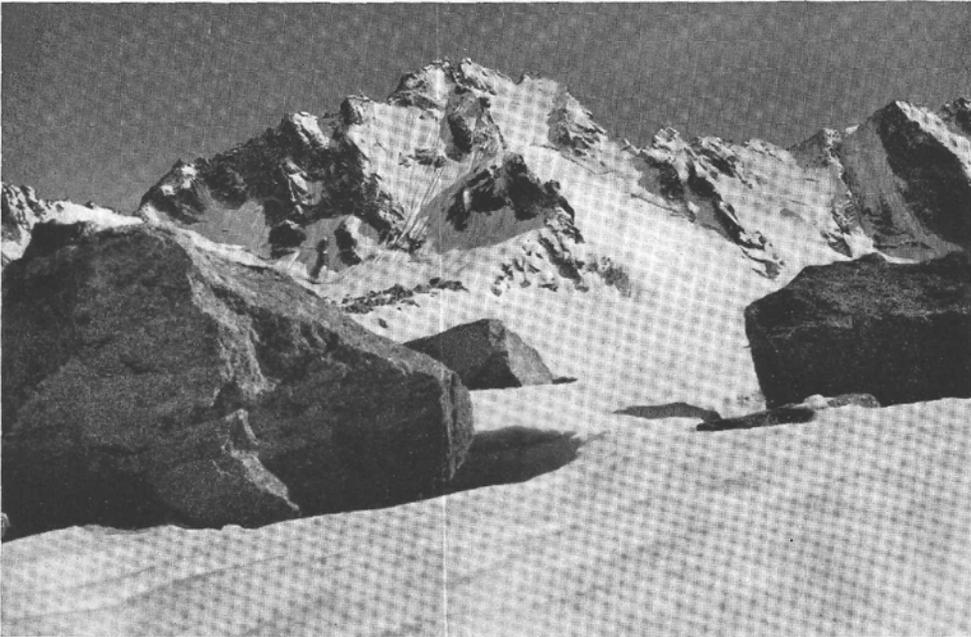
Bergellgranit: Erste Begehung des Balzetto-Westgrates, der Fensterurm



An der „Schwelle des Paradieses“: Soglio im Bergell gegen Westen



Bergell: Die Ostflanke der Scioragruppe vom Piz Jocca; von links nach rechts: Sciora di dentro, Ago, Pioda-Suori, Scioretta



Der Piz Jocca im Bergell vom Albignagletscher aus. Die Nordwestflanke. Links der Zoccapass, rechts die Punta Qualido (Ferrograt)

nug, hier zu verweilen. Da ist etwa ein Gang zu den sehenswerten, leider schlecht gepflegten Gletschermühlen auf der bewaldeten Felsenschwelle, die das Engadin als Westriegel endgültig beschließt und auf der ein überspannter welscher Ausländer ein geschmackloses Schloß errichtete, dessen Ruine von den Stürmen des zu Zeiten gefährdeten Malojawindes langsam — leider viel zu langsam — aber sicher dem Zerfall entgegenreibt.

Die Gletschermühlen sind ernstere und schönere Zeugnisse größerer Gewalten, d. h. des mächtigen Gletschers der letzten Eiszeit, die vor etwa 20 000 Jahren zu Ende ging. Für uns sind sie bemerkenswert, weil in und bei den Mühlen Mahlsteine aus Bergellgranit gefunden wurden und so der Beweis erbracht ist, daß der Forno-Gletscher hier einst seinen Eisstrom und in ihm seine Moränen vorüberführte. Über die Entstehung der Gletschermühlen usw. habe ich in meinem „Gletscherbuch, Rätsel und Romantik, Gestalt und Gesetz der Alpengletscher“ eingehend berichtet. Obzwar diese Eiszeit- und Gletscher Spuren uns im Bergell auf Schritt und Tritt verfolgen — die Forno- und Albignahütte stehen je auf und in einer großen Gletscherschliff- oder Rundhöckerlandschaft — so würde ihre breitere Behandlung uns doch vom bergsteigerischen Ziel zu weit wegführen.

Wer zur Fornoahütte aufsteigen will, wird auch in Maloja die Post verlassen und über den stillen Cavlocchiosee dem Forno-Gletscher zustreben. Die Säulen seiner Eingangspforte, der zackige, firngeschmückte Piz bei Roffi und der Murtairakamm bilden bewunderte Schaukulde von Maloja. Der P. bei Roffi läßt sogar bis hier herab die hellen Granitadern erkennen, die in sein fast schwarzes Gestein eindringen, als der Bergellgranit seine feurige Geburt neben ihm vollzog. Nicht unerwähnt lassen darf ich den Rundgang Maloja — Cavlocchiosee — Salacina — Rott Cengal — Vitabergasee — Maloja: zwei stille Bergseen und ein unvergleichlicher Ausschnitt aus dem engadinbergeller Bergwald lohnen diesen Rundgang — die rechte Einföhrung in unsere Welt, in die wir jetzt weiter hinein- und hinabtauchen wollen. Wir werfen noch einen Blick in das oberste Bergell hinab, der jedoch wenig von der Eigenart des Tales sagt, so seltsam auch der lähe Abbruch der Engadiner Pafschwelle nach Westen uns erscheint.

Unser bequemer Alpenpostwagen nimmt uns wieder auf zur kühnen Fahrt, die Maloja-lehren hinab. Man muß hier daran erinnern, daß das Tal Bregaglia in seinem kurzen Schweizer Lauf von nur 18 km von Majola, 1817 m, bis Castafegna, 682 m, 1100 m Gefälle aufweist. Meisterhaft fährt der Lenker den Wagen über die Röhren hinab durch die obersten Talböden, dann bei einer steilen Enge an einer schönen Kloster ruine vorbei nach Casaccia. Auch hier ist ein berühmter Maler zu Hause und eingeboren (nicht zugewandert, wie Segantini, der ja ein Oberitaliener war): Giovanni Giacometti, ein eigenwilliger, farbenliebender Maler, der seine Heimatberge öfters gemalt hat. Man vergleiche das zarte und doch feurige Titelbild des Piz Bacone in „Die Alpen“ (S. A. C.) 1936.

Die Post faßt jetzt den flachen Talboden vor — rechts kommt der alte Römerweg vom Septimer herab — gegen die nächste Steilstufe des Bergells, und dabei beginnt sich das herrlichste Bergbild zu entfalten: das untere Albignatal geht plötzlich zur Linken auf, wir sehen die Cascata dell'Albigna über die Steilstufe herabschäumen, sehen die Albignahütte links ob der Stufenschwelle als schwarzes Viered gegen den Himmel stehen und links und rechts davon die unsäglich wilden Kuffen des Piz Balchetto und des Spazzacaldèra — dieser wie ein Bündel Speere in der Faust eines uralten Gottes. Wenn gegen Abend die Sonne über diesen bizarren Türmen steht, wie dies Albert Steiner, St. Moritz, in einer seiner herrlichen Aufnahmen aus dem Bergell so meisterhaft festhielt (Amstutzbuch, Tafel 4), so wird selbst diese urtümlich wilde Bergwelt verklärt. Und doch gibt es eben hier noch eine Steigerung, die allerdings nicht so ins Auge springt: die im Osten über der untersten Albignamündung aufsteigende Berg-

flanke der Largogruppe zwischen Balzetto und Murtaira. Allerdings, die eilige Fahrt läßt wenig Zeit, diese Welt der Zerstörung zu betrachten. Da muß man schon verweilen. Die fünf, sechs Talschluchten — Val del Vacun, Val del Balz usw. der Bergeller — die diese 1000 m hohe Bergwand in das Urbild eines Felsgerippes zerlegt haben, klaffen gleich großen unheilbar schreckhaften Wunden in den Vergleichern, geschlagen von den erbarmungslosen Schwerthieben der erbarmungslosen Zeit. Bergsteiger sind dort nur einmal in Jahren eingedrungen und stets nur kede verwogene Burschen, an ihrer Spitze der mutige Kluder. — Durch Wald windet sich jetzt die Straße hinab nach Vicosoprano. Hier im Wald zweigt auch der kürzeste Weg zur Albignahütte ab, sofern man nicht schon in Casaccia ausstieg oder von Vicosoprano, 1070 m, ausgehen will, das wir — an der kühlen Grotta dell' Albigna vorbei — jetzt erreichen und das uns bei der Durchfahrt erstmals das Wesen eines echten Bergeller Dorfes zeigt, allerdings noch ganz im alpinen Gewand bei allem südlichen Gepräge. Wie köstlich sitzt sich's im Garten des Hotels Helvetia nach einer rassistigen Woche auf Albigna! Wie lustig läßt sich's in den alten Gassen herumstreifen auf der Jagd nach Dorfwinkeln von höchster Eigenart. Wie schon in Casaccia, so spüren wir erst recht hier und je weiter hinab um so mehr die einst große Bedeutung der uralten Pafßstraße, auf der wir uns hier bewegen. Der große Verkehr und Reichtum spiegelt sich in so manchem Bau, der zwar stilrein aber doch ungewohnt stolz zwischen den Bauernhäusern steht.

Von Vicosoprano ab läßt sich auch sehr schön zu Fuß talab wandern, weil es immer wieder Wege abseits der Straße gibt. Im übernächsten Ort und Mittelpunkt der großen Talgemeinde, in Stämpa, 1018 m, das wir über Borgondoo, 1049 m, in sanfter Fahrt erreichen, zweigt der schöne Wanderweg ab, den kein Bergellfreund verfäumen darf und der über Cultura-Cacciòr und die steinerne aber „goldene“ Stiege nach Sòglio hinaufführt. Wir aber fahren heute, um das Tal vollends kennenzulernen, weiter über die nächste Stufe hinab, die zugleich einen von der Straße durchbrochenen Kiesel und eine Enge — die sogenannte „Porta“ bildet. Über ihr ragt das alte Schloß Castelmur, 923 m, und hier ist die wahre Grenze gegen den Süden, wie denn auch das Tal ober und unter der Porta — sopra und sotto Porta — bei den Einheimischen zwei ganz verschiedene Begriffe sind — wenn auch eine Gemeinde. Schon im Reichsurbar von Ludwig dem Frommen (814—840) wird diese hochbedeutsame Reichsgrenze als „Porta Bergallica“ erwähnt!

Gleich unter der Porta liegt Promontògno, 819 m, in die gebuchtete Enge geschmiegt. Die hohen Kronen der Edelkastanien, die lichtereren der Nußbäume stellen sich als vorbringliche Zeugen des Südens ins Bild, die Gärten sind schon voll Flieder und Rosen und weißen oder feuerroten Lilien. Und über all dem erhebt sich die Bondasca — von der Dorfstraße, von dem Straßenwinkel ob dem Postamt aus sehen wir schon die oberste Schneide der Schaufel des Piz Badile über den dunklen aber glänzenden Blätterwolken der Kastanien ragen — wahrhaftig himmelhoch und aufreizend. Hier steigen die „Bondascker“ aus, die Männer mit den Seilen und Beilen. Und bei Frau Scartazzini in der Pension Sciora finden sie eine echte Bergsteigerklaufe, deren schönes und sauberes Sgraffitofleib schon anheimelt. Im nahen Bòndo lohnt der Salispalast einen Besuch.

Unsere Weiterfahrt führt uns vollends schnell an die Grenze. Auf hoher Bogenbrücke überqueren wir erstmals die Maira und sausen jenseits an den Kastanienhainen hin abwärts nach Cassafègna, 682 m, der Grenzstation des Schweizer Bergells. Hier feiert das südliche Gepräge schon Triumphe; und während die Grenzbäche — die Casnaggina und der Lovèro — die hier zufällig von beiden Talflanken genau und rechtwinklig in die Maira münden, ihr ewiges Lied immer lauter in den milden Abend singen, sitzen wir bis tief in die Nacht beim rubinroten Velkliner in der Laube vor dem Albergo Croce Bianca, dem „Weißen Kreuz“, dessen Herrin übrigens eine — Salzburgerin ist. So

verlockend es wäre, die Gandriafahrt nach Lugano noch schnell zu genießen, wir wollen unsere Talfenninis vollends runden und nach Soglio, 1088 m, hinaufsteigen, dem einzigen Ort, den wir jetzt noch nicht kennen, weil er abseits der Straße hoch am sonneigen Berghang auf einer Hochstufe sitzt, zu der selbstverständlich auch eine Straße hinaufführt und eine Post von Promontogno. Die Alpenposten veranstalten außerdem häufig Sonderfahrten von St. Moritz nach Soglio.

Da liegt es auf einem Balkon der Bergschönheit, für den der erste „Fachmann“, Segantini, das gleich schöne als treffende Wortspiel prägte: „Soglio — la soglia del Paradiso!“ — Soglio — die Schwelle des Paradieses¹⁾.

Und wir wollen den zur Paradiesesschwelle würdigen Weg gehen: durch den schönsten Hain edler Kastanien in der Schweiz, ja vielleicht in den ganzen Alpen. Dicht über dem nördlichen Dorftrand von Castasegna beginnt er. Die gewaltigen Kronen seiner Riesen wölben sich fozusagen noch schützend über das Dorf. Wir steigen hinauf und treten ein. Ja, es ist wie das Eintreten in einen großen Dom, ganz wörtlich genommen. Wir wandern zunächst an seinem talseitigen Rand hin, mit dem Dom zur Linken, Dorf und Tal rechts unten, und bald schon wird der Blick in die Bodasca frei. Die schöne Scioragruppe krönt das Bild und wir beginnen zu ahnen, was im Höhersteigen unser wartet.

Der Pfad dringt tiefer ein. Wir wissen nicht, was wir mehr bewundern sollen, die mit smaragdgrünem Samtmoos bekleideten mächtig starken und hohen Bäume oder den sanften lichten Rasenteppich, in dem sie stehen und das milde, gedämpfte Licht um sich haben wie einen Blodenton von fernher. Auf der Bergseite, die jetzt näher rückt, taucht eine dämmerdunkle Felswand auf, eine Schlucht ist eingeschnitten, ein Wasser rauscht. Es ist kühl und stille. Unser Pfad klettert durch die Schlucht empor, und droben leuchtet sich der Hain²⁾. Wo vorher der grüne Dom über uns war, ist jetzt der blaue des Himmels. Aber die Säulen sind noch da, die Kastanien nehmen jetzt erst eigenwillig edle Formen an, gewinnen an Art und Gestalt und bilden den würdigsten und doch so seltsam fremdschönen Rahmen zu den Bergen der Bodasca, die jetzt aufs prächtigste aufgebaut sich ins Feld drängen, unwiderstehlich das Auge zu sich wenden, bis plötzlich hoch auf einem Hügel zwischen schlanken Pappeln ein blinkheller Campanile im Blau glänzt, mächtige Lebensbäume wie Zypressen feierlich stehen und über Gartenmauern ein Blütenschwall rieselt: wir stehen an der Schwelle des Paradieses, vor Soglio³⁾. Als gute Kenner hummeln wir durch die enge Gasse hinein und steuern stracks dem platzartigen Dorfsinnern zu, wo zwischen den Bauernhäusern plötzlich die Salispaläste auftauchen, deren einer den merkwürdigsten und dieses Ortes gewiß würdigen einzigen Gasthof birgt, die Pension Willi, an der wir nur diesen einen, dem Ganzen so wenig gerechten Umstand des allzu prosaischen Namens zu tadeln haben. Dieser Gasthof besten schweizerischen Gepräges ist nicht nur im alten Salis-Palast, sondern er ist es selbst — heute noch ganz und gar, mit allen alten — aber echten und gediegenen! — Möbeln, mit dem kühlen Netzgewölbe des Saales, mit seiner großartigen Halle im oberen Stock, wo die alten Herren von Salis unter alten Fahnen, riesigen Geweißen und Gewaffen und zwischen bald dunklen, bald hellen Portalen den Beschauer grüßen, unter sich von großen Zeiten ihrer Herrschaft über das alte Gläven (Chiavenna) und die Val Tellina flüstern. Man muß wissen, daß Rilke in der alten wertvollen Salis-Bibliothek manchen stillen Tag verbrachte und voll Entzücken in den Bann des alten Albrecht von Haller und seines heute noch köstlichen Gedichtes über die „Alpen“ geriet und in den des geist- und hoheitsvollen Gaudenz von Salis-Seewis, dem wir neben vielen anderen reinen

¹⁾ Zu der folgenden Beschreibung vergleiche man die einzigartigen Bilder — bis 30,50 cm groß! — im Amstusbuch; siehe das Verzeichnis am Schluß.

²⁾ Vgl. das schöne Bild in der Zeitschrift des D. u. S. L.-V. 1932, S. 209 unten.

³⁾ Prächtige Bilder im Amstusbuch und in der Zeitschrift des D. u. S. L.-V. 1932, S. 197.

Gedichten jenes schöne Lied verdanken: „Traute Heimat meiner Lieben — sinn ich still an dich zurück . . .“

Man muß wissen, daß Segantini einen Steinwurf draußen vor dem Dorf jenes ach so feierliche erste Bild seines Dreigemäldes¹⁾, das „Werden“, malte — jener goldverklärte Anblick der Bondasca, den wir jetzt aus dem Garten des Palastes heraus bewundern wollen, um bei dem Blick aus diesem südländisch üppigen Park — in bald 1100 m Höhe! — in die wilde Felswelt der Bondasca und den schillernden Strom ihres Gletschers ganz zu begreifen, daß wir hier wirklich an der Schwelle des Paradieses stehen, in das einzutreten es das Herz zu halten eine dringende und glückselige Pflicht ist.

Aus der Ersteigungsgeschichte der Granitberge

Der bergsteigerischen Erschließung geht immer irgendwie eine Siedlungsgeschichtliche voraus. Wirtschaftliche Anlässe — Alpwirtschaft, Jagd, Schmuggel, Handel — und kriegerische Gründe — Heerzüge, Grenzstreitigkeiten — arbeiten für- und gegeneinander. Die Landmesser und die wissenschaftlichen Forscher mischen sich drein. Bergsteigerische Unternehmungslust ist dabei nie oder selten beteiligt, wohl aber bergsteigerische Leistung, zumal bei den Topographen.

So wurden auch einzelne Übergänge unseres Gebietes zweifellos schon in frühen Zeiten regelmäßig benützt, besonders der Murettopaf, 2557 m, aber auch der Soccapaf, 2749 m, von dem verbürgt ist, daß bei dem gräßlichen „Weltliner Mord“ am 16. Juli 1620 viele der verfolgten Protestanten aus dem Weltlin über den Soccapaf ins Bergell flüchteten. Auch für spätere Unternehmungen und höhere Pässe, wie der Bondopaf, ließen sich urkundliche Zeugnisse früher Benützung auführen.

Wenn wir im folgenden durch die Ersteigungsgeschichte des Bergells vor allem zu den großen Granitfahrten der dreißiger Jahre gelangen wollen, so ist es im gegebenen Raum nicht möglich, auf alle Gipfel und Einzelfahrten einzugehen. Da die Geschichte sich jedoch selbst in großen Zusammenfassungen gefällt, so ist uns dies leichter gemacht.

Die erste verbürgte Gipfelbesteigung ist die des Piz Porcellizzo durch den Schweizer Topographen Eschmann im Jahre 1835. Aber während um diese Zeit schon viele hohe Alpenberge erobert oder angegriffen waren, lag das Bergell noch in völliger Stille da. Selbst als Coaz im Jahre 1850 den benachbarten Piz Bernina erklimmen hatte, dauerte es noch 10 Jahre, bis ein Bergsteiger ins Bergell eindrang und noch 12 Jahre, bis der herrliche, die ganze Alpenmitte beherrschende Monte della Disgrazia seinen Besieger fand.

1855—1865, Die „Goldene Zeit“ der englischen Eroberer

Die bergsteigerische Alpenerschließung war also schon in eine Epoche eingetreten, die bereits einen gewissen Höhepunkt darstellte. Sie bekam von den englischen Bergsteigern, die damals führten, ihren vom Glanze großer Taten und Namen überschimmerten Ehrentitel „Goldene Zeit“ (Golden age), hielt von 1855 bis 1865 die Alpinistenwelt in Atem und schloß mit der unerhört kühnen, dunkel überschatteten Eroberung des Matterhorns ab. In dieser Zeit, im Jahre 1860, macht J. J. Weilenmann einen seiner letzten Feldzüge als Alleingänger ins Bergell. Den Chronisten scheint dies bisher entgangen zu sein, so wie auch seine wortwörtlich unverwüßlichen Schriften und unübertroffenen Taten noch lange nicht jenen Ruhm und die Beachtung finden, die sie heute wie einst verdienen. Gewiß, Weilenmann hat damals keinen Gipfel betreten (vielleicht

¹⁾ Im Segantini-Museum, St. Moritz, ausgestellt. Die schönen Farbendrucke der Segantiniwerke erschienen im Verlag F. Brudmann AG, München.

eine der Cacciabellaspitzen), aber das waren ja auch andere Zeiten vor 80 Jahren. Der „Alpine Club“ als erster und einziger hatte sich eben (1863) zur ersten Zusammenkunft gefunden. Zwei Jahre später eröffnete dann eine der großen englischen Führerschaften, die damals in den ganzen Alpen wie Meteore aufstiegen und Kränze an ihre Fahnen sammelten, den Feldzug in den Bergeller Alpen mit der Erstbesteigung des höchsten und schönsten Gipfels, des Monte della Disgrazia am 24. August 1862: L. Stephen und E. S. Kennedy, geführt vom großen Berner Oberländer Melchior Anderegg. Auch Thomas Cog, ihr Diener, war dabei. Ein Jahr später erschien das „Alpine Journal“ erstmals und brachte den Bericht von der Disgraziabesteigung. Auch Balls nachmals berühmter Führer „The Central Alps“ erschien 1864 erstmals. Jetzt war der Bann gebrochen. Es erschienen D. W. Freshfield, J. D. Walker und Beachcroft — auch sie mit einem großen Führer, dem Chamoniarden Francois Devouassoud — stiegen am 9. August 1864 aus der Bodasca über den Gletscher empor und überquerten den Hauptgrat östlich vom Passo di Bondo über den Passo del Ferro. Schon am andern Tag — Freshfield ist einer der größten „Renner“ aller Zeiten gewesen — überschritten sie den Monte Siffone, 3331 m, erstmals. Und wieder am andern Tag erhielt derselbe Monte Siffone von einem andern berühmten Engländer, F. F. Sudett, neuen Besuch auf neuem Wege.

Im Jahre darauf, 1865, tun sie sich zusammen, um den Disgrazia anzugehen: Freshfield, Sudett mit Devouassoud u. a.; sie überschritten den Passo di Bondo. 1866 ist Freshfield schon wieder da und jetzt geht er und E. C. Tuder mit dem unvermeidlichen Devouassoud die höchsten Gipfel an und erobert sie: den Piz Cengalo, 3370 m, von Süden, und am 25. Juli die Cima di Castello, 3400 m, von Osten her, wobei ein Alex. Flury mithilft.

Im nächsten Jahr, 1867, erscheint ein kaum weniger bekannter englischer Pionier, W. A. B. Coolidge. Er bringt außer Francois noch Henri Devouassoud mit und erobert am 26. und 30. Juli mit ihnen zwei andere Hauptgipfel: den Piz Badile von Süden und die Cima di Rosso von Südwesten. Damit ist die große und „goldene“ Zeit der englischen Eroberer vorerst abgeschlossen, mit der Badile-Südflanke aber zugleich die erste größere Granitklettern eröffnet.

Ihren schönsten Spiegel findet diese Zeit in Freshfields „Italian Alps“ (London 1875). Es ist das erste Bergsteigerbuch, darin die Bergeller Berge erscheinen, ja die kleine Titelvignette zeigt den Malojablied mit Gemelli, Cengalo und Badile, die damals noch Punta Trudinascia und Cima di Tschingel hießen.

Die siebziger Jahre. Die Italiener unter Graf Lurani.

Klucker tritt auf

Nach den Engländern nahmen jetzt die Italiener, oder besser gesagt Graf Francesco Lurani die Erschließung der Masinotäler in die Hand, begleitet und unterstützt von treuen Führern, allen voran Antonio Baroni, Giulio und Giovanni Fiorelli. Ihren Namen begegnet man jetzt jahraus, jahrein und die Führergeschlechter Fiorelli usw. sind heute noch am Werk. Mit und neben Lurani, dem wahren Erschlieher des Val Masino, gehen natürlich andere Seilschaften, wie Weilenmann und Caviezel (1871), Th. Cog und Fr. Gardiner mit Spechtenhausen und Krubel (1875), L. Held, ein führender Schweizer Topograph, der 1876 allein in den Granitbergen herumsteigt, Minnigerode (1879) mit dem berühmten Ortlerführer Alois Pinggera, der 1880 mit seinem ebenfalls bekannten Kollegen Peter Dangl das Ehepaar Tauscher-Beduly ins Bergell begleitet. Bedeutende neue Fahrten wurden dabei jedoch meist nicht gemacht. Cengalo-Badile waren begehrt. Immerhin konnte Lurani vortreffliche Gebietkenntnisse sich erwerben. Berühmte „Herren“ und Führer kamen ins Bergell.

Aber das wichtigste Ereignis war vielleicht doch dies: der 21jährige Wagnermeister Christian Kluder, nach Herkunft ein Walser aus dem Bündner Hochtal Avers, beheimatet im Fertal bei Sils im Oberengadin, begleitete 1874 zwei deutsche Fräuleins in das Fornotal und über den Gletscher bis an den Fuß der Cima di Rosso. Der Dank der zwei Frauen an ihren Gelegenheits-„Führer“ war so aufrichtig und anspornend, daß dieser sich entschloß, Bergführer zu werden. Dieser Entschluß führte zur Eroberung des Bergells, und die hohe Schule, die Kluder gerade dort im Bergellgranit und seinen jähen Eisgassen durchlief, sie wurde Anlaß zu seinem großen Ruf und Ruhm als einem der besten Bergführer aller Zeiten. Immer aber blieb ihm „Sein Granitland“ das Herzstück der Alpen und seines Bergsteigerlebens. Den größten Teil seines Buches hat er ihm geweiht. Zunächst unternahm er natürlich meist Fahrten in der engeren Umgebung seines Wohnsitzes im Fertal, aber bald lockte ihn das Bergell, wobei allerdings nur Siffone, Cima di Rosso und Casnilepaf „üblich“ waren. Immerhin — schon 1876 führte er einen Dr. Liechtenhahn aus Basel ins Val Masino hinüber, wobei sie auf dem Passo di Mello in einer Flasche die Karte Freshfields und seiner Gefährten aus dem Jahre 1865 fanden. Leider war Dr. Liechtenhahn nicht für den Cengalo zu gewinnen und am Passo di Bondo gingen sie zuerst fehl — wie heute noch viele. Durch das wilde Coderatal stiegen sie zum Lago di Mezzola hinab. Das war Kluders erste Ost—West-Durchquerung der südlichen Granitberge. Auch 1879 und 1880 kam er hinüber ins Val Masino und traf dabei erstmals Graf Lurani — „ein junger, strammer und lebenswürdiger Mensch“ — von dem er wichtige Aufschlüsse über das Granitland erhielt. Zocca-, Castello- und Trubinascapaf nahm er als „Heimweg“, wobei er phantastische Alleinmärsche ausführte und sein Leibgebiet immer besser kennenlernte.

Einen gewissen Abschluß fanden die Siebzigerjahre noch durch das Büchlein E. Lechners (vgl. oben) über das Bergell (das 1874 erschien und auch Wanderungen beschrieb), und durch den ersten Schweizer Führer, das „Itinerar“ des S. A. C. für 1878/79 von Binet-Hentsch, das 1878 in Genf herauskam und „das Berninagebirge und seine angrenzenden Täler“ beschrieb. Auch der 3. Band von Studers „Über Eis und Schnee“ erschien 1871 und gab ein Bild der englischen Erobererzeit. Kluder entnahm diesem Buch seine ersten Kenntnisse, wie er ja seinen Führerkollegen durch Wisbegier und Belesenheit weit überlegen war und sich später in der Erschließungsgeschichte und Namentkunde des Bergells ebensogut auskannte wie in der Welt der Pflanzen oder Steine! Die Briefe, die ich von ihm besitze, sind klar und flüssig geschrieben und bis zuletzt mit festen Zügen.

Die achtziger Jahre: Kluder und Curtius

Es ist in hohem Maße bezeichnend für jene Zeit, daß man sich im allgemeinen mit der Besteigung der höchsten und leichtesten Gipfel und mit der Wiederholung dieser Turen begnügte, so daß — vom Vadile und Cengalo abgesehen — noch kein schwieriger Granitgipfel erobert war, als jetzt der Schweizer Kluder ernsthaft ins Bergell vordrang und der Italiener Lurani seine Unternehmungen erfolgreich abschloß. Lurani eröffnete 1881 das Treffen mit einem Versuch am Torrone orientale und einem Sieg über den Ferro centrale von Süden; Baroni und Fiorelli sind natürlich dabei.

1882 erhält Kluder endlich unternehmungslustige Herren, nämlich A. v. Azewuski und R. Paulde, den Vater des bekannten Lawinen-Paulde. Mit ihnen und seinem Kollegen E. Eggenberger ersteigt er am 29. Juli von Norden den Torrone orientale erstmals. Das war Kluders erste „bessere“ Neutur im Bergellgranit auf eine der schönsten Berggestalten dort. Lurani, am Torrone orientale zu spät gekommen, erobert dafür mit Baroni den Torrone occidentale von Süden her, die Brüder Bertarelli überwinden den Ferro Orientale, 3199 m (Punta Qualido).

Das Jahr 1883 brachte dem Bergell hohen Besuch: kein Beringerer als Alexander Burgener führte (mit Cl. Perren) Prof. Schulz erstmals von Forno über den bissigen Colle del Torrone ins Masino und dann — auf neuem Weg — über den Torrone orientale zurück.

Viel bedeutamer aber war das Jahr 1883 durch das erste Zusammentreffen Kluders mit Theodor Curtius, einem jungen deutschen Gelehrten aus Heidelberg, von dem Kluder „mit hoher Verehrung und Liebe“ spricht und mit dem er in den folgenden Jahren Sieg um Sieg über unerstiegene Berggipfel errang: Piz Bacone-Ostgrat-Südfamin (1883); Forcola del Largo und dessen Vorgipfel (1885); Forcola del Bacone und Bacone-Nordgrat (1885); Forcola del Largo durch „die schwierige Schlucht“ des Vallone del Largo und Cima di Spluga (1885); mittlerer und westlicher Largogipfel (1887); Sciora di Dentro (1888). Aus Herr und Führer wurden Freunde. Curtius aber hatte eine Bergheimat gefunden, die er so liebte, daß er 1888 mit Kluder ins Forno wanderte, um einen Bauplatz für eine Bergsteigerhütte zu suchen! So entstand 1889 die Forno-Hütte, die erste Berghütte auf der Schweizer Seite, nachdem 1887 die Badilehütte der Italiener eingeweiht worden war.

Die Ereignisse der achtziger Jahre sind damit aber natürlich nicht erschöpft.

1883 gab Lurani seine für die südseitige Erschließung wichtige kleine Schrift „Le montagne di Val Masino“ heraus, die neben einem Rärtchen auch ausgezeichnete Skizzen und ein kleines Bild seines treuen Führers Antonio Baroni enthält.

1883 kommt auch unser unvergeßlicher Ludwig Purtscheller ins Bergell und überschreitet mit L. Friedmann am 10. August 1883 den Monte del Forno auf neuem Wege von Westen nach Osten. Schlechtwetter verbarg ihnen das Schönste. Sie ziehen wieder ab. Schade, Purtscheller wäre der rechte Mann gewesen, dort als Eroberer zu wirken. Das Wesen jener Bergwelt aber erschauete er trefflich, schrieb begeistert davon und von dem Alpenland, das „als Götterbraut und Weltenthrone sich erweist“.

Im Jahre 1889 lernte Kluder noch einen hervorragenden Bergsteiger kennen: Norman Neruda, einen in England eingebürgerten Schweden. Im Bergell erprobten sie sich gegenseitig am Monte del Forno, Monte Rosso (1. Erstbesteigung über Ostgrat — am Nachmittage noch schnell!), Torrone orientale, wo das Ehepaar Tauscher dabei war und die Tiroler Josef Reinstadler und Alois Pinggera. Dann gingen sie in die Bernina, wo einige Glanzturen — Bernina-Nordostwand durch die Gurgl, Rosog-Nordostwand usw. — gelangen und das Bergell leider darüber vergessen wurde. Von allen Herren Kluders wäre Norman Neruda damals der einzige gewesen, der schwierige Granitklettereien als vollwertiger Gefährte mit ihm hätte wagen dürfen. Das beweisen seine Dolomitenfahrten, wo er an der Fünffingerspitze ein allzufrühes Ende fand.

Die neunziger Jahre: Kluder und der Russe Rjdzewski

Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls will es, daß Kluder, wie für die achtziger Jahre auch für die neunziger Jahre einen „Herrn“ fand, um sein Granitland weiter zu erschließen. Ja — einen Herrn, aber keine Herrennatur im edelsten Sinne und erst recht keinen Freund. Es sind traurige Abschnitte in Kluders Leben und Buch und die herrlichen kühnen Fahrten sind alle überschattet von dem gehässigen Geiz dieses alten knauserigen und galligen Herrn, der mit gleißendem Gold und verbissenem Ehrgeiz seine alpinistische Ohnmacht ersetzte, ohne Scham die „Wege“ durch seine Führer „präparieren“ ließ und stufenzählend hintennachstieg, um dann in endlosen Berichten seine eigenen Taten zu feiern. Wir wollen die Leistung des „alten Russen“ — er war 54 Jahre alt, als er Kluder traf — gewiß nicht unterschätzen. Aber hier ahnt man wieder einmal, wie unrecht es ist, daß in allen Turenberichten die Führer an zweiter Stelle oder oft überhaupt nur so nebenbei erscheinen. Wir Führerlose wissen den Wert des „zweiten

Mannes“ gewiß zu schätzen, und je schwieriger die Fahrt, um so mehr. Die wenigen idealen Führerfeilschaften, bei denen Führer und Herr gleichwertige Kameraden waren, ändern an diesem Unrecht nichts — im Gegenteil, sie vertiefen das unglückliche Schicksal der anderen. Man muß das bei Kluder nachlesen. Hier mag genügen, daß Kluder mit Herrn Anton v. Rydzewski und dem ängstlichen Dolomitenführer M. Barbaria das Schweizer Bergell erst recht eroberte. Gelegentlich wurden andere Führer hinzugezogen, so M. Schocher (Pontresina) und einmal — Vorommer 1893 — der berühmte Emile Rey. Dies führte dazu, daß Kluder im gleichen Jahre bei der denkwürdigen Erstbesteigung des Deuterey-Grates am Montblanc (mit P. Gießfeldt) führend beteiligt war. Wir können nicht jede Fahrt aufzählen. Die wichtigsten sind:

1891 Piz Zocca, 2. Ersteigung auf neuem Wege, nachdem eben vorher (1890) die Italiener A. Noreda und G. Melzi mit B. Sertori und G. Fiorelli diesen großartigen Gipfel erstmals erstiegen hatten. Erste Ersteigung der Cima di Cantone, erste Ersteigung der Cima del Largo, höchste Spitze, die aber Kluder mit Barbaria am Tag vorher „erstbestieg“. Lorrone Centrale und Sciora di Fuori — erste Ersteigungen.

1892 folgende Ersteigungen: Gemelli durch das Gemelli-Couloir, Punta Räsica, Vazzeda-Rosso, West-Ost-Überschreitung der Forcola di Sciora (Ago-Couloir) und Colle del Cengalo durch das Cengalo-Couloir; Cengalo über Westgrat, Versuche am Ago di Sciora.

1893: Ago di Sciora, erste Ersteigung, Neuanstiege auf Cima di Rosso von Nord-nordwest, Lorrone Occidentale von Norden, Piz Badile über Ostgrat mit Zugang durchs Cengalo-Couloir, Castello über Ostwand.

1894 Dente del Lupo.

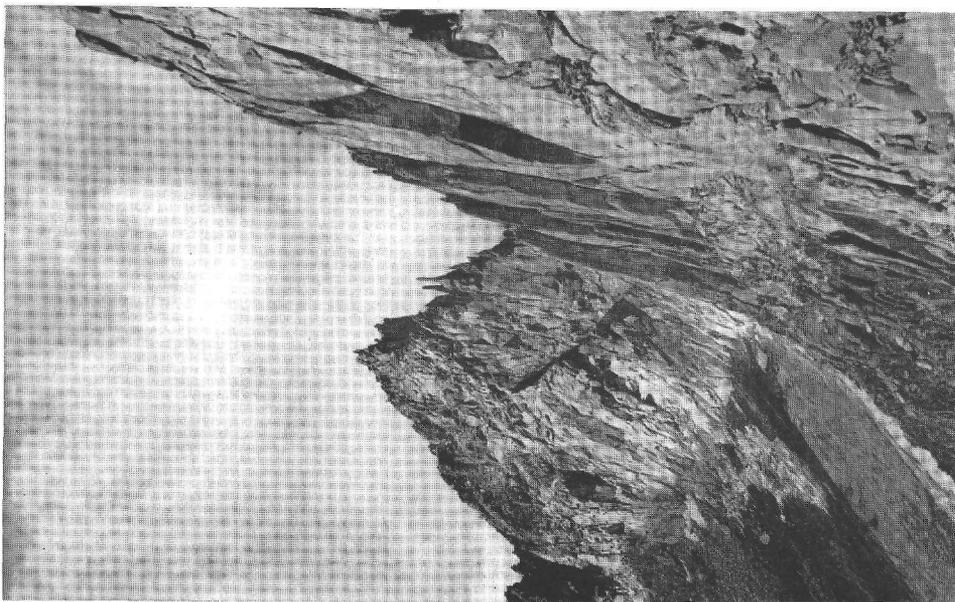
1895 Cengalo-Couloir im Auf- und Abstieg! Neuer Aufstieg an der Vazzeda. Erste Überschreitung des Colle della Räsica.

1896 Ago-Couloir im Abstieg, Passo und Piz Trubinasca. Erster Aufstieg im Badile-Couloir (Kluder und Schocher allein).

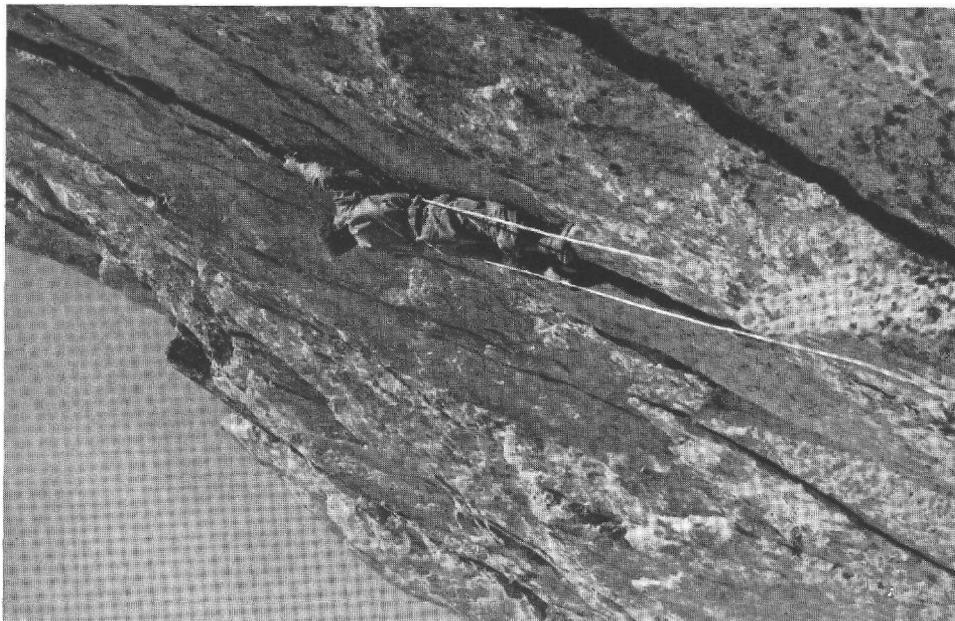
1897 zweiter Aufstieg durchs Badile-Couloir und erste Ersteigung des Piz Badile über den Westgrat.

1899 Babiletto-Nordwand (Babile-Couloir).

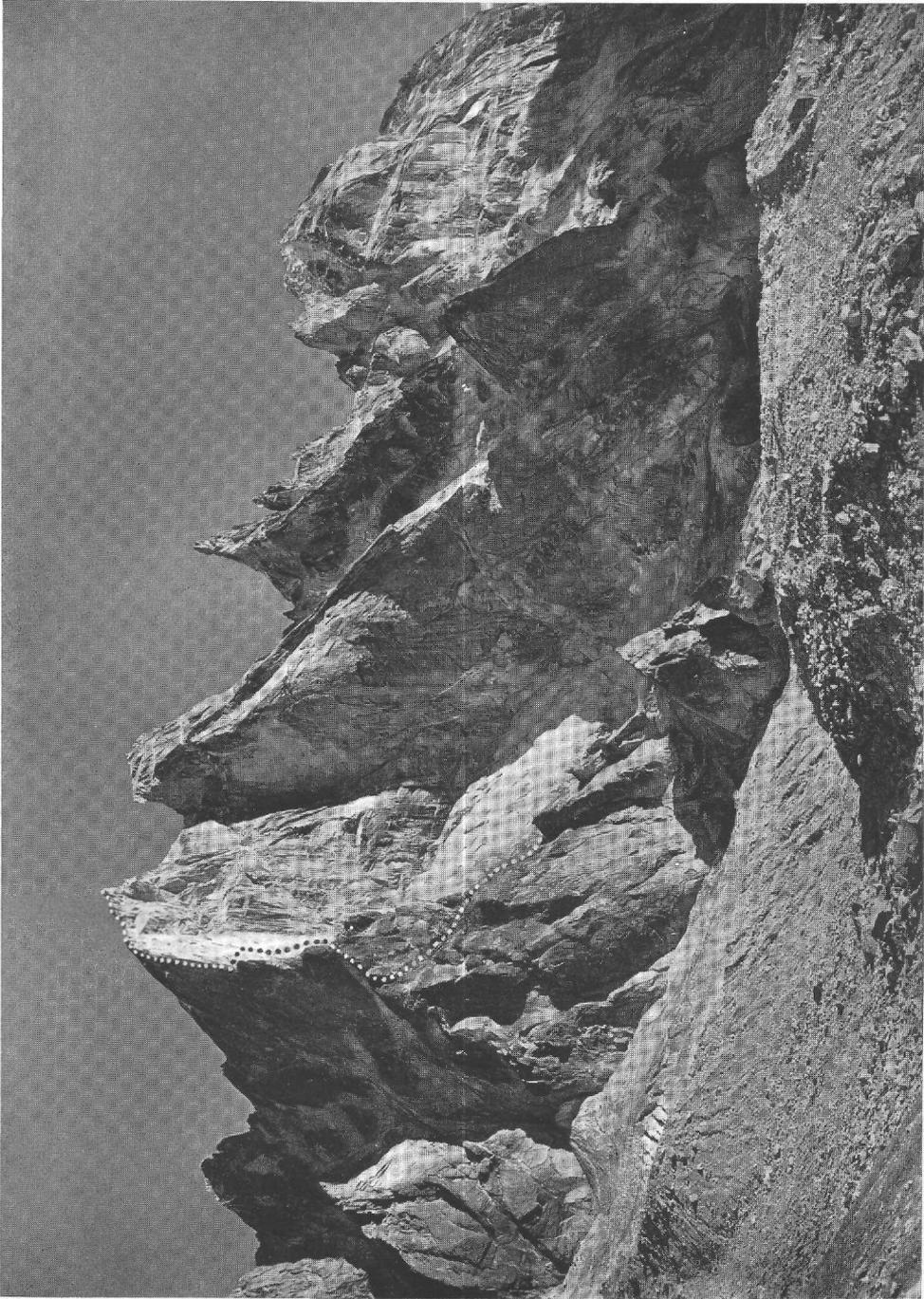
Das ist nur eine Auswahl und es leuchtet ein, daß daneben schwer aufzukommen war. Immerhin waren die Italiener nicht müßig. Aus den italienischen Taten dieser Zeit steht besonders Francesco Allevi und der zwei Fiorelli (Giulio und Giovanni) erste Überschreitung des Colle dell'Albigna, 3176 m, hervor. Ferner gelang Lurani und Allevi mit Baroni und Fiorelli 1896 die Ersteigung des Castello von Süden. Vor allem aber schnappte der Prinz Sc. Borghese mit den Pontresinern M. Schocher und Chr. Schnizler 1897 die mächtigste Bergellwand, die Nordwand des Piz Cengalo, dem Russen vor der Nase weg. Schocher hatte geplaudert, weil Rydzewski sein Versprechen nicht hielt und ihn zum Badile-Westgrat (durchs Badilecouloir) aus Kniderigkeit nicht wieder einlud. Der Russe kochte vor Wut und Kluder hatte das Nachsehen. In diese Glanzzeit Kluders fällt auch sein kühner Alleinversuch an der Badilekante — ohne Klettersehuh, ohne Seil. Er erklomm die Hälfte der Nordkante (1892) und stieg wieder ab. Seine Glanztaten waren die Couloirs, die bösen Eislanäle in der Nordflucht der Bondascagruppe. Außer dem Cengalo-Couloir sind sie nur ganz vereinzelt wiederholt worden. Man muß seine Schilderungen gelesen und diese Kanonenrohre der Steinsalven gesehen haben, um dies zu verstehen. Und um einzusehen, daß hier die Gradeinteilung schwieriger Bergfahrten auf Widerstände stößt, jedenfalls aber überhaupt nicht mit den Rudatis- oder Civettagraben und Maßstäben verglichen, geschweige denn gemessen werden kann. Das schließt aber die Pflicht, die Fahrten in ihrer Art zu bewerten, nicht aus. Im Gegenteil.



Platten und Zacken im Bergellgranit: der Hauptgipfel der Gemelli von Süden, vom Westfuß der Cima del Passo



Am Bergellgranit der Guorfante. Die erste Schlüsselstelle mit dem Quergang nach links



Die fünfspitzige Scioragruppe im Bergell von Westen (Dondascalseite). Von links nach rechts: Scioretta (im Schatten), Sciora di Suori mit Nordwestkantenanstieg, Pioda, Ago und Sciora di dentro. (Vgl. Tafel 32, Bild oben)

Die neunziger Jahre brachten auch die zweite Hütte der Italiener, die Zocchahütte — die heutige Allievi-Hütte — die 1897 eingeweiht und im Winter 1898/99 durch einen Orkan zerstört wurde.

Im neuen Jahrhundert (1901—1914): Schiläufer, Führerlose und Zürcher Akademiker

Die Schilderungen von Curtius und Rydzewski (vgl. das Schriftenverzeichnis am Schluß) hatten das Bergell bekannt, Kluder berühmt gemacht. Die Schweizer — bisher nur durch Kluder wirklich ernsthaft an der Erschließung beteiligt — begannen sich für das Bergell zu interessieren. H. Rütter, ein Mitglied der SAC.-Sektion „Hoher Rohn“ (in Wädenswil am Zürichsee) beginnt seine Bergellfahrten, deren bedeutendste die Nordwand des Cantone (1912) wurde. Seine Sektion entschließt sich zum ersten Schweizer Kludhüttenbau, der Sciorahütte in der Bodasca. Sie wird 1906 eingeweiht und dabei Kluder Ehrenmitglied der SAC.-Sektion Bregaglia. Zugleich erscheint 1906 der erste deutschgeschriebene Bergellführer „Forno—Albigna—Bodasca“ von H. A. Tanner, der 1904 den Badiletto mit Kluder auf neuem Weg über die Nordwand bestiegen hatte. 1910 wird die Albignahütte von der gleichen SAC.-Sektion erbaut.

Kluder, fortschrittlich wie selten ein Führer, lernt schilaulen und führt das Ehepaar Richters und D. Schuster am 22. Februar 1903 auf die Cima di Rosso — die erste Schibesteigung, der bald weitere folgen. Forno wird als Schigebiet beliebt. Die ersten Führerlosen tauchen auf, bekannte Namen jener Zeit: Oskar Schuster und Rufahl aus Dresden, B. Sohm — der Entdecker des winterlichen Arlbergs¹⁾, H. Herzog u. a.

Die Italiener aber sind äußerst unternehmungslustig, machen viele Fahrten, wenn auch meist auf ihrer Seite natürlich. 1905 wird das Rifugio Allievi an Stelle der zerstörten Zocchahütte eingeweiht und 1911 erscheint der „Guida della regione Albigna—Disgrazia“, der vorzügliche Führer von R. Balabio. Es ist schlechterdings unmöglich, noch allen Einzelheiten nachzugehen, zumal sich die Italiener jetzt energisch an die Einzelerschließung der italienischen Seite machen. Man findet dies im Bonacossaführer vermerkt bei der Ersteigungsgeschichte der einzelnen Gipfel.

Inzwischen hatten sich in den alpennahen Großstädten die Akademischen Alpenklubs gegründet, deren bedeutsame Rolle z. B. durch den AWM., den Akademischen Alpenverein in München, allgemein bekannt ist. Auch in Zürich entstand ein Klub, der ALCZ., und durch diesen kam nun während einiger weniger Jahre, besonders aber 1909, ein erfreulich frischer Zug in die Bergell-Erschließung, und wenn die Schweizer — immer vom Bergführer Kluder abgesehen — im Bergell nicht ganz ins Hintertreffen gerieten, so haben sie es dem ALCZ. zu verdanken, von dem jetzt ein Trupp fester und gutgeschulter Führerloser ins Bergell kam. Wir können nicht mehr als einige Namen und Fahrten aufzählen, wollen aber J. Heller und G. Niescher voranstellen, weil sie im Bergell den Löwenanteil hatten neben R. Steiner, P. Schucan, R. Rodio, A. Michel, neben Pfister, Cotinelli, v. Rohden, Bonacossa u. a. Sie machten u. a. die Erstbesteigung des Gallo, der Punta dell'Albigna und folgende Neuturen: Piz Trubinasca (Südwand); Cantone (Nordwest- und Südgrat), Ago (1. Überschreitung und dabei die Nordwand); Piöda-Fuöri-Überschreitung; Torrone orientale-Siffone-Westgrat; Rastica-Westgipfel-Largo-Überschreitung über Südwand und Westgrat des Hauptgipfels. Pfister und Schucan wiederholten 1908 auch das Cengalo-Couloir, das am andern Tag auch von Strutt mit Pollinger gemacht wurde. Strutt und Pollinger haben auch einige Neuturen, z. B. in der Ferrogruppe, ausgeführt. E. L. Strutt, als der beste englische Kenner der Berninaalpen, veröffentlichte dann 1910 in der berühmten Reihe von „Conway

¹⁾ Vgl. mein Buch „Arlberg — Ski und Schnee“ (F. Brudmann Verlag, München).

and Coolidge's Climbers Guides“ seinen Führer „The Alps of the Bernina“, d. h. dessen ersten Teil, der die Bergeller Berge umfaßt und durch seine große Verlässlichkeit, peinliche Quellen- und Geschichtskunde die Kennerschaft des Verfassers bewies. Heute ist er natürlich überholt.

Unter den Zürcher Akademikern, die natürlich aus allen Teilen der Schweiz stammten aber auch Ausländer unter sich hatten, die gerade in Zürich studierten, lasen wir auch den Namen des Mailänders Aldo Bonacossa. Wir wissen nicht, ob er damit erstmals ins Bergell kam, aber sicher ist, daß er heute, die Gruppe als Ganzes genommen, deren bester Kenner und großzügigster Erschließer ist. Duzende und Aberduzende neuer Fahrten hat er dort gemacht. Am Badile, am Jocca oder an der Vazzeda und an vielen Gipfeln hat er gleich 2, ja 3 neue Anstiege gemacht. Ich verweise schließlich auf seinen Führer, den ich oben schon genügend würdigte.

Aber schon vor Bonacossa hatte sich Alfredo Corti aus Turin das Malencotal zur Bergheimat gewählt und ihm — wie einst Lurani dem Val Masino, nur viel gründlicher und erfolgreicher — sein Bergleben gewidmet. Die Disgraziagruppe und, was uns betrifft, die Torronegruppe mit dem Fornofamm haben in ihm ihren begeisterten und gründlichen italienischen Erschließer und Schilderer gefunden. Corti ist eine der vornehmsten Bergsteignaturen in den Alpen. Ich möchte ihn mit Ruggy vergleichen. Bonacossa hat leider Cortis bedeutungsvolle Erschließungsarbeit, Turin wie Veröffentlichungen, nicht vollkommen verarbeitet.

Weltbrand und Nachkriegszeit. Kluders zweites Bergleben

So kam die unglückliche Zeit des großen Krieges. Während wir deutschen und österreichischen Bergsteiger an allen Fronten gegen eine Welt von Gegnern uns wehren mußten, konnten die Schweizer in den stillen Bergen sich erfreuen. Kluder hatte jahrelang seine Sommerbergfahrten in Firnreviere unterbrechen müssen, weil ihn plötzlich eine böse, qualvolle Hautentzündung ergriff, sobald er sich auf Schnee und in die Höhenfonne wagte. Jetzt gesundete er ebenso plötzlich und zog 1917 mit unbeschreiblicher Freude wieder in sein Granitland. 34 Jahre nach seiner Erstbesteigung stand er — 64-jährig — wieder auf dem Bacone und führte nun Fahrt auf Fahrt, den Largo, Gallo und viele. 1919 war er mit dem Zürcher Geologen Staub im Bergell und führte ihn auf die Rasica und den Algo — wie einst. Am Diz bei Rossi wurde schnell eine Neutur (Westgrat) gemacht.

Es gab aber auch noch unbestiegene Gipfel im Bergell, darunter so schöne wie der Diz Balzetto, den Rütter, wie auch die Scioretta mit A. Suan 1919 erstbestieg.

1920 taten Kluder und Curtius, die alten Kameraden, einen schweren Gang zur Fornohütte hinein, um Abschied von ihr zu nehmen. Curtius hatte sie der SAC-Sektion Norschach geschenkt und sein Bergleben abgeschlossen. 1920 hielt aber Kluder auch seinen ersten Lichtbildervortrag über sein Granitland. Bald war er begehrt und beliebt als Redner. Drilben mehrte Bonacossa jetzt seine Rundfahrten und ganz allmählich begann man hüben und drüben zu ahnen, daß die letzten großen Probleme des Bergells, vor allem die Nordkante des Diz Badile, doch wohl noch einmal versucht werden mußten, denn der italienische Versuch 1911, wobei über die Schlüsselstelle von oben abgeseilt wurde, konnte natürlich nicht zählen. Bonacossa machte z. B. die Neufahrten über die Vazzeda-Südwand oder durch die Ostwand der Sciora di dentro (1921). L. Binaghi — ein vorzüglicher italienischer Kletterer — hatte mit verschiedenen Gefährten im Bergell sich bewährt (Gemelli Südostgrat, 1922). Polvara und Ponti hatten 1922 den rassistigen Nordwestgrat der Rasica erstbegangen.

Kluder hatte — 69-jährig! — Rütter 1922 durch den jähen Eiskanal erstmals von Norden auf den Torrione del Ferro geführt!

Der aus dem St.-Galler Rheintal stammende Bergführer Walter Risch, der Freund und Schüler Kluders im Bergellgranit, hatte mit dem bekannten St.-Galler Führertouristen A. Zürcher 1922 schon eine Reihe schwieriger Fahrten — z. B. die Rascia über den Westgrat, den Zocca über Nord- und Norstoftgrat — durchgeführt, Risch allein den Casnile-Ostgrat begangen. Man fühlte, daß er aufs Ganze ging.

1923—1930: Die Badilekante!

Kluders großer Abschied. Sein Tod und sein Buch

Und wirklich 1923 brachte das große Ereignis: Risch und Zürcher begingen am Casnile und in der Rascia-Torrone-Gruppe neue Wege, dann überschritten sie am 31. Juli erstmals die vier großen Gipfel der Sciora-Gruppe von Süden nach Norden an einem Tag. Als sie auf den Agogipfel kamen, las Zürcher dort zu seinem Erstaunen, daß sein schweigsamer Führer am 1. Juli den Ago erstmals allein von Albigna zur Sciora überschritten hatte. Das war der rechte Mann für die Badilekante, denn die Scioraüberschreitung war nur ein Training für sie und schon am 4. August packten sie diese Kante der Ranten im Granit. Und zwangen sie!

Der wirklich große Bann, der glatt abweisende böse Ruf der Bergeller Granitplaten, war jäh gebrochen. Und wenn die Kante auch inzwischen in der Schwierigkeitsbewertung auf den „4. Grad“ herabsank, wenn manche Zürchers Erstleistungsbericht (Die Alpen, S. A. C. 1925, S. 6—11) dramatisch und überschwenglich finden und dabei vergessen, daß Siegesfreude und Siegerstolz berechtigten Ausdruck verdienen — diese Fahrt war würdig, die „Alpen“ des S. A. C., die mit diesem Heft 1925 erstmals erschienen, zu eröffnen, denn diese Granitklettern ist und bleibt ein stolzer Markstein in der Geschichte des Urgesteinkletterns. Diese Kante ist und bleibt die schönste derartige Kletterei im Bergell wie in den Alpen. Von kurzen Stellen abgesehen, kann ihre einzigartige Schneide aus bestem Bergellgranit von A bis Z verfolgt werden, 6—8 Stunden (im Durchschnitt) der schönsten, immer schwierigen aber nie übermäßig schwierigen Kletterei; luftig und frei, ohne Schloßerei. Und wenn man das Meiste und Schlimmste hinter sich hat, dann schaut man im Osten hoch die grünen Silberpiegel der Engadiner Seen, im Westen tief das blaue Auge des Lago di Como — Geschenke der überreichen Natur dieses gesegneten Landes, würdig dieser Fahrt, dieser Tat.

Diese Kante aber lockte auch die Kletterer, vorab die Deutschen, Österreicher, dann die Italiener u. a. in die Vondasca, und sie hat nicht nur durch den Bannbruch, sondern auch durch diese Gefolgschaft den letzten großen Kampf um die Ranten und Wände im Bergellgranit allgemein und in der Vondasca im besonderen eröffnet.

Auch der Ago del Torrone, die phantastisch kühne „Kleopatranadel“ neben dem Torrone orientale, wurde 1923 erstbestiegen von dem Engländer N. S. Finzi mit Biner und Lager.

In diesen Jahren wurden aber auch einige andere hervorragende Fahrten gemacht, die deutlich den Auftakt für die dreißiger Jahre bilden: 1928: die Zocca-Worgipfel-Südwand (Zanelli—Bonacossa), die Alleinfahrten A. Sommers in der Albigna mit neuen Anstiegen an der Punta dell'Albigna, am Balzetto, Spazzacaldera u. a. m. Wichtiger ist die (seit 1897!) erste Wiederholung der Cengalo-Nordwand durch Risch mit vier Mitgliedern der Sektion Bachtel, S. A. C., am 4. Juli 1928, mit neuem Einstieg. Es ist dies die größte Wand des Bergells, und wenn auch die (fels-)technischen Schwierigkeiten bei trockenem Fels den 3. Grad kaum übersteigen — sie mit diesem Schwierigkeitsgrad zu belegen ist natürlich ganz ungerechtfertigt. Die Fahrt wurde nicht umsonst so selten gewagt! Ihre Durchführung erfordert hohe Meisterschaft des Führers im Wechselgelände und im Beurteilen und Auswerten der Verhältnisse. Es ist eine Tur die 4.—5. Grad verdient, auch wenn sehr günstige Verhältnisse sie einmal — und wie selten und wann!? — leichter erscheinen lassen.

Risch führte 1928 auch in der Ferro-Zocagruppe eine Großfahrt auf z. T. neuen Wegen durch und 1929 die erste Winterbesteigung der Pioda di Sciora. 1929 erstiegen Corti, Lucchetti, Albertini und Foianini auch den Vazzeda-Ostgrat; 1930 war der damalige König der Belgier, Albert I., im Bergell, erstieg u. a. führerlos den Gallo usw.

Den würdigen Abschluß dieses Zeitabschnittes aber bildete die erste Besteigung der Cima di Rosso über die Nordeiswand durch Amstutz und Bonacossa am 15. Juni 1930. Die Fahrt wurde am 27. Juli 1934 von den Münchnern Burg und Haselbed wiederholt. Sie blieben durchweg in der Eiswand, während die Erstersteiger im oberen Drittel die Felsrippe benützten.

Kluder, der — wie wir uns erinnern — schon 30 Jahre vorher die Badilefante allein versucht hatte, war aufrichtig beglückt vom Erfolge Rischs und Zürchers, und wenn wir eins bedauern müssen, so, daß er nicht dabei war. Wer hätte es besser verdient als er? Und daß er es gekonnt hätte, darüber brauchen wir uns nicht zu streiten, erstieg er doch mit seinem Engländerfreund J. P. Farrar — einer der wenigen ganz großen Allereitsbergsteiger, den ich den englischen Purtscheller nennen möchte — im Jahre 1925 noch den Ugo, den Badile. Kluder war damals 72 und Farrar 67 Jahre alt! Und sie hatten noch allerhand Pläne für später. Ja — im gleichen Jahr machte Kluder mit Rütter und Baumann noch die Erstbesteigung des Nordwestgipfels der Gemelli. Und 1927 — mit 74 Jahren! — führte er noch neue Wege im Bergell: an der Punta Pioda di Sciora (von Nordosten), am Torrione del Ferro (Ostgrat) und über die Forcola del Scalino. Mitten aus dieser Lebensfreude, von höchster Lebenshöhe herab, holte ihn ein freundlicher Tod heim. Im Dezember 1928 starb er und ward in seinem Fergal begraben. Der Fergletscher schimmert herab auf sein Grab beim Feger Kirchlein (vgl. die Bilder in meinem Berninabuch und im Amstutzbuch).

1930, zwei Jahre später, überraschte uns der alte Kluder noch einmal mit seinem Buch „Erinnerungen eines Bergführers“, das er in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben, leider aber nicht ganz vollendet hatte. Es wird aber trotzdem eines der eigenartigsten und schönsten Zeugnisse eines Bergmenschen und überdies das herrlichste Loblied „Seines Granitlandes“ sein und bleiben.

1931—1937: Kanten und Wände im Bergellgranit Der sechste Grat wird eingeführt

Es kam, wie es kommen mußte, wie es in der Luft und in der Zeit lag: die im Anblick einst selbst für den bloßen Gedanken unangreifbaren Kanten und Wände wurden sehr ernsthaft betrachtet, erwogen und angepaßt. Immerhin — von der Eroberung der Badilefante 1923 vergingen 10 Jahre bis zur entscheidenden Überwindung der Fuorifante 1933. Aber sie vergingen nicht tatenlos. Neben Neuturen wurden große Gratüberschreitungen jetzt gewagt, so 1931 der Übergang von der Punta Qualido (Ostgipfel der Ferrogruppe) zur Cima della Bondasca durch Risch und Diem; und 1932 die wesentlich großzügigere Fahrt vom Siffone über alle Torronegipfel zur Rasica durch den Holländer Fruin mit einem Saaser Jmseng, Karl Freimann, ein vortrefflicher junger Bergführer aus Samaden, durchstieg 1931 mit E. Wyß die Nordwand des Torrone occidentale, überschritt die Largogruppe u. a. m. Schon ungleich bedeutsamer wurde das Jahr 1932. Die Münchner Burg und Weber begingen erstmals die Gallo-Ostwand. Sie schätzen die Fahrt etwa fünfsgrädig ein. Sie ist aber sehr kurz, wie überhaupt aus dem Gallo viel zu viel Wesens gemacht wird, denn der übliche Anstieg ist drei schwache Seillängen zu 30 m hoch — das gibt's im Elbsandstein auch und raffiniger. Eine Ausnahme macht der bis 1938 erst einmal begangene Nordwestgrat, dessen erste Begehung durch die Seilchaft Weippert-Simon, von der wir bald hören werden, eine ihrer Groß-

taten würdige Glanzleistung war (am 22. September 1936; 800—900 m Höhe; äußerst schwierig; 14 St.).

Die Italiener Pinardi, Riva und Molinato erstiegen erstmals die Nordostwand des Badile-Vorturmes, den sie Punta Sertori heißen nach dem bekannten Führer. Im Herbst kamen berühmte italienische Kletterer ins Gebiet, H. Steger, bekannt als Südtiroler Dolomitenkletterer, und P. Gervasutti, ein Montblancsteiger von Namen. Steger erstieg mit Nini Pietrasanta und Bonacossa den Torrone orientale über den Südgrat. Dabei führte, wie Bonacossa sagt, Steger den 6. Grad auf der italienischen Seite des Bergells ein, denn eine Stelle dieses Anstieges hat sechsgradige Schwierigkeit. Diese Fahrt, wie auch die Turen Gervasuttis an den Türmen südlich der Torronegruppe blieben jedoch ohne Einfluß auf die Entwicklung der Bergellkletterei. Da war das Auftreten Hans Freis, eines Zürcher Schriftsetzers, doch von ungleich größerer Bedeutung. Frei war ein überkühner Draufgänger, der mit verschiedenen Gefährten jetzt im Bergell zu wirken begann. 1932 beging er die Badilefante erstmals im Auf- und Abstieg. Risch hat dies später noch zweimal durchgeführt. Frei kam auf vier Begehungen der Badilefante, Risch ebenfalls oder auf mehr. Das erste große Erfolgjahr Freis wurde aber 1933. Mit Schillinger überkletterte er die Torronegruppe, von der Nastica bis zum Orientale. Mit Margadanth bestieg er die westliche Nastica von Norden, ebenso den Torrone centrale, dessen Nordnordostfante er schwieriger fand als die des Badile. Aber all dies war nur der würdige Rahmen zu jener herrlichen Fahrt, die jetzt über Nacht die Bodasca erst recht zum Wunderland der Granitkletterei machte, wenn auch zunächst nur bei den wenigen Eingeweihten. — Wenn man vor die Sciorahütte hinaustritt und Umschau hält in der Sciora- und Bodascegruppe, die von der Sciora di Fuori bis zum Badile sichtbar sind, dann wird dieser Rundblick durch die Kanten dieser zwei Berge aufs würdigste abgeschlossen: durch die Nordfante des Badile rechts im Westen und durch die Nordwestfante der Fuori links im Osten. Und wenn man auch von der glatten Badile-Nordostwand, von der übersteilen Nordwestfante und von der schaurigen Nordwand des Cengalo, von den phantastischen Kanten der Gemelli und von der wilden Zerklüftung der Scioragruppe immer wieder angezogen wird, wenn man lange nicht weiß, welcher dieser Wände und Kanten man den Preis zuerkennen will, so wird doch sofort jeder Zweifel überwunden, wenn man den Halbkreis der Betrachtung links hin vollendet, wo die auch im ganzen Bergell einmalige Felsenbucht zwischen Pioda und Fuori sich in spiegelnder Glätte und granitener Helle aufschlägt und mit der längeren Aussicht sich weiter und weiter vorzuneigen, ja auf uns herabzukrachen droht — diese fürchterlich klaffende, gewaltigste Wunde, die ich je in einen Bergleib geschlagen sah. Sie ist von den Kanten der beiden Begrenzungsgipfel gebildet, der Piodafante und der Fuorifante. Und an der letzteren bleibt unser Blick zuletzt immer hängen, zumal wenn sie abends im Glanz der späten Sonne wie ein gleißendes Schwert Licht und Schatten scheidet mit einer granitenen Schneide, die kühner, schärfer und steiler nicht gedacht werden kann. Ein jeder sagt sich: Wenn alle Kanten und Wände des Bergells möglich sind — d i e s e eine ist es nie!

Und da kamen zwei junge Deutsche, Willi Weippert aus Nürnberg und Karl Simon aus Garmisch-Partenkirchen, und — griffen gerade diese Schneide an, sie zuerst. Und zwangen sie! — eine so verwegen kühne Tat, daß man selbst das Vollbrachte nicht zu glauben vermochte, wenn man dabei den Blick an diesem Granitschwert hinaufseilen ließ. Was die Badilefante für den Bergellgranit ganz allgemein geworden war, ein Bannbrecher von ungeahnten Folgen, das wurde jetzt die Fuorifante — als erste große Granitfahrt des sechsten Grades — für die letzten großen Probleme der Bodasca. Hans Frei schrieb dazu: „Mit der Bezwingung der Fuori-Nordwestfante beginnt eine neue Epoche im Bergell. Während bisher die Badile-Nordfante den Nimbus der äußersten Schwierigkeit hatte, so schießen jetzt Kanten wie Pilze aus dem Boden oder

besser gesagt die Routen über dieselben. Gemelli-, Trubinasca- und Piodafante werden in rascher Folge erschlossen und Verwegene denken sogar an die Cengalo-Nordwestfante.“

Jetzt geht es tatsächlich Schlag auf Schlag. Die Granitfahrten vierten, fünften und sechsten Grades folgen sich auf den Fersen und die nächsten vier Jahre sind im Hochsommer zeitweise viel zu wetterschlecht, als daß alles „gemacht“ werden könnte. Eine Einteilung und Stufung ist jetzt nicht mehr zu umgehen. Es ist albern, dagegen zu eifern, um dann doch von sehr schwierigen und äußerst schwierigen Fahrten und dergleichen sprechen zu müssen, was doch letzten Endes das gleiche ist — auf ein wenig altmodisch sozusagen. Wer immer solche Unternehmungen bespricht oder gar mit einem Handbuch zu ihnen hinführen will, der muß die Schwierigkeiten und Gefahren nennen, wenn er nicht grobe Schuld auf sich laden will. Ich halte mich im allgemeinen an die Bewertung Bonacossas, muß sie allerdings da und dort berichtigen, denn auch sie wurde wieder überholt. Für einige weniger damit vertraute Leser sei daran erinnert, daß Welzenbach seinerzeit eine sechsgrädige Stala für Bergfahrten schuf, wobei der sechste Grad den höchsten Wert darstellt. Der Italiener Rudatis übernahm diese Sechsteilung, hob sie aber, indem er die inzwischen durchgeführten noch schwierigeren Kletterfahrten in der Civetta-Gruppe als Grundlage nahm. Er nahm auch eine Unterteilung der Grade vor, auf die wir uns jedoch weiter nicht einlassen, weil so knifflige Unterschiede hier nicht nötig erscheinen. — Natürlich sollen und können hier keine Vergleiche gezogen werden zur Civetta-Stala, die immer die Spitze halten wird. Aber wir haben die ausgleichende Gerechtigkeit anderer Erschwernisse schon festgestellt und wenden uns deshalb der Wirklichkeit wieder zu, dem hellen, harten Granit der Sondasca. Die wichtigsten dieser Fahrten findet man in die hier beigegebenen Bilder auf Tafel 32 und 33 eingezeichnet.

Im Jahre 1934 tauchen Italiener verdächtig häufig auf der Sciorahütte auf, scheinbar um sich mit der Badilefante zu befassen. Aber auch unsere österreichischen Kameraden machen sich jetzt bemerkbar. Herbert Burggasser aus Linz a. d. D. hat sich für das Bergell begeistert und wird sein Herold in Österreich, so wie etwa Frei unter den jungen Schweizern. Burggasser, Leiß und Noe, zwei vorzügliche Wiener, und der Basler Hunziker überschreiten erstmals die ganze Scioragruppe einschließlich Scioretta, wobei deren Nordwestfante erstbegangen wird. Dann wiederholen Leiß und Noe die Fuorifante, die ihnen größte Achtung abringt. Und dann machen sie mit Burggasser die feste Erstbesteigung der Nordwestwand der Sciora di dentro, die sie 15 Stunden in Atem hält und mit dem fünften Grad bewerten. Zwei andere Österreicher, Schlager, Salzburg, und v. Meißner, Linz, durchsteigen das Gemelli-Couloir Kluders zum zweitenmal. Simon und Weippert sind wieder da und erstbesteigen den Südostgrat der Gemelli. Von den zwei unwahrscheinlich kühnen nordseitigen Gratkanten der Gemelli wird die kürzere aber steilere, so zierlich geschwungene Nordfante, die östliche, von Hentschel und Matthies — beide Berlin — zuerst begangen, eine raffige Felsfahrt fünften Grades. Fruin, der Holländer, kommt wieder mit dem Saaser Imfeng und begeht die Badilefante in 4 Stunden 10 Min. vom Einstieg. Das läßt Riisch nicht ruhen; mit C. Rater, einem jungen Engadiner, ersteigt er sie in 3 Stunden 50 Min. und turnt auch wieder herab über die Kante, die 1934 schon über zwei Tausend Begehungen aufweist, während heute das halbe Hundert schon erheblich überschritten ist. Burg und Hafelbeck, die Münchner, wiederholen 1934 einige der schwierigsten Bergellfahrten, deren eine, die Cima-di-Rosso-Nordwand, wir schon erwähnten und zu der sie die andere große Eiswand des Bergells, die Nordwand des Cantone als zweite Begehung fügten. Beide Wände sind steiler und schwieriger als die Wiesbachhorn-Nordwestwand. Auch die Qualido-Nordwand und den riesigen Südwestgrat des Piz Bacone wiederholten sie.

Das Jahr 1935 aber brachte trotz allem wieder eine Steigerung. Die Italiener

Molteni und Camporini erobern die Badile-Südostwand (vierter bis fünfter Grad); Pinaridi und Gefährten den Südwestgrat der Punta di Erubinasca. Schöner und bedeutsamer ist die Erstbesteigung der Westnordwestkante an der Pioda di Sciora durch Bramani und Bozzoli-Parasacchi. Bramani wird mehr und mehr der italienische Herold der Bodasca und bewährt sich als Bergsteiger hohen Ranges. Noch wesentlich schwieriger als die Piodakante, die mit dem vierten (bis fünften) Grad bewertet wird, gilt die ebenfalls 1935 erstbestiegene Südwand des Castello-Vorwerkes = Punkt 3200 der italienischen Karte, die von Parravicini, Citterio und De-Simoni überwunden wurde und ganz allgemein den sechsten Grad erhielt. Sie ist auf der Nordseite kaum bekanntgeworden. Um so bekannter dagegen ihr nordseitiges Gegenstück, die steile und glatte, schwach gefaltete Nordwand des Piz Erubinasca, die nach einem abgeschlagenen Versuch dann von Burggasser und Ubrig, einem Dresdner, erstmals bestiegen wird. Sie erhielt den sechsten Grad, aber auch reichlich viel künstliche Hilfsmittel. Im Juli wagt Frei mit einem Gefährten einen Versuch an der ganz unwahrscheinlich glatten Nordostwand des Badile. Die vortreffliche Seilschaft Bramani und Castiglioni macht jetzt die dritte und erste italienische Begehung der Fuorikante und kurz darauf padt Frei mit Jürg Weiß aus Basel die Bügeleisenkante der Gemelli an, die westliche der zwei oben zusammenlaufenden Nordkanten. Sie erhielt den treffenden Titel, weil ihr unterer Teil tatsächlich die Gestalt eines riesigen, von den ehemals größeren Gletschern blank polierten Bügeleisens hat. Die riesigen, steilen und scheinbar völlig ungliederten Platten dort sind nach Ansicht aller Besteiger das Äußerste dessen, was an Reibungskletterei im Bergellgranit eben noch möglich ist. Dies ist zweifellos hoher sechster Grad, der übrige Teil der Kante jedoch nur vierter bis fünfter Grad. Ganz „ideal“ war die Erstbesteigung allerdings nicht, denn nach Überwindung des Bügeleisens kniffen Frei und Weiß über die östliche Gratflanke auf den Gletscher aus, nächtigten in der Hütte, und kehrten andern Tags auf dem gleichen, nach ihrer Ansicht allerdings noch schwierigeren Zugang zum Grat zurück und vollendeten die Besteigung.

Auch die mächtige Cengalo-Nordwand wurde in diesem Jahr wahrscheinlich zum dritten- und viertenmal begangen. Die Badilekante wurde das erstemal von einem Alleingänger in gut 4 Stunden gemeißert: von Hermann Schertel aus Füssen a. Lech, ein äußerst bescheidener aber ganz hervorragender Bergsteiger. Drei Dresdner (Zimmer, Stolle und Dehmann) wiederholten die Bügeleisenkante noch im gleichen Jahr. Die Fuorikante wird noch von drei italienischen Seilschaften begangen, darunter berühmte Namen wie Rini Pietrasanta und Gabriele Vocalatte.

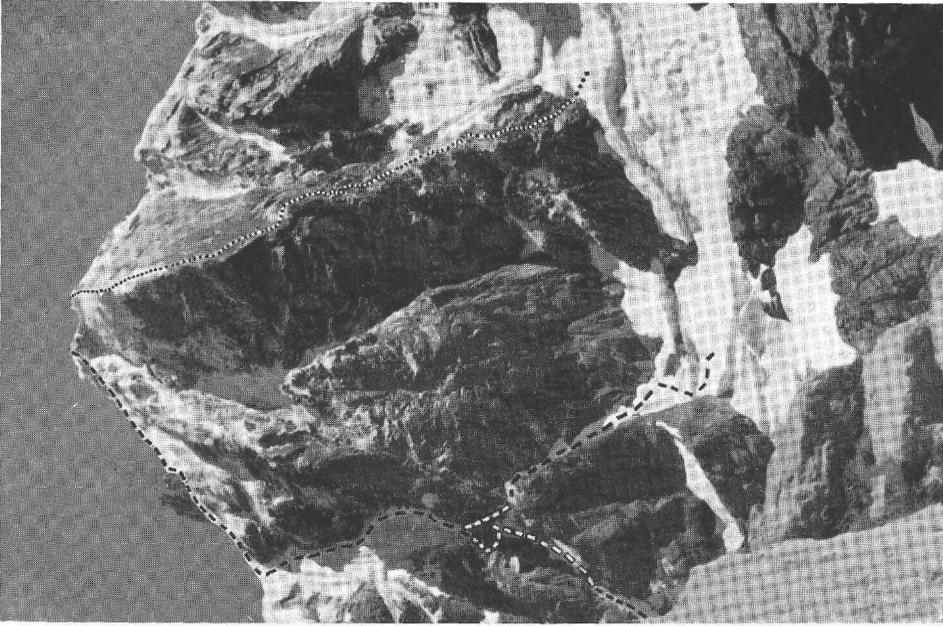
Im Jahre 1936 schloß Bonacossa seinen Führer ab und gewann mit ihm dem Gebiet neue Freunde. Eine Steigerung der Unternehmungen und Schwierigkeiten schien jetzt wirklich kaum noch möglich, es sei denn, so dachte man, daß einer mit einem Übermaß von Hilfsmitteln die letzten großen Fragen zu lösen versuchte, nämlich die Besteigbarkeit der Nordwestkante des Cengalo und der Nordost- und Nordwestwand des Badile. Das Jahr 1936 brachte leider auch einen Todesfall an der Fuorikante durch Absturz, dem 1937 einer an der Badilekante folgte, die ersten ernststen Anfälle bei diesen schwierigen Fahrten. Aber es scheint, als ob die Verunglückten den Schwierigkeiten vielleicht doch nicht ganz gewachsen waren, an der Badilekante aber sicher leichtfertig ans Werk gingen. Die Badilekante wurde übrigens jetzt auch von je einer Schweizerin, Italienerin und Engländerin überklettert, j. T. unter bekannten Führern. Der Engadiner Bergführer P. Wieland, Hüttenwart der Albignahütte, erstieg allein den großen Spazzacalderaturm, eine gewundene Nadel, die diesen Namen wirklich verdient. Es ist aber ein Gratturm, wie auch „Die Lokomotive“, die zwischen dem Lago del Torrone und dem Torrone centrale auf der Gratsschneide sitzt und von Frei und zwei Gefährten 1936 bestiegen wurde. Darüber hinaus aber gab es im Bergell

noch so große und „naheliegende“ Neuturen wie die des prächtigen Westgrates des Piz Balzetto, dessen Einstieg nur einige 20 Minuten von der Albignahlütte weg liegt und gewiß ungleich lohnender ist als etwa der Gallo. Ich bestieg diesen Grat Ende Juli 1936 mit meiner Frau. Und einen Monat später erkletterten wir gerade gegenüber der Fornohütte den kurzen aber schönen Ostgrat des Scalino erstmals, der uns lohnender und auch schwieriger erschien als etwa der Bacone-Nordgrat, und der außerdem den schönsten Zugang zum Cantone-Nordostgrat vermittelt.

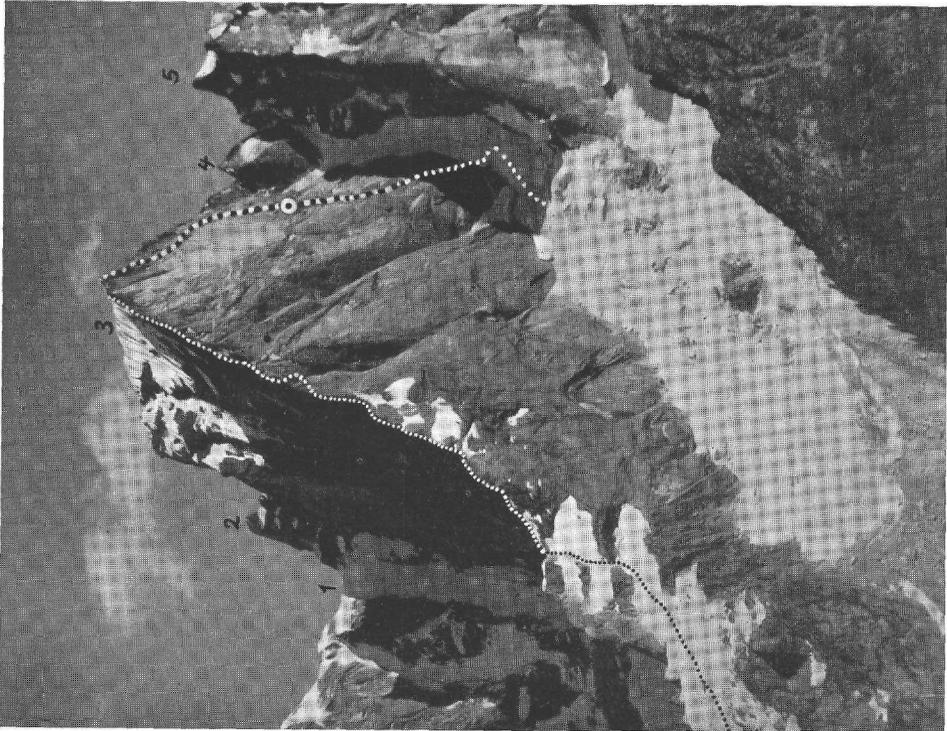
Das Jahr 1937, 1936 war ohne Lösung jener drei großen Probleme vergangen, und als der Frühling 1937 über der Bondasca erblühte und die Granitwildnis mit einem Kranze von Bergblumen zu schmücken begann, da reiften zweifellos in den Köpfen vieler Bergkletterer Deutschlands, Österreichs, Italiens und der Schweiz phantastische aber doch sehr ernste Pläne. Aber der vielleicht am meisten mit diesen kühnen Plänen sich trug, Hans Frei, schied aus, bevor der Sommer begann. Am 30. Mai fand er in den Urner Alpen den Bergtod. Wenige Tage später erschienen seine Berichte über „Bergfahrten in der Bondasca“ (Die Alpen, 1937, 207—216), wo er die Gemelli-Bügeleisenfante, die Badile- und Fuorifante stark und freimütig schildert, aber auch einen Blick tun läßt in die überkühne, allzu gewagte Art seiner „unberechenbaren Unternehmungen“, bei denen nach den Worten seiner eigenen Gefährten „nicht mehr die Stärke, sondern das Glück entschied“. Es war gegen ihn. Ja, jene Schilderungen bargen gewissermaßen schon die Vorausfage seines Bergtodes. Viele hangten oft um ihn und die Schweizer verloren einen der Besten, dessen Leistungen sie zu Lebzeiten nicht erkannten oder so wenig gelten ließen, daß er, der zu allem hin ein „Führerloser“ war, sich regelrecht scheute, seine Besteigung der Bügeleisenfante zu veröffentlichen, weil er dort einige Haken verwendet hatte, was seine Landsleute mangels Kenntnis der Verhältnisse und Fahrten im schwierigsten Bergellgranit als eine Art Todsünde oder Verbrechen ansahen. Ein Briefzeugnis von ihm selbst belegt und bedauert diese merkwürdige Tatsache.

Der Sommer 1937 begann also unter schlechten Vorzeichen. Und er tat alles, mit miserablen Wetter die Ungunst zu verstärken. Aber die Männer, die zum Kampf um die letzten großen Bergellfahrten entschlossen waren, ließen sich nicht so leicht abschrecken. Die Italiener, zumal junge Sportkletterer aus Como, die schon 1935 und 1936 die Badile-Nordostwand wochenlang belagert hatten, sie nisteten sich auch jetzt wieder im Borraum der Sciorahütte ein und wichen nicht. Auch aus Lecco kamen tüchtige, glänzend vorgeschulte Bergsteiger, darunter Cassin und Ratti, als Erstbesteiger der westlichen Zinne-Nordwand rühmlichst bekannt. Aus Deutschland kam jetzt eine auserlesene Seilschaft, die wie keine andere ihre Erfolge durch überlegene Meisterschaft und wohlverdiente Schulung verdiente: Fred Gaiser aus Freudenstadt im Schwarzwald und Bertl Lehmann aus Freiburg im Breisgau¹⁾. Diese Seilschaft steht ohne jeden Zweifel unter jenem Halbduzend bester Seilschaften, die heute den Ehrentitel „Bergsteiger und Seilkameradschaft 1. Ranges“ verdienen. Ich sagte Bergsteiger und Seilkameradschaft, weil sie jahraus, jahrein zusammengehen, sommers wie winters, und weil sie im Eis und Fels, im Kalk und Granit gleich meisterhaft zu Hause sind. Gute Einzelgänger gibt es viele, aber gute Seilschaften sehr wenige. Würden die zwei aus einer großen Bergsteigerstadt stammen, sie ständen längst an der Spitze jenes Halbduzends. Und sie wären schon lange zu großen Auslandsfahrten aufgerufen. Aber vielleicht ist ihre Bescheidenheit und Unerkennung auch ihr Glück. Es ist hier nicht der Raum, auf ihre Großfahrten außerhalb des Bergells einzugehen, wie etwa auf

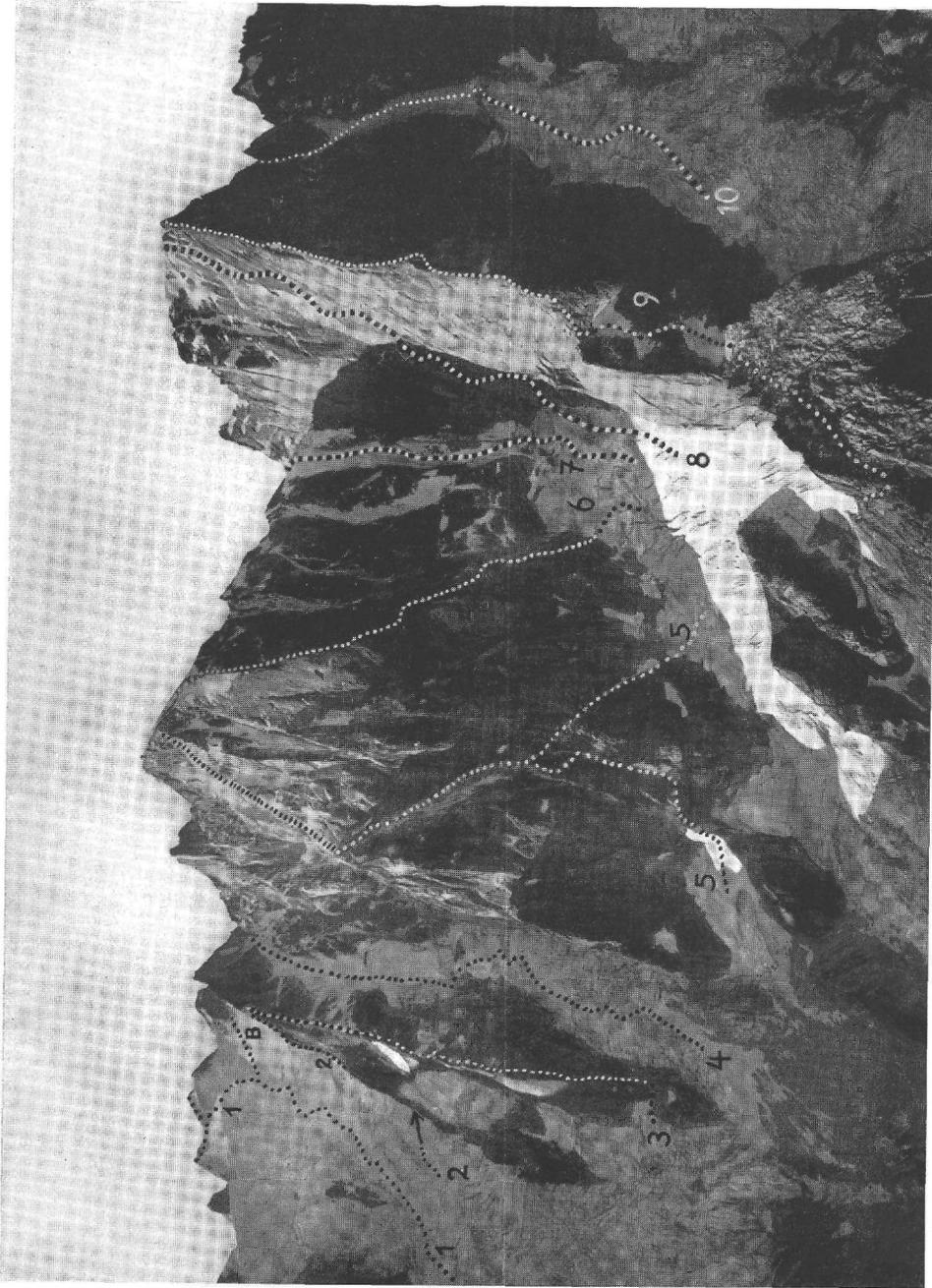
¹⁾ Als dieser Aufsatz eben geschrieben war, traf die böse unbegreifliche Nachricht ein, daß Fred Gaiser bei einem Autounfall jäh ums Leben kam. Die deutsche Bergsteigerschaft verliert in ihm einen der größten Bergsteiger und besten Männer unserer Zeit.



Der Piz Gengalo im Bergell
Links die Nordwand, rechts die Nordwestflanke



Der Piz Badile im Bergell von Norden, mit den Anstiegen über die Nordflanke
links und Nordwestwand rechts. — 1 = Collo del Gengalo; 2 = Piz Sertori;
3 = Piz Badile; 4 = Schartenturm im Collo del Badiletto; 5 = Piz Badiletto



Die Bondascagruppe im Norden mit den berühmten Kanfen, Wänden und Couloirs: 1 = Cima della Bondasca und Biondo-
paß (B); 2 = Nordkante, 3 = Hügelleisenkante der Gemelli; 4 = Gemelli-Couloir; 5 = Nordwand; 6 = Nordwestkante des Gengalo;
7 = Gengalo-Couloir; 8 = Nordostwand, 9 = Nordkante des Babile; 10 = Babilé-Couloir

die zweite vollständige Begehung des Peutereygrates und anderer Montblancfahrten großen Stils. Im Bergell waren sie 1936 zum erstenmal. Dem schlechten Wetter trotzten sie die Fuorikante ab und begingen die Badilekante im Auf- und Abstieg, 3 Stunden 50 Minuten hinauf, in 4½ Stunden herab. 1937 kamen sie wieder mit der Absicht auf die Badile-Nordostwand, wollten sich aber dann mit den Italienern, die sie offensichtlich regelrecht belagerten, in kein Wettrennen einlassen. Und so begingen sie zunächst die Gemelli-Bügeleisenkante. Während dann die Italiener bereits in der Nordostwand des Badile hingen, nahmen Gaiser und Lehmann am 15. Juli die großartige Nordwestkante des Cengalo in Angriff. Abends um 7 Uhr waren sie wieder auf der Sciorahütte: die völlig „unmögliche“ Kante war erstiegen! Und zwar wohlgemerkt: unter sparsamster Verwendung von Haken, ohne Biwak und ohne „Krampf“, so wie sie auch alle anderen Fahrten dort — die Fuori-, Bügeleisen- und Badilekante — in vorbildlich sauberer Art und erstaunlich kurzer Zeit durchgeführt hatten, der sicherste Beweis für ihr großes Können. Sie stellen die Cengalokante noch ziemlich über die anderen fünf- bis sechsgrädigen Kanten der Bodasca. Es war die Grenze dessen, was sie in „reinem Stil“ zu leisten imstande waren.

Während sie nach einem sonnigen, erfolgreichen Tag dank ihrer Meisterschaft abends wieder in der Sciorahütte saßen, rüsteten die Italiener schon zum zweiten Biwak in der Nordostwand des Badile. Zwei junge Sportkletterer aus Como (Molteni und Balsocchi) waren am Morgen des 14. eingestiegen. Drei Stunden später folgten drei Bergsteiger aus Lecco: Cassin, Esposito und Ratti. Die zwei jungen Comasker erwiesen sich der Sache nicht gewachsen. Sie wurden überholt, erzwangen aber am 15. früh nach dem ersten Biwak (weil sie nicht zurück wollten oder konnten) einen Zusammenschluß mit den drei anderen. Wo drei schon übergenug sind, machten sie sich zu fünf (!) zusammengeseilt an die Erstbesteigung dieser aaglaten Wand. Die zwei jungen Comasker waren schließlich nur mehr schwerer Ballast für die drei aus Lecco. Sie verfaßten vollständig, zumal die Schwierigkeiten ganz außerordentlich zunahmen und das Wetter sich in der zweiten Biwaknacht erstmals zum Bösen wendet. Ein Unwetter geht über sie nieder. Erieknaß und erstarrt harren sie dem schönen, aber eisigen Morgen entgegen. Aber das Wetter schlägt wieder um. Die Schwierigkeiten wachsen. Die zwei Comasker sind nahe am Zusammenbruch, sind „physisch und moralisch nicht mehr vorhanden“! Unter furchtbaren Schneestürmen erreichen sie am dritten Tag um 16 Uhr den Gipfel. Sie erkröpfen sich nach vielen Irrgängen den Abstieg nach Süden. Während des Abstieges verschied zuerst der eine, bald nachher der andere der beiden Comasker. Ein drittes Biwak in der Südwand bringt die drei aus Lecco hart an den Rand des Untergangs. Doch sie erreichen am andern Morgen den Wandfuß, nachdem es nachts glücklicherweise aufgehellt hatte. Am Tag darauf bargen sie die Toten.

Der „italienische Sieg“ über die Badile-Nordostwand, der mit 34 Stunden reiner Kletterzeit und 45 Haken mühselig genug erfochten war, wird stets von dem tragischen Ende überschattet sein. So mag es als eine versöhnende Gabe des Schicksals gelten, daß es Bramani und Castiglioni, der vorzüglichen Mailänder Seilchaft, wenigstens vergönnt war, 10 Tage später, am 27. und 28. Juli, das letzte Bodascaproblem am Badile, seine Nordwestwand zu ersteigen. Sie fanden diese Wand wenig schwieriger als die Gemelli-Bügeleisenkante, die sie kurz vorher begangen hatten. Jedenfalls wird ihre Fahne heller vom Gipfel des alten Badile flattern, wenngleich die abgelegene Fahrt kaum je beliebt werden wird, wie etwa die Badile- und Fuorikante, die in ihrer Klasse mit Recht die Spitze halten. Bei aller Bewunderung der Schwierigkeiten entscheidet eben auch hier noch immer die Schönheit der Fahrt, d. h. der gute Geschmack der wirklichen Könner. In dieser Hinsicht könnte die Cengalokante auch beliebt werden, denn sie ist nicht nur die schwierigste, sondern auch technisch die sauberste der

Ranten, und jedenfalls viel lohnender als die vernagelte und steinschlägige, vom Tod der Comasker verdunkelte Nordostwand des Badile.

* * *

Niemand wird mir Begeisterung und Bewunderung für die großen alpinen Taten im Bergellgranit absprechen. Wenn aber, wie am Badile, Menschenleben leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden, so muß mir neben der Bewunderung auch das Recht zur schärfsten Ablehnung gewahrt bleiben.

Die kameradschaftliche und heldenhafte, ja übermenschliche Leistung Cassins und seiner zwei Seilgefährten ist über jeden Zweifel erhaben. Können und Stärke, körperliche und seelische Härte fanden hier höchstmöglichen Ausdruck, und ohne diese Eigenschaften wären sie das Opfer der zwei Opfer geworden. Die zwei Comasker aber mußten ihr Unvermögen mit dem Tode bezahlen, und vor allem ihren falsch geleiteten Ehrgeiz, denn sie waren auf die fluchwürdigen Auszeichnungen aus, die heute manchenorts für Erstbesteigungen ausgesetzt sind. Durch keine anderen großen und vielseitigen Bergfahrten hatten sie ihre Befähigung ausgewiesen. Drei Sommer durch hatten sie die Wand belagert, wochenlang. Immer bivaktierten sie bei ihren Versuchen an derselben Stelle und kehrten dann um. Wenn sie Meister gewesen wären, wie Cassin oder Bramani, so hätten sie Zeit und Gelegenheit zum „Sieg“ genug gehabt. Sie waren aber keine Bergsteiger und keine harten Männer, wie sie dort nötig sind. Selbst die Italiener verurteilten ihr Vorgehen als einen „mit zu teuerem Preis bezahlten Sieg, über den sich kein Mensch freuen kann, der die Dinge gesunden Sinnes betrachtet“ (Corti).

Wenn ich bewußt hier für die schwierigen und schwierigsten Granitfahrten eintrete, weil ich sie für eine große und einzigartige Schule für unser heute so hartes und kampfreiches Leben halte, so doch nur in dem Sinne, daß die Bewerber sich auch wirklich in diese höchste Klasse emporshulen, so wie dies die Seilschaften Gaiser-Lehmann, Weispert-Simon, Bramani-Castiglioni, Cassin-Ratti und andere als möglich und vorbildlich erwiesen haben. Übertriebene Schloßerei ist und bleibt ein gefährlicher Selbstbetrug und eine trügerische Eisbrücke für feige Großmäuler.

Das Bergsteigen in den Alpen wird immer in glücklicher Weise angeeifert werden vom edlen und sauberen Wettstreit der Bergsteiger und Nationen. Es ist gewiß nicht von ungefähr, daß gerade die dynamischen Völker unserer Zeit, besonders die Deutschen und Italiener, die Führung übernommen haben. Aber niemals dürfen auf diesem hehren Kampfplatz Ränke gesponnen werden, und niemals kann es andere „Preise“ dabei geben als den ehrenvollen Sieg über den Berg, über den Tod und über sich selbst.

Aus dem Schrifttum über die Bergeller Granitberge

Die Quellen der Turenberichte erscheinen im Donarossiführer bis 1935, sie werden hier nicht wiederholt, so wenig als die oben schon erwähnten Führer und andere im Text aufgeführte Schriften. Auch die reiche italienische und englische Literatur, die in der Rivista mensile und im Alpin Journal zu finden ist, konnte hier im einzelnen nicht genannt werden. Ich verweise auf die Führer. Auch aus der Fülle der Erlebnis Schilderungen wähle ich nur die wichtigsten, mit denen sich der Leser das oben gezeichnete Bild selbst ergänzen mag. Buchstäbliche Ordnung nach Verfassern. Die üblichen Abkürzungen sind bekannt, z. B. C. A. I. = Circolo Alpino Italiano usw.

I. Die Schriften der Bergsteiger

1. Einsle, Hermann. „Aus dem Reich der Sciora“ (Bergfahrten in den Bergeller Bergen: „Vom Forno zur Albigna und Bondasca“) Zeitschr. des D. u. O. A. V. 1932, 194.

Der Titel könnte scheinen lassen, als ob dort das Gebiet bereits in gleicher Weise beschrieben worden sei wie hier. Jene Schilderung beschränkt sich jedoch auf den beliebten Drei-Täler-Besuch in Verbindung mit den üblichen Bergeller Räumturen (Cima di Rojso, Castello usw.), d. h. das Besondere des Berges, die Granitfettereien, sind dort nicht beschrieben. Dagegen erscheinen die Granitberge ganz prächtig in den schönen Bildern Einsles, auf die ich ausdrücklich hinweise, zumal hier absichtlich andere Bilder gewählt wurden.

2. Flaig, Walter. „Hoch über Tälern und Menschen — im Banne der Bernina“ (IV. Aufl. Stuttgart 1928) Engadin, Maloja usw.; zahlreiche Bilder.
3. Flaig, Walter. „Bernina“, Zeitschr. des D. u. S. A.-V. 1933—1936.
4. Flaig, Walter. „Bergellgranit“ (im Kalender für Bergsteiger und Skifahrer, Bern 1934, S. 101, und in der D. A. Z. 1934, S. 218).
Die knappe Zusammenfassung ist eine Vorarbeit zu diesem Bericht. Die von mir dort erstmals ins bergsteigerische Schrifttum eingeführten Zusammenhänge zwischen Entstehungs- und Erschließungsgeschichte des Bergellgranits, d. h. seine bergsteigerische Sonderstellung als Gestein, wurden fleißig und wörtlich abgeschrieben, ohne den Urheber zu nennen.
5. Freshfield, W. B. „Italian Alps“ (London 1875). — Rüstliche Schilderungen seiner Erschließungsfahrten 1864 usw. Leider keine deutsche Übertragung bekannt.
6. Kluder, Christian. „Erinnerungen eines Bergführers“ (Zürich 1930). — Das grundlegende und einzigartige Buch der Bergellgeschichte, mit Bildern.
7. Schweizer Alpenklub. „Die Jahrbücher“ und „Die Alpen“ des S. A. C. enthalten eine Reihe wichtiger Aufsätze und Bilder.
Zur Raumersparnis führe ich nur Bände bzw. Jahrgänge an und setze die Verfasser in () dazu. „Jahrbücher“: Band 19, 21, 23 und 24 (Gurtius); Band 27, 28, 29, 31 und 58 (Rydzewski); Band 47 (Simon und Wartmann); Band 50, 51 (Adnig und Glunzer). — „Die Alpen“: 1926, 377 (L. Orja); 1928, 260 (Graber); 1928, 245 (Bürsch); 1928, 309 (Risch); 1931, 1 (Jenny); 1934, 329 (Lobdurg); 1935, 427 (Pebrett); 1936, 425 (De Simon); 1937, 207 (Fret).

II. Von den neueren schwierigsten Granitfahrten bestehen einige bei Bonacossa z. T. noch nicht genannte später erschienene Berichte und Schilderungen:

8. Badile, Piz. Erste Ersteigung über Nordost- und Nordwestwand vgl. Rivista mensile C. A. I. 1937 Nr. 10 und Lo Scarpone (Mailand) vom 16. 8. 1937.
Reihe Artikel mit Anliegäbldern, der erste ein erschütternder Tatsachenbericht der Nordostwand-Tragödie von Cassin.
9. Burggasser, Herbert. „Die Nordkante des Piz Badile“ (Bergsteiger 1933/34, S. 203 mit Skizze) und „Piz Erubinasca, erste Durchsteigung der Nordwand“ (Bergsteiger 1935/36, S. 331, mit Bildern).
10. Frei, Hans. „Bergfahrten in der Bodasca“ (Die Alpen 1937, 207, mit guten Bildern der Bügeleisenkante).
11. Gaifer, Fred. „Die Himmelsleiter im Bergell“ (D. Alp.-Ztg., 1936, Heft 12, Badilekante, auch im Abstieg). — „Die Fuorikante“ (Der Bergsteiger 1937/38).
12. Schild, Ulrich. „Die Badilekante“ (Mitt. des D. u. S. A.-V. 1935, 134).

III. Natur-, Volks- und Heimatkunde des Bergells

13. Amstutz, W. „Das Goldene Buch vom Engadin“ (München 1937).
Die größten Kamerakünstler haben ihr Bestes gegeben. Die Bilder sind in ungewöhnlichen Zusammenhängen (25 x 30 bzw. 50 x 30 cm) wiedergegeben, darunter einige aussergewöhnliche Kostbarkeiten des Engadiner Malojabilds (Tafel 3, 9, 23, 24, 31, 32) und aus dem Bergell, zumal von Soglio (Tafel 4, 21, 22, 27, 30). Dazu zahlreiche Urteile und Aussprüche aus der Weltliteratur über das Engadin.
14. Andrea, Silvia. „Das Bergell, Wanderungen in der Landschaft und ihrer Geschichte“ (Frauenfeld 1920).
15. Flaig, Walter. „Das Gletscherbuch — Rätsel und Romantik, Gestalt und Gesetz der Alpengletscher“ (Leipzig 1938).
Bilder und Beschreibungen der Gletschermäulen, -schiffe usw.; Eiszeit u. a. m.
16. Fröh, J. „Geographie der Schweiz“, 3 Bde. (St. Gallen 1930—33). Das unerlässlichste Werk behandelt das Bergell u. a. in Band I, S. 51 und 429, Band III, S. 533 ff.
17. Heim, Albert. „Von der Entstehung der Alpen“ im „Alpenbuch II“ der Eidgen. Postverwaltung Bern, S. 23 ff.
Die beste gemeinverständliche kurze Darstellung dieser Art. S. 23 über Bergellgranit. Vgl. auch Seims „Geologie der Schweiz“ und nachstehende Ziffer 19.
18. Mundart des Bergells vgl. das Schriftenverzeichnis im Klubführer 1935, S. 16.
19. Staub, Rud. „Geologische Karte des Val Bregaglia“ (1:50 000; 1917/18) und „Geolog. Beob. im Bergeller Massiv“ (Merkeljahrschrift d. Naturf. Ges. Zürich, 1918). Vgl. auch den geolog. Abschnitt im Klubführer und Quellenverzeichnis dort S. 30.

Der südliche Teil der Benedigergruppe¹⁾

Von Franz Malcher, Innsbruck

Der gewaltige Zug der Hohen Tauern erreicht zwar in der höchsten Spitze des Deutschen Reiches, dem Großglockner, mit 3798 m die größte Höhe, aber die mächtigste Gletscherbedeckung weist nicht die Glockner-, sondern die Benedigergruppe auf. — Der Name „Tauern“ wurde ursprünglich für die unvergletscherten Übergänge im Hauptkamm gebraucht, wenn auch das ganze Gebirge südlich der Salzach und der Enns gelegentlich mit diesem Namen bezeichnet wurde. Am frühesten, im Jahre 1287, wird der Felber Tauern erwähnt²⁾. Die Bergnamen tauchen mit dem 16. Jahrhundert nach und nach auf, doch vergebens suchen wir den „Benediger“, der unserer Gruppe den Namen gegeben hat. Wenn auch Mercators Karte (1585) „Windisch Tauern“ verzeichnet und der Brigner Reis (1752) von den „Montes Veneti“ spricht³⁾, so dürften diese Namen wohl mit dem Orte Windisch-Matrei (heut Matrei in Osttirol) zusammenhängen. Auf den Karten von Lazius (1561), Döl (1604), Burglechner (1611), und sogar auf Peter Anichs ganz wunderbaren Karte von Tirol (1774), welche zwei Duzend Bergnamen in der Benedigergruppe verzeichnet, fehlt der Name.

Die erste Erwähnung finden wir im Grenzbeschauprotokoll von 1797 (zuerst abgedruckt bei Kürsinger: Der Großbenediger, 1843, S. 5), welches von der Salzburger Seite aufgenommen worden war und von einer „sehr hohen Gebürg-Spitze, der Benediger“ genannt, berichtet. Dann folgt die Aufnahme des Landes Salzburg in den Jahren 1807 und 1808, und da finden wir gleich zwei Benediger: einen Unterfulzbacher für den Großbenediger, und einen Oberfulzbacher für den Großen Geiger. Es sind dies die beiden höchsten Firngipfel, welche man vom breiten Talboden des Pinzgaus aus durch das Unterfulzbach- beziehungsweise Oberfulzbachtal sieht. Aus diesen Anführungen erhellt schon, daß der Name Benediger wohl zuerst im Salzburgischen aufgetaucht ist, wozu noch die Annahme verleitet, daß Beda Weber, ein gebürtiger Lienzer, bei seiner Beschreibung der Tiroler Täler unserer Gruppe in „Tirol“, Innsbruck 1838, Band 3, S. 146, bloß einen „Weißfelderferner, ein sechs Stunden langes Schneegebirge zwischen Taufers, Matrey und Pinzgau“ kennt und dann auf S. 153 schreibt: „Der nördliche Flügel des Pregrattentales endigt sich im Weißfelderferner, dessen höchste Kuppe auf dieser Seite das Großtörl an der tirolischen Gränze ist“, ein Name, den Peter Anich schon auf seiner Karte bringt. Weiter beschreibt Beda Weber, S. 53, die Aussicht von der Hohen Salve, sieht Großglockner, Goldberg, Antogel, Greiner im Zillertal und Habicht, „Ja selbst für geübte Augen die Ortlerspitze“⁴⁾, erwähnt aber den Benediger nicht. Erst Staffler „Tirol und Vorarlberg“, Innsbruck 1844, II., 2. Band, S. 476, führt so nebenbei den Namen „Großbenediger (im Volke Stützenkopf . . .)“ an. Auch Schultes, der in seinem lehrreichen dreibändigen Werk: Reise auf den Glockner, Wien 1804, 2. Band, S. 180, die Aussicht vom Kleinglockner beschreibt, verschweigt den Benediger, trotzdem er bis zum Ortler sieht.

Nachdem der Pinzgau das einzige ständig bewohnte Tal ist, von dem aus der Großbenediger gesehen wird und wir die ersten Erwähnungen auch von dieser Seite aus

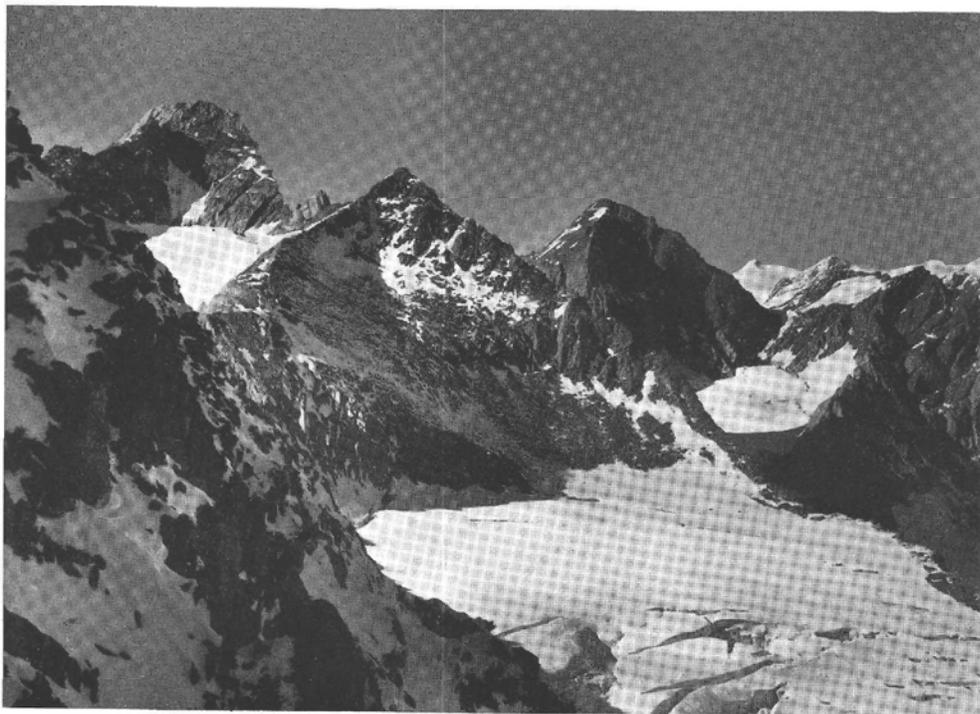
¹⁾ Sprich Benediger, Firgen usw.

²⁾ Stolz, ZNW. 1938, S. 57; Stois, Der Felbertauern und seine Geschichte, Lienz 1933.

³⁾ Stolz, ZNW. 1938, S. 58.



Großenebiger, 3674 m, von Nordwesten



Hoher Eichham, Niederer Eichham, Herzenkopf, Großenediger, Kleiner Herzenkopf



Malhamspitzen vom Uhrnerkopf

finden, so dürfte auch hier der Ursprung des Namens zu suchen sein, der noch vor 100 Jahren in den Südtälern unbekannt war, dann aber doch dem ganzen Gebirgsstod seinen Namen aufgeprägt hat. Hinzu kommt noch, daß alle Namen im Hauptkamm deutsche Wortbildungen sind, wohingegen auf der Südseite nur die von den bewohnten Tälern sichtbaren Hauptberge der Seitenkämme Namen slawischen Ursprungs haben.

Das Geschlecht des Salzburger Bürgermeisters „Rupert Benediger“, 1406—1410¹⁾, und ein „Feinödinggut“²⁾ bei St. Johann im Pongau mögen in Zukunft beitragen, den Schleier um den Namen zu lüften³⁾.

Zum Verständnis des Aufbaues der Gruppe sei kurz die geologische Struktur gestreift. Großvenediger und Großer Weiger liegen im Zentralgneis, der übrige Teil des Hauptkammes, wie auch der südliche Teil der Gruppe, gehört aber der an Mineralien reichen Schieferhülle (Granat-Hornblendeschiefer, Kalk- und Chloritschiefer) an.

Die Gletscher, hier „Rees“ genannt, bedecken in gewaltiger, geschlossener Ausdehnung den Hauptkamm zu beiden Seiten, und um 1850 zählte der größte Gletscher der Gruppe, das Schlatenkees, mit seiner bei 1720 m Höhe endenden Zunge zu den am tiefsten herabreichenden Gletschern der Ostalpen. Seither sind die Gletscher weit zurückgegangen, aber die hohen, mit dürftigstem Pflanzenwuchs bedeckten Seitenmoränen sind noch Zeugen ihrer einstigen Größe⁴⁾. Während des Höchststandes der Eiszeitgletscher lagerte über dem Talboden von Matrei Eis in der Dide von 1400 m⁵⁾.

Der östliche Teil der Benedigergruppe ist reich an schönen, traumverlorenen Seen, die schon vor Jahrhunderten, als die Fischzucht noch in hoher Blüte stand, sich großer Beachtung erfreuten; so finden wir Wildensee, Lössensee, Raneburgsee und andere schon auf Peter Ulrichs Karte verzeichnet. Wie der Fischerei, so verdanken wir dem Weidwerk einige frühzeitig genannte Namen, denn nach Wollenstein (um 1600) aab es hier noch „Stainpekh, Gambsen, große Menge Lur, Pern, Welff“, die nach Burglechner (1605) „in aller Hebe auf den unwandelbarsten Welsen zunächst bey den Fernern oder Glöttcher ihr Wohnung haben“⁶⁾.

Im südlichen Teil der Benedigergruppe sind die vielen fremden Namen auffallend, welche ihre Erklärung in der Geschichte der Besiedlung der Täler finden. Aus Gräberfunden bei Welzelach im Virgental wissen wir, daß in vorgeschichtlicher Zeit, in der jüngeren Hallstatt-Periode, die Besiedler zum Stamme der Illyrier zählten⁷⁾. Der Name Matrei, wegen der Endung auf ei (—a), auf der ersten Urkunde im 3. Jahrhundert Matreja, ist auf illyrischen Ursprung zurückzuführen⁸⁾. Ihnen folgten Kelten, welche bis Rom vordrangen (Stamm der Taurisci, die im Namen Tauern fortleben⁹⁾),

¹⁾ Richter, Erschließung der Ostalpen, Berlin 1894, 3. Band, S. 134.

²⁾ Büchmann, Woher der Name Benediger? MAB. 1927, S. 214.

³⁾ Umfangreiche Schriftumangaben finden sich bei Knorr: Der Großvenediger in der Geschichte des Alpinismus, München 1932.

⁴⁾ Auf der Hauptversammlung des Deutschen Alpenvereins 1938 zu Friedrichshafen wurden die Teilnehmer angenehm von der Mitteilung überrascht, daß es dem Hauptauschuß gelungen war, neben Gebieten in der Schober-, Glodner- und Granatipizgruppe den ganzen südlichen Teil der Benedigergruppe, soweit er sich in Staatsbesitz befand, zu erwerben. Da der österreichische Staat durch den Erlaß des Gesetzes über die Rahlgebirge im Jahre 1838 in Besitz dieser Gebiete gelangt war, also zu einer Zeit, in der die Ostalpengletscher fast ihre größte Ausdehnung erreicht hatten, so zeigen auch die Grenzen des Alpenvereinsbesitzes diesen Höchststand an, bei welchem zum Beispiel das Witzgraben- und Schlatenkees, das Innere Mullwisch- und das Dorfer Rees und das Maurer- und Simonyskees noch gemeinsam enden.

⁵⁾ Reibelsberg in: Tirol, herausgegeben vom D. u. S. A. V., München 1933, 1. Band, Karte auf S. 87.

⁶⁾ Stoß, ZAV. 1928, S. 64 und 66.

⁷⁾ Wieser, Das Grabfeld von Welzelach (Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol, Innsbruck 1894, S. 263 ff.).

⁸⁾ Brandenstein, Die Siedlungsgeschichte des nördlichen Osttirols in der Festschrift des DAV, Prag 1930, S. 232.

dann um 15 v. Chr. Römer (Funde bei Obermauern), bis zur Zeit der Völkerwanderung Slaven (Windische) in das Gebiet eindrangen (Namen auf is), schließlich aber vom Jahre 800 an von den Bajuwaren verdrängt wurden, welche heute noch das Gebiet innehaben. Diese Folge von verschiedenartigen Völkern drückt sich auch in den uns erhalten gebliebenen Berg- und Flurnamen aus. Im oberen Ahrntal, das von fremden Völkern kaum besiedelt worden war, finden wir von alters her nur deutsche Namen.

Die bergsteigerische Erschließung begann 1828, als Erzherzog Johann unter Führung des Förstlers Rohregger den Großvenediger von der ungünstigsten Seite, über die Nordwestwand, ersteigen wollte¹⁾. Dann ruhte sie, bis 1841 der Gipfel von etwa 24 Leuten erreicht wurde, darunter Rauthner, Lasser, Kürsinger und dem 66 Jahre alten Rohregger. Rauthner konnte sich rühmen, der einzige Mann zu sein, der sowohl den Großglockner als auch den Großvenediger bestiegen hat. Nun war der Bann gebrochen, die turistische Erschließung setzte ein²⁾, Hütten und Wege wurden erbaut, so daß die Gruppe wohl zu den besterschlossenen zählt.

Der dieser Zeitschrift beigegebene, vom Kartographischen Institut in Wien für den Alpenverein hergestellte Überdruck aus den einzelnen Blättern der neuen Landesaufnahme im Maßstab 1 : 25 000 soll in die öfter unklare und falsche Namengebung Ordnung bringen, wozu in der Schwarzdruckplatte die wichtigsten Änderungen und Ergänzungen der Berg- und Flurnamen im Auftrage des Alpenvereins von berufener Seite durchgeführt wurden.

Im südlichen Teil der Venedigergruppe lassen sich sieben Hüttengebiete unterscheiden, wenn man den Hauptkamm vom Kleinvenediger über den Hohen Färleg bis zum Felber Tauern außer acht läßt, da seine Berge durch die in den Nordtälern liegenden Hütten erschlossen werden. Sie sind: das Gebiet der Neuen und Alten Prager Hütte, der Badener Hütte, der Bonn-Matreier Hütte, des Defreggerhauses und der Johannis- hütte, der Rostoder Hütte, der Essener und Klarahütte und schließlich das mit Südtirol abgetretene Gebiet der Lenkjächlhütte.

Die Höhenwege

Untereinander sind nun fast alle diese Hüttengebiete durch prächtige Wegenlagen verbunden, welche ein beschauliches Wandern von Norden nach Süden und Westen gestatten. Wenn wir die Karte betrachten, so sehen wir, daß von der Plenischarte bis zur Wienlücke auf eine Entfernung von rund 23 km Kammlänge kein unvergletschter Übergang über den Hauptkamm führt. Bloß das Stück zwischen der Plenischarte und dem Felber Tauern, das sich nirgends über die Dreitausenderlinie erhebt, hat einige gletscherfreie Joche, und diese bilden auch die kürzeste Verbindung von Norden nach Süden. Wer vom Altreich einreißt, findet hier einen kurzen, abwechslungsreichen Zugang, der ihn einerseits in die südliche Venedigergruppe, andererseits über Osttirol ins sonnige Kärntnerland führt. Hierbei bietet die Verbindung von Rizbühel nach Mitterfill mit der Reichspost die kürzeste Anfahrt zur schmalspurigen Lokalbahn Zell am See—Krimml.

In Hollersbach verlassen wir den Zug und steigen durch das schöne Hollersbachtal an. Knapp vor der Ofner Alm, 1534 m, hat ein erst kürzlich, im Juli 1932, hoch oben von den Hängen des Larmkogels herabgekommener Bergsturz das ganze Tal abgeriegelt, ist etwa fünfzig Meter hoch an der Ostseite des Tales hinaufgebrandet und hat einen kleinen See abgedämmt. Nach fünfständiger Wanderung stehen wir vor der Neuen Fürther Hütte, 2201 m, und werfen einen Blick auf den tiefgrünen Kraxenbergsee. Hier hat die Sektion Fürth als Ersatz ihrer mit Südtirol verlorenen Hütte in der Rieserfernergruppe sich 1929 ein neues Heim geschaffen.

¹⁾ Lammer, ZAV. 1893, S. 405.

²⁾ Richter, Erschließung der Ostalpen, 3. Band, S. 136.

Der nächste Morgen steht uns schon auf dem „Fürther Weg“, auf dem wir in $1\frac{1}{2}$ Stunden zum Sandebentörl, 2753 m, ansteigen. Jenseits eröffnet sich ein einzig-schöner Blick auf die Innere Venedigergruppe mit ihren Gletschern. Wenn die Zeit es gestattet, so lohnt es sich, östlich weglos zu den Südhängen des Abretterkopfes (fälschlich Abredertopf; von Bretter = plattiger Felsaufbau) zu queren und diesen 2980 m hohen Gipfel durch eine der steilen Rinnen, oder ganz leicht über den Ostgrat in 1 Stunde zu ersteigen. — Unser nächstes Ziel ist aber die Alte Prager Hütte. Langsam dem Wege südwestlich über sanfte Hänge folgend, erreichen wir den „St.-Pöltner Westweg“, der uns bald hinab zur aperen Zunge des Wiltragenkees führt, welches südlich überschritten wird. Jenseits leitet der Weg sanft ansteigend zur Alten Prager Hütte, 2489 m, welche wir nach $2\frac{1}{2}$ stündigem, mühelosem Marsch vom Sandebentörl erreichen. 1 Stunde oberhalb liegt die Neue Prager Hütte, 2796 m, zu welcher man auch vom Wiltragenkees über das Kesseltörl, 2791 m, gelangen kann. Die älteste Prager Hütte war schon 1873 von der Sektion Prag erbaut worden, aber entgegen den Weisungen Stüdlis vom Baumeister auf einen ausichts-reicheren Platz. Das rächte sich, denn sie wurde 1877 von einer Lawine zerstört, dann aber noch im selben Jahre auf einem sichereren Platz errichtet. Als dann in den Jahren 1902—1904 die Sektion Prag die Neue Prager Hütte erbaute, verlor sie an Bedeutung, wurde aber mit dem Aufleben des Bergwanderns nach dem Kriege 1923 wieder instandgesetzt.

Will man aber die Höhenwanderung von Norden noch weiter ausdehnen, so steigt man von Bramberg im Pinzgau durch das enge, schluchtartige, als Mineralfundort (Smaragde) bekannte Habachtal in $5\frac{1}{2}$ Stunden zur Thüringer Hütte, 2300 m, auf, welche am mildvergletscherten Talschluss liegt. Hier hatte ursprünglich die Sektion Berlin ihre 1898 erbaute Habachhütte, welche aber im Winter 1914 einer Lawine zum Opfer fiel. Der Gauverband Thüringer Sektionen übernahm nach dem Kriege dieses Arbeitsgebiet und errichtete 1925 in nächster Nähe des alten Platzes eine neue Hütte.

Aber die Schwarzkopfscharte, 2867 m, führt ein vergletschertter Übergang in 5 Stunden zur Neuen Prager Hütte, der gebahnte Weg geht aber nordöstlich in 2 Stunden zur Larmkogelscharte, 2934 m, von wo der ausichtsreiche Larmkogel, 3022 m, über die großen Blöde des Südgrates leicht in 30 Minuten erstiegen werden kann, und in 1 Stunde hinab zur Neuen Fürther Hütte.

Doch auch damit sind die Zugänge zur Alten Prager Hütte aus den Nordtälern keineswegs erschöpft. Von Mitterfüll im Pinzgau sind es $6\frac{1}{2}$ Stunden bis zur St.-Pöltner Hütte, 2481 m, am Felber Tauern. Aber ihn führte von jeher ein viel begangener Weg, der selbst im Winter trotz der drohenden Gefahren so stark benutzt wurde, daß einige gemauerte Unterstände, deren Überreste noch heute sichtbar sind, vom Wirte des Matreier Tauernhauses ständig mit Brennholz versorgt werden mußten, wofür er, wie auch für Hilfeleistung an erschöpfte Reisende und unentgeltliche Verpflegung an Arme, jährlich eine bedeutende Menge Getreide von der Landesregierung erhielt¹⁾. Die St.-Pöltner Hütte der Sektion St. Pölten, deren Bau knapp vor dem Kriege begonnen worden war, konnte erst 1922 vollendet werden. Hier beginnt der „St.-Pöltner Westweg“ (der Ostweg führt in 9 Stunden zur Rudolfschütte), der sich mit dem früher erwähnten Fürther Weg vereint und in $4\frac{1}{2}$ Stunden zur Alten Prager Hütte leitet.

Nun sind wir im Herzen der Venedigergruppe angelangt, und es beginnt die schönste Wegstrecke, die über den meist aperen, flachen Unteren Reesboden des Schlattenkeeses, wo oft Gelegenheit gegeben ist, einen Blick in die unheimliche Tiefe des Schlundes einer Gletschermühle zu tun, hinüber zur rechten Seitenmoräne leitet, wo der „Rudolf-Bill-

¹⁾ Staffler, Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1844, II. Teil, 2. Band, S. 483.

ner-Weg“ vom Gschlöß heraufkommt und auf dem „Badener Weg“ über Blockhänge das Lößbentörl, 2770 *m*, gewinnt. Hier bietet sich ein in den Ostalpen von einem gebahnten Weg aus sichtbares, einzig dastehendes Bild dem Auge des Wanderers dar. Neben der dunklen, himmelstürmenden, 3329 *m* hohen Kristallwand schiebt sich aus den obersten Firnbeden das Schlatenkees in erdrückender Mächtigkeit über einen 500 *m* hohen Abbruch. Blauschillerndes Eis zerteilt sich in haushohe Eistürme und -mauern, die sich langsam vorneigen, schließlich den Halt verlieren und mit unheimlichem Donner tief hinabstürzen, um am Fuße des Eisfalles sich als Eislawine über den Eisfegel auszubreiten. Ein Bild, das allein schon die Wanderung zum Lößbentörl verlohnt. Es ist der eindrucksvollste Punkt unserer Höhenwanderung. Hier hat auch die Sektion Baden bei Wien die Namen ihrer im Weltkrieg gefallenen Mitglieder auf einer Gedenktafel an einem mächtigen Felsblock vor dem Vergessen bewahrt.

Östlich neben dem Törl erhebt sich der Innere Norrkogel, 2884 *m*, auf den eine Weganlage in 20 Minuten führt, und hier gefeilt sich zu dem Blick auf die Brüche des Schlatenkees eine weitreichende, materische Rundschau vom Großvenediger bis zum Großglockner, welche die geringe Mühe des Anstieges reichlich lohnt und daher nicht veräußt werden sollte.

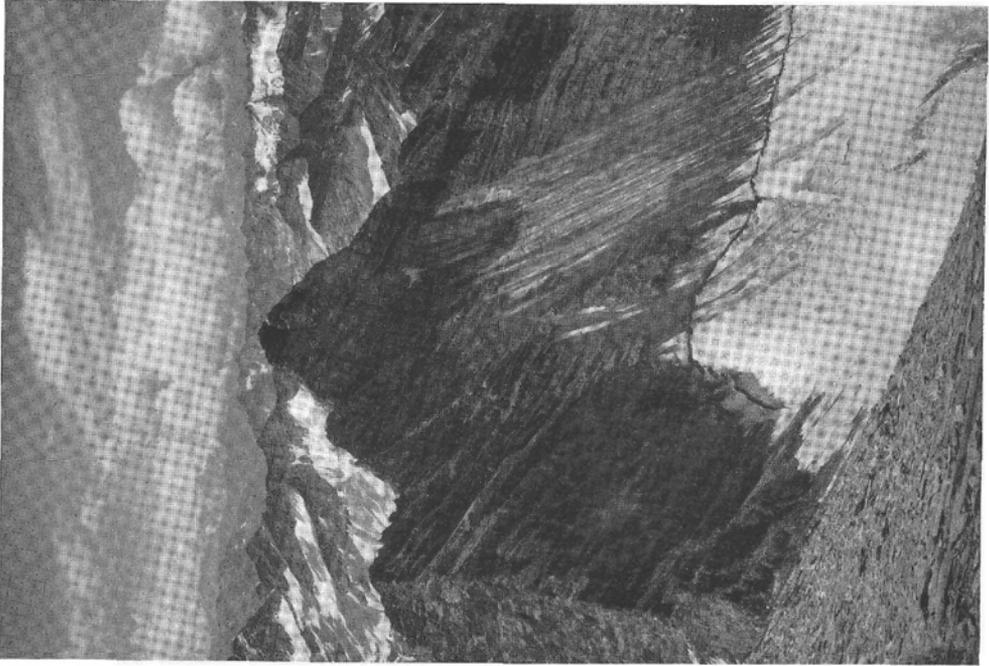
Vom Lößbentörl folgt man dem oberen, oder im Frühommer, wenn noch steile Schneerinnen in den Hängen liegen, dem unteren Weg hinüber in 1 Stunde zur schön am Frosnigkees gelegenen Badener Hütte, 2608 *m*, welche die Sektion Baden bei Wien im Jahre 1911 erbaut hat.

Unser nächstes Ziel ist nun die Bonn-Matreier Hütte. Auf dem Hüttenweg geht es über die hohe Moräne des Frosnigletschers hinab und über die milchigen Gletscherbäche zum „Großen Stein“, wo wir den nach Matrei führenden Weg verlassen und dem südlich an den Hängen der Hohen Achsel langsam hinanziehenden Pfad bis ins Kar unter dem Mail-Frosnigkees folgen. Nun werden die steilen Nordhänge des Galtenkogels in schöner Lösung vom Wege überlistet und nach 3stündigem Anstieg stehen wir auf dem Kamm in 2882 *m* Höhe, auf der Galtenscharte. Hier überrascht uns ein wunderbarer Blick nach Süden, bis in die Dolomiten hinein. Dann führt uns der Weg ein kurzes Stück an dem Grat entlang, dann hinab in ein kleines Kar, wieder hinauf zum schmalen Felspalt der Rälbercharte und in 1 Stunde hinüber zur Bonn-Matreier Hütte, 2750 *m*, die als stolze Warte frei nach Süden schaut. Sie ist die Frucht der gemeinsamen Arbeit der Sektion Bonn im Altreich und der Sektion Matrei in Osttirol und wurde in den Jahren 1931 und 1932 erbaut.

Der weitere Weg wird 1938 fertiggestellt. Im großen Nissar verlassen wir den Hüttenweg, queren über den obersten Teil des Eiselrüdens zu einem Felsvorsprung oberhalb der 2357 *m* hoch gelegenen Wunalpe. Die überraschend hohe Lage der Almen erklärt sich daraus, daß die Hänge aus Kalkphyllite und Kalkglimmerschiefer bestehen, welche dank ihrer Kalk- und Tonmischung sehr fruchtbar sind¹⁾. Schafhirtenhütten finden wir sogar in diesem Gebiete auf 2600 und 2700 *m* Höhe²⁾. Dann geht es hinüber zum Sporn, den die Wunwand nach Südwesten entsendet und nördlich ins Tinneltal, dessen Bach oberhalb des Klammls erreicht wird. Der grünschillernde Eisfegel unterhalb des Garaneber Reeses bleibt rechts und bald stehen wir auf dem Wallhörntörl, etwa 3025 *m*, angefehlt des Großvenedigers und seines Gefolges. — Die östlich aufragende Weißspitze, 3300 *m*, wird vom Törl in 45 Minuten über die sanften Südwesthänge leicht erstiegen. Ein versicherter Felssteig bringt uns rasch hinab zum Mullwizkees, über das wir wegen vorhandener Spalten mit dem Seil verbunden schließlich nach 5 Stunden das Defreggerhaus, 2962 *m*, erreichen. Dieses hochgelegene

¹⁾ Reibelsberg in: Tirol, herausgegeben vom D. u. S. A.-B., München 1933, S. 54.

²⁾ Gösch, Geographie des Iseltales, Freiburg i. Br., 1933, S. 92.



Daber Spitze von der Nöspitze



Kristallwand von der Alfen Prager Hütte



Umbalgleischer mit Dreiherrnspiße



Rößspitze vom Essener Eck

Schutzhaus wurde 1885 bis 1887 von der Zentrale des Osterreichischen Touristenklubs (jetzt Gruppe Wien der Alpenvereinssektion Ö.T.K.) erbaut und in den Jahren 1921 bis 1925 bedeutend vergrößert.

Um zur Rostoder Hütte zu gelangen, müssen wir zur *Johannishütte*, 2121 *m*, absteigen, wozu wir 1½ Stunden benötigen. Wir stehen hier vor einer der ältesten Schutzhütten der Ostalpen, denn Erzherzog Johann ließ sie auf Anregung von Friedrich Simony 1857 errichten. 1870 wurde die verwahrloste Hütte vom damaligen Deutschen Alpenverein gekauft und im folgenden Jahre neu aufgebaut. Sie war die erste Hütte unseres Alpenvereines, wurde 1876 von der Sektion Prag übernommen und 1929/30 erweitert.

Wer von Norden kommend die Johannishütte erreichen will, benützt das *Oberfulzbachtrörl*, 2922 *m*, welches die beste Verbindung des obersten Pinzgaues mit dem Birgental darstellt; die leichte, großartige Gletschermwanderung von der *Kürsingerhütte* herüber erfordert 3½ Stunden.

Nun verlassen wir das Dorfer Tal, steigen über eine Felsstufe zum *Türmljoch*, 2790 *m*, an, wo sich ein neuer Blick auf den Malhamkamm mit seinen Gletschern eröffnet und folgen dem „Schweriner Weg“ hinab zur 1912 von der Sektion Rostod erbauten *Rostoder Hütte*, 2208 *m*, im Maurertal, wo wir nach 3½ Stunden eintreffen.

Auch diese Hütte kann von Norden, von der *Kürsingerhütte*, über das *Oberfulzbachkees*, das *Maurertrörl*, 3108 *m*, und das *Maurerkees* gewonnen werden. Kommt man durch das *Krimmler Achenal*, so steigt man von der *Warnsdorfer Hütte* zum *Krimmler Trörl*, 2789 *m*, oder schöner, zum *Gamsjühl*, 2888 *m*, an, steigt östlich etwas zum *Oberfulzbachkees* ab und erreicht mit der Führe von der *Kürsinger Hütte* das *Maurertrörl* und ebenfalls in 4 Stunden die *Rostoder Hütte*.

Nun sind wir am Ende unserer Höhenwanderung angelangt, doch ist zu hoffen, daß eines Tages die Sektionen Rostod und Essen einen Weg um den Quirl erkunden und so eine Verbindung zur *Klarahütte* und damit zur *Essener* und *Reichenberger Hütte* schaffen werden. Die *Klarahütte*, 2038 *m*, im Umbaltal, 3 Stunden von *Hinterbühl*, wurde 1872 von Freunden Stüdl's errichtet, 1895 der Sektion Prag geschenkt und nach mehrmaligen Beschädigungen durch Lawinen von der Sektion Essen übernommen und 1926 wieder wohnlich hergerichtet. Da sie aber für die meisten Bergturen zu tief liegt, erbaute die Sektion Essen 1½ Stunden weiter oben in den Jahren 1928/29 die *Neue Essener Hütte*, in 2502 *m* Höhe, nachdem sie ihre alte *Essener Hütte* an den Südhängen der Östaler Alpen durch den Friedensschluß verloren hatte. 1937 segte eine Lawine die Hütte weg, sie wird aber 1938 an einer sichereren Stelle etwas höher oben wieder errichtet werden.

Als letzte Hütte im südlichen Teil der Benedigergruppe ist die *Lenkjböchlhütte*, 2588 *m*, zu nennen, welche 1887 von der Sektion Leipzig erbaut worden war, 1919 aber mit dem rein deutschen Abertal an Italien fiel und jetzt dem O.A.G. gehört. Leider ist der Übergang von der *Essener Hütte* über die Grenze am *Worderen Umbalttrörl*, 2928 *m*, nicht gestattet, so daß diese gute Verbindung ausscheiden muß. Ebenso kommt die private *Birnlüdenhütte*, 2440 *m*, südlich der *Birnlücke*, nur für Wanderungen von Südtirol aus in Betracht.

Die Gipfel

Sowohl der „Hochtourist“, Band 5 (1928), als auch Turstky's Führer durch die Benedigergruppe (1924) behandeln die Gipfel ausführlich, so daß es sich wegen des beschränkten Raumes, welcher dieser Abhandlung zur Verfügung steht, erübrigt, auf die Geschichte der Erstigungen und auf die Wegbeschreibungen einzugehen und daher hier

in der Aufzeichnung des Kammverlaufes bloß die mittlerweile bekanntgewordenen neuen Fahrten kurz Erwähnung finden sollen.

Beginnen wir mit dem *Großvenediger*, der 3674 *m* hohen vierseitigen Eispiramide, welche zu den am leichtesten erreichbaren Hauptgipfeln der Ostalpen zählt. Hier gelang es 1932 Karl Fürst und Richard Redl¹⁾ einen neuen Durchstieg durch die schon 1923 von Friedl Pfeiffer und Konrad Baumgartner²⁾ begangene Nordostwand zu legen, welchen 1934 Rudolf Fraißl, Max Jedlida und Hubert Peterka mit einem unmittelbaren Durchstieg durch dieselbe Wand folgten³⁾.

Vom Großvenediger löst sich nach Südosten ein überfirnfter Kamm ab, der bis zur Kristallwand reicht, wo er sich in den Löbbskamm und den Eichhamkamm spaltet⁴⁾.

Zunächst des Großvenedigers steht das unbedeutende *Hohe Uderl*, 3504 *m*, das als Hinter Uder schon in einer Grenzbeschreibung des Gerichtes Virgen vom Jahre 1583 auftaucht⁵⁾. Den Südwestgrat begingen 1933 Rudolf Klose, Ernst Mille, Poldi Percival und Hilde Unger⁶⁾.

Stillich folgt dann das *Rainerhorn*, 3560 *m*, dessen schöne, schlanke Firnspitze Ernst Mille, Doppler, Oppelmair und Gefährten 1925 über den Südgrat erstiegen⁷⁾, während Rudolf Radislowitsch und Rudolf Somereber 1933 die Südwand durchkletterten⁸⁾.

Dann kommt die nach Norden in steilen Felswänden abbrechende, von Süden aber ganz leichte *Schwarzewand*, 3511 *m*, und der ebenfalls leichte *Hohe Zau*n, 3467 *m*, welche von Hans Chladet, Julius Flemisch, Fritz Knebel und R. U. Zahlbrudner über die Nordflanke⁹⁾ und von Denzel, Eigenthaler, Karl Fürst, Pfaffenberger und Mag. Rameis 1933 über die eigentliche Nordwand gewonnen wurde¹⁰⁾.

Bedeutender ist die schon in der Grenzbeschreibung vom Jahre 1501 als Cristallenwand¹¹⁾ angeführte *Kristallwand*, 3329 *m* (crista, rom. = Kamm), welche von schönen Graten getragen, nach Nordosten in einer gewaltigen Flucht abbricht. Die vollständige Begehung des im unteren Teil scharfen Südostgrates führten Ferry Helpapp und Fritz Malcher 1919 durch¹²⁾, während die Nordostwand Albert Sandner und Willi Trost 1933 durchstiegen¹³⁾.

Im *Löbbsenkamm* liegt als erster Gipfel der untergeordnete *Löbbsenkopf*, 2898 *m*, der sich leicht von Süden oder Südwesten ersteigen läßt. Den brüchigen Nordostgrat hat der Verfasser 1920 gelegentlich einer Begehung des Nordostgrates der Kristallwand begangen.

Auf das viel begangene *Löbbsentörl*, 2770 *m*, folgt der *Innere Knorrfogel*, 2884 *m*, ein prachtvoller, leicht erreichbarer Aussichtspunkt, und der ebenfalls leichte *Außere Knorrfogel*, 2921 *m* („Knorre“ heißt bei den Einheimischen eine kleine Person, hier unbedeutender Hügel).

Nun schwingt sich der Löbbskamm wieder über die Dreitausenderlinie zum leichten, sehr lohnenden *Wilden Kogel*, 3022 *m*. Für den Wanderer, der von Norden über den schon seit Jahrhunderten bekannten Felber Tauern herüberkommt, ist der sich ihm

¹⁾ S. U.-Z. 1936, S. 14.

²⁾ „Der Berg“, 1924, S. 99.

³⁾ S. U.-Z. 1935, S. 168.

⁴⁾ Abtischlich wurden die bisher öfter gebrauchten Namen: Gschlößkamm, Frosnikkamm usw. fallen gelassen, da die Benennung von Kämmen nach den Tälern, da jedem Tal zwei Kämmen angehören, immer zu Irrtümern führen muß.

⁵⁾ *Stolz*, ZVZ. 1928, S. 39, wie auch *Stolz*, Landesbeschreibung von Südtirol, welche als Folge der Schlernschriften, Innsbruck, im Jahre 1938 erscheinen soll. Für die Erlaubnis der Durchsicht der Handschrift danke ich auch an dieser Stelle dem Verfasser.

⁶⁾ MZB. 1934, S. 196.

⁷⁾ S. U.-Z. 1933, S. 100.

⁸⁾ MZB. 1934, S. 196.

⁹⁾ Der Bergsteiger 1927, S. 338.

¹⁰⁾ MZB. 1937, S. 95.

¹¹⁾ *Stolz*, siehe oben.

¹²⁾ MZB. 1926, S. 44.

¹³⁾ MZB. 1934, S. 44.

eröffnende Blick auf das Wilden Rees (wild im Gegensatz zu aper = schneefrei), das sehnlichst erwartete Anzeichen, daß die Paßhöhe erreicht ist; somit ist der Name wohl auch schon Jahrhunderte alt. Bei Anich finden wir bereits den Wild See. Nach Nordosten streicht ein Grat über den Hintere Plattenkogel, 2740 m, zum Vorderen Plattenkogel, 2673 m (Blatterkogel bei Anich).

Südlich folgt der leichte Schnitzkogel, 2911 m, der wieder einen Grat nach Osten über den breiten Schildkogel, 2826 m (Schilberkogel bei Anich) zum Spitzkogel, 2607 m, entsendet.

Es folgt der feste, leichte Kletterei erfordernde Dabernitzkogel, 2972 m (deber, slaw. = Schlucht), dann der schwierige Dabernitzturm, 2965 m, die grasbewachsene Hintere Michlbachspitze, 2907 m, und die Michlbachscharte, etwa 2765 m. Der Name stammt noch aus der Zeit, da michel (bairisch) so viel wie stark hieß¹⁾.

Östlich erhebt sich die dreikantige Ranenburgspitze, 2926 m, von den Einheimischen Ranewafögele genannt („Hörn! daran stoßt Rainaberger Alm“ in der Grenzbeschreibung vom Jahre 1583²⁾), welche nach Osten einen Seitengrat über den spitzen Ohrkogel, 2680 m, zum Stalkkogel, 2588 m (auch bei Anich) entsendet.

Südlich steht der Katakopf, 2832 m, 1670 Cathall und Catal (Alm)³⁾, nach Brandenstein wurde aus curtale, rom. = Hochalm Katáalm⁴⁾. Südöstlich ist ihm das Stanzleck, 2815 m, und der Strichwandkogel, 2640 m, vorgelagert.

Nun kehren wir zur Rristallwand zurück. Der Eichhamm zieht als anfangs breiter Firnrücken über ein bedeutungsloses Köpfl zum Frosnitzkörl, 3114 m (Prosnitz in der Grenzbeschreibung von 1670)⁵⁾, v rosnici, slaw. = im Feuchtental⁶⁾, brusnica, slaw. = Preiselbeere⁷⁾, und in wuchtigem Aufbau zur mächtigen, von Südwesten ungeschwierigen Weißspitze, 3300 m, über dessen Südhänge Ernst Wille und Otto Siegler 1930 abstiegen⁸⁾.

Im Eichhamm ist die Namengebung so unklar und widersprechend geblieben, wozu auch die fehlerhaften Karten das ihrige beitrugen, so daß die Namen auf der neuen Karte nach Sichtung aus zahlreichen Befragungen festgelegt wurden und nun durch den großen Maßstab der Karte wohl eindeutig bestimmt erscheinen.

Punkt 3280, ein selbständiger Gipfel, bisher ohne Namen, heißt nun Vorderer Seekopf. Die Scharte zwischen ihm und der Weißspitze erreichten Fritsch Malcher, Walter Mischitz und Walter Ratmehzig 1925 über die Nordabstürze⁹⁾.

Von dem von Süden ungeschwierig ersteigbaren Hintere Seekopf, 3234 m (Seekopf Berg bei Anich), löst sich östlich der Kamm zur ebenfalls leichten Hohen Achsel, 3161 m (Hoch Ägel bei Anich), ab, während südlich die breite Seekopfscharte, 3050 m, folgt.

Dann schwingt sich der Grat zum Kleinen Hegenkopf, 3194 m, auf, bisher Vorderer Seekopf genannt, und nach der Hegenkopfscharte, 3144 m, steigt er an zum wilden, von Süden aber ziemlich leicht erreichbaren Großen Hegenkopf, 3313 m. Nordflanke und Westgrat begingen 1925 Fritsch Malcher und Walter Ratmehzig¹⁰⁾.

Der nächste Berg ist nach einer tiefen Scharte der Hohe Eichham, 3371 m, ein von vier Felsgraten getragener Gipfel, der zu den formenschönsten unserer Gruppe zählt. Der Name ist slawischen Ursprungs. Seine Besteigung ist mittelschwierig, seine

¹⁾ Brandenstein, Siedlungsgeschichte des nördlichen Osttirols, S. 238.

²⁾ Stolz, Landesbeschreibung von Südtirol.

³⁾ Stolz, Landesbeschreibung von Südtirol.

⁴⁾ Brandenstein, Siedlungsgeschichte des nördlichen Osttirols, S. 234.

⁵⁾ Stolz, Landesbeschreibung von Südtirol.

⁶⁾ Brandenstein, Siedlungsgeschichte des nördlichen Osttirols, S. 240.

⁷⁾ Gamß, Tiroler Heimatblätter, Innsbruck 1938, S. 118.

⁸⁾ D. L. S. 1931, S. 44.

⁹⁾ M. W. 1926, S. 44.

¹⁰⁾ M. W. 1926, S. 44.

Aussicht dürfte vielleicht mit Ausnahme derjenigen von der Rötspitze, die schönste in der Gruppe sein. Den Ostgrat überkletterten Otto Streitmann und Josef Strohdorfer 1929¹⁾, den Westgrat im selben Jahre Eduard Lafatos, Dr. Rudolf Mayer und Max Reidhart²⁾.

Südlich vom Hohen Eichham ist die *Eichhamcharte*, 3125 *m.* Dann folgt die mit dem wunderlichen Namen bezeichnete *Ruhhaut*, 3190 *m.*, nach dem östlich abstreichenden fleckigen Schutthang so benannt, und die fühne *Wunspitze*, 3219 *m.* Die Nordwestwand begingen 1932 Dr. Willy Blechschmidt, Rudolf Klose und Ernst Mille³⁾, den Südgrat Hilde Burghardt mit dem Führer Umand Trost 1932⁴⁾. Die *Wunwand*, 3061 *m.*, welche auch *Vordere Wunspitze* benannt wurde, ist als *Wunwand* schon bei Anich, dann auf der besonders in den Höhenzahlen überraschend guten Karte von Sonklar⁵⁾, und auf der ersten österreichischen Spezialkarte 1:75 000 zu finden. Sie schließt diesen Seitentamm ab.

Auf den Hohen Eichham kommt östlich der *Niedere Eichham*, 3249 *m.*, dann die *Sailcharte*, 3080 *m.*, und der ziemlich leicht ersteigbare *Sailkopf*, 3209 *m.*, früher *Säulspitze*, oder besser *Sailspitze*, welches letzteren Namen nun der südlich vorgelagerte Punkt 3137 trägt. Den *Sailkopf*, 3209 *m.*, erstiegen über die Nordwand, die Südostflanke und den Südgrat Hans Koppitz, Karl Soff, Robert Soudel und Alois Wamprechtjamer 1931⁷⁾. Bei der vorerwähnten *Sailspitze*, 3137 *m.*, wurde eine Führe neben der anderen durch die Südadstürze gelegt. Poldi Cap und Ernst Mille durchkletterten die *Südwand*⁸⁾, die unmittelbare *Südwand* durchstieg dann Mille 1930⁹⁾, die *Südwestwand* und den *Südpfeiler* Willy Blechschmidt, Rudolf Klose und Mille 1932¹⁰⁾, den *Südpfeiler* Mille und Rudolf Radislowitsch 1933¹²⁾,¹³⁾.

Der nächste Gipfel ist der *Rauhkopf*, 3070 *m.*, fälschlich *Rauchkopf*, auf dessen östlichen Vorgipfel nun eine Wegbezeichnung führt, welche westlich unterhalb der Rälbercharte auf dem Wege von der *Bonn-Matreier Hütte* zur *Badener Hütte* ihren Anfang nimmt. In leichtem, halbstündigem Anstieg wird der Vorgipfel und in schöner, ziemlich leichter Kletterei nach weiteren 10 Minuten der scharfe Hauptgipfel erreicht. Die breite *Südwand* wurde an einigen Stellen von *Steinflaubern* durchstiegen; durch den steilsten Teil kletterte Ernst Mille 1928, einen neuen Durchstieg fanden Mille und Rudolf Radislowitsch 1933¹⁴⁾. Ost- und Nordwestgrat überkletterten Hans Koppitz, Karl Soff, Robert Soudel und Alois Wamprechtjamer 1931¹⁵⁾.

Die scharfe *Schneide* der *Maurer Rote*, 2873 *m.* (früher *Mitterrücken* und auch *Galtenkogel*), wurde durch die Vorgenannten 1931 erstmalig erstiegen¹⁶⁾. Dann folgt die *Galtenscharte*, etwa 2870 *m.* Die *Weganlage* von der *Bonn-Matreier Hütte* zur *Badener Hütte* führt nicht über den tiefsten Punkt, sondern südöstlich etwas höher über den *Kamm*.

1) *MW.* 1929, S. 205.

2) *S. L. Z.* 1932, S. 115.

3) *MW.* 1932, S. 278.

4) *Tätigkeitsbericht 1929—1934* der Bergsteigergruppe der *S. O. L. R.* des *D. u. O. A. V.*, S. 82—85, welcher auch andere hier angeführte Neuturen enthält.

5) *MW.* 1933, S. 208.

6) *Sonklar*, Karte der *Hohen Tauern* 1:144 000, Wien 1867.

7) *Wiener Alpine Nachrichten* 1932, Nr. 3.

8) *S. L. Z.* 1931, S. 98; *MW.* 1932, S. 212.

9) Siehe oben Anm. 4.

10) Siehe oben Anm. 4.

11) *MW.* 1932, S. 278.

12) Siehe oben Anm. 4.

13) *MW.* 1934, S. 196.

14) *S. L. Z.* 1936, S. 20.

15) Siehe oben Anm. 4 und *MW.* 1934, S. 196.

16) *Wiener Alpine Nachrichten* 1932, Nr. 3.

Der 2986 m hohe *Galtenkegel* ist die nächste Spitze, welche früher auch *Mittereggspitze* benannt wurde. Der Name rührt von dem im Frosnigtal gelegenen *Galtenboden* her, womit eine Weide für Galtvieh (Jungvieh) gemeint ist.

Die richtige *Mittereggspitze* ist der *Schöne Gipfel*, 3045 m, welcher auch manchmal als *Schuster* oder *Schneider* bezeichnet wurde, aber so heißen zwei kleine, unbedeutende Erhebungen¹⁾ östlich von der *Birschnischarte*, 2763 m, dem tiefsten Punkt in dem vom *Hohen Eichham* östlich streichenden Kamm, welcher auch auf der *Zedlacher Alpe Zwölferscharte* heißt. Nach Süden entsendet die *Mittereggspitze* einen vielzackigen Grat zur *Ziniaschspitze*, 2755 m, irrtümlich auch *Schaufelspitze* benannt, bei *Unich Niz Rogel Berg*, dem das *Feldeskügele*, 2516 m, vorgelagert ist, das 1501, 1583 und 1670 bei den Grenzbeschreibungen zwischen *Virgen* und *Matrei* eine wichtige Rolle spielt²⁾.

Mit breiten Nordhängen bewehrt erhebt sich östlich von der *Birschnischarte* die *Böriacher Röte*, 3011 m, und 3020 m, welche, wie die *Maurer Röte* ihren Namen von dem rötlichen Gestein erhalten hat. Fälschlich heißt sie auch *Bretterspitze* und *Gattentogel*.

Der nächste Gipfel, der *Hintere Misenokt*, 3001 m, wird auch unrichtig als *Rnorre* bezeichnet. Der *Vordere Misenokt* ist der Punkt 2868 im Südwestgrat, vor welchem, scharf abgetrennt, sich die *Bretterspitze*, 2729 m, erhebt.

Nun folgen nahe aneinander drei ausgeprägte scharfe Felsgipfel: die *Rnorre*, mit 2995 m, die kühn geformte Felspyramide des *Kristallkopfes*, etwa 2985 m, mit kristallartigen Flächen an der Ostseite, die wie *Glasscheiben* leuchten³⁾ und der *Ochsenbug*, 3008 m, der von Süden gesehen, von der Ähnlichkeit mit dem Rumpf eines Ochsen seinen Namen hat. *Ochsenbug* und *Kristallkopf* sind zwei verschiedene Gipfel.

Der *Hintereggkogel*, 2633 m, endlich, den *Unich* schon angibt, beendet den langen Zug des *Eichhamkfammes*.

Von der *Weißspitze* südwestlich streicht der wenig beachtete *Zopetkamm*, dessen Gipfel in mäßig schwieriger Kletterei zugänglich sind. Das *Wallhorntörl*, etwa 3025 m, erlaubt den Übergang aus dem *Timmeltal* und von der *Bonn-Matreier Hütte* zum *Defreggerhaus*.

Den langgestreckten *Gastacher Wänden*, 3048 m, und 3067 m, fehlt die beherrschende Gipfelgestalt. In der *Zopetspitze*, 3198 m, erhebt sich aber der Kamm zu einer bedeutenden Spitze, welche wir schon auf der *Unichschen Karte* finden. *Purtscheller* leitet den Namen von *sapota*, slaw. = *Wasserader*, oder dem *Rauschen* eines *Baches* ab⁴⁾. Es folgt die *Tulpspitze*, 3054 m, welchen Namen wir schon bei *Sonklar* vorfinden.

Die 3164 m hohe *Kreuzspitze* (*Hochkreuz* bei *Unich*) ist der *Capfeiler* des *Zopetkammes*. Hier teilt sich derselbe in einen südöstlichen Ast mit dem *Vorderen* und *Hinteren Sajatkopf*, 2913 m und 3098 m, und einen westlich, dann südlich über den *Schernerstkopf*, 3043 m (fälschlich *Sternes*) und die *Rote Saile*, 2879 m, zum *Saukopf*, 2822 m, ziehenden.

Nun müssen wir zum *Großvenediger* zurückkehren, der seinen langen Westgrat zum *Obersulzbachtörl*, 2922 m, hinabsendet.

Südwestlich im Hauptkamm liegt das prächtige *Firnhorn* des ziemlich leicht ersteigbaren *Großen Geiger*s, 3360 m, den wir schon als *Obersulzbacher Venediger* von dem am Beginn des 19. Jahrhunderts erschienenen *Kronlandskarten* kennen.

Hier trennt sich der südlich streichende *Happkamm* vom *Lauernkamm* und trägt als

¹⁾ *Purtscheller*, *ZW.* 1883, S. 511.

²⁾ *Stolz*, *Landesbeschreibung von Südtirol*.

³⁾ *Furskry*, *Führer durch die Venedigergruppe*, München 1924, S. 227.

⁴⁾ *ZW.* 1883, S. 520.

bedeutendsten Gipfel den Großen Happ, 3350 m, welcher schon bei Anich, allerdings weiter südlich, vorkommt. Seine Ersteigung ist nicht schwierig. Willy Blechschmidt, Rudolf Klose und Ernst Wille begingen 1933 die Ostwand¹⁾.

Nun senkt sich der Kamm bis auf 2790 m zum unvergletscherten Türmljoch und trägt nur mehr unbedeutende Gipfel. Der Kleine Geiger, 2815 m, westlich vom Joch, wie auch südöstlich das Türml, 2845 m, der Nilaskogel, 2780 m, die Schlüsselspitze, 2778 m (Sankt Andree Schlüssel Berg bei Anich) und der Finsterwih, 2254 m, sind alle leicht bis mäßig schwierig zu ersteigen.

Im Hauptkamm folgt der Kleine Maurer Reeskopf, 3205 m, und auf das Maurer Törl, 3105 m, der schwierige Hintere Maurer Reeskopf, 3313 m (in den Karten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Hl. Geist Rees Kogl), über dessen Südwand Dr. Eduard Büchlmann mit dem Führer Franz Gasser 1926²⁾ und Leopold Brankowšty und Gefährten 1935 über die Ostwand anstiegen³⁾. Der Mittlere und der Vorderer Maurer Reeskopf, 3281 m und 3323 m, sind wenig hervortretende, wenn auch schwierige Gipfel, welche von den kühn geformten Firnhörnern der Ostlichen und der Westlichen Simonspitzen, die 3488 m und 3440 m hoch sind, mächtig überragt werden. Ihre Ersteigung erfordert zum Teil schwierige Eisarbeit. Die Nordrippe bezwangen Rudolf Schwarzgruber und Toni Wintersteiger im Jahre 1930⁴⁾.

Südlich löst sich der Malhamkamm ab, erreicht in der 3392 m hohen, mäßig schwierigen Hintere Gubachspitze ihren höchsten Punkt und streicht über die unbedeutende Vorderer Gubachspitze, 3318 m, zum Reggentörl, 3056 m, und zur Nördlichen Malhamspitze, 3373 m. Am Ende seines Ostgrates ist das durch eine Weganlage leicht ersteigbare Rostodek, 2749 m. Mittlere und Südliche Malhamspitze, 3364 m und 3255 m, bieten keine Schwierigkeiten. Ein westlich ziehender Grat trägt das Essener Ed, 3005 m.

Bald teilt sich der Malhamkamm: der südöstliche Ast verläuft über den von Süden gesehenen, mäßig schwierigen Felsgipfel des Quirl, 3251 m, dem östlich die Quirlwand, 2906 m, und der Mullwiskogel, 2767 m, und südöstlich die Ogaspitze, 3032 m (Oggerfelse Berg bei Anich) vorgelagert sind; der südwestliche Ast erreicht in dem schon Anich bekannten Steingrubenkogel die Höhe von 3228 m, dessen Nordabstürze den Namen Mufwand führen. Über eine mit Eduard Franzelin 1904 unternommene Ersteigung berichtet Ingenieur Hebenbleidner⁵⁾.

Westlich der Simonspitzen steht im Hauptkamm das unbedeutende Umbalköpfel, 3429 m, welches Konrad Baumgartner und Jakob Ladner 1926 über die unmittelbare Nordwand bezwangen⁶⁾.

Als gewaltiger Gopfeiler, bevor sich der Hauptkamm zur Birnlücke, 2667 m, senkt, erhebt sich die firngekrönte Felspyramide der Dreiherrnspitze, 3499 m. Sie wird schon 1583 in „Pidmarkt und gränizen umb das gericht Birgen der herrschaft Luenz“ als Dreverherrnspitz⁷⁾ genannt, da die Gebiete der drei Herren, des Grafen von Tirol, des Grafen von Görz und des Bischofs von Salzburg, hier zusammenstießen. Der Name ist aber viel älter, da im Jahre 1500 mit dem Tode des letzten Görzer Grafen Osttirol an Kaiser Max I. fiel. Natürlich verzeichnet Anich auch den Drey Herren Spitz. Die Ersteigung aus dem Umbaltal ist großartig und dabei ziemlich leicht. Über die Er-

¹⁾ MW. 1934, S. 196.

²⁾ MW. 1927, S. 76.

³⁾ Tätigkeitsbericht der Bergsteigergilde der Sektion S. G. B. des D. u. S. A. B. 1933—1936, S. 93.

⁴⁾ Der Bergsteiger 1931, S. 483.

⁵⁾ ZNB. 1908, S. 303 unter Mufwand.

⁶⁾ Jahrb. d. A. R. Karwendler, Innsbruck 1926, S. 29.

⁷⁾ Etolz, Landesbeschreibung von Südtirol.

Kletterung des eisgepanzerten Nordpfeilers mit Fritz Proffsch im Jahre 1931 berichtet Hubert Peterka¹⁾.

Von der Dreiherrnspitze senkt sich südwestlich der Rötspitzkamm entlang der jetzigen italienischen Grenze über die langgestreckte, schroffe Althauschneide, 3275 m, zum leichten Hinteren Rohhuf, 3199 m, von dem westlich ein Zweig zum schwierigen Gamstod, 3127 m, fälschlich Hohe Warte, zieht.

Der Rötspitzkamm verläuft südlich zu den beiden, vor dem Krieg viel benützten Hinteren und Vorderen Umbaltörl, 2845 m und 2928 m (Auf dem Törl Loch bei Anich), zwischen welchen der leichte Ahnerer Kopp, 3051 m (1583 Auerkopff²⁾, liegt. Das Umbaltal heißt in der Grenzbeschreibung von 1583 Amel und Amell³⁾, 1611 in Burglechners Karte Omail, aus dem dann Umbail und schließlich Umbal wurde.

Nun schwingt sich der Kamm zum auffallend schönen Firngipfel der Rötspitze, 3495 m, auf, welchen Namen ihm die Prettau nach dem rötlichen, kupferhaltigen Gestein gegeben hat, während er im Virgental unter dem Namen Welispitze, vom altflawischen bëlč = weiß⁴⁾, bekannt ist. Die Ersteigung ist leicht, die Aussicht zählt mit der vom Hohen Eichham zu den schönsten in der Benedigergruppe. Die Grenzbeschreibung vom Jahre 1583 hat noch keinen Namen für diese Spitze, trotzdem die Lage eindeutig beschrieben wird: „den schneebigen spit, daran Schwarzach, Röt und Amell stoßt“⁵⁾. Die Grenze zieht nach Westen zum Rotenmannjoch, 2886 m, wo der Löffelspitzkamm ansteht, der aber außerhalb unserer Karte fällt.

Südlich liegt die Welischarte, etwa 3190 m, dann steigt der Kamm auf zum Vorgipfel der Daberspitze, 3330 m, von dem östlich ein Grat über die doppelgipfelige Tredeber Spitze, 3135 m, und Hohe Kreuz, 3156 m (Hoch Kreuz bei Anich), zwei unschwierig zu erreichende Spitzen, zieht.

Die Daberspitze, 3401 m, ein wilder, schlanker Felsgipfel, bietet schwierige Kletterei in brüchigem Gestein. Ihren Namen erhielt sie im Virgental (deber, slaw. = Schlucht), wohingegen sie in Prettau und auf der Jagdhausalpe im Schwarzachtal, welche 1212 und heute noch nach Taufers im Ahrental gehört⁶⁾, Hohe Saile heißt. Auch für sie hat die Grenzbeschreibung 1583 keinen Namen: „den Hohen spit, so hinter den Seillen ligt, daran Puzendaber (die Daberalm), Amel und Schwarzach stoßt“⁷⁾. Sie ist der letzte große Gipfel im Rötspitzkamm, welcher sich nun über die Rotemannkämpfe, 3125 m, 3119 m und 3091 m, zum Schwarzachtörl, 2975 m, senkt, wo der Panargenkamm der Defregger Alpen ansteht.

Schituren

Ganz kurz sei auf die Schituren verwiesen, welche im südlichen Teil der Benedigergruppe durchgeführt werden können. Die Zugänge zu den Hütten sind alle mehr oder weniger lawinengefährlich, wobei der zur Badener Hütte unter den Anstiegen von Süden der sicherste ist.

Am erster Stelle steht der Großbenediger, der gewöhnlich von der Rürsfinger Hütte über die Benedigerscharte oder in langer, aber großartiger Wanderung von der Warnsdorfer Hütte über das Rrimmlerörl und die Benedigerscharte erreicht wird. Dazu gesellen sich die Anstiege von der Neuen Prager Hütte, vom De-

¹⁾ ÖZ. 1931, S. 293; MZ. 1931, S. 217; Der Bergsteiger 1931, S. 680.

²⁾ Stolz, Landesbeschreibung von Südtirol.

³⁾ Stolz, Landesbeschreibung von Südtirol.

⁴⁾ Purtscheller, ÖZ. 1883, S. 518.

⁵⁾ Stolz, Landesbeschreibung von Südtirol.

⁶⁾ Stolz, Geschichtsfunde der Gewässer Tirols, Innsbruck 1936, S. 78.

⁷⁾ Stolz, Landesbeschreibung von Südtirol.

freggerhaus und von der Badener Hütte, wobei man von letztgenannter Hütte Kristallwand, Hoher Zaun, Schwarze Wand und Rainerhorn „mitnimmt“. Kleinvenediger und Hohes Uderl erfordern einen geringen Mehraufwand an Zeit. Von der Badener Hütte kann man über das Löbentörl die Prager Hütte erreichen und die Gipfel des Löbentammes: Innerer und Äußerer Norrkogel, Wilden-, Schnitz- und Daberniskogel bieten sehr schöne Fahrten. Frosnitz- und Wallhorntörl führen hinüber auf das Garaneber- und Mailfrosnitzkees, mit der Möglichkeit, den Vorderen und Hintere Seefopf, wie auch die Hohe Achsel zu ersteigen. Das Obersulzbachtörl gestattet die Umwanderung des Großvenedigers. Das Maurer Törl erlaubt den Besuch der Rostoder Hütte, des Großen Geigers und des Großen Happs. Und schließlich kann über das Reggentörl, die Neue Essener Hütte, Gubach- und Malhamspitze, die Abthauschneide, und unter sehr günstigen Verhältnissen als schwierige Wintertour der Dreiherrnspitze und den Simonspitzen ein Besuch abgestattet werden. Auch von der Bonn-Matreier Hütte aus wurden einige Spitzen bereits erstiegen.

Wenn die meisten dieser aufgezählten Touren auch nicht technisch schwierig sind, so sind es doch richtige Hochgebirgsfahrten, welche langjährige Berg- und Gletschererfahrung voraussetzen. Die günstigste Zeit ist von Mitte März bis Mitte Mai, wenn die Tage länger und wärmer sind und die Firndecken über die Gletscherspalten tragfähiger sind.

Von vielen Bergfahrten seien nur zwei kleine Fahrten im fast unbekanntem Löbentamm herausgegriffen.

Zwei kleine Fahrten im Löbentamm

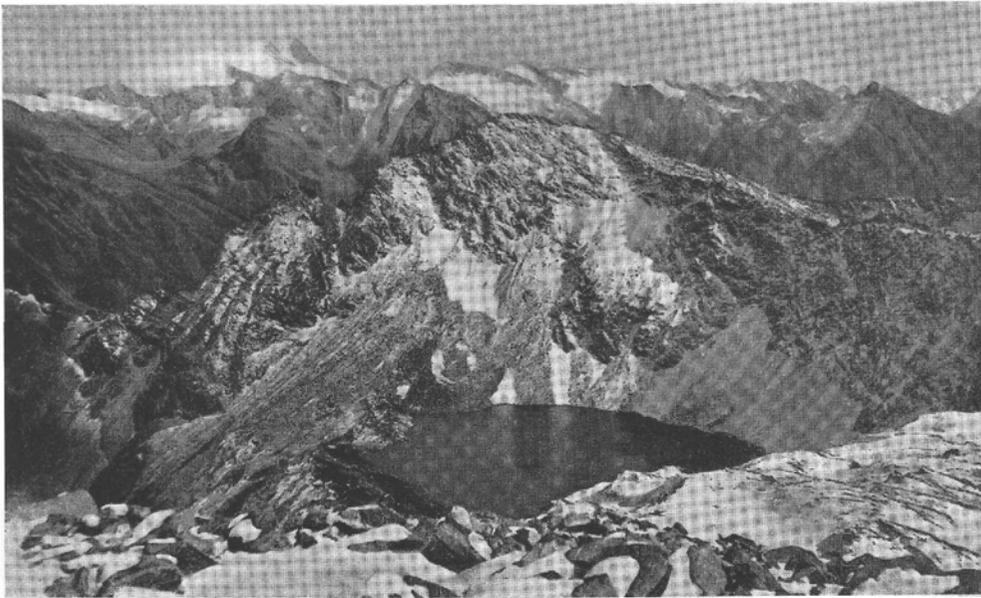
Der Wildenkogel

Als unser kleine Kreis beschlossen hatte, am Frosnitzkees die Badener Hütte ersteigen zu lassen, da war es notwendig, durch Lichtbildervorträge dem gefassten Plane neue Freunde und dem leeren Hüttenbausäckel die notwendigen Gelder zu verschaffen.

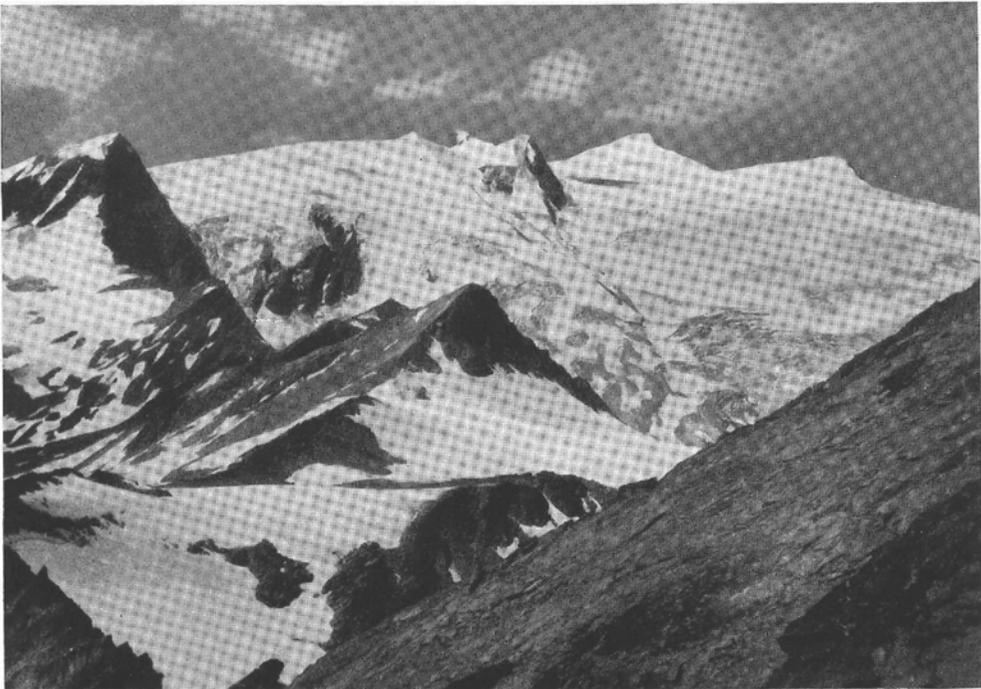
Nach der ersten Rundfahrt meiner Brüder Eugen und Fritz im Jahre 1907 wollten mein Bruder Ralf und ich im folgenden Jahre von einem Zeltlager am Frosnitzkees das Gebiet gründlich kennenlernen und dabei das Hauptgewicht auf eine umfangreiche photographische Ausbeute legen. Dr. Heinrich Pfannl ließ uns sein Himalajazelt, das er bei der Belagerung des Tschogo-Ni, dem 8570 m hohen Niesen im Karakorumgebirge im Jahre 1902 benutzt hatte. Dieses sollte mein Bruder mit Hilfe eines Trägers von Matrei aus am Frosnitzkees aufschlagen, während ich mit leichterem Gepäde aber mit Stativ und vielen photographischen Platten den kürzesten Weg von Norden nehmen sollte.

Und so wandere ich an einem der letzten Septembertage von Mittersill der Höhe des Felber Tauern zu. Jenseits, als sich der Blick weitert, schaue ich gespannt zum Wildenkogel hinüber, denn nach der Karte habe ich mir zurechtgelegt, daß er ein hervorragender Ausichtsberg sein müsse und daß der ganz unbekanntem Anstieg vom Matreier Tauernhaus an drei einsamen Seen vorbei, sicherlich eine reiche Auswahl an schönen Bildern bieten würde.

Ein prachtvoller Herbsttag setzt ein, als ich zeitlich am Morgen das Tauernhaus verlasse. Durch das hohe, mit Tauernperlen übersäte Gras des Talbodens quere ich hinüber zum Berghang und steige steil gegen die dürftigen Hütten am Löbentamm an. Anfangs folge ich einem schwach ausgeprägten Steig, der sich aber bei den Hütten verliert, so daß ich mich dem kleinen Bach zuwende, dessen steile ertlenbewachsene Flanken mich rasch



Wildensee und Großglockner



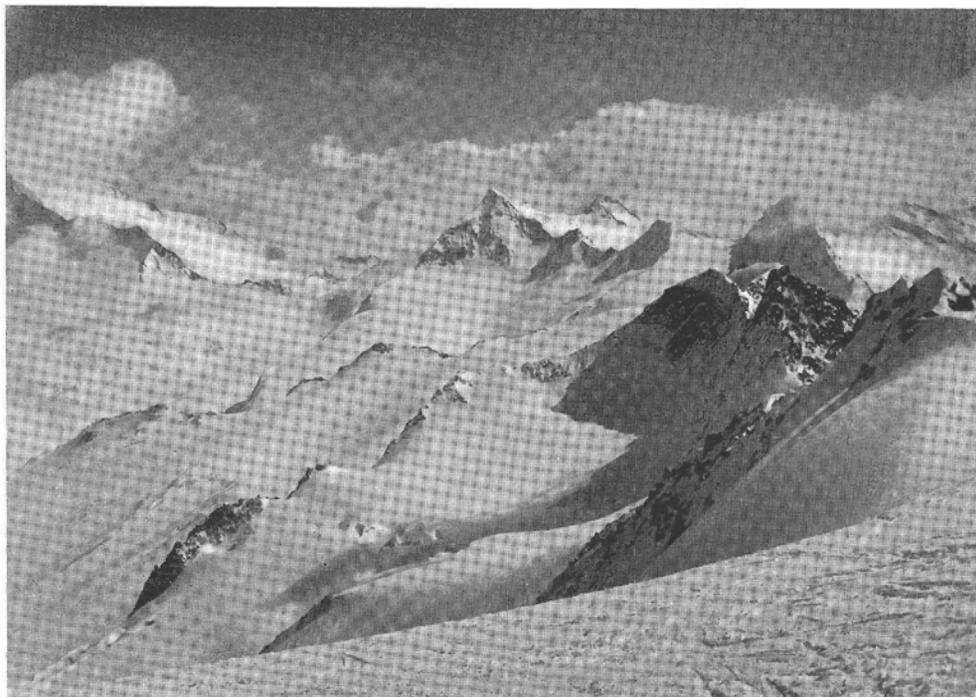
Großvenediger vom Wildenfogel



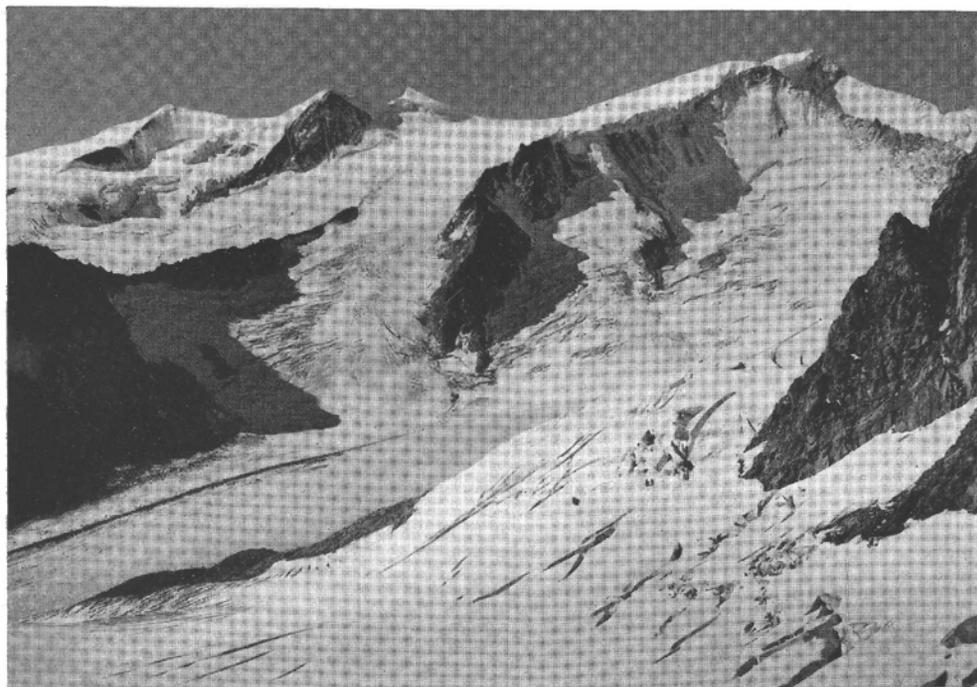
Herzkopf und Eichham von den Gastacher Wänden



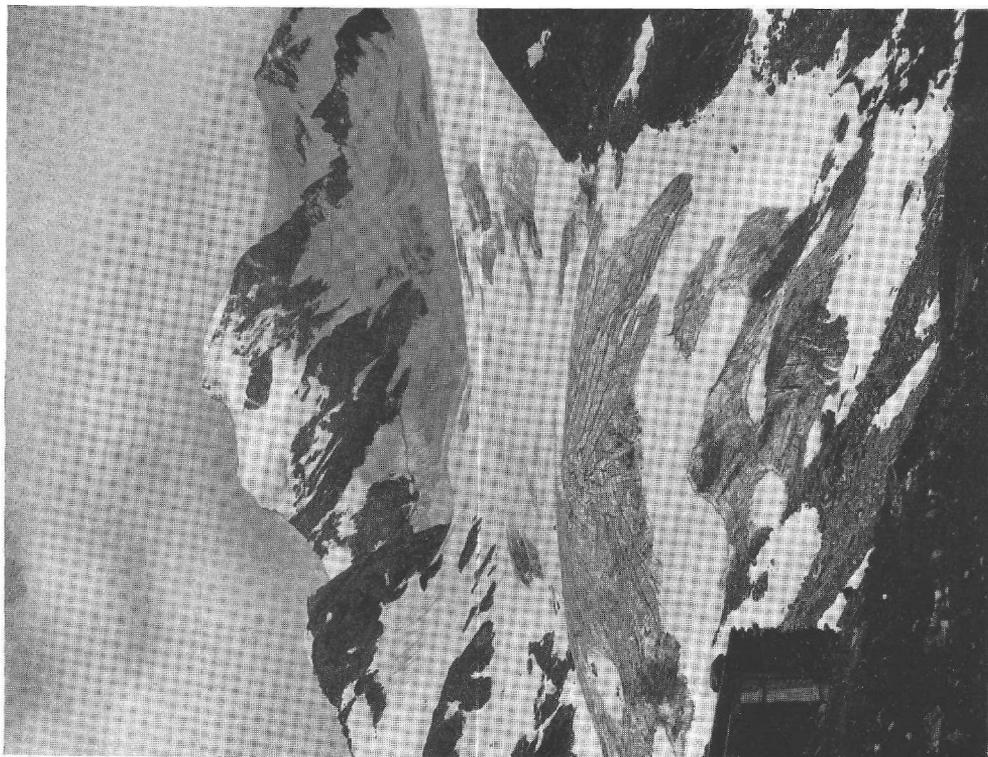
Vom Lärmlloch, Blick auf Malhamgruppe und Reggenförl



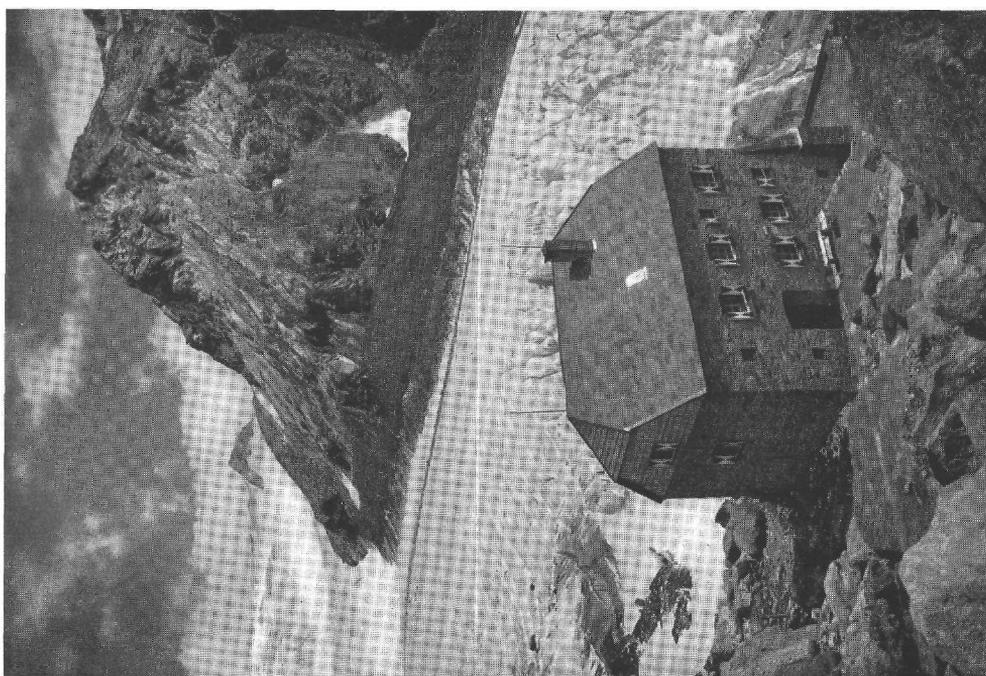
Großer Weiger von Westen



Hoher Jaun, Schwarze Wand, Rainerhorn, Klein- und Großvenediger von der Schwarzkopfscharte



Bockschütte mit Dreiherrnspitze



Essener Hütte (Geistfort) mit Essener Eck

aber mühsam zu einem dunklen Felsentor bringen. Mit einem Male bin ich in der Sonne und stehe am Vorderen Löbensee, dessen weite Fläche in tausendfältigem Sonnenglanz erstrahlt. Bald darauf schreite ich entlang des ganz kleinen Hinteren Löbensees und dann führt mich der schuttbedeckte Talboden zum Talschluss, dessen neuschneebedeckte Felsen mich in leichter Kletterei auf einen Kiegel bringen. Und vor mir liegt der große Wildensee. Weit schöner, als ich ihn mir erträumt habe. Schattseitig reichen steile Firnhänge hinab bis zum See; im tiefdunklen Wasser spiegeln sich die hellen Flächen wider. Vom unteren Saume ist ein großes Stück losgebrochen und schwimmt nun als kleiner Eisberg auf dem See. Am Westrande baut sich eine weitere Talstufe auf und darüber leuchtet das Wildentees. Lange sitze ich und schaue auf mein kleines Polarbild und freue mich der Einsamkeit und der Stille um mich und freue mich, daß ich diesen Weg gewählt habe.

Dann steige ich über den Ostgrat meines Berges an. Oft und oft bleibe ich stehen, blicke hinab auf den See und darüber hinaus, denn bald muß der Großglockner im Osten auftauchen. Und plötzlich stehen Glocner und Glocnerwand vor mir. Da gönne ich mir eine kurze Rast. In tiefem Neuschnee erreiche ich über große Blöcke den Gipfel des *Wildenogels*. Mein erster Blick gilt dem Westen, wo der Benediger, der bisher verdeckt war, mit all seinem Gefolge steht. Und ich nenne alle Berge im Umkreis des Frosniktales, die mir schon nach der Karte vertraut sind, die aber doch gewaltiger sind, als ich erwartet habe. Besonders schön ist auch der Blick auf die Schobergruppe, wo sich abwechselnd dunkler Fels an strahlend weißen Firn reiht.

Und dann suche ich das Zelt am Rande des Frosniktales, doch so sehr ich meine Augen anstreuge, ich kann es nicht entdecken. Einen einzigen Sucher sende ich hinab als Gruß an meinen Bruder; vielleicht hört er mich und steht mich auf dem Gipfel. Und damit lasse ich es gut sein, denn ich scheue mich, die Ruhe zu stören. Zwei Stunden liege ich neben dem kleinen Steinmann und so wird es Zeit, daß ich wohl oder übel absteigen muß, denn die Tage sind kurz. Bald erreiche ich den welligen Almboden, steige tief hinab zum Frosnikbach und jenseits steil hinan bis hinauf zu den Rundhöckern, welche das Frosniktales am Nordrande begleiten. Bis etwa 2700 m steige ich in der Dämmerung an, doch als die Firnfelder beginnen und meine Rufe ungehört verhallen, da kehre ich um und eile auf der hohen Seitenmoräne rasch zu Tal. Schon mache ich mich mit dem Gedanken vertraut, zur Zedlacher Alm abzustiegen, als ich endlich tief unterhalb des Gletscherendes die Rufe meines Bruders vernehme und dann dauert es nicht mehr lange und ich trete in den Schein des hell erleuchteten Zeltes.

Innerer — Äußerer Anorrkogel — Wildenkogel

Ende September 1911. Die Badener Hütte steht im Rohbau fertig und als das erste Fenster eingesetzt ist, verlassen wir die Barade eine halbe Stunde weiter unten und schlagen unser Lager in der Hütte auf. Mein Bruder Ralf, der die Pläne entworfen hat, arbeitet an der Inneneinrichtung, während ich an der Verbesserung des Zugangsweges immer genug zu tun finde.

An einem sonnigen Vormittag aber will mich die Arbeit gar nicht freuen, und so vertausche ich Krampen, Brechstange und Schaufel mit dem Pickel, eile mit ganz leichtem Rucksack längs des zukünftigen Weges zum Löbentörl und stehe dann zur Mittagszeit auf dem *Inneren Anorrkogel*. Nach kurzer Schau steige ich über den breiten Rücken zum *Äußerem Anorrkogel*, wo ich eine richtige Rast einschalte.

Dann wandere ich weiter. Und als der Kamm in eine vielzerlägte Grat Schneide übergeht, da lockt mich der feste Fels, dem Grate treu zu bleiben. Türme und Zaden wechseln mit scharf eingeschnittenen Scharfen, steilaufergerichtete Platten mit senkrechten Wandstufen, aber sie alle sind keine Hindernisse, sondern Stufen eines wundervollen Weges.

Es ist ein köstliches sorgloses Klettern in sonnigem, trockenem Fels und ich freue mich, daß ich heute der Arbeit entsagt habe; und leise singe ich ein Lied ums andere vor mich hin. Zu rasch sind die letzten Zaden erreicht, der Grat wird breiter, schwingt sich auf und dann stehe ich wieder einmal auf dem Gipfel des Wildenkogels.

Da raste ich und schaue und sehe der Sonne zu, wie sie sich langsam gegen Abend neigt. Eine wundervolle Ruhe herrscht um mich und ich trinke die letzte Sonnenstunde des Tages. Voll wunschlosem Glück beginne ich den Abstieg ins Tal. Auf dem Seeboden unter dem Gipfel grasen Pferde und als ich in der Dämmerung an ihnen vorbeigehe, da schauen sie so verwundert zu mir auf, daß ich stehen bleibe und zu ihnen spreche. Und ich erzähle ihnen, wie schön es heute war. Und da vergessen sie auf das Weiden, kommen näher heran und stellen sich im Kreise um mich und hören mir still zu. Und als ich jedem ein Stück Zucker gebe, da werden sie wohl begriffen haben, daß es auch Festtage im Leben gibt.

In überirdischer Pracht erstrahlt der Sternenhimmel, als ich langsam die Moräne zur Hütte emporsteige.

* * *

Je besser man einen Gebirgsstock kennen lernt, desto mehr wächst er einem ans Herz. Wundervolle Eisbrüche, saftigrüne Almböden, tiefdunkle, traumverlorene Seen am Rande lichter Lärchenwälder, sonniges Klettern in festem Fels, harte Arbeit an haltlosen Eishängen, die zur Höhe führen, und selige, wunschlose Gipfelkraft; sie alle locken in ihrer Art. — Dem einen sind jene Berge, da sie sich ihm zum ersten Male in seinem Leben offenbarten, der Inbegriff aller Sehnsucht geblieben, dem anderen, der in ihrem Kreise aus zerrütteter Seele wieder zu sich fand, dem sind sie der Quell des Friedens. — Und alle vereint die Liebe zu den Bergen, die nicht fragt: warum? — Und so hat jeder seine Lieblingsberge, seine Bergheimat.

Und von meiner Bergheimat habe ich erzählt.



Von den „Wild-“ und „Bauernbädern“ im Etsch-, Eisack- und Pustertal

Von Paul Eschurtschenthaler, Bruneck

In den Aufschreibungen eines meiner Urgroßväter, der „pierzehn und Gastgeb“ in Bruneck war, kommt alle Jahre ein Posten vor „für eine padreise nach Praggs“ oder „der Frau Mutter für Bad Antholz“ u. dgl.

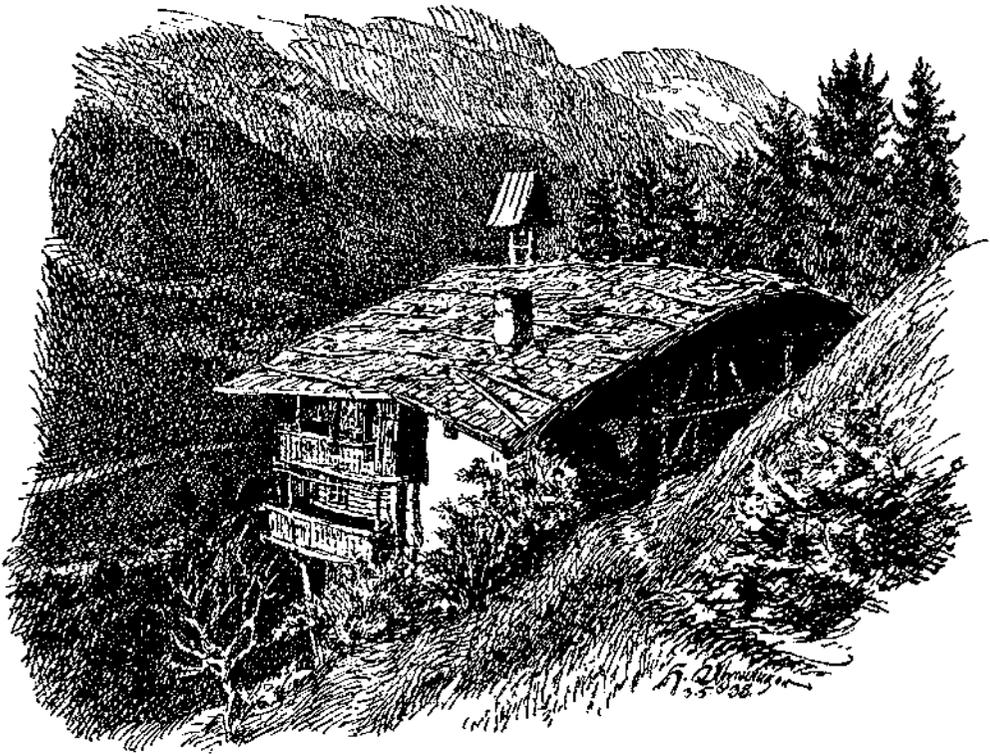
Das, was dieser Mann so fleißig aufgezeichnet hatte, war nun gar nichts Außergewöhnliches, sondern wäre in den meisten bürgerlichen Hausaufschreibungen oder Kalendervermerken zu finden gewesen und hätte sich wahrscheinlich nur durch eine andere Ortsangabe oder Länge des Aufenthaltes unterschieden.

Was demnach dem bürgerlichen Leben Abwechslung und Ruhe in einer Badekur bot, das war aber auch dem bäuerlichen Leben nicht fremd und fast jeder größere Bauer, aber auch die kleineren, verabsäumten es kaum ein Jahr nach der dringendsten Heuarbeit oder nach dem Kornschnitt eines der vielen kleinen Bäder aufzusuchen, die im Lande waren, und sich dort einem Reinigungsprozeß zu unterziehen, der übrigens meist nach genauen Regeln vorgenommen wurde. Erst die letzten 40—50 Jahre, oder besser vielleicht seit Beginn vollständig geänderter Lebensverhältnisse im Verkehr, Ansprüchen und gesellschaftlichem Leben, haben auch hier stark eingegriffen und das alte, gemüthliche, oft fröhliche Badetreiben wenn auch nicht vollständig zum Untergang gebracht, so doch stark eingeschränkt. Es gibt immer noch Liebhaberkreise, die dem BADELEBEN in einer dieser weltverborgenen Badestätten huldigen und mit altgewohnten bescheidenen Ansprüchen zufrieden sind. Aber die Blütezeit ist doch vorbei, das Leben rast und sauft jetzt andere Bahnen, kennt kaum mehr diese gelassene Ruhe und auch der Mensch ist selten mehr da, der sie sucht.

Immerhin liegt ein gutes Stück Kulturgeschichte in dem Leben und Treiben, wie es sich in diesem meist recht abgelegenen „Bauernbädle“ entwickelte.

Man müßte tief in die Geschichte zurückgreifen, wenn man den Ursprüngen dieses BADELEBENS nachgehen wollte. Denn manche Badestätten weisen bestimmt in die vor- und frühgeschichtliche Zeit, wie etwa Moriging bei Bozen mit seiner Schwefelquelle, in der eine Anzahl von kleinen Ringen aus vorgeschichtlicher Zeit (erst vor einigen Jahren) gefunden wurden, oder Bad Bergfall im Pustertale, wo die Quelle ähnliche Opfergaben in Gestalt von Münzen manchmal herauschwemmt.

Wie man gerade aus diesen Opfergaben sieht, betrachtet der einfache Naturmensch derartige Quellen wie andere Naturkräfte als persönliche Wesen, die man günstig stimmen und durch Opferungen geneigt machen müsse. Dadurch ist untrüglich das Vorhandensein eines *Quelkultus* nachgewiesen, wie er sich auch sonst noch in manchen Resten verfolgen läßt. So haben die drei starken Quellen (*tres fontes*) hinter Trafoi, am Fuße des Ortlers, nicht nur dem ganzen Tale den Namen gegeben, sondern sie sind auch bis heute eine vielbesuchte Wallfahrtsstätte geblieben. Ähnlich ist es mit jener Quelle, die am Steilwege von Mühlbach im Pustertal nach Meransen hinauf einst reichlich, heute nur mehr spärlich dem Felsboden entspringt und „Sur Raft“ heißt. Die Sage erzählt, daß die heiligen drei Jungfrauen Lubet, Rubet und Queret auf der Flucht vor den erdosten Heiden hier ganz erschöpft und verdurstet niedergesunken seien, worauf der Himmel wunderbarerweise zu ihrer Labung ein Wasserlein aus dem Felsen

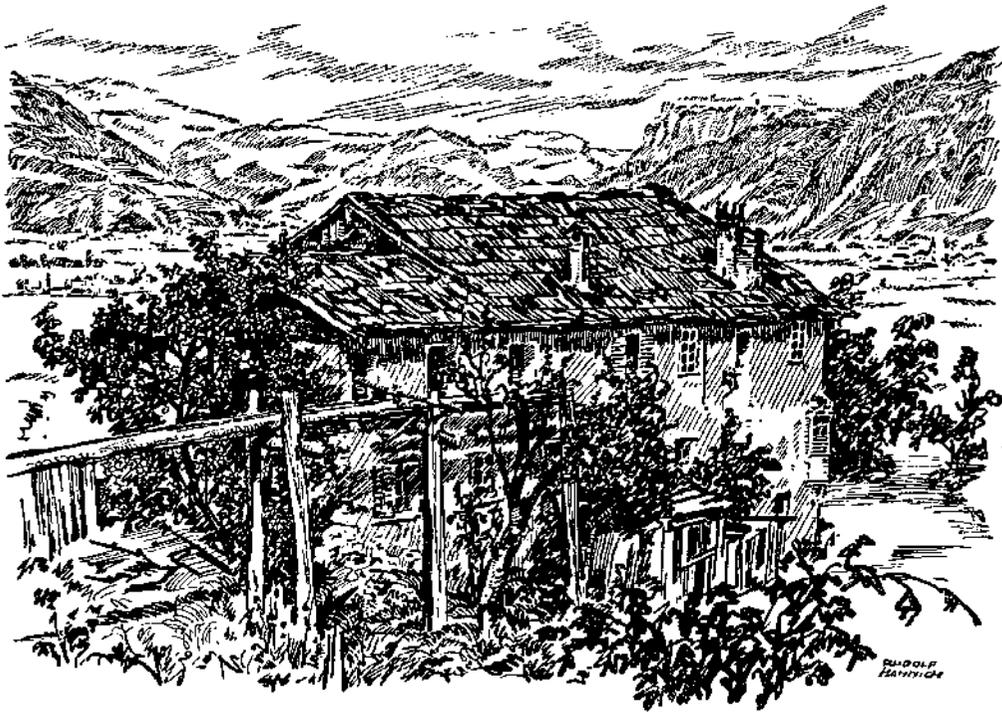


Lotterbad in Ulten

springen ließ. Was die Sage mit dieser Heiligen-Geschichte erzählt, geht wohl auf tiefere Zeiten zurück und führt uns auf die drei Nornen, die Schicksalsgöttinnen der Germanen, die hier offenbar eine Opferstätte gehabt haben.

In seinen „Volksagen“ erzählt uns Johann Adolf Heyl auch von einer Quelle am Fuße des Gezenberges im Pustertal, die den rätselhaften Namen Gannaruna oder Bunaruna hat und an der der ewige Jude gerastet haben soll, wobei er das Wasser so köstlich fand, wie er es nur noch am Jordan getrunken habe. Wir stoßen zweifellos also auch hier auf die Weihstätte einer Quellgöttheit, die noch in christlicher Zeit mit der merkwürdigen Gestalt des Antichrist, also des ruhelos gewordenen Heidentums in Verbindung gesetzt wurde.

Sicher gehen auch die Quellkirchen, von denen man manche in Südtirol findet, auf einen ähnlichen Ursprung zurück, sind demnach altgeweihte Opferstätten, die das Volk nicht aufgeben wollte und die die Kirche daher in christlichem Geiste umgedeutet hat. Eine solche Quellkirche finden wir in dem schon genannten Erasol, dann im hinteren Elfen und in Haselried bei Riens im Pustertale, wo das Wasser aus der Seitenwunde einer Heilandsstatue herausrinnt. Die zahlreichen Botivgaben von hölzernen Beinen und Armen beweisen die Verehrung, die einst solche Opferstätten genossen. Solche innige Verbindungen von Heilquellen und frommem Glauben treffen wir auch sonst manchmal bei einsamen Brunnen, so am Wege von Taufers gegen Lutach, wo der Wasserstrahl ebenfalls einem Wilde des Heilands entavillt.



Bad Lurn in Eppan mit dem Schlern im Hintergrund

So ist vielfach Wunderglaube mit der Heilkraft des Wassers in Verbindung getreten, hat hier zu kirchlichen Stätten geführt, dort aber zu vielbesuchten Heilbädern.

Die Badefreudigkeit ist nun auch eine alte Sache im deutschen Volke und war schon im Mittelalter hoch ausgebildet. Einen Hauptanlaß zu dieser Ausbildung, wenigstens in den Städten, dürfen wir wohl in den Jahren suchen, in denen die Pest immer wieder verheerend über Europa hereinbrach und die Menschen auf die Notwendigkeit körperlicher Reinhaltung aufmerksam machte. Seit dieser Zeit sehen wir allenthalben städtische *B a d e a n s t a l t e n* entstehen, über die sich das Stadtreghment Verwaltung und Aufsicht vorbehielt, was auf die Wichtigkeit, die man ihnen beimah, hindeutet. So läßt sich zum Beispiel im Pustertaler Städtchen Bruneck, das vom 14. Jahrhundert bis herauf in die Neuzeit zwei öffentliche Bäder hatte, nachweisen, daß diese Bäder, wie auch das Spital, auf die unheimlichen Folgen der Pestjahre 1348—50 zurückgehen und durch hochherzige Stiftungen erhalten wurden. Hier spielen die sogenannten „Seelenbäder“ eine große Rolle, bei denen unentgeltlich jedem Armen mit einem ordentlichen Bade und „mit drei Köpfeln zum Lassen (Aderlassen) gewartet werden soll“.

Was sich auf dieser gemeinschaftlichen Grundlage in der Stadt entwickelte, nahm am Lande eine andere Wendung und blieb auf die einzelnen Höfe beschränkt. Hier scheint das Badewesen bei ganz urtümlichen Zuständen stehengeblieben zu sein. Wir finden nämlich in den alten Katastern und Hofbeschreibungen bei jedem größeren Anwesen „*B a d s t u b e n*“ erwähnt. Diese sind kleinere, einzeln stehende Bauten, die aus einem einzigen Raum mit Vordach bestehen. Der Raum ist durch einen Ofen heizbar, so daß er als Schwitzbad ganz gut verwendet werden konnte. Diese Badstuben dienten nun,

soweit wir sie zurückverfolgen können, zum Dörren des Flachses an Stelle der heutigen „Brechlöcher“, jedoch deutet sowohl der Name als auch die nahe Verwandtschaft mit Einrichtungen, die sich noch im skandinavischen Norden und in den finnischen Badstuben erhalten haben, unzweifelhaft auf einen anderen ursprünglichen Zweck, nämlich den von Schwitzbädern hin. In diesen Ländern sind diese heute noch durchaus üblich, ebenso in Rußland, wo man sogar noch die ursprüngliche Art und Weise des Badens übt, bei welcher der Heißdampf durch Übergießen erhitzter Steine hervorgerufen wird. Eine solche nordische Badstube schaut unseren Badstuben genau gleich. Hier wie dort treffen wir längs der Wände eine Lagerbank, hier wie dort ist ein niedriger Ofen, der von außen geheizt wird. Es gibt Forscher, die von diesen Badstuben die Entstehung der Stuben auf deutschem Gebiet als heizbaren Wohnraum herleiten.

Aus irgendwelchen Ursachen müssen diese einzelnen Badstuben, die besonders im Pustertale sehr häufig waren und vereinzelt heute noch stehen, ihre Bestimmung als Baderäume verloren haben. Eine dieser Ursachen dürfen wir wohl in dem Aufkommen und im Besuch von Heilquellen, die immer mehr Anflang fanden, vermuten. Damit ist nun das Zeitalter der Wild- oder Bauernbadlen, wie diese kleinen Badesstätten genannt werden, angebrochen.

Die Lage der „Badlen“ hängt natürlich von allerlei Umständen ab, besonders aber vom Vorhandensein einer Quelle, die entweder von altersher schon bekannt war, oder im Volke irgendeinen Ruf genos, sei es auch nur als „Augen- oder Magenwasserle“ oder sonst als Reinigungsmittel für Organe oder für weibliche Leiden. Dabei ist man oft ganz merkwürdig bei der Wahl umgegangen, und es hat auch gar keinen Anstand erregt, wenn ein kluger Wirt das Wasser aus der gleichen Quelle durch drei getrennte Röhren laufen ließ und so je ein Brunnlein für Augen, für den Magen und für die Leber erzielte.

Manche hatten auch ihre ganz besondere Bestimmung, so etwa das Antholzerbad, das hauptsächlich von Frauen besucht wurde, wenn ihnen der Kindersegen versagt blieb.

Es mag wohl auch bei vielen die Örtlichkeit als solche die Entstehung eines Bades veranlaßt haben, so etwa ein schöner Wald, eine freundliche Lage, kühle Luft, die besonders die Bewohner des heißen Etschlandes anzog. Es sind auch meist recht reizende, ansprechende Punkte, die dazu ausersehen wurden, oft ganz verborgen in Wald und Einsamkeit, wie Baldander bei Untermoi, das auch ein guter Kenner des Landes kaum aufzuspüren vermocht hätte. Eine andere Eigentümlichkeit ist die, daß sie fast alle mehr oder weniger hohe Lagen suchen, also solche, die einen kühlen, angenehmen Aufenthalt versprechen, wenn die Julisonne es in den Tälern gar zu gut mit ihrer Wärme meint. Denn nicht weniger als zu Badezwecken wurden diese Badeorte auch als Sommerfrischstätten benützt.

Die Verbreitung dieser Bauernbadlen umfaßt alle Täler Südtirols, soweit es deutsches Sprachgebiet ist. Sie greifen sogar wie bei Rabbi und Pejo über das deutsche Sprachgebiet hinaus auf den italienischen Sulzberg über, aber auch diese müssen hierher gerechnet werden, weil sie von Meran und Ulten aus sehr stark besucht werden. Die einzelnen Täler sind aber sehr verschieden mit Bädern begabt. Vintchgau hat ihrer vier, nämlich Schgums bei Laas, Bad Salt Martell, Rochenmoos und Egart an der Töll, gleich viele hatte einst das weit kleinere Ulten, nämlich Mitterbad, Auf der Lahn, Lotterbad und Aberwasser. Das Letztere ist vor Jahren durch Überschwemmung zugrunde gegangen. Im Etschtal zwischen Meran und Bozen treffen wir zwei Bäder, im Mittelgebirge von Plazers und Völlen, dann Morizng, das allerdings als Sommerfrischaufenthalt nicht in Frage kommt und als Schwefelquelle nur von wirklich Kranken aufgesucht wird. Sonst fehlen in der Sohle der Etsch die Bäder, sie liegen auf luftiger Höhe wie Bad Isidor bei Bozen, Bad Süß am Ritten und die Schörgau im quellenreichen Sarntal.

Höhenlage suchen auch die Bäder im Eisacktal, so Bad Weislahn im hintersten Tierser Tale, Nazes am Fuße des Schlerns, mitten im prächtigen Nadelwald, dann das klosterstille Froi, das im Besitze des Klosters Neustift ist, und Dreikirchen in ganz prächtiger Lage, endlich die drei kleinen Bäder um Brigen: Burgstall, Schalders und das ehemalige Wahrnerbadl.

Das obere Eisacktal ist wieder ziemlich bäderarm, hat überhaupt nur zwei, allerdings recht namhafte, nämlich Möders und das vielbesuchte Brennerbad.

Das bäderreichste Tal ist unbestritten das waldfrische, lustige Pustertal mit seinen Seitentälern. Es zählt nämlich von Mühlbach bis Innichen nicht weniger als 18 Bäder, beginnend mit Bad Bachgart und dem Wasserbadl, und endend mit Moos in Serzen. In der Nähe von Bruned reihen sich zu einander Ilstern mit der alten Varentkirche, das hochgelegene Ramwald, Schartl, Neuhaus, Mühlbach oberhalb Gais, das mit seinen 1700 m Höhe wohl das höchstgelegene Bad ist, und Winkel bei Taufers. Das Gadertal hat die Bäder Rumshlung und Valdander, Antholz, das Frauenbad Salomonsbrunn und das Stampfbad. Im obersten Pustertale liegen Waldbrunn bei Weisberg, das Weiherbad und Maistatt, bei Niederdorf die weitbekannten Badestätten Altprags und Neuprags, endlich das Wildbad Innichen und Moos in Serzen.

Von allen diesen Bädern sind manche in neuerer Zeit und durch Ungunst der Verhältnisse eingegangen, wie Überwasser in Ulten, das Wahrnerbadl, das einsiedlerisch gemüthliche Wasserbad und das Bad in Schloß Neuhaus.

Viele dieser Bäder haben ausgesprochene Heilquellen: das Brennerbad mit seinen warmen Quellen, Morizing, Antermoi, Bergfall, Altprags, Innichen usw.; die meisten sind Schwefel-Eisen-Quellen.

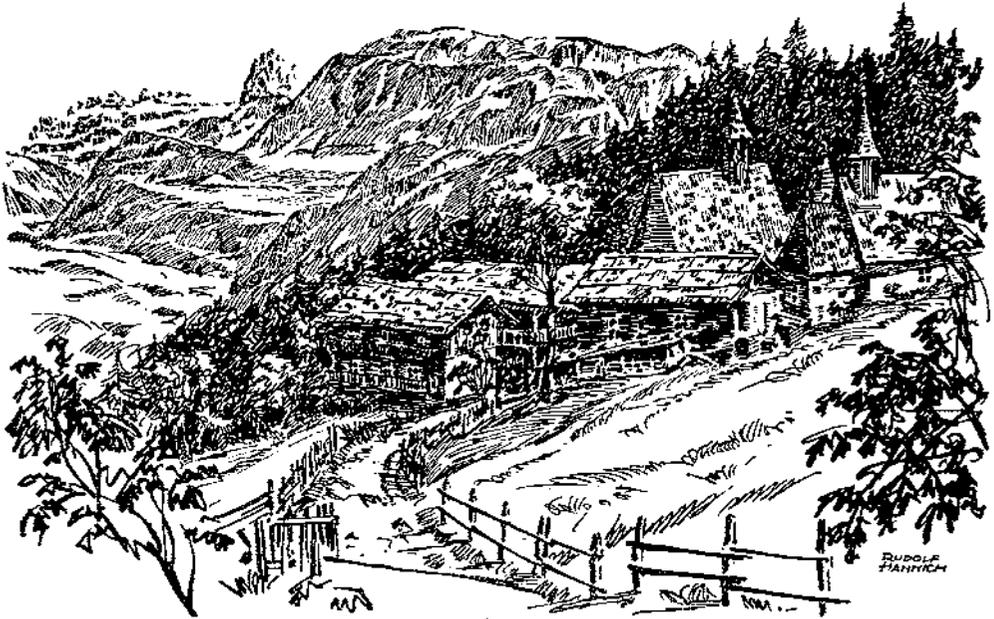
Eine Merkwürdigkeit seltener Art treffen wir im Bad Winkel. Hier bricht nämlich gleich hinter dem Badhause eine Quelle kraftig aus dem Felsgestein hervor. Beinahe auf den bestimmten Tag im Oktober bleibt das Wasser aus, um dann erst im Mai urplötzlich und in ganzer Fülle wieder hervorzuströmen. Daß ein solcher eigenartiger Sprudel beim Volke als Heilstätte betrachtet wird, darf uns daher nicht wundernehmen.

Eine Eigenart von Bädern birgt das Eisacktal in den Heubädern am Schlern. Die Einrichtung in diesen Badestätten war bis in die letzte Zeit die einfachste die man sich denken kann. Den Badestoff lieferten die Bergwiesen am Schlern mit ihrem würzigen, kräftigen Heu, das in kleinen Heuschuppen zur Aufbewahrung kam. Diese Hütten bildeten nun auch die Baderäume, indem der Heilsuchende sich bis zum Kopf im „brennenden“ Heu eingrub und so eine ganz gehörige Schwitzkur mitmachte, bei der, wie unser Doktor von Knöring sagte, er schwitzen mußte wie die Schneider, wenn sie essen.

Beim Landvolke haben diese Heubäder bei rheumatischen Leiden einen hohen Ruf, der sicher nicht unberechtigt ist, da sie in neuerer Zeit auch in fachärztlichen Betrieb genommen wurden. Schon Beda Weber erzählt davon (in dem 1849 erschienenen Buche „Die Stadt Bozen und ihre Umgebung“) in seiner heiteren Art:

„In geringer Entfernung davon (von der Schlernhöhe) waren zwei Almhütten aufgebaut am Sprudel eines herrlichen Quells, der von frischen Sauerkräutern umgrünt war. In der einen Hütte überraschte uns ein bisher ungesehener Anblick, wohl 40—80 Menschen lagen tief ins Heu eingegraben in einem Raume von drei Klafter Länge und vier Klafter Breite Tag und Nacht, ohne es jemals zu verlassen, außer um sich selbst die Suppe zu bereiten, ein stoffelförmiges Ansteigen von lauter Köpfen. Sie benützten das Heubad, dessen Dampf mit Gewalt ins Leben des Menschen eindringt, voll Duft und Wärme und sonst nicht erreichbare Schweiß herbeiführt zur Heilung krankhafter Leiber. Das Schlernheu taugt dazu am besten und schadet nur Schwindfüchtigen.“

Diese Heubäder beschränken sich übrigens nicht nur auf den Schlern, man kennt und



Bad Dreikirchen

gebraucht sie auch auf dem aus der Dietrichsage berühmten Joeh Grimm oberhalb Aldein, wo ähnliche Verhältnisse wie am Schlern vorliegen.

Von diesen Bauernbädern sind viele nur bei örtlicher Bedeutung geblieben, andere aber wieder, wie gerade das Brennerbad, dann Altprags, Maistatt im Pustertal, sind zu einer gewissen Berühmtheit gelangt und haben sich von dem einfachsten Badebetriebe zu einer auch den Ansprüchen unserer Zeit entsprechenden Höhe aufgeschwungen.

Aber alle hatten sie ihre Liebhaber und Freunde, die auf die Heilkraft ihres Wassers schwuren, oder wenn sie das auch nicht taten, in dem gemütlichen Gesellschaftstreiben ihre Unterhaltung fanden. Denn die sommerliche Erholung unserer Großeltern und Urgroßeltern spielte sich noch hauptsächlich in diesen kleinen Badeorten ab mit ihrem heiteren, lebensfrohen Treiben, von dem wir noch manche Kunde haben. Erst die letzte Gegenwart mit ihren leichten Reiseumöglichkeiten und auch mit ihren erhöhten Ansprüchen haben der Blütezeit der Bauernbäder ein Ende gemacht und viele beinahe der Vergessenheit anheimfallen lassen.

Und trotzdem begrüßt der Zauber der Romantik, verbunden mit manch schöner Erinnerung an die alte Zeit, wo es hier hoch und laut herging, den Wanderer an diesen Orten. Wir brauchen einen Bozner nur an sein altes waldverschlungenes, laubkühles Bad Isidor zu erinnern, oder einen Überetscher an das „Schalderer Bad“ mit seinem Waldduft und seinem rauschenden Wildbach. Die Meraner liebten wieder, während am Röchelberg die Trauben in der heißen Sonne reiften, einige Wochen sich nach Mitterbad zurückzuziehen, während die Brigner übers Wurzenjoch zogen und ihre Leiber in den heiligen Wassern von Rumshlung oder Untermoi wieder auffrischten. Die Bruneder Bürger hatten ihre Badestätte oder besser gesagt ihre Sommerfrische in dem lebensfrohen Scharltbad, das einst von Liedern und festlichen Serenaden wiederklang und zur Zeit Wilms selbst seinen kleinen Musenhof hatte. Auch das hochgelegene



Bad Sûß am Ritten

Mühlbacher Badl mit seinem herrlichen Wasserquell, seinen schönen Almwiesen und seinen berühmten Knödeln hatte stets seine Besucher aus nah und ferne. Neben dem leiblichen Wohle war dabei nirgends des Seelenheil's vergessen, denn jedes Bad hatte seine Kapelle, in der morgens die Glöcklein zur Messe klangen und in der auch spät beim Abendrosenfranz der Tag, wenigstens für den frömmeren und weiblichen Teil, beschlossen wurde.

Manches von diesen Bädern hat auch seine gar nicht so unbedeutende Geschichte. So wird in den Annalen des ehrwürdigen Altpurger Bades verzeichnet, daß es schon im Jahre 1490 von einem gewissen Hofstätter gegründet worden ist. Dieser Hofstätter war Holzknecht, kam öfters an diesen Ort, den man damals „Am Hirschbrunnen“ hieß und der bei den Leuten schon wegen der Heilkraft seines Wassers eine gewisse Berühmtheit hatte. Die Grafen von Görz als Landesherren erlaubten ihm nun, an dieser Stelle Badehütten zu bauen, die bald großen Zulauf hatten und auch erlauchte Gäste anzogen, so eine Herzogin von Mantua, die dann auch zur Stifterin der Kirche in Moos wurde.

Auch das Wildbad Innichen hat seine Geschichte, die weit zurückreicht. Der Wunderarzt Paul Dinsl verkaufte im Jahre 1586 das „freye Wildtpad ob den Markt Innichen“ an einen Kaspar Prantner um bare 145 Gulden. Im Inventar wird angeführt, daß ein großer Kessel für Badezwecke vorhanden sei und 22 Badewannen. Auch der berühmte Historiograph Roschmann, damals Bibliothekar in Innsbruck, besuchte es im Jahre 1741 und berichtete von einer Badehütte allwo mehrerlei „Wässer sind“ und von einem Einsiedler bei dem Kirchlein. Dieser Einsiedler war der am 21. Februar 1764 verstorbene „Eremicola in balneo ad S. Salvatorem“ (Einsiedler beim S. Salvatorbad) Onophrius Kind aus Wilten.

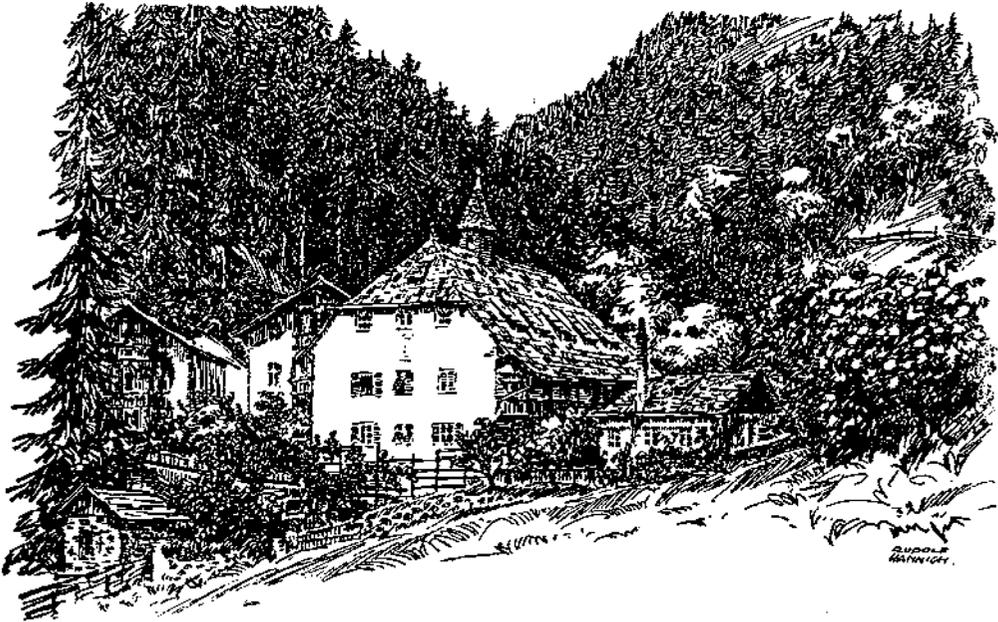
Das vornehmste aller Bäder war im 18. Jahrhundert aber Bad Maistatt bei Niederdorf. Schon aus einer Urkunde vom Jahre 1273 ist uns ein „prädiu Maistat“ bekannt. Zur Zeit des Kaisers Mar war es schon in Blüte und er selbst soll gern in Maistatt gewohnt haben, als er auf dem Kriegszuge gegen Venedig selbst im Feldlager zu Toblach weilte. Seine Blütezeit hatte es aber um 1750 herum, denn in dieser Zeit pflegte der hohe und niedere Adel des Landes, alles was einen Namen hatte, sich über Sommer hier einzufinden und zu belustigen. Auch der hohe Klerus, Bischöfe und Prälaten, sowie große Kaufleute aus München, Venedig, selbst aus Lüttich und Hamburg fanden sich hier regelmäßig zusammen. Alle diese Herrschaften wurden, nachdem sie „gehanst“ worden waren, d. h. nachdem sie eine feuchtfröhliche Einstandsweiche hinter sich hatten, in das große „Hansenbuch“ eingetragen. Noch um 1850 war Maistatt eines der besuchtesten Bäder. Damals hatte es Frau Emerenzia Haas, verehelichte Höllenstein, im Besitz, die nachmals als Frau Emma eine weitbekannte Persönlichkeit geworden ist. Es wimmelte um diese Zeit von Erzellenzen und hohen Herrschaften, oft war für neue Gäste nicht ein Zimmerchen mehr aufzutreiben gewesen.

Auch das Badewesen hatte im 17. und 18. Jahrhundert seine höchste Ausbildung erreicht, und wir brauchen nur das von Dr. Knörring in einem derben Deutsch um 1700 geschriebene Büchlein „Viaticum Balnearium“ (Bäderführer) nachzulesen, um zu sehen, wie wichtig und genau, aber auch wie urwüchsig man damals das Baden nahm. Dieser Franz Xaveri von Knörring, „medicinae Doctor und der Zeit Physicus zu Brauneggen“, beschreibt nun der Reihe nach die Bäder Pustertals und untersucht jedes auf den Gehalt des Wassers. Uns kommen freilich diese Untersuchungen wie Zauberformeln vor, wenn er z. B. beim „Maystätter Bad“ bemerkt, daß das Wasser beim Trinken einen „saporem acido austerius aulum“ habe. Beim „Braggserbad“ wieder findet er, „daß es für ein berühmtes und heraliches Glider Bad nicht unbillig geschäzet (sei), hilft auch für Zipperlein, Hufstweh, in befürchtenden Schlag oder Gewalt Gottes, bei Fluß der guldenen Uder und bei tubercula gallica“. Das Antholzer Bad hingegen ist beim Herrn Doktor wieder in Gnaden als Frauenbad, weil es „in Ansehung seiner geistreichen Subtiliteten eine sonderbare Eigenschaft hat denen Frauen als Jungfrauen in ihren Schwächen zu helfen“. Doch warnt er ernstlich vor dem unbesonnenen Rat einer „Doktorissin, welche oftmalen weit mehr als ein Doktor verstehen will und denselben mit ihren wahnwitzigen Schnabel sogar zu hofmeistern sich getrauet“.

Im übrigen gibt der Herr Doktor genaue Anweisung wie man sich beim Baden zu verhalten habe. Er schreibt:

„Vor man ins Bad geht, muß man sich vorbereiten, d. h. ein Tränklein, Latweg oder Pillulein nehmen, wenn nicht gar ein Brechtränklein oder Schröpfen oder Egelsezen vom Doctor medicus vorgeschrieben wird.“ Dann setzt er fort: „wie viel Anflath wird sich nicht bey demjenigen versambeln, welche die Zeit ihres Lebens ohne Unterschied bald frühe, bald spat, bald kalt, bald warm, bald sauer, bald süß zur Erfüllung ihrer hungrigen Wamppen gleich einem unverntünfftigen Thier... hineinschluden oder aber bey Tag und Nacht dem lustigen Gläser Gesecht und Pomerischen Trinken mit aufgeblasenen Baden ohne Unterlah abwarten.“

Man sieht, der Herr Doktor schlägt ganz ordentliche Töne an, und seine Welt konnte diese jedenfalls auch noch ohne nervös zu werden vertragen. Auch den Weibern lieft er ob ihrer Eitelkeit gehörig die Leviten, und den Bauern werden ganz kräftige vomitoria oder Brechmittel verordnet, „denn wie bekannt pflegt man dieselben mit guten Worten vil mehr zu verbittern als zu erweichen, also auch die geringen Medicamente bey ihnen wenig oder gar nichts fruchten“. Auch warnt er sie vor „continuirlichen Danken, Springen, Hupfen und Sagen, ungehehren Geschrey, übermäßigen Regelscheiden, daß man schwiket wie die Schneider, wenn sie essen“. Vom langen Sitzen in



Bad Schalders

Bädern will der Doktor auch nichts wissen und poltert: „Obwohlen bishero bey Mann und Weibsbildern dieser schädliche Brauch also eingerissen, daß mancher nicht nur ein oder andere Stund sondern den ganzen Tag wie ein Frosch in der Lachen oder eine Bruthenne auf den Nyrern, biß an den Hals versenkt darin huckt, ja noch darzue gar auff der Wann das Fressen, darfs wohl sagen, einbringt.“

In dieser herzerhebenden, heilkräftigen Art fährt der Herr Dr. von Knörring fort und gewährt uns damit einen köstlichen Einblick in das Babelleben damaliger Zeit.

Wir aber wollen selbst einmal eines dieser weltfernen, waldtiefen und heimlich-frohen Bergbadlen besuchen und das Leben und Treiben ansehen, wie es etwa noch in den 1870er und 80er Jahren war. Es ist nicht heikel, wo wir hingehen, nur fröhliche Tafelrunden suchen wir, rastende Gemüter, Leute, die von der Unrast des Lebens ausruhen und wieder zu einem andern Menschengiele zu kommen suchen, als was ewiger Geschäftsbetrieb und Geschäftssinn gewährt. Da stehen wir denn nach kürzerer oder längerer Wanderung vor einem langgestreckten Hause, das sich etwa gar nicht hotelmäßig aufzuputzen bemüht hat und seinen Wert offenbar darin sucht, die Leute in seiner köstlichen Waldluft gesund zu machen und mit guter, echter, alter Hausmannskost, die man auch ohne ein halbes Duzend Löffel und Gabeln essen konnte, zu versorgen. Auch das Gastzimmer zeigt keinen Aufwand und enthält nur eine lange Tafel für die Herren und eine für die Bauern, oder überhaupt nur eine. Geessen und getrunken wurde reichlich, und von den ewigen Wiener Schnitzeln und Rostbraten, sagen wir geklopftem Rindsleder, wußte damals unsere Bergwelt auch nichts, wohl aber kannte sie „bachenes“ Kalbfleisch mit Zwetschgen Salat oder ein richtiges Bratl, wie es heute kein Bischof mehr kriegt, Hühnlein und Enten und selbstverständlich Knödel, goldgelbe Knödel mit allen Ingredienzien einer braven Küche und mit einem Eingemachten, wie es unsere Altvordern so liebten.

Sodann mittags gestärkt, suchte man einen schattigen Waldweg zu gewinnen, wo die Frauenwelt bei einem plätschernden Wässerlein stridend und flügend, plauschend und Pläne machend, die Männerwelt aber bei einer Regelpartie oder wenigstens die Pfeife gemütlich rauchend die heißesten Stunden des Tages verbrachte.

Um 3 Uhr kam schon die alte Moidl, die Badmeisterin, eine massive, viereckige Person und wadere Menschenfreundin, und rief in die Welt hinaus: „Das Bad ischt sörtig für den alten Graf und für den Oberinspektor und für die Weberrofl.“

Die Angerufenen verschwanden nun im anliegenden Badehause, sie standen jetzt unter dem strengen Zepter der Moidl, die Ordnung hielt, wie es Brauch ist, nicht einmal einen Seitenblick duldete sie. So ein Baderaum ist eine langgestreckte Halle, die durch Bretterverschläge wieder in ein oder zwei Duzend kleine Kabinette abgeteilt ist. Mitten durch geht ein Gang, die Kabinen sind durch schwere Rozenvorhänge bliedicht verschlossen, in jeder aber steht eine Holzwanne, ein Stuhl und ein kleiner Spiegel und damit hat die Welt nach Meinung der Moidl zufrieden zu sein. Der Badedelinquent wird hineingeführt und steht vor der dampfenden Badewanne, die ihn nun aufnehmen soll. Da ist ein Leintuch darunter gebreitet und eins kommt darüber, dann schließt die Moidl den hölzernen Deckel, daß nur mehr der Kopf herauschaut, und der Badegast kann nun dampfen, solange es ihn freut. Für Abwechslung ist gesorgt. In der Weiberabteilung geht die Unterhaltung über Hochzeiten, Taufen und schlechte Schwiegerföhne durch die Holzwände weiter, oder man betet zur Abwechslung einen Rosenkranz. Auch in der Männerabteilung hat jetzt die Moidl aus jeder Badewanne einen mehr oder weniger weinroten Kopf herauschauen. Auch sie haben ihre Unterhaltung, erzählen sich eulenspiegelische Geschichten, dann klingt oft das Lachen durch den Raum, daß es „hillert“. Bei den Überetschern weiß die Moidl schon, daß es länger braucht bis der Weinstein aufgelöst ist, die Brigner sind bei ihr in einem ähnlichen Rufe. Sie weiß auch, daß diese Durst leiden wie arme Seelen, und daß sie jedem zur Kräftigung eine Halbe Wein auf den Stuhl zu stellen hat.

Wenn dann die Badegäste phönix-gleich wieder ihren Holztoffern entstiegen waren, rief bald die Badeglocke zum Abendessen. Da gab es wieder ein Brat'l oder ein „Gschlinge“ oder ein saures Schweinszünzl, alles leder hergerichtet. Dann war Ruhepause und darauf Abendrosenkranz, bei dem der alte Seppi, die Haare noch voll Heu und der ganze Mensch noch voller Pfeisengeruch, vorbetete, auch den Wetterregen gab, wenn ein Hochgewitter drohte und der Blitz schon in die Wälder fuhr. Da himmelte das Gädlein zum Gotterbarmen in das Toben der Elemente hinaus und das „Bitt für uns“ klang wirklich flehentlich in die Dunkelheit hinein.

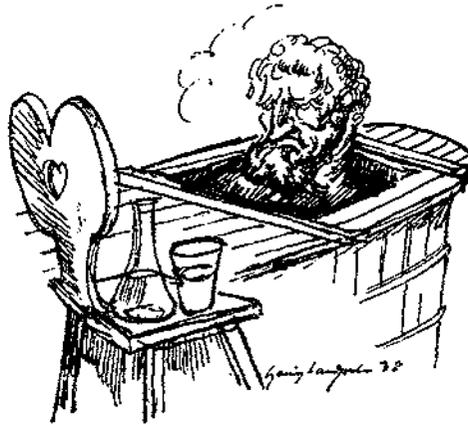
Wer aber glaubt, daß damit ein Tag in solch einem Bade endlich erschöpft sei, täuscht sich. Jetzt kamen erst die Karten zum „Mauscheln“, „böhmisch Ramsen“ oder „Landauspeitschen“ — die Doppelliter funkelten auf allen Tischen, und da gab es oft herzhaftes Schlachten und gewaltiges Lachen bis gegen Mitternacht.

Noch höher ging es her, wenn ein Fest gefeiert wurde. Gelegenheit dazu gab es in einem Bade unerschöpflich. Da kamen die Einstandsliter und Ausstandsliter, dann die Namenstage, Geburtstagsfeste, einmal auch ein Kirchtag, aber das schönste Fest war doch am Namenstag der Frau Badwirtin. Der war ganz dem Essen und Trinken geweiht, aber auch den herzlichsten Gratulationen von allen Seiten. Das ganze Haus war erfüllt von Riesensträußen knallroter Pfingstrosen oder Bauernzentifolien, und schon in aller Früh strich der Duft von Rapaunen und Bratbrühen durch alle Räume. Da war Festgottesdienst und Festessen und Festsegeln, und immer wieder tauchte die dicke Frau Badwirtin in violetter Staatsrobe auf und nahm mit unnachahmlicher Güte und Herzlichkeit die Huldigungen entgegen.

Sollte man noch vom beliebten Krampampulidrennen, von den Feuerwerken, bei

denen man freilich nur „Speibteufeln“ kannte, und von den großen Gesellschaftsausflügen zu Almern und Sennern erzählen, man würde nicht fertig.

Von dem allen weiß der heutige Mensch, allzusehr in Benzin getaucht und von der Kilometerkrankheit befallen, kaum mehr etwas, er sehnt sich auch vielleicht gar nicht danach, nachdem ihm die Welt andere Genüsse bietet. Deswegen sei das Leben und Treiben in unseren alten, so waldstillen und friedlichen Bauernbädern aber nicht vergessen, und es mag sich manchmal auch in der autofestesten Brust die Sehnsucht nach Gleichgewicht und Seelenruhe regen, wie sie die Vergangenheit hatte. Und auch ein gutes Stück Kulturgeschichte steht in diesen alten Badebräuchen, das festgehalten zu werden verdient.



Auf Bergwegen durchs Pustertal

Von R. v. Nebelsberg, Innsbruck

Mit 16 Bildern

Weit stehen im Kärntner Seenland Zentral- und Südalpen voneinander ab. Bei Villach rücken sich die Vorberge näher. An der Müll tritt von Norden das Hochgebirge vor; erst jenseits Oberdrauburg auch von Süden — das Tal verengt sich zum „Tiroler Tor“. Hier beginnt Tirol.

Wie so oft in den Alpen ist eine Enge zur Grenze geworden, nicht nur machtpolitisch, wehrgeographisch, auch siedlungsmäßig. Wohl spielen Mundart, Volkslied, Siedlungsform mit ihren Ausklängen hinüber, dank jahrhundertelanger staatlicher Gemeinschaft, in der Hauptsache aber wechselt der Menschenschlag mit allem, was dazu gehört. Ganz anders als an der alten Staatsgrenze bei Rufftein, wo das Volk bis in die letzten Gliederungen eins ist.

In der ersten Hochgebirgslandschaft an der Drau liegt Lienz, 673 m ü. d. M., der Hauptort „Osttirols“¹⁾ und des östlichen Pustertals. Von den Lienzer²⁾ Dolomiten tritt der Spitzkofel, 2718 m, zum Wahrzeichen der Gegend vor; nördlich ragt die Hohe Schleinitz, 2906 m (Schobergruppe), auf; am Waldhang darunter steht die Wallfahrtskirche St. Helena.

Das Haupttal setzt sich nach Richtung und Öffnung gegen Nordwest, wie oberhalb Spittal an die Müll, so hier an die Isel fort, der wichtigere Verkehrsweg aber hat dem Nebentale, dem Nebenflusse von Westsüdwest die übergeordneten Namen verschafft. Hier fließt die Drau im engen, düsteren Grund des Pustertals; nach der freundlichen, reichbesiedelten Weitung von Lienz kilometerweit kein Dorf, kein Hof, nur Bach, Bahn, Straße. Der alte Weg und die Siedlung ziehen sich hoch über dem unwirtlichen Grunde am sonnigen Berghang entlang. Wer unten das Tal durchweilt, ahnt nicht die Schönheit oben, wie auf den „Mittelgebirgen“ Südtirols wandert man dort über die Höhen³⁾.

Am Eingang von Lienz her liegt im Grün der Obst- und Nußbäume die Ortschaft Leisach, über der Drau drüben auf ebener Fläche — ein Siedlungstyp, den es in Tirol sonst kaum gibt — Amlach; unvermittelt steigen aus den flachen Feldern die waldigen Felsen des Rauchskofels auf, schon mancher Gemsjäger hat sich in ihnen verfliegen, seine Hilferufe drangen ins Dorf herab. Hoch darüber streben wie schief gestellte Bretterstücke bleiche Platten himmelwärts, die „Amlacher Bretter“ am Spitzkofel.

Hinter Leisach sperrte, wo einst eine „Neuenburg“ stand, die alte Lienzer Klause den Eingang ins Engtal. Noch stehen Mauern und Torbogen — sie haben zuletzt 1809 ihren Dienst getan. Der Freiburger Student Georg Hauger hat damals die Lage für die Tiroler Landstürmer gerettet, mit einem ausgerissenen Wegkreuz voran — die berühmte Szene Egger-Lienz' — warfen sie die Franzosen am 8. August auf Lienz zurück; auch später im Jahre noch gab es manch harten Strauß bis zum letzten Aufleben des

¹⁾ Verwaltungsmäßig ist Osttirol zufolge seiner räumlichen und verkehrsmäßigen Abtrennung von Nordtirol (mit dem es nur über Südtirol zusammenhängt) bei der neuen Gaueinteilung Österreichs an Kärnten angeschlossen worden.

²⁾ Früher sagte man Lienzner (wie z. B. auch von Naz bei Brigen Nazner, nicht Nazer).

³⁾ Winke und Angaben siehe S. 175.

Widerstandes im Dezember. „Der Nachhall der Stuhenschüsse an der Lienzer Klause drang in Deutschlands fernste Gaue, dem Jahre 1809 folgte 1813“ (schrieb 1844 Johann Jakob Staffler¹⁾).

Über dem grünen Burgfrieden vor der Klause steigt das neue Sträßchen von Leisach her zu den ersten Berghöfen hinan, um 1100 *m* ü. d. M. Von schmalem Gefimse über steilem Hang, Feldern zwischen Wald unten und oben, blicken sie weit ins Tal; Lienz ist um die Ecke verschwunden, aber Döllach draußen, die Heimat Defreggers, schaut aus den Baumgärten vor — wie in der Kunst berühren sich die beiden großen Künstler auch der Herkunft nach. Und talauf erscheint schon der Helm, das Wahrzeichen Hochpustertals, an seinem Fuß die Kirche von Hollbrud, jenseits des Toblacher Felds der Sarlkofel.

Gegenüber liegt die Felswildnis der „Anholden“²⁾. Ein steiler Graben, die „Wilbe Badstube“ kommt dort von den Plattenschüssen hinter dem Spitzkofel — noch lange nach der Eiszeit hat hier im Schatten ein Gletscher bis zur Drau hinabgereicht; seine Bergsturzmoränen³⁾ verkleiden den Fuß des nördlichen Gehänges.

Schatten und Sonne aber verschärfen nur den Gegensatz der Talseiten, der Grund dazu ist schon im Gestein gelegt. Drüben von oben bis unten Kalkfelsen (Triasdolomit, am Fuße auch noch rote Schichten der tiefsten Juraformation), hüben von unten bis auf die obersten Gipfel altes kristallines Gestein, Glimmerschiefer und Gneis: das Drautal folgt hier einer großen Fuge im Baue der Alpen, an der ganz Ungleiches aneinander stößt — die „Drautallinie“ trennt Lienzer Dolomiten und Defregger Alpen.

Hingen zu Leisach die Bäume voll roter Äpfel, färbten sich die Reben an den Mauern schon blau, so blüht hier auf der Bergstufe, wie in Südtirol, der Plenten, das Heidekorn, das mit dem Getreide eine Hauptnahrung der Bauern gibt; hier wird es aber ohne die Hülsen und viel feiner gemahlen, ähnlich dem Sterz weiter im Osten. Und auch manch Pflasterweg erinnert an das Land im Süden.

Von der Stufe steigt das Sträßchen wieder schärfer, nach *B a n n b e r g*, 1262 *m*, an. Vom grünen steilen Hang schiebt der rotgedeckte Kirchturm ins Blau, dunkler Wald zieht sich höher den Berg hinan. Das Dorf hat durch Brand gelitten — ein kriegsgefangener Russe wollte was von der Tochter des Bauern, sie stülpte ihm den Melstisch über den Kopf, er legte Feuer.

Die Schönheit des Tales, dem Grunde verborgen, liegt offen da. Hoch an der Sonnseite Felder und Dörfer weithin (Bild 1), die Dolomitberge gegenüber sinken ab, raffen sich nur mehr vereinzelt zu Gipfeln auf. Mit abgeflachten Randhöhen treten sie bei 2000 bis 2100 *m* gegen das Haupttal vor, um dann plötzlich in steilen, unwegjamen Waldhängen tausend Meter tief abzufallen; und auch die Tälchen sind hinten sanft und breit, über steilen, kaum in den Hang gekerbten Mündungstücken. In ähnlicher Höhe verflachen hoch über uns die Schieferhänge der Nordseite: eine alte sanfte Flächenlandschaft in der Höhe, unabhängig vom Gestein, steht hier im Gegensatz zu dem tiefer eingeschnittenen jüngerem Tal. Ein Abbild der Flächen oben sind die Terrassen der Felder und Dörfer unten, das „Mittelgebirge“, auch sie schneiden jäh über Steilhängen ab — sie sind Reste eines späteren, tieferen Talbodens, gegenüber dem heutigen aber auch noch hoch und alt.

Am Pfarrhaus von Bannberg kündet eine Steintafel mit römischer Inschrift von frühen geschichtlichen Zeiten. Sie ist beim untersten Hofe drunten, dem Ploner, 920 *m*, gefunden worden, beim Pflügen gingen ab und zu römische Münzen her: auch der alte Verkehrsweg ist über die Höhen gegangen, hoch über der unwirklichen Tiefe; die junge

¹⁾ Tirol und Vorarlberg, II. Teil, 3. Band, S. 449.

²⁾ Früher sehr gebräuchlich gewesener Name für die Lienzer Dolomiten.

³⁾ Vom Gletscher fortgeschaffter Bergsturzschutt.

Drau gefährdet dort heute noch ab und zu StraÙe und Bahn. Die meisten Hofnamen aber sind deutsch, die vordeutsche Siedlung scheint sehr viel schütterer gewesen zu sein.

Hin und hin stehen in den Feldern, an den Hängen die „Harpfen“, sie geben der Landschaft viel kleine malerische Reize. Gerüste, die zum Trocknen des Heus, des Klees, des Getreides dienen und in ganz gleicher Art im fernsten Asien wiederkehren (Bilder 1, 2, 4).

Wir steigen vom „Oberdorf“ (Bannberg) in einen waldigen Graben ab und wandern jenseits durch die Felder hoch auf freier Höhe weiter, übers „Dörs“, 1238 m (Bild 3), und Penzendorf, 1203 m, ins „Tal“. So heißt kurzweg das erste große Seitental (Willferner Bach), das westlich Lienz von Norden kommt. Der Name hat sich übertragen auf die kleine Ortschaft, 979 m, nahe seinem Ausgang und von da auf die erste Bahnstation oberhalb Lienz.

Westlich des „Tals“ steht auf niedriger Terrasse das einsame gotische Kirchl zum hl. Korbinian (Bild 5), an ihm führt der Weg vorbei hinauf auf den breiten Bergvorsprung von Aßling, 1128 m (Bild 4). Das ist der Hauptort der Gegend. Schöne Felder wogen über die sanfte Fläche, vordeutsche Namen sind häufiger, sie deuten auf damals schon dichtere Besiedlung. „Aßling“ selbst hat nichts zu tun mit dem bairischen¹⁾, die älteste (1030) Form lautet Aznich (Aznig, Jesenice = Ahornach), es ist der letzte slawische Name nach Westen hin²⁾. Die Mundart der Lienzer Gegend, mit ihrem fast wie sie gesprochenen u, ist verklungen³⁾, das kräftigere Pusterisch hat sich durchgesetzt.

Aussichtreiche Wege, ein unterer über Heräl, 1196 m (den gleichen vorrömischen Namen gibt es für einen hochgelegenen Berghof im Eisaktal), ein oberer über Kosten (Unterkosten, 1360 m), „In der Linde“ — rechts vom Helm taucht hier die stolze Dreischusterspitze auf — und Burg, lauter kleine Weiler, führen nach St. Justina, 1209 m (Bild 6). Einsame Kirche mitten im Wald, die Höhe, wie nordisch, weitem zerstreut; sie steigen hoch den Berg hinan, die obersten bis über 1500 m. Wenn bei ihnen das Korn reift, werden auch die ersten Blätter schon gelb.

Bei St. Justina schneidet das Kristeintal tief in die Berge. Seine Sohle steigt vom Mittelgebirge weg sanft an; ein enger waldiger Graben setzt es zur Drau hinab fort. Im Hintergrunde ragen düster die Ahornhörner, 2801 m, auf, hoch oben an ihrem FuÙe verdirat sich der kleine sagenreiche Sichelsee. Von der „Linde“ sieht man auch den Döblner, 2944 m, den südlichsten Hauptgipfel der Defregger Alpen.

Der Weg biegt durch den Graben. Jenseits setzt beim Weiler Ried, 1185 m (Bild 7), von neuem das Terrassenland ein, noch breiter und schöner als bisher. Wiesen und Felder, da und dort ein Weiler, Einzelhöfe noch 300 m höher am Hang, die obersten, Kobreil (gesprochen Grabail), bei 1539 m. Immer näher rückt der Helm, immer ferner der Spitzkofel.

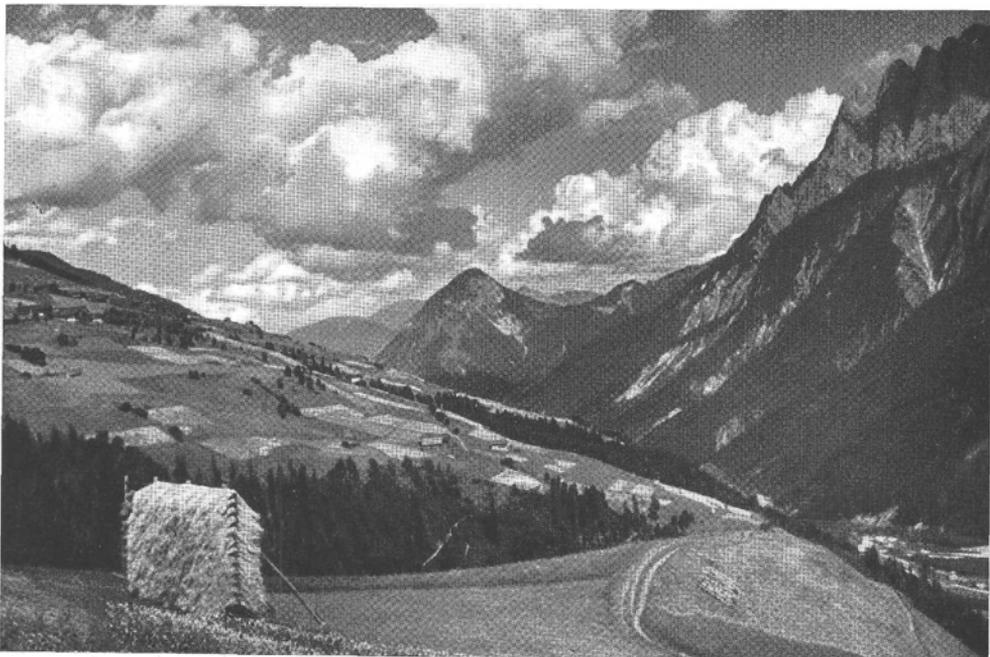
Wo die Terrasse am breitesten ist, liegt an ihrem Oberrande das Dorf Anras, 1261 m. Ein paar schlanke Pappeln entragen ihm, etwas rupfig, sie sind der hohen Lage nicht mehr ganz gewachsen. Die Häuser, bis auf kleine Bauerngärtln dicht gedrängt, schmiegen sich eigenartig ans Gelände. An die Kirche mit ihrem kurzen achteckigen Spitzturm ist das „Pfleghaus“ der Brünner Bischöfe angebaut, die hier in alten Zeiten ein Gericht und einen Sommerfisch hatten.

Anras wird schon in der ältesten Urkunde über das Hochpustertal erwähnt, mit der

¹⁾ Bei Rosenheim.

²⁾ Ich verdanke diese Angaben Herrn Dr. Karl Finsterwalder. In der Lienzer Gegend, wo sich die Wenden noch länger hielten, sind slawische Namen viel häufiger, z. B. alle die auf -ach, Dölsach, Stronach, Leisach (früher Ljubisach) usw., die nichts gemein haben mit dem deutschen Kollektivsuffix -ach bei Steinach, Stockach, Maurach, Ahornach usw. oder mit einer Uke.

³⁾ Beispiel: die Bauern der Lienzer Gegend sagen Mlieta, Ule, die Pusterer Mutta, Zui für Mutter, Bub; nach Mitteilung Herrn Karl Maisters, der längere Zeit Seelforger in Anras war, liegt die Mundartengrenze im genaueren schon zwischen Bannberg und Schrottendorf (unter Dörs).



phot. E. S. Schwanger, Wien

Bild 1. Im Drautal oberhalb Trienz

Blick von Aßling über das Gehänge von Penzendorf-Bannberg gegen den Raachtobel (Bildmitte). Links oben Penzendorf; rechts oben die „Amlacher Bretter“ (S. 166). In der Ferne links vom Raachtobel der Eberplan, rechts der Hohe Ziefen (Ausläufer der Kreuztgruppe). Vorne links eine mit Garben beladene Harpfe. Rechts unten die Drauföhle bei Bahnhofsstation Laal. S. 167



phot. H. v. Meibelsberg, Innsbruck

Bild 2. Im „Mittelgebirge“ bei Dörf

Blick drau-aufwärts auf die nebelverhangenen Ausläufer der Tienser Dolomiten (höchster Gipfel Breitenstein). Links eine Harpfe (Geergerüß). S. 168



Bild 3. Dörf (S. 168)

phot. N. v. Klebelsberg, Innsbruck



Bild 4. Blick vom Hange unter Penzendorf gegen Aßling
Draufwärts. Vorne eine Harpfe

phot. N. v. Klebelsberg, Innsbruck



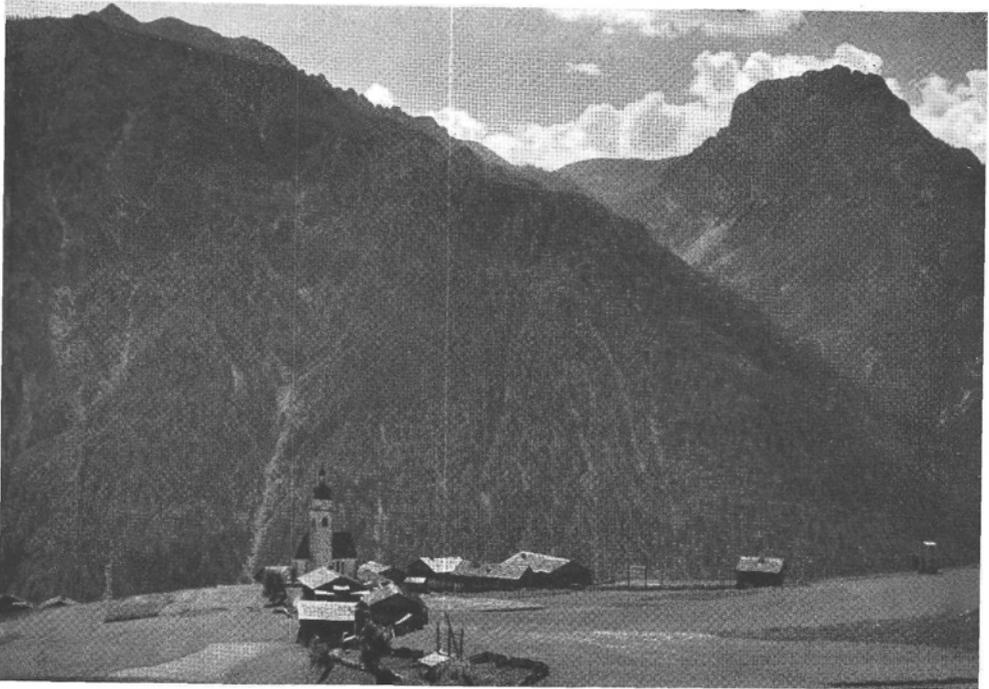
phot. H. v. Klebeisberg, Innsbruck

Bild 5. St. Korbinian, am Weg von Lal nach Afling
Drauf-abwärts. Rechts oben im Nebel die „Amlacher Bretter“. S. 168



phot. F. B. Hgwaner, Wien

Bild 6. St. Justina gegen die Lienzer Dolomiten
Drauf-abwärts. Von links nach rechts: Gamsalpesspitze, Kreuzkofel, Dabereck. S. 168



phot. B. B. Kwanger, Wien

Bild 7. Ried bei St. Justina
Niederried gegen die Ausläufer der Lienzer Dolomiten (Griesbachgraben, Rainer Berg). Zwischen Wald und Feld entschwindet die enge Liefe des Drautals dem Blick. S. 168



phot. H. v. Klebelsberg, Innsbruck

Bild 8. St. Jakob in Hintenburg (bei Abfaltersbach)
Von Osten. S. 169

der Bajuwarenherzog Tassilo II. bei seiner Rückkehr aus Italien im Jahre 769 zu Bozen das Kloster Innichen stiftete; er schenkte dem Benediktinerabte von „Scarantia“ (Scharnitz) das Gebiet vom Gsieser Bach (bei Welsberg) „bis zu den Grenzen der Slaven, d. i. bis zu dem Bache, der vom Berge von Anras kommt“. Welcher Bach das nun sein sollte, steht nicht so ganz fest, Stolz¹⁾ vermutet, der Kristeinbach bei St. Justina, der auch lange später noch als Gebietsgrenze diente, jedenfalls lag der Grenzraum im Großen ungefähr da, wo heute die Mundarten grenzen (s. o.). Wohl waren die Wenden in den vorangegangenen Jahrhunderten weiter westwärts vorgestoßen, länger gehalten aber haben sie sich nur in der Lienzer Gegend.

Jenseits eines feichten Grabens folgt das Dorf Ufch, 1185 m, inmitten weiter schöner Felder. Kleine Abfälle, Bodenwellen gliedern die sanfte breite Fläche, die Ackersteine sind fleißig zu großen Haufen zusammengetragen. Die Fluren senken sich ins Tal, der Steilhang unter ihnen läuft aus, das „Mittelgebirge“ geht in ein breites Fußgelande über, der früher düstere Talgrund erweitert sich freundlich. Wir steigen nach U f s b a c h, 982 m, ab.

Nun baut sich von der Nordseite ein großer Schuttkegel vor. Mit ihm wechselt die Landschaft. Mühsam leucht die Lokomotive hinan, auf einmal geht's in flottem Tempo weiter: der Schuttkegel hat die Drau weit hin zurückgestaut. Auwiesen bedecken eine breite flache Sohle. Vor Zeiten war's ein See, an seinem Rande lag die römische Siedlung „Mesa“ (?), noch heute heißt der Weiler Messensee.

Über den Schuttkegel ragt von niedrigem Fels die Kirche St. Jakob in Hintenburg, 1206 m (Bild 8). Nach Lage, Sage und Spuren das Erbe uralten Kults, auch die Burg, die die Höfe dahinter im Namen führen, stand wohl hier. In der Kirche sind eben reiche gotische (um 1450) Fresken aufgedeckt worden.

Dort oben ruhen die Toten. Auch für die Lebenden ist es ein schönes Ziel, mit reizvollen Blicken vor- und rückwärts. Wir wandern vom Bahnhof Abfaltersbach durch die Felder hinauf und dann an der sonnigen Lehne weiter (Sträßchen im Bau) nach T e s s e n b e r g, 1343 m (Bild 9, 10). Das ist wohl der schönste Punkt der Gegend, hoch über dem breiten grünen Tal. Gegenüber mündet Kartitsch, weit von Osten her führt der Karnische Kamm zum Helm vor. Ihm folgte 1915/17 die Alpenfront, von den Bergen am Obstanfer See, mit denen der Kamm in Sicht tritt, bog sie nach Südwesten zum Kreuzberg ab, in die Sektner Dolomiten; diese schauen rechts vom Helm mit den Zaden des Haunold, 2907 m, vor; an ihnen vorbei geht der Blick durch die Öffnung des Pustertals bis zur Hochalpe bei Dlang.

Hoch am Hange der Obstanfer Berge zieht ein Streifen hellen Gesteins allmählich schmaler und tiefer schräg durch die Seitentämme bis zu den „Weißen Knotten“ an der Waldgrenze über Hollbrud heraus — das ist der Riffkalk der Devonformation²⁾, der zu den geologischen Berühmtheiten der Karnischen Alpen zählt und weiter im Osten die großartige Felswelt des Ziegengebirges am Wolajer See aufbaut.

Kartitsch ist das Tal der tirolischen Gail, über eine niedrige Wasserscheide fährt es hinüber zur Kärntner Gail. Der ganze lange, so gerade Talzug folgt einer zweiten Fuge der Erdrinde, mit der des Drautals schließt sie die Lienzer Dolomiten ein. Bei Sillian vereinigen sich beide in spitzem Winkel, um gemeinsam weiter nach Westen zu ziehen, über Winnbach—Randellen—Frondeigen (nördlich Toblach) ins untere Gsieser Tal und bis in die Brunecker Gegend; hin und hin folgen der Fuge kleine

¹⁾ Die Lienzner Klause, ihre Anfänge und ihr eigenes Gericht. Osttiroler Heimatblätter (Lienz) 1936, Heft 5, S. 17. Über Anras vgl. auch Karl Maister: Anras, Geschichte eines alten Pfleggerichts und einer alten Pfarre. Osttiroler Heimatblätter 1924/25.

²⁾ Reihe der geologischen Formationen vom Älteren zum Jüngeren: Kambrium, Silur, Devon, Karbon, Perm, Trias, Jura, Kreide, Tertiär, Quartär. Riffkalle sind Kalle, die von Rifforganismen, z. B. Korallen, abgeleitet worden sind.

Täler, ab und zu tauchen an ihr eingeklemmte Felsen von Gesteinen der Lienzer Dolomiten auf.

Mit herrlichen Blicken über das Tal, bis gegen Vierschach hinauf, steigen wir zum alten Schlosse Heimfels ab, das malerisch über der Mündung von Billgraten thront. So wie es im Bilde der Landschaft herrscht, so gebot es als Besizer der Grafen von Görz durch Jahrhunderte über das Tal, seine Geschichte verliert sich in sagenhafte Vergangenheit.

Auf der Straße ist es dann nur mehr ein kurzes Stück bis S i l l i a n, 1080 m. Von hier bis Toblach bleiben wir im Tale. Der Wille Gottes hat zwar erst dort die Wasser geschieden, einheitlich nach Natur und Kultur steigt das Tal sanft gegen Innichen an, die Kriegsschlichter von St. Germain aber schufen das Musterbeispiel einer davon unabhängigen Grenze: sie zieht vor Winnbach quer durchs Tal. Und so wie die Dinge nun einmal liegen, empfindet es sich nicht, von Bahn oder Straße abzuweichen, zudem ist auch hier die Wanderung¹⁾ landschaftlich ein Genuß. Bei Vierschach entfaltet sich eines der schönsten Alpenbilder: über dunklen Wald steigt die Prachtgestalt der Dreischuster Spitze, 3162 m, auf, der schlanke Riesenobelisk, der zu den adeligsten Formen der Dolomiten zählt (Bild 11). Über Innichen tritt die Fadenreihe des Haunold vor, weiter in Serfen drin erscheinen Rotwand und Elfer — fern und nah ist nun der w a h r e „Dolomiten“-Zauber, er liegt in der Schönheit und Selbständigkeit der Einzelgestalten und ihrem Gegensatz zu der freundlichen grünen Umgebung.

Und I n n i c h e n selbst gibt, trotz aller Entstellung, so viel zum Sehen und Denken, daß es eine Sünde wäre, vorbeizugehen. Durch die Schenkung des Baiernherzogs Cassilo (769) war es der kulturelle Mittelpunkt Hochpustertals geworden, bis ins 13. Jahrhundert unterstand es den Bischöfen von Freising, und die romanische Stiftskirche²⁾ ist eine erste Sehenwürdigkeit weitum. Das römische Aguntum freilich ist nach Debant bei Lienz abgerückt.

Ein reizvoller Spaziergang durch Lärchenwiesen und -wald führt am Fuße des Haunold, an den Quellen der Drau vorbei, zum Bahnhof von T o b l a c h. Dort kommt aus „Höhlenstein“ die Kiens heraus — schier unmerklich haben wir die Wasserscheide überschritten. Das Tor in die Dolomiten öffnet sich. Von den Fäden des Cristallin aus leiteten die italienischen Artilleristen 1915—17 das Feuer auf die Pustertaler Bahn, noch heute zeugen letzte Ruinen davon.

Wir wenden uns vom großen Strome ab, übers „Toblacher Feld“ ins alte Dorf Toblach, 1243 m, um nun wieder auf Bergwegen weiterzuwandern. Ein Steiglein windet sich durch die Felder am Bug des Hanges zum Weiler Radsberg, 1594 m, hinauf. Hier ist großer Überblick. Unten die weiten Fluren an der Wasserscheide, über dem Wald darüber die Fäden des Haunold, noch höher, kühner das Horn des Birkenfokels. Zwischen düsteren Kulissen der tiefe Spalt von Höhlenstein, vorn im waldigen Grund blaugrün der Toblacher See, hinten flach, mit jähem Abbruch der kriegsberühmte Monte Piano, daneben die Cristallogruppe, zwischendurch in der Ferne der Antelao. Rechts vom Dürrenstein führt Prags in seine Berge, links vom Haunold schaut die Sertner Rotwand vor, dann folgt wie eine andere Welt die tiefe weite Senke des Kreuzbergs und der Helm. Ein schönstes Bild im Pustertale. Im nördlichen Abschluß ragt das Pfannhorn auf, an seinem Abhang sieht man die alte Bonner Hütte.

Der Weg steigt höher, zu den Radsberger Wiesen, um 1760 m. Ein Paradies für sich, am Höhenrande, ringsum Wald. Die Bergwelt ist entschunden, schaut nur da und dort noch zwischen den Wipfeln der Lärchen durch. Die blumigen Matten duften von Arnika und Prunellen, Wollgras sprengelt das freudige Grün. Zauber der blühenden Bergwiese. Wir durchmessen sie der Länge nach und pirschen dann auf heimlichen

¹⁾ Nicht stehen bleiben!

²⁾ Zum hl. Candidus, danach der italienische Name San Candido.

Pfaden durch dunklen Wald in eine feuchte Rammsenke („Schupfwiese“), 1700 *m*, vor, wo im Norden die Gfieser Berge erscheinen. Hier setzen von höherem Anstieg die breiten Waldböden auf dem Rücken des Eggerbergs, um 1700 *m*, ab. Der „Römerweg“ führt über sie nach Westen. Allerlei Sagen gehen da um. Die Pulte einer Moortwiese heißen „die Gräber“. Uralter Verkehr sei hier durch nach Frondeigen gegangen, als unten im Tale ein See war. Die Waldböden sind so breit, daß auch auf der großen BlöÙe der „Hellwiese“ nur eben die Gipfel der Berge über die Bäume ragen. Endlich geht es links hinab zu den obersten Höfen, hoch über Niederdorf (Ober-Hell), 1550 *m*, und nun tritt wieder das grüne Tal mit den Dolomiten vor uns. Wunderbar ragt der Birkenlofel in die Luft, kaum bekannt und doch der schönsten einer. Offen liegt Prags da, der Dürnstein mit seinen gotischen Fialen, die breite schneegetreifte Wand der Hohen Gaisl, dazwischen durch, über der Pläzwiese, das berühmte Bild (12) des Cristallo. Rechts, über Neuprags, das scharfe Ed des Seetofels. Und mit der Rienz geht der Blick weit nach Westen, bis Meransen; fern die Gletscher von Ridnaun. Beim äußersten der Höfe, dem Rarmann, 1410 *m*, wird auch die Sicht nach W e l s b e r g hinab frei, zum Reichtum der Natur wieder reiche Kultur, Felder, Kirchen, Dörfer.

Rasch steigt nun der Weg an die Gfieser Mündung ab, wo der hohe Wachturm des Schlosses Welsberg hervorragt — wie einst das Geschlecht der Grafen von Welsberg in der Geschichte Tirols. Aus Gfies ist der Kapuzinerpater Joachim Haspinger gekommen, der Kampfgeist von 1809.

Nach so viel Glanz und Sonne wie am Eggerberg bringt ein stiller, beschaulicher Gang an der Schattseite willkommenen Ausgleich. Er führt, im Kleinen reizvoll, von Welsberg, 1085 *m*, durch Wald und Feld am Berghang hin, über Waldbrunn, das alte Welsberger „Wildbad“, Ried und den Sallerhof nach Olang, 1023 *m*.

Die Weitung von O l a n g ist wieder Alpenlandschaft großen Stils. Weite Felder um die Dörfer, Kirchen, Höfe bis an den Hang. Die Dolomitberge im Süden sind zwar bescheiden (um 2500 *m*), ihnen gegenüber aber ragt im Talschluß von Antholz gewaltig der Hochgall, 3440 *m*, auf; tief und breit führt das Tal hinein, mit Fluren und Ortschaften auf der Sohle, an den Steilhängen Wald; weiÙe Säume an den hohen Graten künden die Gletscher dahinter. Zentralalpen und Dolomiten sind hier mit der weiten fruchtbaren Niederung — es ist eine der Kornkammern des Pustertals — zu einer großartigen Einheit verbunden.

Das A n t h o l z e r T a l ist volkskundlich eine Grenze. So einheitlich dem Fremden Pusterer Art und Sprache von der Lienz bis zur Mühlbacher Klause scheinen mögen, im genaueren gibt es Unterschiede, die sich hier begegnen. Es ändert sich in Feinheiten die Mundart, es verschwinden die Harpfen, es wechselt auch wieder die Hausform. Aus der Gegend von Anras bis hierher überwog das Einheitshaus (Wohn- und Wirtschaftsbau unter einem Dach), nun nimmt wieder, wie von Lienz bis über Aßling, das Doppelhaus überhand (Wohn- und Wirtschaftsbau getrennt).

Im Schatten des Bergfußes wandern wir nahe ober der Bahnlinie entlang durch „das Olinger Ried“ weiter gegen Bruned zu. An der Sonnseite drüben liegen Kirchen und Dörfer. Aus den Vorbergen der Rieserferner kommt das Tal Oberwielenbach. An seiner Mündung in die Rienz ist in großen SchuttblöÙen ein Stück Eiszeitgeschichte erschlossen. Auf alten Rienzschottern, die aus der letzten Zwischeneiszeit stammen und bis auf die Terrasse von Wielenberg, 1140 *m*, hinaufreichen, liegt hier, bis in den Talgrund hinab, Moräne der letzten eiszeitlichen Vergletscherung. Wie in vielen großen Alpentälern ist auch hier eine mächtige interglaziale Einschotterung erfolgt, schon vor dem Schwinden der letzten Vergletscherung aber waren die Schotter größtenteils wieder ausgeräumt worden. Aus dem Waldbhange hoch oben schaut eine andere BlöÙe vor, dort sind aus Moränenschutt schöne kleine Erdpyramiden mit Deckstein, nach Rittner Art, gewachsen.

Nach der hohen Bahnbrücke von Percha treten die Berge auseinander. Der Talgrund ist zu breiten Flächen mit schönen Feldern aufgeschüttet. Tief unter ihnen ist ein älteres Bett der Rienz begraben; der Fluß hat den alten Weg nicht wieder gefunden und sich an der Lambrechtsburg vorbei eine enge Schlucht in den Fels geschnitten — durch sie geleitet eine schattige Promenade kürzesten Wegs nach Bruned hinaus.

Schöner ist's, links auf die Terrasse von Reischach hinauszuwandern. Kilometerweit verflacht hier das Gelände am Bergfuß, im Anblick der großzügigen Landschaft von Bruned. Tief und breit zieht das Tauferer Tal zu den Gletschern hinein, Löffler und Reibachspitze schließen es ab; über Randhöhen erheben sich, von den Rieserfernern her, die dunklen Schrosen der Windschar und des Fensterletkofels. Auf der andern Seite zieht eine lange Flucht von Vorbergen westwärts, die letzten der Gipfel dort, Eidecks, Gitsch und Gaisjoch, schauen schon nach Brigen hinab. Am Fuße zieht das längste und schönste der Mittelgebirge des Pustertals, das von Pfalzen, hin (Bild 13).

Das engere Weichbild mit seinen Ortschaften, Kirchen, Burgen, Anstalten, Höfen ist reizvoll, kein Wunder, daß es von altersher Siedler und Herren anzog. Im Rund der Berge kommt hier Fläche gegen Hänge auf, triumphiert Kultur dank Natur. Wenn das Getreide in schweren Garben die Scheunen füllt, wird Schwarzpflanz gebaut — aufs neue erblühen im Herbst die Fluren in duftigem Rosarot, noch einmal stehen Mannln in Reih und Glied. Dreimal werden die Wiesen gemäht, Heu, „Grumat“, „Pofl“, dann weidet erst noch das Vieh, wenn es von der Alm heimkehrt, die schönen Pusterer Röhre, sattbraun oder schwarz mit weiß; goldig läßt die Abendsonne das frische Herbstgrün leuchten, die Glocken klingen, die Geißel knallt, oder der Hütterbub sinntrübt in den Tag hinein. So weit dehnen sich die Felder, daß ländliche Sittsamkeit mitten drin kleine Hüttchen erstehen ließ. Trockene Wälder steigen hoch die Berge hinan, Höhe bis 1650 m, einer hoch über der Mündung des Tauferer Tales drüben heißt der Hirschbrunner — leider ist nur mehr der Brunnen da, die Hirsche sind verschwunden¹⁾. Fast lüdenlos kleidet der Wald die Schattseite, über Reischach, ober Holz steht das alte Bruneder Alpenvereinshaus. Hinter dem Berge wohnen die Ladinier, sie haben ihm den treffenden Namen *Plang de corones* (Kronplatz) gegeben.

In der Mitte der Weitung thront auf einem Hügel das Schloß Bruned, das heute noch den Bischöfen von Brigen gehört, deren einer, Bruno, 1251 die Stadt gegründet hat. Der Hügel besteht aus splitterigem grauweißem Kalk, wie es ihn sonst weitum nicht gibt — er ist der letzte, westlichste Ausläufer des Karnischen Kammes, wo ähnliches Gestein, der Riffalk der Devonformation, zuletzt Königswand und Kniqat in Kartitsch aufgebaut hat und die „Weißen Knotten“ über Hollbrud, die uns von Tessenberg aus aufgefallen.

Eine frühe Erinnerung an die wichtige Verkehrsfrage Bruneds knüpft sich an das Dörfchen Stegen, nahe außerhalb der Stadt, wo einst (1027), nach seinem Rückzuge aus Italien, Kaiser Konrad der Salier dem Bischof Hartwig von Brigen die Schenkungsurkunde ausstellte, die für die Zukunft des Bistums grundlegend ward. Vielleicht noch älter her leitet sich der große Stegner Markt, der hier alljährlich abgehalten wird, nach Sommerende, wenn alles von den Almen zu Tal gezogen ist.

In Stegen, nächst seiner schönen gotischen Kirche, überschreiten wir die Gletschertrübe Abt aus dem Tauferer Tale — sie führt mehr Wasser als die Rienz —, um uns dem Mittelgebirge von Pfalzen zuzuwenden. Breit setzt es ein, in ähnlicher Höhe wie Reischach, durch waldige Ränder vom Tale getrennt. Sanft steigt der Weg hinan. Im Rückblick begrenzen, wunderbar duftig, die Sertner Dolomiten den Blick, Haunold, Dreischusterspizze, Birkenkofel, ferne Verklärung über fruchtbarer Flur.

Auf den Böden der Wälder hat ein letzter Tauferer Gletscher Mengen von Granit-

¹⁾ Die letzten in den Jahren vor dem Kriege.



phot. H. v. Meibelsberg, Innsbruck

Bild 9. Das Gehänge von Lessenberg

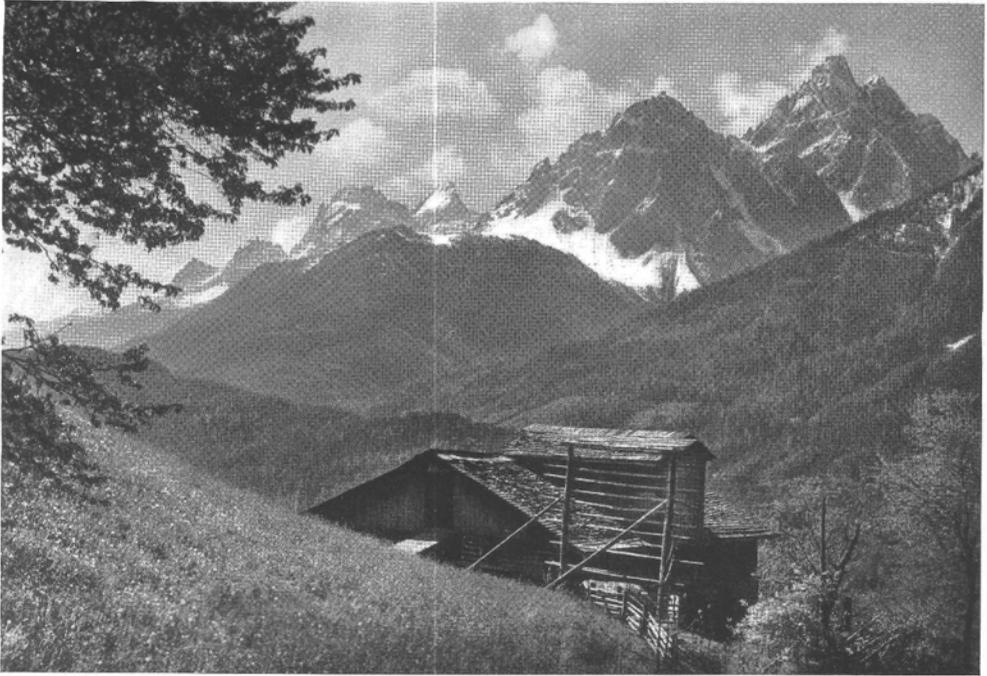
Blick von der Kirche (Bild 10) ostwärts gegen die Lienzer Dolomiten (Frauentalack, Eggenkofel, Breitenstein). S. 169



phot. H. v. Meibelsberg, Innsbruck

Bild 10. Lessenberg bei Sillian

Gegen die Ausläufer des Karnischen Kamms (letzte Kuppe rechts Helm), rechts darunter Felder und Höfe südlich über Sillian. S. 169



Phot. W. Knoll, Bozen

Bild 11. Die Sextner Dolomiten von Innichberg

Von rechts nach links: Dreischuster Spitze, Gföll (davor das Innerfeldtal), Eisfer, Rotwand (vor beiden führt rechts hinein das Fischleintal), Neuner, Paperkofel, Kreuzbergfenke. Die Höfe von Innichberg liegen am Hange nördlich Innichen



Phot. L. Fränzl, Bozen

Bild 12. Blick vom Eggerberg ins Pragser Tal

Von links nach rechts: Lunkofel, Dürrenstein, Piz Popena, Monte Cristallo (über der Senke der Plägwiese), Hohe Gaisl, Daum (borne), Rote Wand; vorne unten die Mündung des Pragser Tals ins Pustertal zwischen Niederdorf und Welsberg. C. 171

blöden gestrandet, die kurz zuvor vom steilen Berghang auf ihn niedergebrochen waren; sie haben vor hundert Jahren die Quader zum Bau der Franzensfesten (1833—1838) geliefert, auch manch schöner Brunnentrog bei den Bauernhöfen, bis 6 m lang aus einem Stück, ist aus ihnen gehauen.

Rechts in den Feldern lodt den Kunstkenner die einsame Kirche St. Valentin, wenig weiter folgt das Dorf Pfalzen, 1022 m, im Brennpunkt des reich bebauten Geländes. Von den Anhöhen einer gehörte den Grafen von Görz, die einst (bis 1500) auch hier geboten. Die Mehrzahl der Höfe ist weit verstreut, oberste, Platten, fast 1600 m, schauen hoch über dem Steilhang vor. Die Namen sind meist rein deutsch, einzelne endigen auf *ing*.

An Issing und seinem kleinen künstlichen See vorbei wandern wir in leichtem Anstieg zur Ruine des alten Schlosses Schöneck, 1059 m, einem Glanzpunkt der Gegend. Tief unten fließt die Rienz an Ehrenburg vorbei, im Gadertale drin ragt der Heiligkreuzkofel auf, fern im Osten winkt links vom Haunold noch der Helm vom Karnischen Kamm. Im Schlosse Schöneck kam aller Wahrscheinlichkeit nach (um 1377) der Minnesänger Oswald von Wolkenstein zur Welt¹⁾, dieser Kronzeuge Südtirols in der deutschen Dichtkunst des Mittelalters; sein Vater war hier Schloßhauptmann in Görzischen Diensten.

Wenig weiter liegt auf freier Höhe die Kirche von Hofern, 1174 m. Einsam, nur von einem Hause bewacht. Die übrigen Höfe sind weitum zerstreut. Die Kirche ist berühmt durch einen gotischen Schnitzaltar aus der Schule Michael Pachers, dieses ganz Großen, dessen Heimat zu sein der Stolz Bruneks ist. Wer könnte da vorbeigehen. Aber Kirche und Haus sind versperrt, niemand ist zu finden. Da schmaukt eine abgeraderte Bäuerin den Hügel herauf, sie kommt eine Stunde weit her von einem Hofe in Terenten drüben, um „zwölfe zi laitn, . . . der Mesna isch hainte mit di Zuibn afn Märsch, hân lei i hear giehn gemiet“, sie holt den Schlüssel aus dem Versteck und öffnet. Der Geist des Meisters von St. Wolfgang, des Bildhauers und Malers, spricht zu uns, Ehrfurcht gilt dem Mann, dessen Name aus der engen abgeschiedenen Alpenheimat über Deutschlands Grenzen hinausgedrungen ist.

Die Natur gibt ein Gleichnis. Herrlich liegt sie, Pachers Heimat, vor uns, im Glanz der Mittagssonne, das Pfalzer Gelände mit seinen Fluren und Kirchen, die Bruneder Gegend mit den Berghöfen hoch hinan, bis zu der zarten bleichen Felsenfrone im Osten, über den dunklen Wäldern des Gadertals steigen geheimnisvoll die Eneberger Dolomiten auf — eine abgeschiedene Herrlichkeit, auch wert, berühmt zu sein.

Wir nehmen Abschied von der Bruneder Gegend und dem Hochpustertal, Waldberge schließen wieder das Gadertal, und kommen in eine neue Landschaft westwärts. Der Rahmen ist einfacher, die Nähe aber reizvoll belebt und gegliedert. Hügel und Mulden — nicht umsonst heißt die Gegend Pichlern —, Wald und Feld, da und dort ein Bauernhof, rote Geranien leuchten zum dunkeln Samtbraun des Gebälks. Das tiefere Tal entschwindet dem Blick, so breit dehnt sich das Mittelgebirge; das Hüben verfließt mit schmälern Bestimmen drüben, am Gezenberg, zu der Landschaft, in deren Höhe einst, vor der Eiszeit, die Talsohle verlief. Aus den Bergen im Norden kommen kurze Täler, dunkle Gipfel ragen hinten, der Weg biegt ein und wieder aus, im schattigen Grunde stehen Mühlen. Im Westen säumen die Sarntaler Alpen das Bild.

Wo die Terrasse am schönsten, breitesten ist, frei offen nach Westen, liegt die Kirche von Terenten, 1211 m (Bild 14). Nur wenige Häuser stehen bei ihr, die anderen sind weit zerstreut. Unterhalb steht einsam im Walde das alte romanische Kirchlein St. Zeno, 1111 m, hinter den Hügeln und Feldern, am Rande gegen Pfunders verbirgt sich Margen, 1322 m, die Kirche wieder mit einem schönen Flügelaltar²⁾.

¹⁾ Vgl. U. Graf v. Wolkenstein, „Schlern-Schriften“ 17 (1930).

²⁾ Die Einheimischen sagen: wir gehen „ins Margen“.

Terenten zählt zu den Bergdörfern, die man nirgends aus dem Tale sieht. Um so idyllischer, abgelehener ist es auf der freien Höhe. Von den Bergen im Norden tritt einer näher vor, die Eidechs oder Hegeder, 2740 *m*, im Lande berühmt wegen ihrer Aussicht; man sieht von ihr gleich gut nach Brigen wie Bruned, darüber hinaus geht der Blick ins Hochpustertal bis zum Haunold und Helm; in prachtvoller Reihe stehen die Dolomiten, auf der anderen Seite, schon zum Greifen nahe, die Gletscher des Zillertaler Hauptkamms. Den gleichen Vorzug der Lage im Schnittpunkt der großen Täler genießt die runde Kuppe des Gitsch, 2509 *m*, über dem tiefen Einschnitt des Pfunderer Tales drüben.

In den Bergen hinter der Eidechs schlummern stille, verborgene Reize, kleine Seen spiegeln Hochgebirgs einsamkeit. Terenten und die Terentner (sprich Terner) Berge — ein Platz für stille Genießer. Der Hasenwirt weiß zu erzählen von der Begeisterung, die die Brigner Bergsteiger in diese Berge und aus ihnen dann wieder heim in die alte Bischofsstadt trugen¹⁾.

Ein abwechslungsreicher guter Weg führt von Terenten gegenüber St. Seno vorbei an den Abfallstrand, über Obervintl, vor — der „Krapfenbüchel“ hier ist amtlich in „col rotondo“ umgetauft worden — und dann in bequemem Abstieg nach Nieder-
v i n t l, 756 *m*, hinab.

Am tiefen Einschnitt des Pfunderer Tales, das hier weit von Norden, doch nicht mehr ganz vom Hauptkamm der Zillertaler Alpen kommt, schneidet das Mittelgebirge ab. Jenseits, am Fuße des Gitsch, setzt es sich fort in die breite hochgelegene Terrasse von Meransen, 1419 *m*; es steigt, schon von Pfalzen her, entgegen dem Sinne des Tales, allmählich von Osten nach Westen an: es folgt der Oberfläche des großen Granitmassivs („Brigner Granit“), das sich in gleicher Richtung zu den Höhen nördlich Franzensfeste erhebt; der Eisak hat darein die Schlucht der Sachsenklemme geschnitten.

„In der Vintl“ läuft das Pustertal nach Westen aus. Die breiten grünen Auen der Sohle endigen, die steilen Berghänge rücken einander näher, das Tal verengt sich zur Mühlbacher Klaus, dem Gegenstück der Lienzer Klaus. Beide waren einst Görzischer Besitz. Hier ist auch der „Hachstein“, der schon in einer Urkunde vom Jahre 1000 als Grenze zwischen den alten Grafschaften Norital (Eisaktal) und Pustertal erwähnt wird. Jenseits spricht man wohl noch von „Mühlbach im Pustertal“, in Wirklichkeit aber beginnt dort mit den ersten Weinbergen und Edelkastanien schon die Landschaft des Eisaktals. Auch Pusterer Mundart und Siedlungsform verlieren sich mit der Klaus, nur auf den Höhen von Meransen klingen sie noch stark nach.

Dahin setzt sich für ein schönes Endstück unser Bergweg fort. Er führt mit hübschen Kleinbildern (Bild 15), meist durch Wald, zu den Höfen von Unterferges, 1100 *m*, hinauf, dann hoch an steilem Hang, mit herrlich wachsendem Blick ins Eisaktal, weiter. Karge Bauerngüteln schweben hoch über der Tiefe.

Endlich treten wir nach langem Gang am steilen Hang auf die sanften Flächen von Meransen, 1419 *m* (Bild 16), hinaus. Schon aus der Bruneder Gegend haben wir weit im Westen die hochgelegene Kirche gesehen — nun liegt ganz frei das Eisaktal vor uns und am Horizonte über ihm kehren mit neuen Gestalten die Dolomiten wieder: der Peitlerkofel, die Fernedatürme, der Langkofel und ganz im Süden die feste ruhige Form des Schlern. Märchenhaft, wenn im Mondschein der Silbersaden der Lienz herausglänzt und unten die Lichter der alten Bischofsstadt schimmern, noch schöner aber doch im Sommer Sonnenscheine, wenn über ihr die Kirchen und Dörfer auf den Mittelgebirgen leuchten und hoch hinauf bis an den dunklen Wald die Fenster der Berghöfe glitzern, reifende Felder das Grün der Wiesen mustern — ein Siedlungsbild aus

¹⁾ Am Tiesfrastensee, 2311 *m* (3 $\frac{1}{2}$ Stunden von Terenten), die von der ehemaligen Alpenvereinssektion Brigen erbaute Fritsch-Walde-Hütte (unbewirtschaftet).

deutschem Süden, wie es schöner, reicher nicht zu denken ist. Über mehr denn tausend Meter Höhe verteilen sich die Wohnstätten der Menschen, seit mehr denn tausend Jahren betreten hier deutsche Bergbauern die Scholle und hüten, wovon wir seit gestern reden: Blut und Boden. Leuchtet uns später einmal an farbenfrohem Herbsttage im Nebengelände des „Koblenz der Räter“¹⁾ die Kirche hoch von Meransen, so wird es die Erinnerung an ein unvergeßliches Erlebnis sein. Zum Beginn unserer Wanderung verbindet weit im Osten der Helm.

In der Kirche von Meransen werden die heiligen drei Jungfrauen „Aubet, Cubet und Guerre“ verehrt, die es auf ihrer Flucht vor dem Hunnenkönig Attila hierher verschlagen hat; auf dem steilen, heißen Pflasterwege von Mühlbach herauf, der „Rahenleiter“, sind sie ermattet zusammengebrochen; da sprudelte ein Quell aus dem Felsen und der Kirschbaum, in dessen Schatten sie ruhten, „neigte ihnen fruchtbeladene Äste zu“ — heute noch heißt der Platz die Jungfernrast, eine kleine Kapelle, zur Quelle und dem Kirschbaum, erinnert daran²⁾.

Die Bauern von Meransen flechten sich für den Sommer eigenartige napfförmige Strohhüte, an denen man sie, auf dem Markt z. B., gleich erkennt. Auch sonst haben sie, z. T. gemeinsam mit ihren Nachbarn in Pfunders und Bals, manche Besonderheit. Ihren Behausungen bleibt man im allgemeinen lieber ferne; da herrscht im Winter ein Gemeinschaftsgeist, der jenseits unserer Vorstellung liegt — man kann Menschen, gesunde und kranke³⁾, jüngste und älteste, Schweine und Federvieh bei Tag und Nacht in einer überheizten, nie gelüfteten Stube beisammen finden. Wenn es schon damals so gewesen sein sollte, dann hätten sich die heiligen drei Jungfrauen zum Schutz ihrer Reinheit nicht gerade den reinsten Platz ausgesucht.

So verlockend im übrigen die Jungfernrast an sich wäre, der Rahenleiter gehen wir doch lieber aus dem Weg und steigen zum alten „Valler Badl“, 1180 m, ab, das sich „gegen Steifheit und Lähmung der Glieder sehr bewährt“ — leider ist auch das nur mehr Sage, nur die Bäume stehen noch, die den Badegästen Schatten spendeten, und der Valler Bach rauscht wie ehedem — lange haben wir's nicht mehr so rauschen gehört — über die großen Granitblöcke hinab. Aus dem Hintergrunde schaut die Wilde Kreuzspitze, 3135 m, vor.

Auch vom Valler Badl geht es dann noch steil genug im Grunde des Tales nach Mühlbach, 777 m, hinab. Wo wir aus der waldigen Enge hinaus ins Rienztal treten, da wölben ein paar Edelkastanienbäume ihre hohen Kronen empor und schmale Mauerstreifen am Hange zeugen vom Weinbau, der hier früher noch verbreiteter war als heute. Vorne springt auf hohem Fels die alte Feste Rodened vor, Berge von Brigen schließen den Rahmen. Es beginnt das Land des Südens.

Winke und Angaben

Allgemeines. Die Wanderungen von Trient bis Mühlbach sind ebenso wie die „Südtiroler Mittelgebirgswanderungen“ (Zeitschrift des D. u. S. V. B. 1933—1935) in erster Linie für den Zweck der Darstellung aneinandergereiht. Sie tatsächlich in einem Zuge durchzuführen, empfiehlt sich nur für den, der für Wanderungen dieser Art eine besondere Vorliebe hat. Sonst ist es richtiger, wahlweise, je nach Reise- und Aufenthaltspan, bald das eine, bald das andere Stück herauszugreifen.

¹⁾ So hat Ludwig Steub Brigen genannt (Zusammenfluß von Etsch und Rienz).

²⁾ Hier heißen sie Aubet, Wilbet, Werbet; im Dom zu Worms, wo ihr Grabmal steht, Einbede, Warbede, Willibede. Im Rathaus zu Sterzing sind die „drei heiligen Jungfrauen von Meransen“ in einem Epitaphgemälde dargestellt (Weingartner S. 126). In Meransen leiten sich von ihnen seltsame Taufnamen her, z. B. ruht im Friedhofe eine „Quere Hofer“.

³⁾ Eine Merkwürdigkeit bei der so gesunden hohen Lage voll Luft und Licht: durch Jahrzehnte war in Meransen Typhus endemisch.

Karten. Österreichische Karte 1:50000, Blätter Lienz, Hopfgarten; Alte Österreichische Spezialkarte 1:75000, Blätter 5348 Toblach—Cortina d'Impezzo, 5248 Bruneck, 5247 Sterzing—Franzensfeste; Carta d'Italia 1:100000, Blätter (fogli) VII Monguelfo (Welsberg), VI Bressanone (Brigen); Tavolette 1:25000 Dobbiaco (Toblach), S. Martino in Casies (Gries), Monguelfo (Welsberg), Valdaora (Dlang), Brunico (Bruneck), Vandoies di sotto (Niedervintl), Vallarga (Wettental), Fortezza (Franzensfeste), Valles (Vals).

Entfernungen, Höhen, Wege, Unterkunftsmöglichkeiten

Lienz, 678 m — Lelsach, 710 m, $\frac{1}{2}$ Std. — Bannberg, 1762 m, Wirtshaus Baumgartner, $2\frac{1}{2}$ Std. — Dörsil, 1242 m, $\frac{3}{4}$ Std. — Penzendorf, 1202 m, 10 Min. — Kirche Tal, 979 m, $\frac{1}{2}$ Std. — Tal, 20 Min. (Gasthaus Willkerner Tal am Ausgang des „Tals“, 825 m; zur Bahnstation Tal 10 Min.) Zusammen $4\frac{1}{2}$ —5 Std.

Wer von Penzendorf nach Aßling will, folgt dem Weg in der Höhe ins „Tal“ hinein bis hl der Schrift „Aßlingtal“ der Karte, steigt dann auf einem Fußweg zur „Weiler-Säge“ ab und wenig weiter talaus vom „Lodenwalcher-Häusl“ wieder nach Aßling an, 1 Std.

Tal, Gasthaus Willkerner Tal, 825 m — St. Korbinian, 880 m, 10 Min. — Aßling, 1128 m, Gasthaus Schett, Pafler, 1 Std. — St. Justina, 1209 m, Gasthaus Kahler, unter der Kirche, auf dem unteren Weg $1\frac{1}{2}$ Std., auf dem oberen $2\frac{1}{4}$ Std. — Ried, 1185 m, 20 Min. — Anras, 1261 m, drei einfache Gasthäuser, 1 Std. — Aßch, 1185 m, $\frac{1}{2}$ Std. — Abfalterbach, 982 m, Gasthaus Postligner, $\frac{1}{2}$ Std. Zur Bahnstation, 1036 m, $\frac{1}{2}$ Std. Zusammen 5—6 Std.

Abfalterbach (Bahnstation), 1036 m — St. Jakob in Hintenburg, 1212 m, $\frac{3}{4}$ Std. — Tessenberg (Kirche), 1341 m, $1\frac{1}{4}$ Std. — Sillian, 1080 m, 1 Std. Zusammen 3 Std.

Dorf Toblach, 1243 m (von der Bahnstation $\frac{1}{4}$ Std.; Gasthölse) — Radsberg, 1594 m, 1 Std. — Radsberger Wiesen, um 1760 m, $\frac{1}{2}$ Std. — Oberhell, 1550 m, $1\frac{1}{2}$ Std. — Karmann, 1410 m, $\frac{3}{4}$ Std. — Welsberg, 1085 m, $\frac{3}{4}$ Std. Zusammen $4\frac{1}{2}$ —5 Std.

Am Beginne der Radsberger Wiesen verliert sich der Weg. An ihrem Westende steht im Wald eine alte rotweiße Markierung des früheren Verschönerungsvereins Welsberg ein, die, eben noch wahrnehmbar, zur Schupfwiese führt (immer in der Höhe bleiben, nie links absteigen!). Von da breiter Weg zur Hellwiese (große Waldbühse), dann allmählich absteigend am Oberrand der Felder des Oberhell vorbei und stärker hinab zum Mitterhell; hier nach dem Weiterweg fragen: in annähernd gleicher Höhe entlang durch Wald, an kleinen Höfen (Klein-Sinne) vorbei zum Karmann.

Welsberg, 1085 m — Welsberger Ried, 1160 m — Gellerhof, 1241 m — Dlang, Ober-, Mitter- bis Nieder-Dlang, 1023 m, Pfarrwirt, 2 Std. — Dlanger Ried, 1018 m — Reischach, 954 m, Gasthaus Rappler, 2 Std. — Bruneck, 835 m, $\frac{1}{2}$ Std. Zusammen $4\frac{1}{2}$ Std.

Bruneck, 835 m — Pfalzen, 1022 m, Wirtshaus, $1\frac{1}{2}$ Std. — Rutne Schöned 1059 m, $\frac{3}{4}$ Std. — Hofern (Kirche), 1174 m, $\frac{1}{2}$ Std. — Terenten, 1211 m, Hajenwirt, $1\frac{1}{4}$ Std. — Niedervintl, 756 m, (Gasthaus zur Rose, Bahnstation), $1\frac{1}{4}$ Std. Zusammen 5— $5\frac{1}{2}$ Std.

Niedervintl, 756 m — Unterferges, Stödel, 1100 m, $1\frac{1}{4}$ Std. — Untere Höfe von Oberferges, Felder, 1330 m, $\frac{3}{4}$ Std. — Meransen (Kirche) 1419 m, Gasthaus Hofer, $1\frac{1}{2}$ Std. — Valler Badl, 1180 m, $\frac{1}{2}$ Std. — Mühlbach, 777 m (Gasthäuser, Bahnstation), $\frac{3}{4}$ Std. Zusammen $4\frac{1}{2}$ —5 Std. Gut markiert Vintl—Valler Badl rotgelb (das frühere Rotweiß wurde behördlich verboten) mit Nr. 11.

In Mühlbach schließt „Südtiroler Mittelgebirgswanderung“ 6 (Zeitschrift des D. u. S. U. V. 1935, S. 207) an.

Schrifttum

- R. Maister und J. Walder, Führer durch Osttirol, Innsbruck (Tyrolia) 1932.
 J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, Band I, Wien (Hölzel), 1923.
 J. J. Staffler, Tirol und Vorarlberg, II. Teil, 3. Band, Innsbruck (Rau), 1842.



phot. E. Bräunzl, Bogen

Bild 13. Reischach bei Bruneck gegen Westen

Über den weiten Feldern mit dem Dorf in der Mitte in der Ferne rechts oben Kirche und Häuser von Pfalzen, von wo das „Pfalzner Mittelgebirge“ nach Westen zieht; hoch darüber, s. L. noch mit Schnee, die Eidechaspitze, hinter ihr der Einschnitt des Pfunderer Tals. Der Gitsch, die runde Kuppe rechts über der Kirche von Reischach, dacht nach links zur Hochfläche von Meransen ab. Bruneck liegt rechts außerhalb des Bildes



phot. H. Largažolli, Brixen

Bild 14. Terenten gegen die Carntaler Alpen

Am westlichen Ende des „Pfalzner Mittelgebirges“, vor dem Einschnitt des Pfunderer Tals (vgl. Bild 13). Der mittlere Gipfel ist die Karspizze über Franzensfeste. S. 173



phot. H. v. Klebelberg, Innsbruck

Bild 15. Oberhalb Niedervintl, am Weg nach Serges
Vor den waldigen Höhen des Sehenbergs verbirgt sich in der Tiefe (unterster Nebel) der Einschnitt des Rienzstals. ©. 174



phot. H. v. Klebelberg, Innsbruck

Bild 16. Meransen gegen Westen
Über 600 m hohen umwegsamen Steilhängen links weite sanfte Flächen mit Feldern und Siedlungen. In der Ferne, jenseits des Eisfals, die Karspitze (Carntaler Alpen). Vorne geschneitete Bergese

Aus der Fleimstaler Porphyrfette

Von Dr. Hans Kiene, Bozen

Allgemeines

Rast zwei Jahrzehnte hindurch habe ich mit meinen Bergameraden alljährlich im Frühling und im Herbst die verschiedenen Teile der Fleimstaler Porphyrfette besucht, die meisten ihrer Gipfel erstiegen, die meisten ihrer Pässe überschritten, alle ihre Täler durchwandert. Auch in den ihr benachbarten Gebieten des Bocche-Stodes, der Cima d'Alta und Costabrunella sowie der Palaiier Berge haben wir Touren unternommen. Über zerfallende Kriegsstraßen haben wir das bergflüchtige Auto unseres Freundes Mahlknecht mitleidlos emporgeschunden, auf mancher jener idyllisch gelegenen Malgen haben wir bei guten, einfachen Menschen gastfreundliche Aufnahme gefunden; an den Gestaden vieler einsamer Hochseen ließen wir uns zur Rast nieder und in lähnen Wänden, auf zersplitterten Graten und schroffen Gipfeln bewunderten wir die klühen Stellungen der österreichischen Frontlinien im Weltkrieg, erblickten die immer mehr und mehr verwehenden Spuren des erbitterten Hochgebirgskampfes, der in diesem Abschnitte den Namen Cauriol mit dem Glorionschein einer *Zona sacra* umwob. Prächtige, seltene Alpenblumen brachten wir stets heim aus jenen einsamen, schwarzen Bergen, denen immer noch ein Feiertag des Berglenzes und des Bergherbites gehört, auf den wir uns besonders freuen. Wenn auch zwischen diesen beiden Tagen stets größere alpine Erlebnisse die Sommerzeit in den wildzackigen Dolomiten oder in den gewaltigen Gletschern ausfüllten, so blieben uns die Erinnerungen an die turkistisch bescheideneren Touren in den Fleimser Porphyrbirgen, die Wunder des frühen und des späten Jahres dortselbst, dennoch stets lieb und wertvoll und stärkten jedesmal aufs neue unsere Anhänglichkeit an jene eigenartige Landschaft, nährten aufs neue in uns stille Begeisterung für Naturschönheiten, die nur dort zu finden sind in jenen Bergen, welche im breiten Gürtel der südlichen Alpen einen ganz eigenen Platz einnehmen und zumal als Berge alten, vulkanischen Ursprungs in lebhaftestem Gegensatz zu den hellen Dolomiten und dem rosaroten Granit der Cima d'Alta stehen, von welchen sie eingeschlossen sind.

Von Bozen aus sind die Berge der Fleimstaler Porphyrfette zum Wochenende leicht erreichbare Ziele, besonders wenn man einen eigenen Kraftwagen hat. Aber auch die im Kriege erbaute und nach dem Kriege elektrifizierte Bahn Auer—Cavalese—Predazzo und die an sie anschließenden Autolinien (Bozen—Lavazé—Cavalese, Predazzo—Rollepass) bringen rasch an jene Berge heran. Zahlreiche Nebentäler sind dank des Krieges, oft wohl nur schlecht und recht, mit Auto befahrbar: das Cadintal von Molina bis knapp unter den Mänghenpass einer-, bis unter Malga Cazorghé anderseits, das Caveloutetal von Ziano bis Malga Loázzo, das Sádoletal bis Malga Sádole, das Valmaggioro von Predazzo über Malgöla, im Süden das Ciatal bis hinter Caoria, das Calamentotal bis Malga Baessa und das Palaiier Tal. Ein Netz von Kriegssteigen zieht von beiden Seiten bis auf die Gipfel hinan. Zwischen Cadino und Calamento fehlen nur die wenigen Kilometer über die sanfte Senke des Mänghenpasses, um eine neue, landschaftlich prächtige, kurze Straßenverbindung zwischen dem Etschtale und der Valsugana, zwischen Bozen und Venedig zu schaffen.

Die reizvollere Seite der Kette ist unstreitig die dem Fleimstale zugekehrte Nordseite. Dort vermitteln zahlreiche, tief eingeschnittene Täler und Gräben jene Zugänge zu den Pässen und Gipfeln, über welche von Osten nach Westen, vom Rollepaß bis zu den Palajer Bergen, die einstige Front österreicherseits lief. Die verschiedenen Stappenwege, Saumpfade und Straßen führen zunächst durch einen breiten Gürtel von Hochwäldern empor, welche zu den prächtigsten des ehemaligen Südtirol zählen und einen stabilen Reichtum des Fleimstales darstellen. Über den Wäldern dehnen sich weite, prächtige Almten gegen den Fuß der Felsen hinan. Auf den obersten Terrassen aller Täler, in fast jeder Karmulde zwischen den Flanken und Graten jedes Massivs, sind jene zahlreichen Hochgebirgsseen eingebettet, die diesem wasserreichen Gebiete seinen eigenen Reiz verleihen und dessen Landschaftsbild so beleben. Alle Gipfelformen der Kette sind von der Nordseite her felsiger, schroffer, markanter und daher touristisch anreizender als von Süden, wo vielfach die steilgrasigen Schafweiden bis ins Gipfelgeschroß emporreichen und der Bau der einzelnen Massivs viel weniger gegliedert ist. Die Wegbauten zur ehemaligen ersten Linie dieser Höhenfront aber erleichtern allenthalben den ganzen Zugang; früher mühsam und weglos erreichbare Gipfel sind nun auf den oft kunstvoll durch die Felsen und über die Grate gelegten Stellungswegen bequem ersteigbar, jedoch müssen die noch vorhandenen Holzbrücken und Leitern mit aller Vorsicht benützt werden. Ebenso muß der Tourist sich hüten, ehemals feindwärts führende Steiglein zu Überschreitungen von einem Massiv auf das andere zu benützen, da dieselben meist nur zu den vorgeschobenen Stützpunkten und Feldwachen hinaus und hinab führen, plötzlich abbrechen und mit oft großem Seit- und Höhenverluste zum Rückzuge zwingen. In vielen almentlegenen Teilen dieses Frontabschnittes liegt auch heute noch viel Kriegsmaterial ungeborgen umher und mahnt zu gewisser Vorsicht.

Auf den Malgen, welche größtenteils im Besitze der verschiedenen Fleimstaler Gemeinden stehen, wird ergiebige Butter- und Käsewirtschaft betrieben. Überall findet man als Bergsteiger freundliche Aufnahme und Unterkunft, wenn auch meist nur im Heu. Willkommener als eine Entlohnung in Geld ist den Sennern eine solche in Rauchwaren, zumal in Pfeisentabak. Im Vergleiche zu anderen Gegenden erweisen sich die Fleimser Almleute, die vielfach, besonders die älteren, auch Deutsch sprechen, als wohltuend gut orientiert über alle Einzelheiten der sie umgebenden Bergwelt und geben stets gern und richtig Auskunft. Das mag wohl daher kommen, daß die Fleimser und Fassaner, da ihr Tal sie nicht alle ernähren kann, als Holzarbeiter, Tischler, Maler, Maurer, Sennen und Hirten weiter herumgekommen sind, sich als Saisonarbeiter vielfach im deutschsprachigen Landesteile, vor allem im Elsaßlande, verdingen, daß sie überhaupt beweglicher sind und für alles ein regeres Interesse zeigen als andere Gebirgsbewohner, und daß sie sich im Verkehr mit fremden Menschen eine nette Höflichkeit und einen gewissen Schlich angeeignet haben, der dem Touristen weitaus besser zusagt als das vielfach mißtrauische, ablehnende, oft rüde Wesen mancher Gebirgsbauern, die im Städter einen unerwünschten Besucher sehen und die oft gar nicht wissen und sagen können, wie alle die Berge heißen, welche ihnen ein Leben lang in die Milchschüssel hineinguden.

Im „Hochtourist“, Band VII (1929, Seite 212 bis 219), ist die Fleimstaler Porphyrokette im Rahmen des Dolomitgebietes als eigene Gruppe behandelt und sind ihre Hauptgipfel mit den gebräuchlichsten Anstiegsmöglichkeiten angeführt. In Ergänzung jener Beschreibung mögen hier einige fehlende Gipfel erwähnt und einige in den verschiedenen Karten auffcheinende Unklarheiten und Verschiedenheiten festgestellt werden.

Seite 215: Punkt 2490 m im Nordgrate der Cima di Cece führt auf den italienischen Karten den Namen Cima di Sella.

Seite 216: Zwischen der Cima di Valmaggiore und dem Col Torondo, beide nördlich gegen die Malga di Valmaggiore vorgeschoben, erhebt sich das feste Grashorn des

Doß Calighèr, 2274 *m*. Nach der Cima di Moregna, östlich der Forcella di Col-doffè, Punkt 2418 *m* der Karten, ragt ein ziemlich selbständiger Gipfel, der in den italienischen Karten, wohl in Verwechslung mit dem östlich anschließenden Col Torondo, als Portorondo bezeichnet ist. Dieser Gipfel wäre am zweckmäßigsten mit Cima di Col-doffè zu bezeichnen. Zwischen den Gipfeln Nr. 22 (Cima di Moregna) und Nr. 23 (Cancenàgol) gehört noch der doppelgipfelige Rücken des Cadinòn hinein, welcher zwischen Val delle Pozze und Val Sádole dem Zuge der „vier Hörner von Predazzo“ nördlich vorgelagert ist. Der Südgipfel des Cadinòn ist in den italienischen Karten mit 2320 *m* notiert, der Sattel zwischen beiden Gipfeln, ein auf Kriegssteigen leicht erreichbarer Übergang von Forcella di Col-doffè zur Malga Cancenàgol und ins Sádole, mit 2224 *m* in den österreichischen Karten. Die Schreibweise Cancenàgol erscheint vielfach in Canzenagol abgeändert, auch in der Betonung dieses Namens ergeben sich Verschiedenheiten. Während der „Hochtourist“ dieselbe mit Cancénagol angibt, wie sie im Kriege auch gebraucht wurde, sagen die Fleimser ausnahmslos Cancenàgol, was richtiger sein dürfte. Bei den südlichen Vorlagerungen des Ostteils der Kette, die nach dem Cauriol angeführt werden, fehlen die Fossèrnica, 2111 *m*, und die Cima dei Paradisi, 2204 *m*, zwei Almkuppen mit italienischen Stellungen südlich des Cece, sowie südlich der Cima d'Arzòn die Cima Fòlga, 2436 *m*, und die Cima di Balsorda, 2268 *m*, Erhebungen, die nicht turistisch, wohl aber schi-technisch von einiger Bedeutung sind.

Seite 217: Besondere Erwähnung verdient der im „Hochtourist“ nur kurz gestreifte, eigenartige Stock des Formentone. Er bildet ein großes, selbständiges Massiv zwischen den Tälern Sádole im Osten und Cavelonte im Westen, seine Scheitelpunkte liegen im Hauptkamme zwischen Forcella Sádole und dem Cúpolafattel. Der höchste Punkt, ein schneidiger Felsgrat, dessen Ostgipfel von Norden (Fleims) aus sich als massiger Festungsturm präsentiert, führt den Namen Chastèll, während die beiden viel sanfteren Ruppen im Westen, oberhalb des Cúpolafattels, die eigentlichen Formentonegipfel der Fleimser sind. Der Name bedeutet „Großer Schwarzplent“, d. i. Polenta aus Buchweizenmehl (Stern), und entspricht, vom Fleimstal aus gesehen, in Form und Farbe einem mächtigen Kuchen dieses Volksnahrungsmittels. Alle drei Gipfel sind auf teilweise noch gut erhaltenen Stellungenwegen unschwer erreichbar. Ein kunstvoll gelegter Gratsteig läuft längs des von phantastischen Faden gekrönten Chastèllgipfels, welcher nach der Einnahme des Cauriol durch die Italiener eine sehr wichtige, österreichische Höhenstellung abgab, die dem Cauriol gerade gegenüber liegt und unmittelbar Forcella Sádole beherrscht. In der Mulde zwischen den Formentonegipfeln und dem Chastèll, das seinen Namen seinem burgartigen Bau verdankt, liegen die Seen von Aje, genannt nach der nördlich tiefer gelegenen Alm. Einige Karmulden und tiefer unten bereits baumumkränzte Weidewiesen einschließend, schiedt der Hauptkamm nach Norden zwei stetig an Höhe abnehmende, teilweise von Felsgürteln gestufte Nebenkämme vor, welche die Erhebungen Mandrici, 2186 *m*, im Osten und Il Becco, 2218 *m*, in der Mitte tragen. Letzterer ist ein kleiner, kleiner Felsknäuf, der ein mächtiges Wetterkreuz trägt, eine prächtige Aussichtswarte auf das Fleimstal. Die Anstiege auf den Formentonestock und seine Gipfel führen vom Bad Cavelonte oder Malga Loazzo über die Malga Cavelonte, 1934 *m*, oder vom Cúpolafattel direkt auf Kriegssteigen zum Lago dell'Aje empor. Auch von Ziano direkt sowie aus dem Sádoletale ist die untere und obere Hochfläche leicht erreichbar. Die Überschreitung des Chastèll-Ostpfellers erfordert einige Kletterei durch den obersten Teil der senkrechten, sehr ausgefetzten Südwand des Gipfelbaues, da die hölzernen Kriegsleitern, die aus der großen Scharte im Gipfelgrat emporführten, heute nicht mehr benützt werden können.

Seite 217—218: In italienischen Karten findet sich der Berg zwischen Monte Cúpola

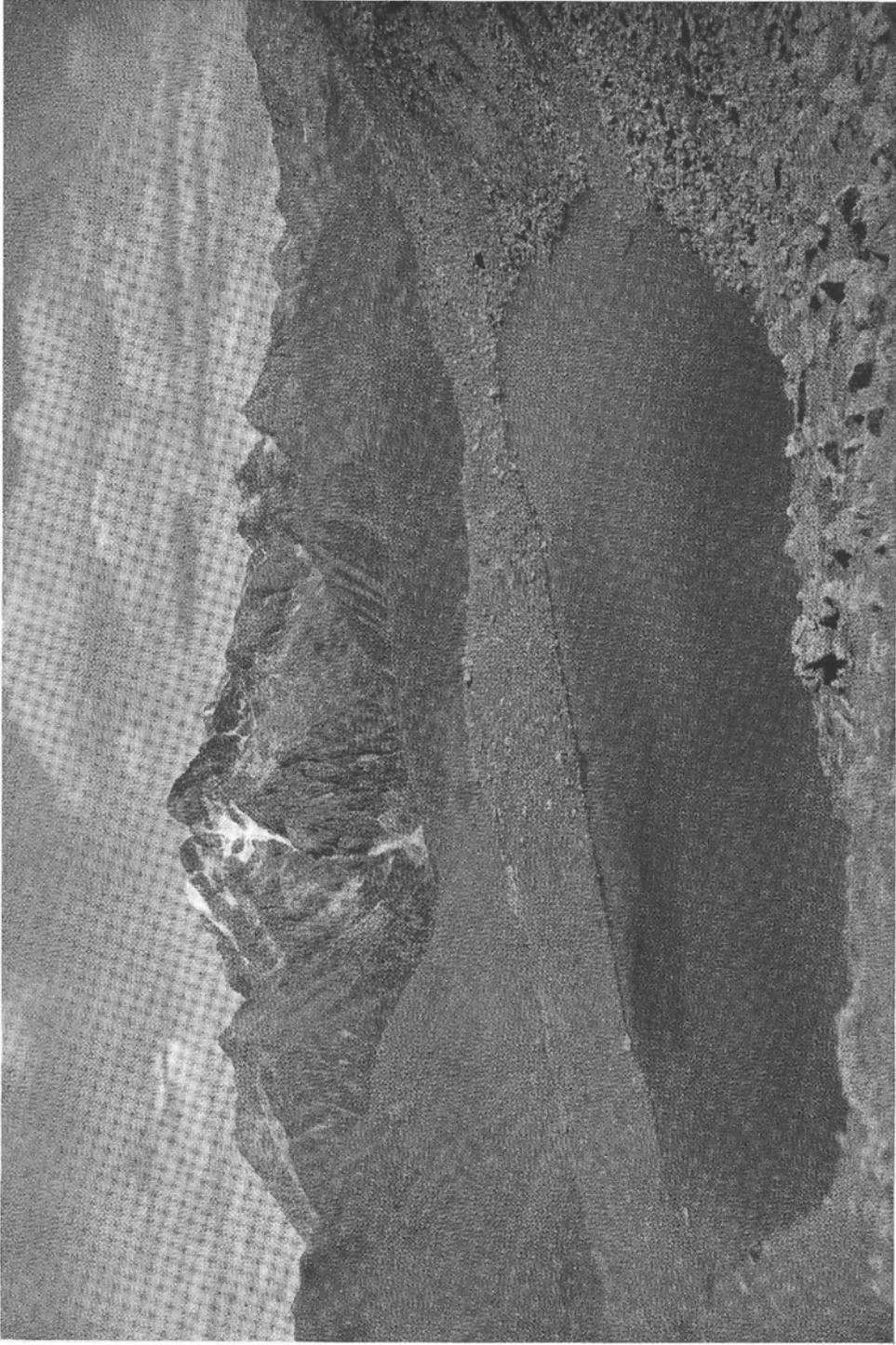
(Cima di Copola) und der Stelle delle Sute, welchen die österreichischen Karten sowie der „Hochtourist“ richtig als Formidn, 2559 *m*, bezeichnen, als Cimone di Lasteolo, 2554 *m*, angegeben, während der Formidn dem österreichischen Cimon di Lasteolo, 2526 *m*, entspricht. Es handelt sich offenbar um einen Druckirrtum, da die beiden Gipfel sehr nahe beisammen liegen. Wie alle gleich endenden solchen Bezeichnungen (Costòn, Montalòn) ist Formidn der Name für ein horizontal entwickeltes Bergmassiv, während Cimon, Cimone, stets die vertikal entwickelte Bergform ausdrückt. Der Formidn des Hauptkammes ist ein langgezogener Felsporn zwischen Cüpola und Stelle delle Sute, während der nördlich vorgelagerte Cimon di Lasteolo, besonders von Fleims (Cavalese, Tesero) aus gesehen, die Form eines hübschen, schlanken Horns besitzt, das auf dem Kamme zwischen Val Lagorai und Val Cavelonte, mit gemeinsamer Wurzel nordwärts die kleine Cima di Cadinello tragend, aufsteht.

Seite 218: Nach der Cima Bombasel wäre als weiterer Gipfel zwischen Lagorai und Val di Moena der in den österreichischen Karten nie verzeichnet gewesene Cimon del Todella Tráppola, 2398 *m*, kurz auch Cima Tráppola genannt, und der ihr nördlich vorgelagerte Paidm di Cérmiss, 2229 *m*, einzureihen, zwei aus beiden vorgenannten Tälern leicht erreichbare, begrünzte Steilkuppen, die der Vollständigkeit halber nicht fehlen sollen.

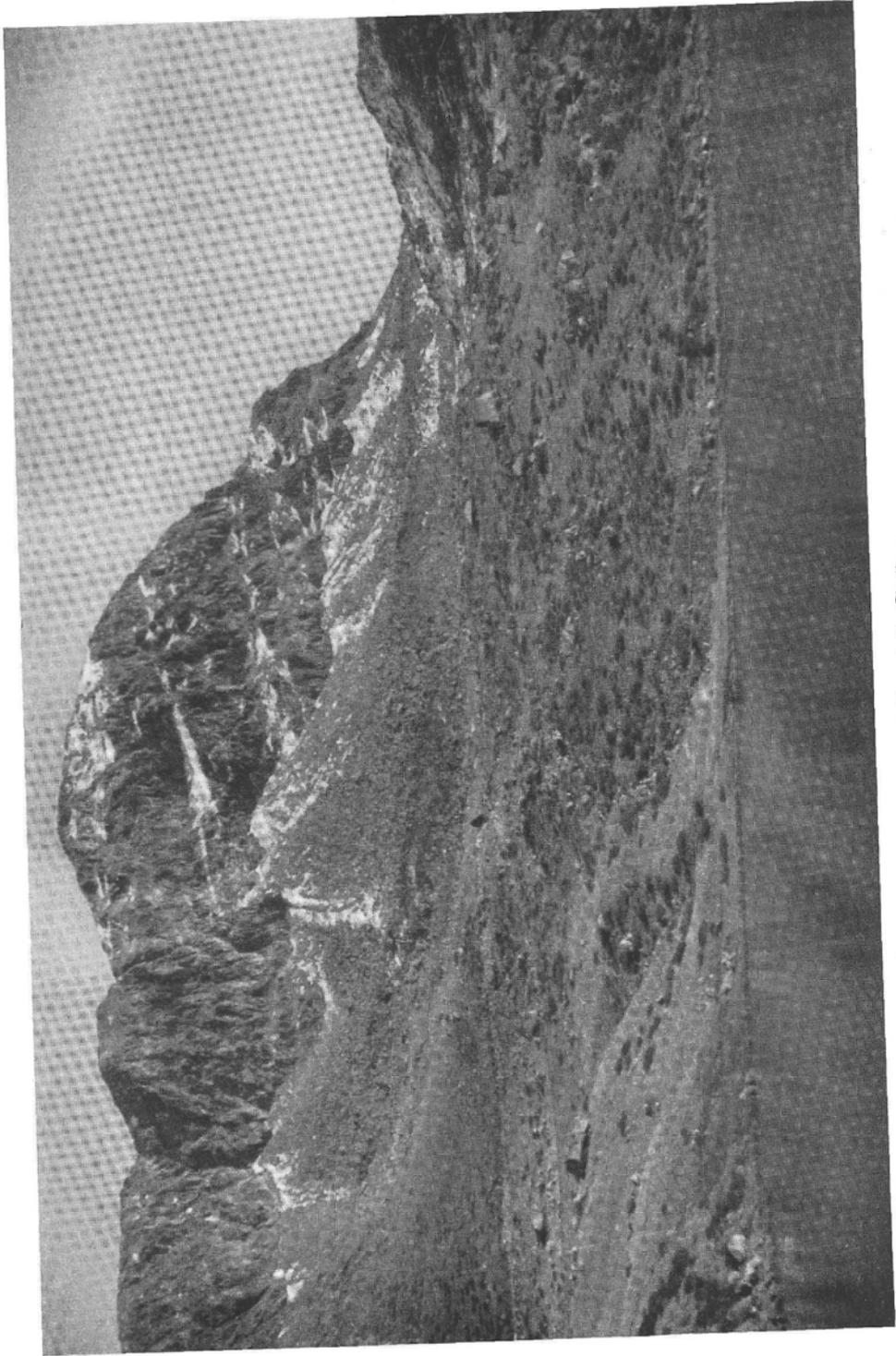
Seite 219: Zwischen Montalòn (Gipfel Nr. 40) und Zioléra (Nr. 41) enthalten die italienischen Karten einen mit 2575 *m* notierten Gipfel als Cima delle Buse. Es handelt sich dabei jedoch um die höchste Erhebung des Montalònmassivs selbst, 2578 *m*, österreichische Messung, und ist eine Fehlbezeichnung, die einem anderen Gipfel zukommt, welcher im Norden zwischen Cima della Stellone (nach italienischer Schreibweise Stellune) und der Buse Grana, also im Stocche der Cima di Moena liegt, Cima delle Buse dell' Oro heißt und über 2500 *m* hoch ist. Zwischen dem Montalòn und der Zioléra, nach einer Einsattelung von 2088 *m*, welche den Hauptkamm durchbricht, ragt allerdings eine unbenannte, pyramidenförmige Spitze, mit 2422 *m* notiert, auf. Von den Sennern auf Malga Gazzorghe wurde mir der Name dieser Spitze mit Cimon della Maddalena angegeben. Nach der Ziolera wäre dann noch die derselben südlich gegen das Calamentotal vorgelagerte, österreichische Hauptstellungen tragende Cima di Val Piana, 2364 *m*, zu erwähnen sowie die nördlich des Passes Cinque Croci aufragende Kuppe des Col di San Giovanni, 2248 *m*, Hauptstützpunkt der Italiener in diesem Frontabschnitt.

Im darauffolgenden Einschnitte des Mánghenpassees endet die eigentliche, vom Kollepasse aus in fast genau ostwestlicher Richtung geradlinig verlaufende Fleimstaler Porphyrrkette, welche nur mit den markanten „vier Hörnern von Predazzo“ (Cancenàgol, Buse alta, Cardinal und Cauriol) eine leichte Knidung nach Süden aufweist. Durch die Sforcella Sádole westlich des Cauriol wird die Kette in zwei Hälften geteilt, welche im „Hochtourist“ als Ostteil und Mittelstück bezeichnet werden. Als Westteil sind die nach dem Mánghenpasse mit dem Massiv der Kreuzspitze in fast rechtem Winkel nach Süden ansehenden Palaiar Berge in die Kette miteinbezogen, die nur mit ihren Nordabhängen (Kreuzspitze, Pale delle Buse) dem Fleims — hier schon dem Cembratale — angehören. Das Mittelstück führt den Namen Lagorai-Kette nach dem in seinem Herzen gelegenen Tale und See, der als der größte und schönste des Gebietes bekannt ist.

An dankbaren Lagesuren in der Fleimstaler Porphyrrkette seien folgende genannt: Colbricon, 2604 *m*, vom Kollepasse aus über die Colbriconsehütte, 1950 *m*; gut-erhaltene italienische Stellungen- und Barackenbauten im Südhang des Gipfelbaues; der Gipfel, zu Ausbruch des Krieges nur von schwachen Kräften der Tiroler Stand-schützen besetzt, wurde bald von den Italienern überrumpelt und zu einem festen Stütz-punkte ausgebaut. Die österreichische Linie wurde auf den gut zu verteidigenden Fels-



Lago di Rocco gegen Cima d'Alfa



Cima und Lago dello Stelone

riegel des nördlich vorgelagerten kleinen Colbricon zurückgenommen, wo sie sich halten konnte. Vom Colbricon aus kann auf Frontsteigen leicht die Überschreitung der nächstfolgenden Gipfel im Hauptkamme, der Cima di Ceremana, 2702 *m*, Cima di Pragheröl, 2689 *m* (in italienischen Karten Bragarolo geschrieben), sowie des Coston di Slabacci, 2708 *m*, durchgeführt werden, mit nordseitigen Abstiegen nach Paneveggio. Einer der dankbarsten Gipfel in der ganzen Kette und zugleich der höchste derselben ist die Cima di Cece, 2755 *m*, charakteristisch durch die ihrem Westgrate entragenden, nadelartigen Felstürme, an denen die Technik des Hochgebirgskrieges heute noch die Spuren ihrer Spreng- und Ravernierungskunst zeigt. Der kürzeste und landschaftlich abwechslungsreichste Aufstieg ist jener über Malga Valmaggioro, 1620 *m*, wohin man von Predazzo aus über Malgöla mit dem Auto — falls es einem nicht leid tut — gelangt, und durch das östlich der Forcella di Valmaggioro, 2180 *m*, längs des oben erwähnten Sadengrates emporziehende Hochtar, aus dem der Gipfel von Nordwesten gewonnen wird. Von Valmaggioro aus ist auch der Besuch der im Westen anschließenden Höhen der Cima di Valmaggioro, 2477 *m*, der Cima di Moregna, 2520 *m*, und besonders des Col Torondo, 2531 *m*, sehr hübsch und auf Frontsteigen leicht durchführbar; man kommt an den idyllischen Hochseen des Lago Moregna, Lago delle Trutte und Lago Brutto vorbei. Die „vier Hörner von Predazzo“ zählen zu den Hauptturen der Kette. Die nördlichen beiden, Cima Cancenägol, 2462 *m*, und Cima Busa alta, 2512 *m*, ersteigt und überschreitet man am besten von Predazzo aus durch den Graben des Val delle Pozze entweder über Forcella Coldosse und den Cadionsattel oder in der Westseite über Malga Cancenägol, 1738 *m*; die beiden südlichen, den blutgetränkten Cauriol, 2495 *m*, dessen Scheitel neben den Resten einer großen Baradenstadt ein Denkmal der Alpintruppen des Bataillons Feltre schmückt, sowie den steilen, trapezförmigen Gipfel des Cardinal, 2454 *m*, geht man am vorteilhaftesten von Malga Sádole, 1595 *m*, aus an, einer schöngelegenen Alm, die seit 1936 im Sommer bescheidene Unterkunft und Wirtschaft bietet. Der beste Aufstieg auf den Cauriol erfolgt über die Forcella Sádole, einen sehr viel benützten Übergang aus dem Ciátale (Caoria) ins Fleims. Der Gipfel des Cardinal ist von österreichischen Ravernen ganz durchlöchert.

Bad Cavelonte, 1306 *m* (Autopost von Ziano), ist der Ausgangspunkt für den Formentonestock sowie für die östlichen Lagoraiberge. Die schönste Tur ist die Überschreitung des höchsten Gipfels derselben, der Stelle delle Sute, 2617 *m*, von Westen nach Osten mit Ersteigung des Formidón, der Cima Cúpola und der ledernen, schlanken, wohlausgebauten Litigosa, 2555 *m*, die das Sádoletal abschließt. Die westlichen Lagoraiberge, zumal die Hauptgipfel der Cima di Lagorai, 2529 *m*, und der Cima dello Stellone, 2598 *m*, haben lange Zugänge, deren landschaftlich schöner das Lagoraital selbst mit seinem See und seinen Wasserfällen ist. Der Stellone kann von Westen, durch das Val Cadin, Val delle Stue (Auto) leichter erreicht werden. Auch die nach dem Stellone westlich und nördlich ansetzenden Rämme, welche den Montalón, den Cimon della Maddalena, die Zioléra, die Busa Grana, Cima di Bombasel, Cima di Moena und Cima Inferno tragen, lassen sich zu längeren oder kürzeren Grat- und Gipfelüberschreitungen gut kombinieren. Besonders die aus dem Etschtale zwischen Bozen und Meran als schöne Pyramide sichtbare Cima Zioléra, 2481 *m*, ist ein wegen ihrer umfassenden Rundsicht äußerst dankbarer Aussichtsblickberg.

Wie schon eingangs erwähnt, ist die Fleimstaler Porphyrkette ein prächtiges Gebiet für Frühlings- (Mai, Juni) und Herbstturen (September—November). Aber auch im Winter, für Schituren, kommen einzelne Gipfel immer mehr in Mode, hauptsächlich jene des Ostteils. Das Gebiet ist sehr schneereich, die Beschaffenheit des Schnees auf der Nordseite, die für lange Abfahrten hauptsächlich in Betracht kommt, stets gut.

Seitdem in Predazzo die Schiskule der italienischen Finanztruppen existiert, aus welcher schon viele bekannte Läufer und Springer hervorgegangen sind, werden die Fleimser Porphyrberge oft besucht. Bad Cavelonte ist ebenfalls im Winter stets Stützpunkt für Schiturenkurse. Das ganze Gebiet, zumal die untere Unterrasse, ist jedoch nicht ungefährlich wegen Lawinen. Im Kriegswinter 1915/16 forderten dieselben große Opfer; eine der mächtigsten Lawinen ging aus den Hängen der Cúpola-Litigosa auf Malga Coazzo nieder, alles mit sich reißend.

Umfassende Rundsichten über die Dolomiten hin bis hinaus zu den Gletscherwällen der Alpenhauptkette, über die Eisbuchtgebirge hinüber zu Brenta, Adamello, Presanella und Ortler, hinab auf die lessinischen Alpen, schenkt jeder einzelne Gipfel der Kette neben reizvollen Talbliden. Die eigenartig stilisierte Felsformation des Quarzporphyrs, die von schillernden Seen erfüllten Talschlüsse und Karmulden, werden in ihrer landschaftlichen Schönheit gehoben durch eine reiche, buntüppige alpine Flora, welche hier auf diesem fetten vulkanischen Boden viel größer an Arten und Formen gedeiht als drüben im wasserarmen Dolomit. Die Farbkontraste zwischen den dunklen Felsen, an den Äfern der stillen Hochseen, auf den einsamen, von sprudelnden Wassern durchrieselten Almwiesen wirken ungemein reizvoll. Jede Tur in der einzigartigen Gebirgskette hinterläßt unvergeßliche Eindrücke und die Erinnerung an ein Gebiet, in dem auf engem Raume der Charakter der südlichen Alpen in ganz besonderen, bis ins Detail verfeinerten Zügen zum Ausdruck kommt. Wie eine Kette kostbarer dunkler Rubine liegen die Fleimser Porphyrberge auf dem grünen Sammet ihrer Almen inmitten des hellen Dolomitrahmens, unendlich schön in ihrer Bescheidenheit, beruhigende Genußziele für jeden Bergwanderer, dem die Natur dort mehr zu sagen hat, wo sie lebendiger ist und nicht die sterilen Sensationen phantastischer Gipfelsformen zur Schau trägt und allein wirken läßt.

Tancenágol, 2462 m, und Cima Busa alta, 2512 m

Ende Juni 1936.

Sommer ist es schon an der Esch, und heiß. Schon sind Birnen und Pflirsche reif geworden, und nicht mehr lange dauert es, bis auf den Pergeln der Leiten die Trauben zu blauen beginnen. Der Mittag zieht schwüle Dunstschleier über die Höhen um den Bogener Talleffel, in den die Sonne niederbrennt. Ab und zu nur, wenn draußen irgendwo ein Gewitter niedergegangen ist, streicht abends ein erfrischender Luftzug durch die Furche des Eisack oder der Talfer herein in die Stadt.

Nur in den frühen Morgenstunden atmet es sich leicht, der Blick auf die Berge ist rein.

Ehe noch die Sonne hinter den Türmen von Basolet emporgestiegen, eilt unser Kraftwagen gegen das Unterland hinab. Die Ortschaften Leifers, Branzoll, Auer, liegen stille noch in ihrem Bett aus Reben und Obstlaub unter scharfgekanteten Porphyrlernen. Die Wolken über dem Bogen der Mendel saugen das erste Sonnenlicht in sich. Bald trifft sein Strahl die oberste Wandkuppe des Rhönbergs; zartes Rot fließt langsam an ihren Felsen nieder, weitet sich hinüber zum Penegal, hinab zu den Fennberger Wetterspitzen. Heller wird es im ganzen Tal, um uns, über den dampfenden Morgennebeln der Eschmäuser hin. Von jenseits grünen die Kirchlein von Alkenburg und Braun, die weißen Häuserreihen von Tramin. Wie Kristalle funkeln hinter uns die sonnegebadeten Berge der Terel und der schlankte Ffinger. Feucht sind Fahrbahn und Straßentraine, manches Wieslein im schattigen Busch ist noch weiß vom Nachttau.

Auf den Windungen der Fleimstaler Straße schraubt unser Motor sich ratternd empor. Da ragt der seltsame Hügel, der die Ruinen des Kastells Föder trägt — eine eigenartige Felslandschaft, trocken, stilisiert; zwischen den Steinriegeln farge Wies-

flecken, auf welchen niedrige, runde Bäume stehen, die wie Steineichen aussehen; Ziegen weiden durch steiles Strohgras empor — „Neu-Griechenland“ haben die Maler diesen Hügel treffend geheißt, der mitten ins Etschland eine obssseeische Note hineinsetzt.

Bald ist dies Bild unseren Blicken entschwunden. Eine andere Gegend öffnet sich. Die Öbrier Montan und Pinzon ducken sich in den grünen Rebmantel hinein, der die felsigen Waldstufen des Cisonberges säumt. Märchenhaft ragt das stolze, zinnenbewehrte Schloß Enn. Die Einzelhöfe von Raldisch lugen hinter Mauern von Linden und Kastanien über frischgemähten Wiesen herüber. Es duftet das Heu. Die Äcker sind im Gelben. Ober der dunklen Waldlinie des Radeiner Berges leuchtet die Kalktuppe des Weißhorns. Die schattigen Falten des Cison nehmen unsere Straße auf. Der Wald schlingt seine Arme um sie, trägt sie aus feuchten Eristen hinan zu den Wiesen von Pausa, die in erster Sonne sprühen und blühen, hinein in die enge Senke von Kaltenbrunn, empor auf den Sattel von San Lugan, durch die Häuser des gleichnamigen Dorfes durch, an deren Brunnen das Vieh getränkt wird. Eine neue Welt öffnet sich plötzlich jenseits der Pashöhe: das breite Tal des tief eingeschnittenen Avisio mit den weiten Waldhängen des Cadin, überragt von den Pyramidengipfeln der Cima die Moena, der Ziolera und der Palaier Kreuzspitze. Im Schwung geht es hinab in die Talsenke von Fleims. Unter uns das Dorf Castello, wirt durcheinandergeschachtelte Häuser, die wie unter einem einzigen Dache brüten, sich niedergekauert haben um den mächtigen Felsen, der früher die Burg, jetzt die Kirche trägt. Die ganze Landschaft und die Siedlungsweise der Menschen sind hier schon ganz anders als drüben im deutschsprachigen Etschland. Die Mutter Segantinis ist hier geboren.

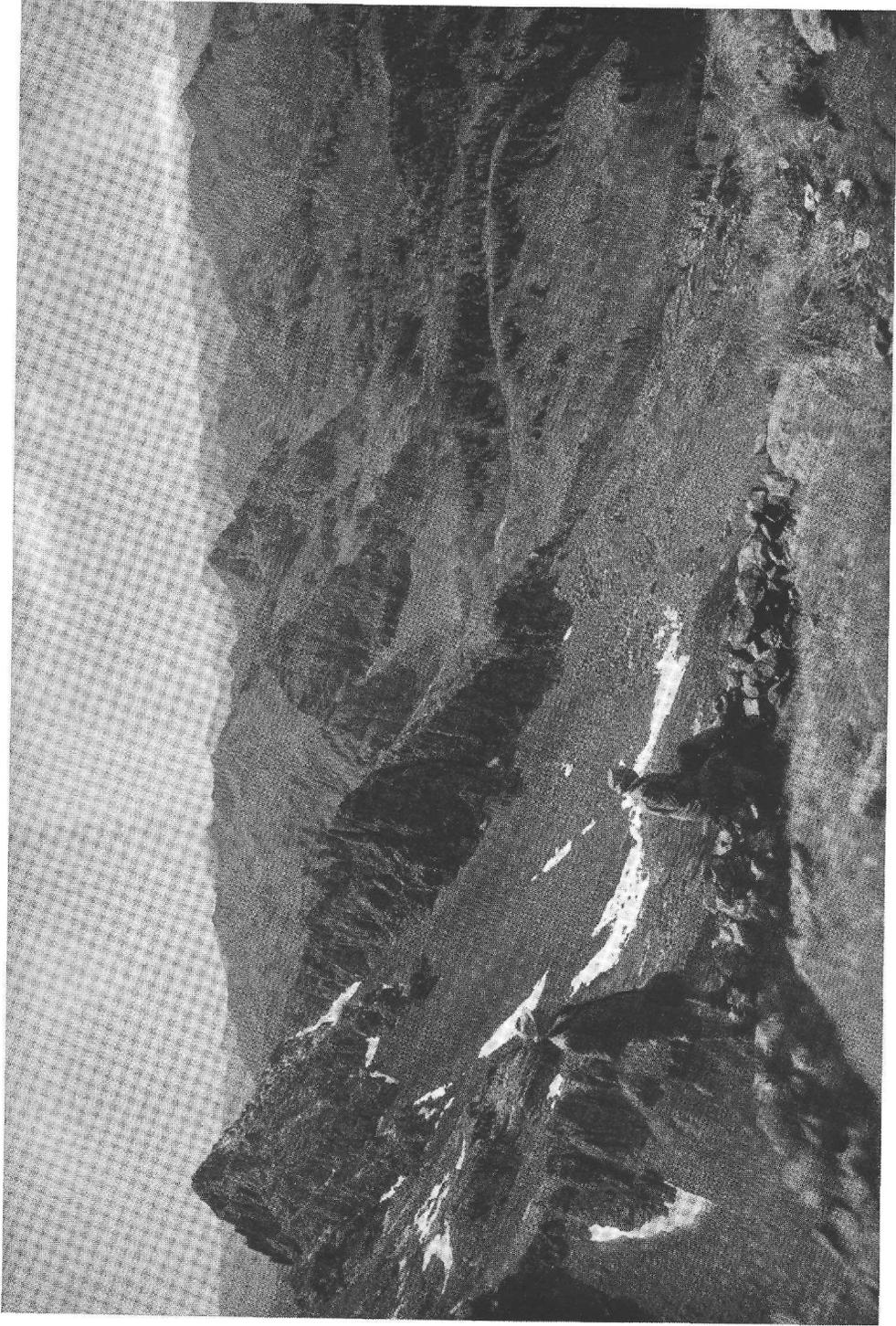
In der Hauptstraße von Cavalese herrscht bereits reges Leben. Zur Frühmesse strömen die Menschen. Dieser Hauptort des Tales ist von merkwürdig städtisch-ländlichem Charakter. Bauernhaus und Palazzo, Stadel und Hotel, Stall und Herrschaftsvilla stehen hier eng beisammen und sind aufeinander angewiesen. Bald wird es hier von lauten Sommerfrischlern aus den Großstädten Italiens wimmeln.

Durch üppige, von Blumen durchwirkte Wiesen windet sich Kurve um Kurve taleinwärts zum nächsten Dorf, Tesero, mit seiner schmalen Durchfahrt und seinem großen Christopher auf der Kirchenmauer. Dann Panchià und Ziano, von den Steilwänden der Südausläufer des Latemar überragt. Rechter Hand tief unten der Fluß, die Bahn, Weiler, Einzelhöfe, große Sägewerke, von mächtigen Bretterstöcken umgeben — der Reichtum des Tales. Seitentäler öffnen sich durch den hochanstiegenden Waldgürtel hinan, über den vorwihige Felshörner herabgucken: Val Moena, Lagorai, Cavelonte, Sádole. Red reckt sich der schlanke Cimon di Lasteolo, die Litigosa empor ins Gewölk. Zuhinterst drinnen aus den dunkeln Felsfalten der Stelle della Sute und der Cúpola leuchten Firnfelder. Stechende Strahlen schießt die Sonne aus halbbedecktem Himmel nieder. Predazzo ist in Sicht. Unser Wagen poltert über die Avisiobrücke. Vor der Einfahrt in den Ort zweigen wir rechts ab, auf einem Feldweg, der bald ansteigend den Berghang anzuschneiden beginnt. Es ist die Kriessstraße, welche nach Malgòla-Valmaggiora emporführt. Wir haben dieselbe schon öfter vorher befahren. Sie wird immer steiler und von unangenehmen Abföhren durchquert. Der Lenker hat nichts Leichtes. Nach Feldern und Wiesen nimmt stämmiger Hochwald uns auf. Durch kühle Moosgründe gurgeln Bäche. Sonnenlicht rieselt in dünnen, goldigen Fäden durch das dichte Nadeldach an den Stämmen hernieder. Ein feuchter Ager, bestanden mit violetten Orchideen und seidköpfigem Sumpfgas, weitet sich zwischen den Waldsäumen. Ein Scheidepunkt. Wir halten. Links empor geht es ins Val Maggiore weiter. Gradaus zweigt der schmale Weg ins Val delle Pozze ab, den wir gehen wollen. Wir ziehen dem Auto das Dach über. Der Fuhrmarij hinan zu den Bergen, die heute unser Ziel sind, beginnt.

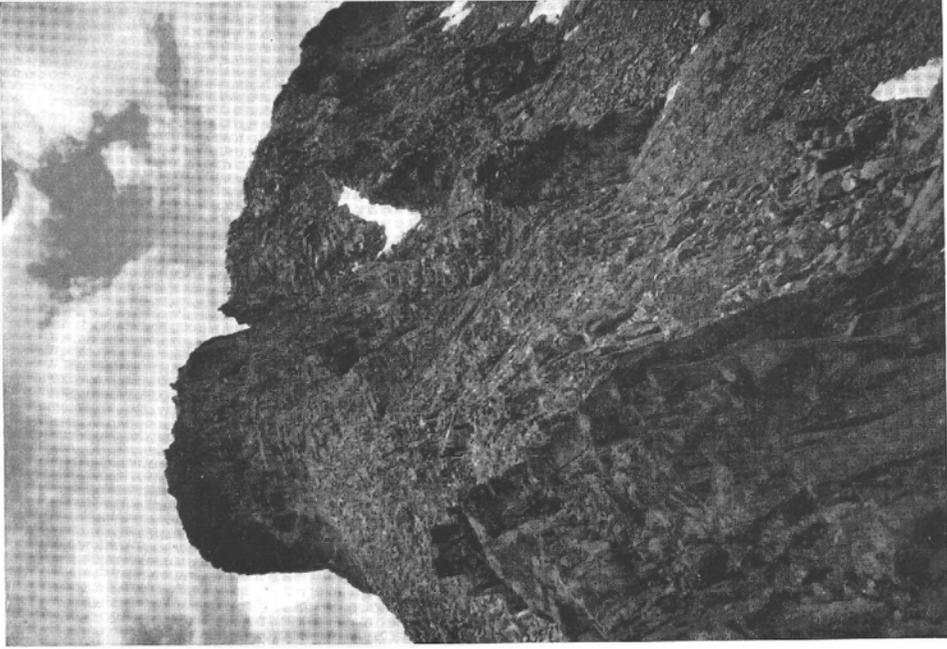
Durch gutgepflegten, märchenhaften Wald geht es hinan wie durch eine hohe, stille Kirche, durch deren gotische Bogenfenster in bunten Strahlen das Sonnenlicht fällt. Blumenübersäte Blüten, kristallklare Bächlein, die über bemooftes Blockwerk springen. Waldschläge, auf denen entrindete Stämme leuchten. Von frischem Harzduft ist die Luft geschwängert. Drüberhin schließt sich das Waldtal zur engen Trift, die unsern Steig aufnimmt. Mit greller Schwefelflechte überzogene Felskluftsenen zwingen den Bachlauf ein, in schäumenden Kasladen überstürzt sich das Wasser. Von rechts und links sprudeln Quellen aus dem tiefschwarzen Humus der Hänge, schlängeln sich durch Mulden blühender Kresse. Da und dort ist der Steig abgebrochen, durch Schutt verlegt; wir turnen über Blockwerk und Muren. Überall die Spuren der Gewitter, die das sonst harmlose Bächlein zum Wildbach machen und Steine, Erdreich und Holz durch sein schmales Bett schleudern. Höher oben verläßt der Steig die Trift und klettert in feilem Sack links empor im Waldhang, durch den feuchtschwarze Felsgürtel ziehen. An diesen entlang kehrt er wieder zum Bachlauf zurück. Schütterer stehen dort schon die Stämme. Vollbuschige Zirbeln mengen sich unter die Fichten und Weichtannen. Man fühlt bereits die Nähe der Baumgrenze, der Almzone. Steiniger wird der Grund, dichter das Gestrüpp der Alpenrosen, die in vollster Blüte stehen. Zwischen silbrigen Bergerken und wilden Johannisbeersträuchern leuchten Primeln, Brunnellen, Enzian und Schwefelanemonen. Und bald treten wir an den letzten Bäumen vorbei in den Weidegrund hinaus, der sich zwischen plattigen Steinriegeln gegen wasserüberwonnene Steilwände empordehnt. Einige verkrüppelte Lärchen und Arven klammern sich dort noch an die Felsen. Mit rotglühenden Girkanden umsäumen die Alpenrosen das graue Gestrüpp. Um halbversunkene Baumleichen und aus moosigen Grasschritten schießt hoch und üppig Eisenhut und gelber Enzian hervor. Schafe weiden die Grasscheiden hinan. Die Scheitel der Gipfel blicken still versenkt herab in diese friedliche Wildnis.

Auf der nächsthöheren Terrasse liegt der Lago del Trutto, 2097 m, der „Saiblingsee“. Klar im Rahmen der dunklen Ufer glühert sein Spiegel. Er ist einer jener vielen, reizenden Hochseen, die diese Berge an ihrer Brust tragen, die wie sprühende Juwelen das schwarze, steinerne Kleid derselben beleben. Weiter oben, in beengend jäher Felsmulde, wissen wir den nächsten, dem Lago Trutto, und jenseits des im Osten ansehenden Plattenrückens, der in grüne Almhöder ausläuft, den dritten hier, den Lago di Moragna, an dessen hellem Wasser wir auch schon einmal Rast hielten. Jeder einzelne hat seine Eigenart, seine besondere Stimmung. Wechselvoll in der Färbung sind die einzelnen Wasser aller dieser Seen, verschieden ihre Form und Uferbildung, auf jedem spielen Licht und Schatten ein anderes Spiel, an ein flaches oder felsiges Gestade drängt bei jedem eine andere Flora; silbergleichende Bäche plätschern munter in den einen nieder; der andere wird von unsichtbaren Grundquellen gespeist. Dieser entleert sich zahm mit einem versumpften Bächlein, jener drückt seine Wasserfülle durch Steindämme, durchbricht mit hohlem Rauschen den felsigen Uferwall, schleudert einen fächerförmig aufgelösten Wasserfall tosend hinab über glatte Wände oder in den gischterfüllten Trichter einer tiefen Klamm.

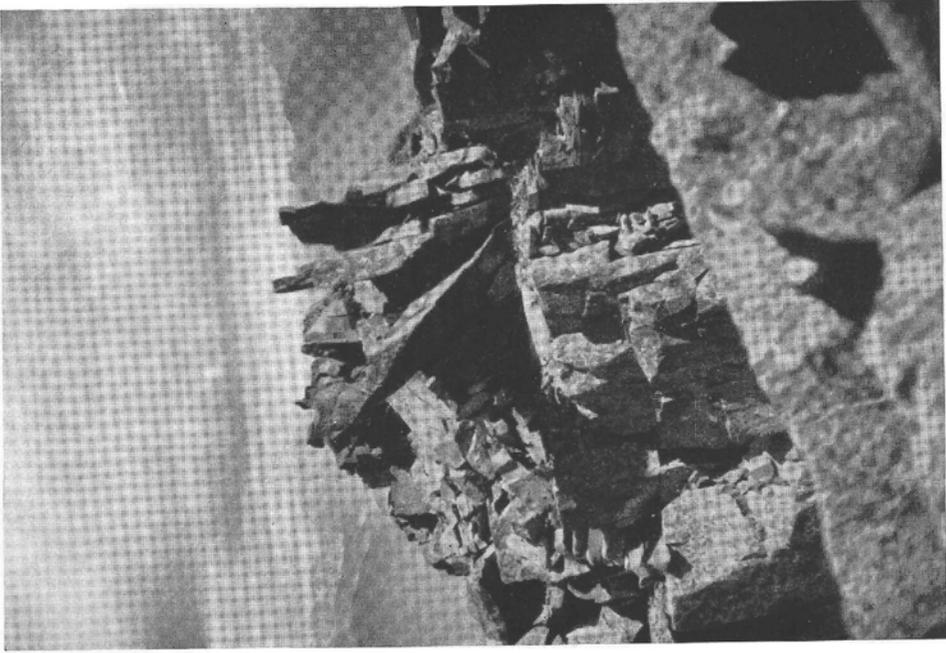
Wir rasten kurz am Ufer des Lago del Trutto. Dann kreisen wir um seine Ostseite. Schneehühner, die wir aufgeschreckt, schießen mit hartem Gefreiß zum jenseitigen Ufer hinüber. Von überall her laufen Steiglein durch das Geröll, vereinigen sich zu einem Wege, der in mahliger Steigung auf den breiten Sattel der Forcella di Coldosè, 2186 m, emporleitet. Allenthalben Kriegsspuren: Holz und Eisen, Draht und Geschloßstücke, Konservendbüchsen, verfaultes Stroh, ein verrosteter Stahlhelm. Im Sattel droben piden Unterstände hinter Felsblöcken. Davor zieht die Hauptstellung: der große Graben mit seinen Seitengraben, Maschinengewehrnestern, Steindarrifaden, Erdwällen. Feindwärts das in den Boden gedrückte Drahthinderniß, Teile von spani-



Blick von der Cima dello Stello gegen Westen



Gipfel des Caffel di Gormentone



Gipfelgrat des Caffel di Gormentone

schen Reitern. Nach rechts und links vor tasten sich kaum mehr erkennbare Steiglein hinaus zu den ehemaligen Feldwachen und Beobachtungsposten. Eine glänzende Verteidigungsstellung war dieser Sattel; den offenen Steilhang im Süden ohne toten Raum beherrschend, trefflich gesichert an den Flanken.

Der Blick auf den gerade gegenüberliegenden Stod der Cima d'Alta, der noch viel Schnee trägt, ist schön. Nach kurzer Rast aber geht unser Aufstieg weiter. Der hohe Sattel zwischen den beiden langgestreckten Gipfeln des Cadinön im Nordwesten der Forcella ist auf einem noch gut erhaltenen Frontsteiglein in einer halben Stunde erreicht. Von ihm aus, 2224 m, genießen wir prächtige Sicht auf das untere Fleimstal.

Die Kuppe des südlichen Cadinön gleitet zu einem schmalen Grat nieder, welcher sich bald wieder aufschwingt, um der Felspyramide des ersten der „vier Hörner von Predazzo“ seine östliche Steillinie zu geben, der Cima Cancenägol, 2462 m, unserem Gipfelziel. Mit ihrem Massiv erhält die ostwestliche Richtung des Fleimser Rammes jenen letzten Knick nach Süden, der die Mitte zwischen Ost- und Mittelteil kennzeichnet. Es sind strategisch äußerst wichtige Höhen gewesen, diese vier Hörner; beherrschende Gipfelstellungen der österreichischen Linie, die hier, gegen Osten das Vorfeld des Cecemassivs flankierend, den Angelpunkt der ganzen Fleimstaler Front bildeten. Ihre Einnahme hätte für die Italiener ein Eindringen der Front bedeutet und wahrscheinlich die Notwendigkeit, österreichischerseits das Fleimstal zu räumen und sich auf die Linie Latemar—Larazè—Schwarzhorn zurückzuziehen. Wiederholte heftige und für beide Parteien sehr verlustreiche Angriffe brachten den italienischen Alpinitruppen den Erfolg der Eroberung des Cauriolgipfels, der trotz aller Gegenangriffe von den Österreichern nicht mehr zurückgeholt werden konnte. Der italienische Erfolg, diesen das Sädofetal beherrschenden, die Beschießung der Dörfer des mittleren Fleimstales ermöglichenden Gipfel im Besitz zu haben, wurde jedoch nicht ausgewertet; man begnügte sich nur mit dessen Ausbau als festen, nicht mehr zu nehmenden Stützpunkt; in seinen Flanken, besonders in den Felsen des Cardinal, ging der erbitterte Kleinkampf weiter, bis dann der deutsch-österreichische Durchbruch bei Rarfreit und der große Rückzug der Italiener die ganze Dolomitenfront überflüssig machte. Neben der Costabella in der Marmolatafront war der Cauriol einer jener Punkte in diesem Frontabschnitt, auf welchem die härtesten und für einen Durchbruch gefährlichsten Kämpfe stattgefunden haben.

Ein kurzer Abstieg bringt uns auf den noch firnbedeckten, schmalen Sattel zwischen südlichem Cadinön und den Nordflanken des Cancenägol hinab, durch welche, erst zahn, dann steil und teilweise ausgesetzt, zuletzt in einer brüchigen Rinne, ein versalzenes Frontsteiglein sich emporwindet. Prächtige, in vollster Blüte stehende Steinflora begleitet uns. Schwellende Polster verschiedener Safragen, Hauswurz und Leinkraut, zierliche Gruppen gelber und weißer Margueriten, Hahnenfuß, Gloden, Enzian und Primeln leuchten aus allen Grasnischen, sonnen sich auf allen Vorsprüngen des dunklen Porphyrs. Am schönsten aber sind die hellblauen Pölscherchen des kurzstieligen Vergißmeinnicht, diese Spezialität des Gebietes, die auf den glattesten Felsplatten klebt. Bergastern und Röhrenpfötchen, duftende Steinröhrlin, Arnika, Brunellen und das niedrige, behaarte Rhododendron durchsetzen mit ihren Farben die Hänge des Stachgrases auf den Schultern des steilen Gipfelbaues, und an den Rändern schattiger Schneerefte leben noch die Schneerosen und die Zedenglöcklein der Soldanellen ihr kurzes, zartes Leben in dieser rauhen Höhe. Wie durch einen festlich geschmückten Alpengarten steigt es sich hier empor. Von ungeheurer Leuchtkraft sind alle Farben.

Nun stehen wir auf der Gipfelfuppe, die nach allen Seiten hin jäh abfällt. Fast senkrecht ist der Blick hinab auf Malga Sädole, von der herauf das Geschelle des weidenden Viehs zu hören ist. In weitem Bogen ringsum die Dolomiten, die andern

Fleimser Berge, die Ferne, sind mit schwergeballten Wolken umhüllt. Nur drüben die hohen Felspfeiler der südlichen Palagipfel sind frei, der Stoc der Cima d'Alta und die Höhenzüge der Sieben Gemeinden. Ein gewitterschwangerer Mittag ist heraufgezogen, liegt schwül über den Tälern. Eine Stimmung voll der Spannungen zwischen Himmel und Erde, gerade hier auf den Gipfeln doppelt fühlbar. Ein stummer, großer Kampf zwischen Licht und Schatten, Wolken und Wind. Silbergewellten Schleiern gleich jagen Regenstriche über die Felsmauern der Marmolata drüben; drunten auf den Vette di Feltre brütet eine grauschwarze Wolkenbank auf schwefelgelbem Himmelsstrich. Einige schwere Tropfen fallen auch bei uns schon. Doch gleich darauf bricht die Sonne steil über uns wieder durch mit kaltem, fahlem Scheine. Wolkenbilder zerflattern zwischen ihren Strahlen, die in breitem Fächer über die Almen des hintersten Ciatales rinnen, lösen sich auf wie flüchtig springende Flammen vor den feuchtschwarzen Porphyrmänden des Formentoneftodes. Gespennstisch huschen ihre Schatten, vom Winde gepeitscht, über die bleichen Kare des Latemar, über die Türme von Bajolon und Larsec. Alle Hochgipfel der Dolomiten vom Langkofel bis zur Civetta tragen große, steife Wolkenhauben; wie ein gewaltiger Pilz ragt der Pelmo empor. Im hellen Westen draußen gleißen zwischen brodelndem Grauweiß Brentagipfel und die Eisfelder des Ortler. Und im Süden die geschweifte Kuppe des Monte Grappa. Rosig ins Grau hinein schimmert um sie die Ahnung der Ebene.

Durch Laufgräben, vor denen wir noch der rostige Stacheldraht liegt, steigen wir südwärts den Gipfelgrat ab. Manches feste Steiglein läuft da hinaus zu abgesplitterten Türmen und Zaden, hinter denen Unterstände kleben. Kühne Sturmleitern führen durch jähe Felswinkel hinab. Siemlich tief drunten erst umzieht die Nord- und Westseite des Gipfels der Frontweg, die Basis dieser Höhenstellung. Ein oft senkrechter Abstieg bringt uns auf ihn hinunter und auf ihm weiter in die große, firngesüllte Karmulde zwischen Cancenágol und Busa alta, deren Massive durch einen zackenspitzen, schwer gangbaren Grat miteinander verbunden sind.

Auf getrennten Pfaden ersteigen wir die Busa alta, die um 50 m höher als der Cancenágol ist. Die einen benützen ein aus der Cancenágolscharte schneidig sich emporschauendes Steiglein, das ausgefetzt und mit einiger Kletterei die Nordostflanke bezwingt; die anderen, Bequemeren, gehen den Gipfel nach Überquerung der Schneemulde von Norden her an, auf einem erstaunlich gut erhaltenen Kriegswege, welcher im Siczad über Hunderte von Stufen wie eine Stiege durch den zerklüfteten Bergkörper hinanführt bis zu den von den Schneemassen eingedrücktten Baraden unterhalb der Gipfelsfläche selbst. Diese aber ist ihrer ganzen Länge nach von einem tiefen Laufgraben durchspalten. Der Beobachtungsstand auf ihrem höchsten Punkte ist noch völlig intakt.

Freier, umfassender als drüben auf dem Cancenágol ist hier der Rundblick, weiter in die Ferne hinaus und tiefer ins Tal hinab. Die Busa alta ist das höchste der „vier Hörner von Predazzo“, dessen helle Häuser aus grünem Talboden über der Wipfelinie der Wälder heraufgrünen. Ein schöner Gipfel; Genuß die Raft auf seinem Scheitel. Wie munden da des Etzlands kühlstilige Pfirsiche und Birnen, und wie wohligh ist es, die Glieder lang ins weiche Gras hineinzustrecken! Es sind immerhin 5 Stunden und 1300 m Aufstieg gewesen. Und es geht bereits in den Nachmittag hinein. Da schläft es sich süß auf solchen Gipfeln unter dem schleierdurchwogenen Baldachin des Himmels, der ein Einsehen mit vier Sonntagsbergsteigern hatte und es nicht regnen ließ, die nun hoch über den Tälern mit heißem Körper und müdegeschauten Augen ruhen inmitten der Heimatberge. Die meisten derselben ringsum haben uns ähnliche gottgeschenkte Feiertage des Lebens genießen lassen und lächeln uns vertraut und gütig zu, wenn wir die Lider wieder öffnen und aus einem Traumland zurückkehren, das kaum schöner war als es die Wirklichkeit dieser hehren Gipfelfunde ist.

Ein Fuchzer in die Tiefe und rascher Aufbruch. Über den kriegsdurchwühlten Gipfelkörper hinab auf die Stufe der obersten Weiden, auf der zwischen Firnsfeldern und großem Blockwerk die Bäche geboren werden; durch Steilhalben, schollernde Lammern und Alpenrosengestrüpp zwischen glatten Schlfen, die das Wasser tarrenartig durchfressen, jenem Steiglein zu, das wir schon von oben herab gesehen und gelobt hatten, weil es zu unserer Richtung gut paßt, hinüber auf die walddesäumte Blöße der Malga Cancenágol. Tiefer und tiefer sinkt der Kranz der Berge draußen, enger wird der Blick. Die Quellen von droben sind zu Bächen geworden, die sich sprudelnd durch Stein und Erde bohren, schäumend talwärts springen. Die fetten, bunten Blumen der Tiefe sammeln sich in den Graspolstern an ihren Ufern. Durch Mulden, aus denen spärlicher Baumwuchs sich in die Höhe kämpft, leitet das Steiglein unter den Wandgürteln des nördlichen Cadinön durch, hinüber auf einen Waldsattel und durch steilen Lärchwald hinab auf den saftiggrünen Umplan, an dessen Nordrand, von der üblichen großblättrigen „Kosone“ umduftet, Sennhütte und Stall liegen. Der freundliche Senner weist uns den kürzesten Weg hinab in Val delle Pozze, zu unserem Wagen, der bald darauf auf der glatten Fleimstaler Straße zeigen darf, daß er nicht bloß ausruhen kann.

Bergoldet in der den Tag siegreich beendenden Abendsonne, gegen hohe, lichte Wolkenwände gelehnt, winken über dunkler Waldtrift die „vier Hörner von Predazzo“ uns den Abschiedsgruß zu. Den Abschied eines stillen, genußreichen Tages im Bergfrühling der Fleimser Porphyrfette, den Abschied von Wundern, die wir so oft schon schauen durften, die uns aber immer wieder neu und lieb sind, und immer wieder anders, wenn wir sie auf anderen Gipfeln, an anderen Seen, in anderen, nie besuchten Winkeln dieses seltsamen südlichen Alpengebietes suchen und finden.

Herbst im Lagorai

In den Tälern Cavelonte und Cadin, Stue und Lagorai selbst, auf den schon verlassenen Hochalmen an der Waldgrenze, an den Ufern bereits eisüberkrusteter Seen und in den Sätteln hoher Jöcher, auf den Gipfeln der Stelle delle Sute, des Montalón, der Ziolera und Busa grana haben wir den Herbst erlebt. Den frühen, lachenden, in den schärfsten Farben lodernnden Herbst des September, der drunten im Etschland fruchtbeladen von Rebstock und Obstbaum seinen Reichtum vergeudet, der auf den Mittelgebirgen in den gelben und roten Flammen der Edelkastanie und des Sumachlaubs glüht, der um die Bauernhöfe leuchtet von Wänden voll reifer Maiskolben und aus Gärten voll bunter Dahlien und Asters; und den späten, kühlen, wehmütigen der letzten Novembertage. Auf der Grenze zwischen Sommer und Winter standen wir bei unseren Wanderungen über die Rämme des Lagorai. Hang und Kar auf den Nordseiten waren schon von weichem Neuschnee bedeckt, während südseitig, um aufsprudelnde Quellen, die Grasstriche noch in frischem Grün prangten und an sonnigen Plätzchen mancher Spätling der Höhenflora müde lächelte. Morgenreif überzog den vielfach schon gefrorenen Boden, eh die Sonne emporstieg und in rostbraunen Felschlüffen ein großes Glimern und Funkeln entfachte, eh Halde und Hang erwachten in tausendfach sprühendem Glanz. Von Baum und Strauch schmolz mit leisem Geflüster die starre Kälte der Nacht hin, löste sich in bligendes Licht auf, dessen Wärme Zirben und Arven ihre grünen Arme entgegenbreiteten. Selbe Plissenringe lagen um den steilen Stamm der Lärchen, blutrot leuchteten die Blätter des Bergahorns und der Zwergerlen. Von dunklem Blockwerk rieselte Nässe in schimmernden Fäden. Wuchtig gefantet ragten die Gipfelstöcke zwischen den Tälern, wuchsen in jähen Pfeilern und Wandgürteln aus braunem Stachgras und grauen Lammern empor bis zu den schneegleisenden Scheiteln, über denen glashell der blaublaue Himmel sich wölbte. Über windgekräuselte See-

spiegel hin tanzten Sonnenstrahlen einen launischen Gltzerreigen, bligten ringsum auf in hellen Wasserläufen, die durch odergelbe Gründe hinab in die Waldtrift rauschten, huschten dann wieder hinter die Schleier rahmziehender, goldgerändeter Wolken, deren Schatten die Hänge entlang zogen. Ein Raunen des Windes im steifen Geäst der Latschen, seines Geplätcher eines Quells unter Steinen, das kurze, grelle Gefreisch eines aufgeschreckten Schneehuhns — sonst heilige Stille zwischen Talgrund und Schneide; die Altersruhe des müde gewordenen Jahres.

Leicht steigt sich's empor durch die Röhle des Herbstmorgens über den steilsten Hang, der Sonne entgegen, die droben den strahlend hellen Gipfel gegen den tiefblauen Grund des Firmaments abstechen läßt. Schütterer wird der Baummwuchs, klammert sich mit knorrigen Luftwurzeln in die steinigten Falten des Hangs. Aus braungelben Stachgrasriegeln löst sich felsgestuft der Grat, verjüngt sich mit schwarzen Pfeilern und Rippen, mit jähen Kanten und Zaden hinan. Die Moospolster im Geschröpf strömen den verbrauchten, stinkenden Geruch des Herbstes aus.

Wir klettern über zerborstenes Blockwerk, turnen hinauf durch widerspenstiges Rhododendrongestrüpp, durch ähnes Krummholz, durch ausgewaschene Rinnen und schollernden Schutt, queren durch abschüssige Schneefelder auf die Nordseite hinüber, von eisigen Windstößen empfangen, biegen dann wieder auf die Südseite zurück, klimmen über brüchige Kanten empor, durch schattige Nischen, in denen Eis blinkt, durchwärmt vom Steigen und dennoch mit fröstelnden Händen das noch nachtfalte Gestein greifend.

Tief unter uns leuchten Bach und See unter steilem Sonnenstrahl, fauern silbergraue Almhütten, dehnen sich Weiden und Wald. Wie brennende Kerzen flackern die herbftlichen Lärchen aus dem Grün der Fichtenwipfel. Die nahen, früher so großen Gipfel um den Talschluß sind nun wie ins Knie gesunken, schon trägt mancher Blick über Böcher hinaus in die schimmernde Ferne. Über uns huschen Licht und Schatten, jagende Wolken mit weitgebauchten Seaeln. Schon spüren wir den kalten Nordwind, der über die Höhen legt, hören sein winselndes Pfeifen durch die Spalten und Klüfte des nahen Gipfelgrats.

Und dann stehen wir droben.

Mitten drinnen auf einsamer Warte im unermesslichen Kranz naher und ferner, lichter und dunkler Berge, die sich in langen Stügen hinausreihen, soweit das Auge reicht — vom Etschland über die Dolomiten hin bis hinaus zu den höchsten Gletschermäulen, bis hinab zu den sanften Kuppen, die der venezianischen Ebene zustinken. Ein Meer von Gipfeln, von Felsburgen und Schneehäuptern. Tiefe, blaue Talsfurchen dazwischen, aus denen weiße Ortschaften heraufgrühen, gewelltes Mittelgebirge, die hellen Stirnwände des Mendelkuas, in steilen Falten abfallender Wald. Der Mittelzug der Brenta, Türme, wie aus schwarzem Erz gegossen, die Guglia, die majestätische Eispyramide der Königs Spitze, ihre ganze Nachbarschaft hehr überragend, der funkelnde Dom der Weißtugel, der Similaun, Lodner, der schroffe Felskegel des Pflerscher Tribulaun, schwimmend in rosigem Dunste über den Rämmen der Sarntaler Alpen, die Dolomiten alle, durchströmt von schrägen Lichtwellen, hart gegen den Himmel gezeichnet mit ihren leicht erkennbaren Formen, alle, vom Peitlerkofel bis hinüber zur Bastion des Pelmo, bis hinab zu den versteinerten Flammen der südlichen Pala. Scharf betont in der dünnklaren Luft des Herbstmittags stellt sich jedes Berges Eigengefalt schön und sicher in den weiten Kreis dieser Schau.

Wir lassen unsere Blicke schweifen und schweigen.

Oft haben wir den Bergkranz unserer Heimat schon geschaut, von vielen, vielen Gipfeln aus, an vielen solchen Herbsttagen, die mit ihrer kristallinen Helle, mit ihrer göttlichen Stille die schönsten des Jahres sind.

Den Herbst in den Fleimstaler Porphyrborgen aber haben wir am liebsten. So reich an Kontrasten, an Farbenfülle, an wohlthuender Harmonie zwischen Höhe und Tiefe,

so prächtig eingeschmiegt in jene wundersame Stimmung, die die Natur an der Schwelle zwischen Winter und Sommer gibt, ist er kaum sonst irgendwo. In den Fleimstaler Porphyrbergen ist alles so nahe, so ergänzend beisammen: das Feuer des Lärchenwalds, das glühende Leben des Wassers, farbfrohes Hochtal und düsterer Fels von seltsam plastischer Form, die hauchzarten, wie in Pastell gemalten Tönungen des Herbstes und der weite Bogenblick von leicht erreichbaren Gipfeln über das ganze Land hin. Nirgendwo sonst stehen die Motive des kleinen Naturidylls und die großen, weiten Landschaftsbilder so einheitlich in ein und demselben Rahmen. Von nirgendwo sonst aus liegt die Südtiroler Landschaft mit all ihren typischsten Elementen so offen und fahbar hingebreitet in all ihrer Vielseitigkeit, mit Höhe und Tiefe zugleich, mit ihrem herben und reichen nord-südlichen Wesen, ihrer Härte und Grazie, mit all den unvergleichlichen Eigenformen ihres Baues.

In den schönsten Akkorden klingt von den Höhen des Lagorai traut und süß die Melodie des Herbstes über die goldenen Altäre der Heimat hin.



Die Ostkarawanken

Schicksale eines Grenzlandes

Von Dr. W. Paschinger, Klagenfurt

Mit einem fast unbekanntem Bergland verborgener Täler und üppiger Wälder, gekrönt von den letzten Felszinnen des Draulandes, enden die Karawanken vor den Rebenhügeln des Sanngaues. Ihr Kamm trägt die am weitesten gegen Süden vorgeschobene Grenze des Großdeutschen Reiches und dessen südlichste Gemarkung an der Wurzel des Vellachtales, genau in dem Meridian, in dem in achthundert Kilometer Ferne das Stettiner Haff ebenso scharf in die Ostseeküste schneidet.

Das Vellachtal trennt die östlichen von den mittleren Karawanken vollständig, da es in ein anderes Gebirge, in die südlich vorgelagerten Steiner Alpen zurückgreift, so daß hier eine ähnliche geographische Gegebenheit vorliegt, wie am Ostende der Karnischen Kette durch das Tal der Gailitz: ein Quertal, das in den schon zum dinarischen System gehörenden Kalktafeln ansetzt und mit seinen Seitentälern zu Pässen führt, jenseits der die Gewässer sich zu anderen Flußgebieten sammeln. Gerade südwärts geleitet die Seebergfurche, 1216 *m*, zur Ranker und Save, gegen Osten der Paulitschfattel, 1337 *m*, zum Oberlauf der Sann, der die Südbegrenzung der Ostkarawanken bildet. Die kleinen Beden von Prachberg—Schönstein und der Durchbruch der zur Sann eilenden Padd in der malerischen Klamm Huda Lufna stellen die Verbindung mit dem Nießlingtal her, womit das Ostende der Karawanken gegen die Ausläufer der Alpen, das Cillier-Bergland, den Weitensteinerzug und den breiten Granitfod des Bachers, abgeschlossen wird. Die braune Nieß, der Hauptfluß unseres Berglandes, nimmt knapp vor ihrer Mündung in die Drau die Nießling auf und säumt es im Norden ein bis zu dem kaum merklichen Sattel von Homberg, 545 *m*, von dem an die Schotterflur des Klagenfurter Bedens unmittelbar an den steilen Gebirgsfuß herantritt und die Grenze zur Vellach zurückführt. Mit durchschnittlich 20 *km* ist die Breite der Ostkarawanken ein mehrfaches von jener der westlichen.

Dem mit der Annäherung an die Ebenen des Ostens macht sich auch hier wie bei den Zentralalpen die Aufzäherung in mehrere Rämme bemerkbar. Die Trennung in eine Nord- und Südkette ist durch einen breiten Streifen alter Gesteine, Granite und Tonalite, die von Eisenkappel ostwärts durch den Remschnigg-, Leppen-, Nieß- und Javoriagraben streichen und zwischen zwei Hochgebirgskämmen sanftwellige Formen bilden, bewirkt. Das sind die Grundmauern eines alten, völlig abgetragenen Urgebirges, das von einem jüngeren überwältigt und durch einen Längsbruch wieder bloßgelegt wurde. Die südliche, die Hauptkette der Karawanken, setzt sich vom Paulitschfattel an nur in einem schmalen Rämme über Sabonig, 1624 *m*, Aischowa, 1929 *m*, Raduša, 2062 *m*, und Travnit, 1637 *m*, fort, über paläozoischen begrüntem Rücken eine felsige Triaskrone, welche die für unsere Karawanken charakteristischen Nordwände und von Schluchten durchrissenen Südhänge gibt. In der Umgebung des Seeberges treten weiche Karbongesteine zutage, deren einstige Deckschichten bis auf kleine Reste von Devonklippen vernichtet wurden, auffallenden Felsgestalten, welche die hier eifrige Sagenbildung als Werke des Teufels deutet. Die Nordkette, die in der Fortsetzung des durch seine Wetterwarte bekannten Hochobir mit Distra, 1577 *m*, Topiza, 1649 *m*, Pehen, 2126 *m*, und Urjulaberg, 1696 *m*, gipfelt, besteht zur Gänze aus densel-

ben Kalken wie die Hauptkette, ist aber weniger geschlossen, stark gefaltet und durch das Quertal der Mieß völlig durchbrochen. Sie ist der Nordrand einer Kalkmasse, die in der hastigen Zeit des alpinen Gebirgsbaues, im mittleren Tertiär, von Süden her über die alten Gebirgsreste geschoben wurde, gepreßt durch die mächtige Stirn des dinarischen Systems, die Steiner Alpen. Ihre flachgeschichteten Kalktafeln branden gegen die Karawanken, überstürzten sich, richteten sich auf- und nordwärts, kniften und zerbrechen. Vulkanische Gesteine drangen an Klüften empor, Undeفته im Südoften, Porphyrite am Ursulaberg und im Leppengraben, heilsame Wässer der Tiefe folgten ihnen. Im ganzen Gebiet, namentlich in den Bergwerkschächten, läßt sich feststellen, daß die jüngsten Schichten, kohlesführende Zone, Konglomerate und Mergel der späteren Tertiärzeit, von den älteren Kalken überfahren sind, im Süden um Hunderte von Metern emporgehoben wurden gegenüber den gleichen Ablagerungen am Nordrand, wo aus ihnen wieder Kalkschuppen aufragen, die ersten Träger des geschichtlichen Lebens. Das Auftreten von Erdbeben, deren einem, dem für ganz Kärnten verhängnisvollen vom Jahre 1348 die Burg Feuersberg zum Opfer fiel, ein Berggruß jüngster Zeit an der Pexen, sprechen dafür, daß die Karawanken noch immer nordwärts wandern.

Die Täler halten sich, von den beiden tektonisch angelegten Durchbrüchen der Vellach und Mieß, wiewohl letztere mit der Wistra ebenfalls weit nach Süden greift, abgesehen, an die weichen Schichten des Urgesteins und sind daher westöstlich gerichtete Längstäler, die sich bei Eisenkappel und Schwarzenbach zu den Haupttälern scharen. Die kleinen Quertäler, die nur kurze Rippen von den Hauptkämmen abgliedern, sind wasserarm, selbst die bedeutenderen der Nordseite, der Rischbach, die Feistritz und die Globasnitz, vermögen in Trockenzeiten die Schotterterrasse des Jauntales nicht zu überwinden. Die Eiszeit, die sonst in den Alpen die Hauptgestalterin der Formenwelt ist, hat hier nur wenig geändert. Die Steiner Alpen entfalteten wohl Gletscherzungen ins oberste Vellach- und ins Logartal, die aber die Karawanken kaum berührten, diese selbst waren aber schon zu niedrig, um dem großen Eiskuchen, der das Drautal erfüllte, Zuzüsse zu liefern. Nur unter den Zinnen der Pexen klebten einige Hängegletscher, deren Betten heute kleine, die Wandflucht gliedernde Kare bilden. An mehreren Stellen war das Vellachtal durch Schottermassen verbaut, so daß hier kleine, längst wieder verlandete Seen vorhanden waren, größere im unteren Mieß- und Mießlingtal. Obwohl diese Seen nicht in die historische Zeit hineinreichten, hat die Volksdeutung der abwechselnden Talweitungen und Engen und der stellenweise sichtbaren Strandkerben recht gehabt; zwei Kirchen führen hier die Namen Maria am See und Barbara am See, woran sich die Sage knüpft, daß zur Auffindung eines im See ertrunkenen Knaben der benachbarten Herrschaft zwei zum Tode Verurteilte den Ausfluß abgruben und sich damit das Leben erkaufen.

Die Kälteperiode überdauerte im niedrigeren und wärmeren Bergland östlich des Pexenstockes der Wald, der dann mit der Klimabesserung die pontische Flora in die Ostkarawanken und bis zu gewissen Verbreitungslinien charakteristischer Pflanzen auch ins Klagenfurter Becken leitete. Die vom Norden kommenden alpinen Elemente fanden aber im Gebirge mehr zusagende Bedingungen und überwogen daher gegenüber den kaum 100 pontischen Arten, die sich erhalten konnten. Hopfenbuche und Mannaesche des illyrischen Laubwaldes sind durch das Mießlingtal eingedrungen und haben sich an geschützten Stellen des Mieß- und Vellachtales durchgesetzt. Während auf der Südseite der Karawanken die Buschformation Sibljak weitverbreitet ist, sind ihre Vertreter auf der Nordseite Fremdlinge. Nur über den Seeberg schlägt eine kräftige Welle des illyrischen Sommerklimas in das nach Süden offene Vellachtal und beschert den unteren Hängen den schüttereren Föhrenmischwald über dem Ericateteppich und den lieblichen Büschen der Zwergalpenrosen. Hier ist auch der Föhn ein häufiger Gast, der rasche Schneeschmelze bringt, die Herbstfröste zurückhält und so dem Vorgebände

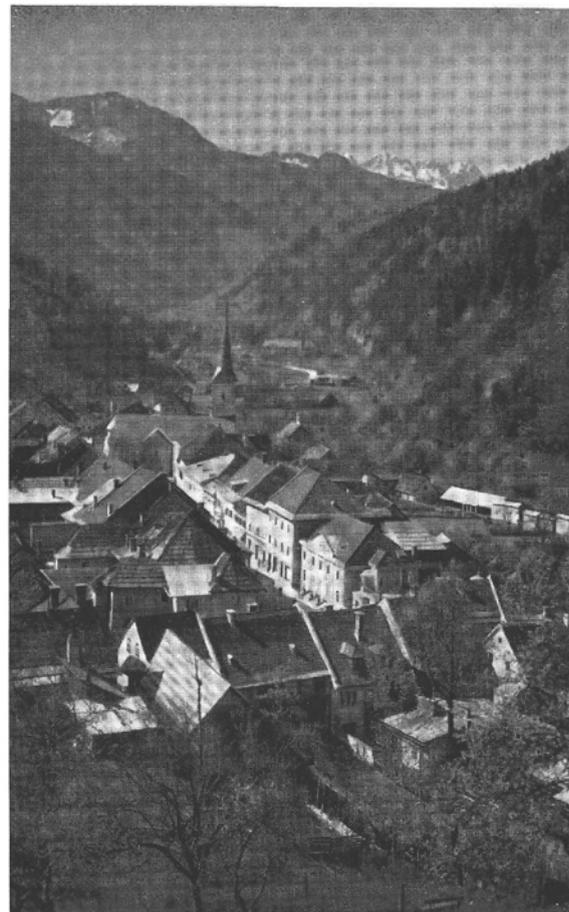
des Vellachtales eine klimatische Begünstigung gibt, die den einst verbreiteteren Weinbau (bei Sittersdorf) ermöglicht. Der froststarrende Winter des Sauntales ist sein Feind, so sehr die Sommerhitze die Reife begünstigen würde, Gegenläufe, die mit der Erhebung über die Ebene sich sogleich mildern. Das Berghaus auf der Pöhen-Feistritz in 1485 *m* Seehöhe ist im Januar noch immer um 1 Grad wärmer als das um 1000 *m* niedriger gelegene Klagenfurt. Sind die Temperaturverhältnisse stark durch die kontinentalen Züge des Kärntner Beckenklimas beherrscht, so die Niederschläge durch südliche Anflänge, nicht nur durch die über 1500 *mm* erreichende Menge, sondern auch durch ihr gegen den Herbst hin verschobenes Maximum und durch das Auftreten schwerer Südostgewitter. Allzuoft leidet das Vellachtal unter den Verheerungen seines sonst unscheinbaren klaren Frühchens. Die Volkssage bringt ein solches Hochwasser, das bis an die Kirchenporten von Eisfappel gestiegen sein soll, mit dem ganz vereinzelt Brauch des Kirchleintragens in Zusammenhang. Am Abend vor dem Lichtmeßtag (2. Februar) tragen die Kinder — vor Jahren taten es auch die Erwachsenen — aus Holz und Puppe gefertigte und innen beleuchtete Kirchlein im feierlichen Umzuge zur Vellach und übergeben sie als Bittopfer den Wellen. Die volkswundliche Forschung sieht darin aber die Erinnerung an den altheidnischen Brauch des Wegschwimmens der Winternacht, der sich in Anlehnung an das Lichtmeßfest erhalten konnte.

Das Klima ist dem Bestande des Buchenmischwaldes günstig, der in einer unteren Stufe die Hänge dicht geschlossen überkleidet und in seinem Dunkel, seinem Laubfall und Wasserverbrauch nur wenig Unterholz aufkommen läßt. Vielleicht mehr als anderswo mängen sich hier, wo forstliche Auslese bei der starken Verbreitung der Bauernwälder seltener getroffen wird, verschiedene andere Waldbäume ein, mit welchen uralte Namen von Höfen zusammenhängen. Die obere Stufe nimmt die Fichte ein, deren wetterharte Rückzugsposten schon in 1700—1800 *m* Seehöhe die Baumgrenze bilden, niedriger als sonst in Kärnten, weil randliche Lage, geringe Massenerhebung, Kalkunterlage und tiefer Winterschnee sie herabdrücken. In einem nordseitigen Kar der Pöhen steht eine Gruppe von Zirben, die einzige in den Karawanken, die daher unter Naturschutz gestellt wurde. Schon im Kampfgürtel des Waldes und dann darüber hinaus bis zu den Rämmen herrscht die Bergkiefer, die Latsche, durch ihre Zähigkeit und Elastizität gegen Winddruck und Schneelast gewappnet. Vom Urgebirgstreifen drang stellenweise auch die Grünerle zur Höhe empor, an der Ušhova in solchem Maße, daß man dem Berg den später verballhornten Namen Olschwa (Erlberg) gegeben hat. Für Alpenmatten bleibt da nicht viel Raum, von der Pöhen-Hochfläche abgesehen, nehmen sie nur kleine Flecken auf Rammenheiten ein. Was hier als Alm bezeichnet wird, ist in der Regel eine Rodungsweide im Waldgürtel. Nirgends in den Ostkarawanken, selbst nicht in den 2000 *m* hoch gelegenen nordseitigen Karan der Pöhen, hält sich sommersüber Schnee, und wenn er zu rasch verschwindet, verfliegt manches Wässerlein.

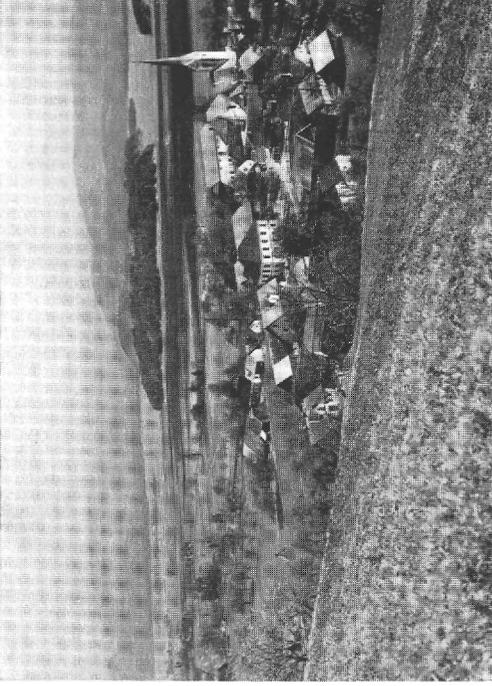
Steilheit, Wald, Kalkboden und Wasserarmut stellten der menschlichen Besiedlung nur beschränkte Räume zur Verfügung. Aber die Nachbarschaft von Gebieten, die von der Vereisung nicht betroffen wurden, und die niedrigen Zugänge von dorthier, ließen gerade in den Ostkarawanken, soweit wir bis jetzt überblicken können, die älteste Wohnstätte in Kärnten entstehen. Es muß im wärmeren Klima der letzten Zwischeneiszeit gewesen sein, als eine Jägerhorde in der 1700 *m* hoch gelegenen Pototschnikhöhle der Ušhova ihr Lager aufschlug. In dieser geräumigen Höhle wurden in den Jahren 1928 und 1929 systematische Grabungen durchgeführt, die in ihrem trockensten und wärmsten Teile in Höhlenlehm eine Kulturschicht aufschlossen: eine Feuerstelle aus gebranntem Lehm mit Aschenschicht, umgeben von Steinblöcken als Sitzgelegenheiten, Werkzeuge und Schlagkeulen aus den Knochen des Höhlenbären, auch Mahlzeitreste. Die Menge und Größe der aufgesammelten Bärenknochen läßt einen Schluß auf die Findigkeit



Bergkirche St. Leonhard, 1334 m, gegen Osten (Duschotwa)



Eisenkappel



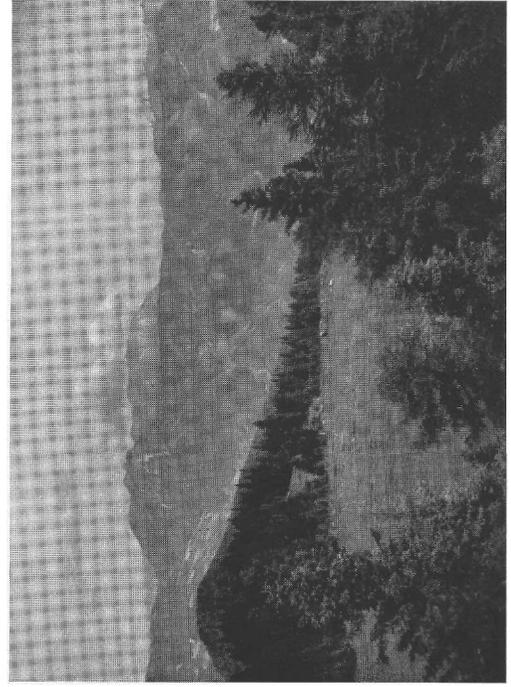
Wolbassitz gegen Saumtal



Von der Dufschowa gegen Südosten. Oberstes Saumtal gegen Kaduthofstorf



Seebergstraße gegen Steiner Alpen



Vom Pöcklafattel (Obtrofankrieg nach Osten)

und Fähigkeit der Jäger zu, die mit einfachsten Waffen das gewaltige Raubtier verfolgten. Der Eintritt der letzten Vereisung dürfte der hochgelegenen Siedlung ein Ende bereitet haben, denn in den oberen Schichten finden sich nur mehr Bärenknochen. Die Sammlung, die der Erschließer der Höhle, Dr. Groß von Bad Veilach, in seinem Hause aufgestellt hat, vermittelt einen anschaulichen Einblick in eine der frühesten Zeiten der Menschheit, in die ältere Steinzeit (mittlere Aurignaczeit). In einer anderen Höhle bei Veilach fand man zahlreiche Knochen des Braunen Bären, ohne daß eine Altersbestimmung möglich gewesen wäre. Der Bär kommt als flüchtiges Wechselwild nicht selten aus den Gosscheerwäldern in die Ostkarawanken und richtet unter den sich meist selbst überlassenen Schafherden Verheerungen an, ohne daß es jemals gelungen wäre, den vorsichtigen Eindringling zu stellen. Aus der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit sind mehrere Streufunde am Ursulaberg und aus dem Jauntale bekannt, die erwarten lassen, daß selbst in diesem Gebiete ungünstiger Gegebenheiten sich noch manche Aufschlüsse über die Vorgeschichte des Landes ergeben werden.

Mit den Kelten tritt unser Gebiet in die geschichtliche Zeit ein. Zwar blieb das Hochgebirge ihnen wie den Römern fremd, aber das nördliche Vorland, das Niesling- und obere Saantal müssen nach den vielen Inschriftsteinen mit keltischen Namen, den Erinnerungen im Brauchtum und religiösen Denken gut besiedelt gewesen sein. Den Nordfuß der Karawanken, wo der trockenwarme Terrassenboden des Jauntales ansetzt, die Bachläufe noch Wasser, die Hügel ein sicheres Wohnen gaben, begleitet ein keltischer Kulturkreis. Sein Mittelpunkt war ein Heiligtum des Gottes Jovenat, das südlich des Dorfes Jaunstein auf einer Kalkklippe, 300 m über dem Tale lag. Auf einer nordwärts durch eine Felswand, gegen Süden durch einen Ringwall geschützten flachen Kuppe gelegen, war es eine geräumige Fliehburg für eine größere Ansiedlung an ihrem Fuße, die in der Römerzeit in die Stadt Juenna überging, von der der Name „Jauntal“ für den östlichen Teil des Klagenfurter Beckens abgeleitet wird. Zahlreiche Funde in der Umgebung des großen Dorfes Globasniz geben Kunde von der Bedeutung dieser römischen Provinzialstadt, die durch ihre Lage an der Straße Völkermarkt—Windischgraz—Cilli—Aquila ein Kulturmittelpunkt für die Ostkarawanken wurde. Wie andernorts hat auch hier das Christentum den tief eingewurzelt keltischen Volksglauben übernommen, die alten Kultstätten in Kirchen umgewandelt, den Lokalgott Jovenat in die Wundergestalt der seligen Hemma überleitet, die bis heute Volksheilige geblieben ist und auf den vielen Wegkreuzen bis ins Gebirge hinein immer wiederkehrt. Im Raume der Fliehburg, dem heutigen Hemmaberg, wurden drei frühchristliche Kultstätten, eine Basilika, eine Bischofskirche und eine Taufkapelle, Mosaikböden und Grabtröge aufgedeckt, unfern der heutigen Kirche, die, erst 1498 erbaut, ein Wallfahrtsort für ganz Unterkärnten ist.

Juenna wurde wohl durch die im 6. Jahrhundert eindringenden Slaven zerstört; es ist aber möglich, daß schon vor ihnen germanische Völker auf ihrer Wanderung sich längere Zeit in den Ostkarawanken aufhielten, wenn man die Verwendung der Urk, einer eigenartigen Pflugschar im Niesltale und die Erinnerungen an den germanischen Umlaufstall (die Tiere sind im Stall nicht angebunden) als beweiskräftig erachtet. Dank ihrer Rodungskraft als Viehzüchter brachten es die Slaven auch zu einer Landnahme im Gebirge, auf dessen Gipfel die Rammweiden die Schafhirten als erste Befreier lockten. Seit dem 8. Jahrhundert waren die Slaven aber nicht mehr die alleinigen Kolonisten, da sich zwischen ihnen nach Waffenerfolgen in Oberkärnten die Bayern niederließen. In allen Tälern der Ostkarawanken gibt es einen überraschenden Reichtum altdeutscher Namen trotz vieler längst slowenifizierter oder verlorengegangener. So hieß die Veilach ursprünglich Grimach, Gößelsdorf leitet sich von einem Gogzilo ab, Namen wie „Krug und Horn“ für einen Übergang über die Pehen, Erlberg, Schwarzenbach, Rappel, Seeland, Sulzbach, „in dem Achorn“ (Javoria), die Zusammenfassung

von Ortsnamen mit dem deutschen „Stub“, gehen schon in frühe Zeit zurück. Wie in anderen Teilen Kärntens beweisen auch hier die Urkunden, daß zahlreiche Bauernhöfen, namentlich im Hintergrund der Täler, die meisten Grundherren und Bürger deutsch waren; eine Urkunde aus dem Jahre 1050 nennt mehr deutsche als slowenische Zeugnennamen und aus einer anderen läßt sich nachweisen, daß in Bleiburg zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert alle Bewohner mit einer einzigen Ausnahme Deutsche waren. Seit dem 12. Jahrhundert gab es ein bodenständiges Deutschtum in einem völkischen Mischgebiet, das deutscher Kulturboden wurde. Denn die Slowenen übernahmen die höhere Kultur der Deutschen in fast allen Belangen, viel in Siedlung und Arbeit, in Brauchtum und Sprache. Das slowenische Haus Unterkärntens hat mehr Ähnliche an das deutsche Doppelhaus als an das Krainer Haus, besonders in der Einteilung und Einrichtung, in der nur wenig, wie die „Hofharpe“ (Erdnungerüst) typisch slowenisch ist. Die slowenische Sprache nördlich der schroff vom Krainer Volkstum trennenden Karawanken entwickelte sich selbständig zum „Windischen“, das viele Lehnwörter aus dem Deutschen aufgenommen hat und selbst in den inneren Tälern sich mehr der Sauntaler Mundart als der der Krainer Slowenen anschließt. Deutsche Rechtsaltertümer, wie die Aufstellung der Freieung, kirchliche und weltliche Bräuche sind beiden Völkern gemeinsam und bei festlichen Anlässen widerhallen in ganz Kärnten die Böllerschüsse bis an den Karawankenfamm, südlich dessen feierliche Ruhe über den Tälern liegt.

Die Tätigkeit der deutschen Ansiedler als Kulturbringer in Ackerbau und Gewerbe, in der Begründung des Bergbaues und Handels war die Grundlage für die Entfaltung einer reichbewegten Geschichte im späteren Mittelalter. Herrschaftliche Kolonisation, Ritterfehden, Ungarn- und Türkenkriege schlugen ihre Wellen bis in die einsamen Gräben der Ostkarawanken hinein.

Seit der Gründung des Herzogtums Kärnten (976) begann die Kolonisation und Einflussnahme der geistlichen Herrschaften St. Paul, auf das der älteste Ort, Drauburg, zurückführt, dann Viktring, Ossiach, St. Georgen am Längssee und der weitentfernten Bischöfe von Sedau, Brixen und Aquileia. Um das Jahr 1100 war die kirchliche Organisation im Sauntale, das schon ein Jahrhundert früher eine eigene, auch das Nieß- und Nießlingtal einschließende Grafschaft bildete, vollendet. Die älteste Kirche war die des kleinen Dorfes St. Michael, auf romanischer Anlage ein gotischer schlangenförmiger Bau, der von seinem waldigen Hügel über das ganze Sauntal schaut. Das einzige Kloster des Sauntales, später Chorherrenstift und Jesuitenresidenz, Eberndorf, vereinigt alle Kunstperioden von der Romanik bis zum Rokoko, ein Kulturmittelpunkt für das Vellachtal, wie Bleiburg und Windischgraz für den östlichen Teil. Das waren die Mutterkirchen zahlreicher Gotteshäuser und Kapellen, die kaum einem Hügel des Sauntales, auch nicht dem Hochgebirge fehlen, wie das Kirchlein St. Leonhard auf der Ushowa, in 1330 m Seehöhe eines der höchstgelegenen von Kärnten.

Seit dem 11. Jahrhundert entwickelten sich rings um die Ostkarawanken auch weltliche Herrschaften, von denen die Sauntaler Grafen im Süden, die Heunburger im Osten, die Juneder, die später nach ihrer heute völlig verfallenen Burg Sonned genannt wurden, im westlichen Sauntale, die Sponheimer im Vellachtal von ihrem Hauptschloß Rechberg aus die einflussreichsten wurden. Von ihnen wurde die Rodung durch die Täler der Sann, Nieß und Vellach einwärts getragen, nur allmählich, weil durch die Talengen gehemmt, aber bis zur dauernden Besetzung aller geeigneten Plätze. Dafür war in den ausgedehnten Waldgütern, von denen uns im 12. Jahrhundert solche „circa Rechperch“, „apud capellam“ (Eisentappel) und der „Patriarchenwald“ im Sauntale genannt werden, namentlich die Form der Forstfiedlung angewendet, in der sich der Grundherr alle wichtigen Rechte (Bau, Holzung, Jagd) vorbehielt. Durch

die Machtbestrebungen dieser Häuser und ihren raschen Besitzwechsel wurde das Jauntal ein unruhiger Schauplatz der Kärntner Geschichte. Die Sponheimer, die seit 1122 Herzöge von Kärnten waren, erwarben durch Erbschaft, Kauf- und Waffengewalt eine ganze Reihe von Herrschaften und kamen in den Besitz der Seebergstraße, deren Bedeutung schon durch den Kranz von Burgen (Rechberg, Christendorf, Feuerberg, Sonned) am Ausgang des Vellachtales deutlich wird. Da gab es Streitigkeiten mit dem Patriarchen von Aquileia um den Besitz von Windischgraz, das als Münzstätte von Friefacher Pfennigen wichtig war, Eingriffe des landfremden Böhmenkönigs Ottokar II., erbitterte Fehden des Landeshauptmannes Konrad von Aussenstein mit Jauntaler Herren, namentlich den Weißenedern, wobei besonders der Markt Gutenstein durch seine zwei Burgen eine Rolle spielte; selbst gegen die Habsburger, die seit 1335 Landesherrn waren, wendete sich der kriegerische Aussensteiner, wurde in dem durch mehrere Befestigungen geschützten Bleiburg durch zwei Monate belagert und gefangengefesselt; der arg mitgenommene Ort erhielt dann Stadt- und Marktrechte.

War schon diese andauernde Unsicherheit nicht geeignet, die wirtschaftlichen Ansätze, die sich in Marktgründungen, im Betrieb der von den Heunburgern begründeten Bleibergwerke auf der Pezen und im Seeberghandel zeigten, zu entsalten, so kamen mit dem Ende des 15. Jahrhunderts noch viel schwerere Jahre.

In der Zeit völliger Ohnmacht des Reiches, zwischen 1480 und 1490, brach mehrmals der Ungarnkönig Matthias Corvinus in Kärnten ein, berannte feste Plätze, besonders Windischgraz, ließ plündern und sich „huldigen“, d. h. durch Geld seine Gnade erkaufen. Mit Schreden erinnerte sich das Volk noch lange Zeit seiner Verheerungen. Wohl haben die alten Volkslieder und Volksfagen der Karawankentäler einen geschichtlichen Kern, der den Kralj Matias als Schützer des Christentums gegen die Ungläubigen, die Türken, verherrlicht, nicht aber die heutige slowenische Nationalfage vom milden und großen König, der in den Höhlen der Pezen mit seiner „Schwarzen Schar“ schläft und auf die Zeit wartet, wo er mit seinen Helden den Slowenen den Sieg bringen werde. Diese Fassung ist ganz an die deutsche Sage vom Bergkaiser Friedrich angelehnt, die den Slowenen durch ihre Teilnahme an einem uralten mittelfärntischen Kult, dem Vierbergelauf, bekannt wurde. Irrtümlich wurde die Sage auf die Pezen bezogen, weil sie von den „Steinöfen“ (pri pečicach) spricht, die für die gegenüberliegende Saualpe bezeichnend sind. Aus nationalen Gründen verfechten die Slowenen die irr tümliche Fassung noch heute und errichteten in der Nähe ihrer Schutzhütte ein kleines Standbild, einen „eisernen König“.

Die Türken waren seit der Schlacht auf dem Amfelselbe (1378) Herren der Balkanhalbinsel und unternahmen nun wiederholt verheerende Züge nach Ungarn, Krain, Steiermark und zogen damit auch die Ostkaramanken schwer in Mitleidenschaft. Schon 1473 wurde Windischgraz vernichtet und erfolgte der erste Einbruch über den Seeberg in das Vellachtal, wo die Bewohner sie vergeblich mit Steinlawinen aufzuhalten versuchten. In den folgenden Jahren wurden gemäß einem Landtagsbeschlusse die Grenzen an wichtigen Übergängen, nämlich zwischen der Drau und dem Urfulaberg, an der Lusa und am Seeberg befestigt und zur Not gehalten, was zur Folge hatte, daß die Türken einen anderen Weg, den durch das Savetal und über den Predil nach Kärnten nahmen. Auch im Jahre 1480 kamen sie über den Seeberg, „heimlich“, wie der Chronist sagt, und überhaupt nur, weil die Landwehren infolge der ungarischen Besetzung vernachlässigt waren. Später wurden die Kläusen von Eisenkappel, Rechberg und Unterdrauburg verschanzet, so daß Kärnten vom Türkenzug des Jahres 1532, der Steiermark hart heimsuchte, verschont blieb. Das umwallte Kloster Eberndorf, die Wehrkirchen von St. Stefan und Waggendorf, die Befestigungen von Bleiburg und Gutenstein sprechen deutlich vom Abwehrwillen der Bevölkerung. Die Schreden der Türkenzeit blieben in der Erinnerung lange haften und gaben Anlaß zu mancher Sagenbildung. Ein alter-

kümmliches Hußeisen an der Kirchtür von St. Leonhard wird mit einem durch die Schlaueit eines Bauern gelenkten Todesritt der Türken über die Wände der Ušhova in Zusammenhang gebracht; eine auffallende Felsbildung im Vellachtale ist der „Türkenkopf“.

In den ruhigeren Zeitaltern des 16. und 17. Jahrhunderts erfreuten sich die Ostkaramanken einer wirtschaftlichen Blüte, die sich in den Rodungen der „Neubrüche“ kundtut und besonders durch die Benützung der Pässe gegeben war. Von Gutenstein aus gingen Handelswege über die Sättel von St. Veit und St. Magdalen in das Sanntal, vor allem aber wurde Görtschichtaler und Lavanttaler Eisen von Wölfermarkt aus über den Seeberg nach Krain verfrachtet; als Rückfracht kam Meersalz, für dessen Vertrieb in Kärnten Eisenkappel das alleinige Privilegium besaß. Für die Bedeutung des Seeberges spricht, daß auf der Karte des Gastaldi (1559) alle Orte seiner Straße: Bölcamarch—Neeling—Kecperg—Capella—Neumard verzeichnet sind. Der Bau der Straße Wien—Triefst und Klagenfurt—Laibach in der Mitte des 18. Jahrhunderts drängte den Seebergverkehr stark zurück. Auch Bleiburg, das durch einen verheerenden Brand schwer mitgenommen wurde, litt unter dem Niedergang des Handels wie durch inneren Streit über den Burgfried und verlor seine Stellung als Hauptort der Ostkaramanken zugunsten Gutensteins. Eine vorübergehende Besserung trat dadurch ein, daß nach dem Verlust Oberkärntens durch den Schönbrunner Frieden (1809) die Bleierzgrube der Pösen stärker abgebaut wurden. Bis zum Jahre 1813, in dem die Karamanken der Schauplatz von Kämpfen des Befreiungskrieges waren, verlief die österreichische Staatsgrenze über ihren Hauptkamm, und in Bad Vellach hatte der Gouverneur der illyrischen Provinzen seine Sommerresidenz.

Die Ostkaramanken vereinsamten und damit ging auch das Deutschtum zurück, das durch an und für sich zu geringes Wachstum, durch Abwanderung und Slowenisierung zu einer zahlenmäßigen Minderheit wurde, deren Verluste in den vielen erhalten gebliebenen deutschen Haus- und Sippennamen der Windischen zum Ausdruck kommen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte auch hier, wie in den anderen gemischt-sprachigen Teilen der Monarchie der völkische Kampf ein, von Geistlichen, Lehrern und Advokaten geführt, während die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung deutschfreundlich war, zumal die wirtschaftliche Geltung hauptsächlich von den Deutschen gehalten wurde, gute Schulen eingerichtet waren, das deutsche Vereins- und Genossenschaftswesen seine Anziehungskraft ausübte, Schulverein und Südmart eine völkisch und sozial segensreiche Tätigkeit entfalteten. So brachte die Reichsratswahl des Jahres 1911 im Niesztale nur 47 Prozent der Stimmen für den slowenischen Kandidaten und die Volkszählungen vor dem Kriege ergaben für alle geschlossenen Orte eine deutsche Mehrheit. Die Bestrebungen zur Loslösung des gemischt-sprachigen Teiles von Kärnten gingen auch nicht von den bodenkundigen Slowenen, sondern von Krain aus und wurden in die Tat umgesetzt, als die Mittelmächte nach dem Weltkrieg zusammengebrochen waren.

Hunger und Not hatten in den Industrieorten des Niesztales am 5. und 6. November 1918 zu Plünderungen geführt, was für die Südslawen der Anlaß war, „zur Sicherung der Ruhe und Ordnung“ das Niesztal, dann die ganzen Ostkaramanken und die größeren Orte des Sauntales zu besetzen, um damit die Friedenskonferenz in Paris vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Von der Wiener Regierung im Stiche gelassen, mußte Kärnten aus sich selbst heraus die heimatische Abwehr aufrufen, die zunächst die Festlegung einer Demarkationslinie zwischen den wiederholt ins Gefecht gekommenen Gegnern erreichte. Die Ostkaramanken blieben dadurch in slowenischer Besetzung, die gleich mit der Auflösung von Gemeinde- und Schulausschüssen, mit Ausweisungen, Verschleppungen, mit der Beseitigung deutscher Aufschriften und des deutschen Unterrichtes vorging. Auch in dieser Leidenszeit erlahmte nicht die Hoffnung der Bevölkerung auf

ein dauerndes Verbleiben bei Kärnten und äußerte sich in Denkschriften an die interalliierte Kommission, an eine zur Feststellung der völkischen Verhältnisse entsandte amerikanische Kommission, an die Landesregierung usw. Dem weiteren nach dem Bruch des Waffenstillstandes versuchten Vordringen der Südslawen stellte sich die mannhaft erhabene des sich selbst überlassenen kleinen Kärntner Volkes entgegen, insolge dessen es im Frühjahr 1919 zu blutigen Kämpfen und zur völligen Vertreibung der Eindringlinge vom Kärntner Boden kam. Die zwölffache Übermacht, die daraufhin die Südslawen im Juni zur Wiedereroberung einsetzten, führte wieder zu schweren Kämpfen, gerade im Rahmen der Ostkarawanken, weil hier die Umfassung durch Krain und Süsteiermark den Einmarsch von mehreren Seiten ermöglichte. Die entscheidenden Gefechte bei Reehberg und Unterdrauburg hatten das Aufgeben Unterkärntens zur Folge, aber die Opfer des Freiheitskampfes waren nicht umsonst gebracht, weil dadurch den Machhabern in Paris die Augen über den wahren Volkswillen geöffnet wurden. So blieb zwar das Mießtal durch den Frieden von St. Germain verloren, aber für die übrigen Grenzgebiete Unterkärntens wurde eine Volksabstimmung erreicht, die nach heroischem Dulden und schwieriger Vorbereitung am 10. Oktober 1920 der Einheit Kärntens den Sieg gab. Selbst in den Berggemeinden der Ostkarawanken, die weitüberwiegend von Slowenen bewohnt sind und für die deutsche Propaganda am entferntesten lagen, war die Zahl der Für- und Gegenstimmen nahezu gleich. Es war ein Schicksalstag Kärntens und damit des ganzen deutschen Volkes. In dem machtvollen Festzug der Landeshauptstadt unterbrach den Jubel der Befreiten nur ein Bild — die umflorte Fahne der Flüchtlinge aus dem Mießtale.

Indem die heutige Südgrenze Kärntens von der Ušhova über Snezenik—Pechen—Homberg zum Ramm des Stroinastodes zieht, fallen die Ostkarawanken zum größeren Teil in das Gebiet des Königreiches SHS. Zu Kärnten gehören nur mehr 7 Gemeinden, von denen zwei, Eisenkappel und Bleiburg, nur das Gebiet der geschlossenen Ortschaft umfassen. Die Volkszählung vom Jahre 1934 ergab für die Kärntner Gemeinden eine Bevölkerung von 10806 Bewohnern, von denen sich 46 Prozent zum deutschen Volkstum bekamen; die Gemeinden Bleiburg, Sittersdorf und Eisenkappel haben eine ganz überwiegende deutsche Mehrheit. Wie hier die Anziehung des deutschen Kulturkreises einen Rückgang der slowenischen Sprache bewirkte, so hatten auf südslawischer Seite Auswanderung, Verletzung, Isolierung der deutschen Bevölkerung ein völliges Verschwinden ihrer Sprache zur Folge. Nach der Zählung vom Jahre 1921 wohnten in den südslawischen Gemeinden 30441 Bewohner, davon 751 Deutsche, deren Anteil auf 2½ Prozent gegenüber 22 Prozent vor dem Weltkriege zurückgegangen ist; überdies ist der Bevölkerungszuwachs dort mit rund 10 Prozent zwischen den Zählungen 1921 und 1931 fünfmal so groß wie in den bei Österreich verbliebenen seit dem Jahre 1910. Im Raume der Ostkarawanken leben auf einer Fläche von 1200 qkm etwas über 41000 Menschen, was eine Durchschnittsdichte von nur 34 ergibt.

Das ist verständlich, da die Natur der Ostkarawanken nur die Einödsiedlung zuläßt, deren weit voneinander entfernte Höfe die sonnseitigen Leichten aufsuchen, die Schattseiten völlig meiden, dort, namentlich im besseren Verwitterungsboden des kristallinen Ausbruches, bis 1300 m, am höchsten in den Karawanken, empor gehen, während die Kalkhänge eine niedrigere Siedlungsgrenze haben und die engen Taleinschnitte wenig benützt werden. Eine eigentümliche Form der Flurverteilung in der Längstalzzone ist die der Streifeneinödsbauern, bei denen der Besitz vom Tal streifenförmig bis zum Ramm emporzieht, eine Form, die noch auf grundherrschaftlichen Einfluß zurückzuführen ist. Im Gebiet von Koprein kommen auch die schon aus dem 13. Jahrhundert stammenden, durch die naturgegebene Graswirtschaft erzwungenen Schwaighöfe vor. Aus den alten Besitzansprüchen der Jauntaler Orte gingen die Weingartstreifen an den klimatisch begünstigten Rieden am Ausgang des Vellachtales hervor. Von den insel-

haften Vorkommen in diesem und den häufigeren im Mieß- und Mießlingtale abgesehen, tritt die Weilerform völlig zurück, vielmehr setzt am Nordfuß der Karawanken sogleich das Dorfsystem ein, für das infolge der Wasserarmut der Schotterböden die planmäßige, zeilenförmige Anlage längs der Bachränder eigentümlich ist. Hier, wie in den Bergwerksiedlungen des Mießtales, spielt der Steinbau eine große Rolle, während im Gebirge der Holzbau üblich ist. Die unbesiedelten Räume im nördlichen Vorlande der Dobrawawälder sind Gemeinschaftsbesitz, die im Gebirge zum größeren Teile geschlossener Herrschaftsbesitz an Wald und Alm, zum kleineren auch Gemeinde- und verstreuter Eigengrund. Bei letzterem ist die durchschnittliche Besitzgröße bedeutender als in der ganzen Umgebung der Ostkarawanken, namentlich im Vellachtale, wo die Größenstufe unter 5 ha nur ein Drittel der Besitzfälle umfaßt.

Das gibt schon einen Hinweis auf die Kargheit der Natur. Da in den Gemeinden der Ostkarawanken nur 12 Prozent Acker- und Gartenland und deren Erträge sehr bescheiden sind, ist für die bäuerliche Bevölkerung kaum die Selbstversorgung mit Körnerfrüchten gegeben. Am besten ist der Anbau im austönenden Bergland zwischen Mieß und Mießling und am Fuß der Nordkette, wo in einer eiszeitlichen Amsfließungsrinne sandiglehmige Böden zur Ablagerung kamen. Einen namhafteren Nahrungsbeitrag liefert die Viehzucht, die 8 Prozent Wiesen und 17 Prozent Rodungsweiden zur Verfügung hat. Die mit der Heunot zusammenhängende schwierige Überwinterung läßt die Rinderzucht, von einigen Plätzen (Luschaalm) abgesehen, weniger vorteilhaft erscheinen, als die Schafzucht, die in ihrem extensiven Betrieb wenig Einsatz erfordert. Als noch die Kärntner Lodenherzeugung in der Mitte des 19. Jahrhunderts einen größeren Umfang hatte, wurden auf der Pezen allein 3000, zum Teil feinvollige spanische Schafe gehalten. Eigenwald ist eine Voraussetzung für die Lebensmöglichkeit der Karawankenbauern, nicht minder wichtig ist aber die Beschäftigung als Holznacht und Fuhrmann in den Wäldern des Großgrundbesitzes. 50 Prozent der Fläche sind von Wald bedeckt, von dem freilich manche Teile abseits der Straßen, der Bahnen und Holzriesen eine schlechte Bringbarkeit haben. Die großen Holzlager, Säge und Spannfabrikwerke von Rühnsdorf und Unterdrauburg zeigen den Umfang der Holzwirtschaft, der noch einer Steigerung fähig ist.

Durch ihre Bodenschätze waren seit jeher das Mieß- und Vellachtal die Schauplätze von — an ihren Zeiten gemessen — namhaften Industriebetrieben, die durchaus von deutschen Unternehmungen gegründet wurden. Ein Eisenerzabbau mit einem kleinen Hochofen an der Mündung des Leppengraben in das Vellachtal ist urkundlich aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nachweisbar. Die Hammerwerke und Stahlschläge, die zwischen Eisenschappel und Rechberg seit dem 16. Jahrhundert tätig waren, verarbeiteten aber vorzugsweise das Lavanttaler Eisen, und zwar mit solchem Erfolge, daß Eisenschappel ein Zollamt und ein eigenes Frächtergewerbe für den Versand des Stahles über den Seeberg inne hatte. In der Mitte des 19. Jahrhunderts erzeugten die Vellachtaler Hämmer nach ihrem Beitritt zur Hüttenberger Eisengewerkschaft jährlich rund 15000 kg zum Teil gesuchten Stahls. Aus dem letzten, im Jahre 1885 aufgelassenen Hammer entstand, wie das fast überall in Kärnten zur selben Zeit der Fall war, eine Papier- und Zellulosefabrik in Rechberg. Die Holzkohlenfeuerung hatte schon in der Zeit Maria Theresias zur Erlassung einer eigenen Waldordnung geführt, um dem Schwinden der Wälder Einhalt zu tun. Dagegen fand das Kohlenlager von Lobnig, das i. J. 1792 von einer unternehmenden Frau, nach ihrer Angabe als erstes in Kärnten genutzt wurde, kaum Beachtung und wurde nur während des Weltkrieges herangezogen; auch die verkehrstechnisch günstiger gelegenen Kohlenruben von Loibach und Homberg ruhen heute, wie schon längst die Ausbeute von Zinnober in der Vellacher Kotschna, an die noch Reste einer Schmelzhütte erinnern. Um so mehr waren die im Jahre 1820 entdeckten Kohlenlager von Pisch im Verein mit den Wasserkraften der Mieß die Grund-

lage der bedeutenden Eisenindustrie von Prävali, deren Erzeugnisse sich auf der Wiener Weltausstellung von 1873 sehen lassen konnten. 1832 wurde hier eine Eisenhütte errichtet, die nach ihrer Vergrößerung zum Walzwerk schließlich den größten Teil des Bedarfes der Monarchie an den im Zeitalter der großen Bahnbauten so gesuchten Schienen und Achsen deckte. Eine ganze Reihe wichtiger technischer Neuerungen ging von Prävali aus, wo im Jahre 1840 erstmalig mit Braunkohle Schweißhize erzeugt wurde, wenig später der erste Kokshochofen der Alpen und der erste Gas-Schweißofen Österreichs mit Sägespänsheizung in Betrieb gesetzt wurden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren hier 1500 Arbeiter beschäftigt und stieg die Erzeugung in den Bessemeranlagen bis auf 2 Millionen Zentner Roheisen. Nachdem die Vereinigung mit der alpinen Montangesellschaft die immer mehr auftretenden Schwierigkeiten der Rohstoff- und Betriebsmittelversorgung nur vorübergehend gelöst hatte, wurde der Gesamtbetrieb wegen der zunehmenden Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage — Verlust des englischen Marktes, Aufhören der Bahnbauten, hohe Frachtkosten — im Jahre 1899 eingestellt. Als letzter Rest der großen Nieshtaler Eisenindustrie blieb das Werk Streiteben, das jährlich durchschnittlich 50 000 Zentner Stahl erzeugt. Die Bevölkerung von Prävali, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich verdoppelt hatte, nahm nun wieder rasch ab, und an den Stätten eifriger Arbeit gähnen leere Häuser und Fabrikrüinen.

Zur selben Zeit hob sich der Bleibergbau, der sich über eine ausgedehnte Zone jungtertiärer Vererzung von der Pechen bis in die Westkaramanken erstreckt. Die im 15. Jahrhundert wiederholt genannten und, wie die Schladenhalden von Feistritz an der Pechen beweisen, schon gut verhütteten Vorkommen des „mons Pleiberg“ wurden über die Türkenkriege vergessen und erst wieder 1728 durch Siegmund Grafen Thurn erschlossen. Der Verlust der Oberkärntner Bleilager infolge des Friedens von Schönbrunn brachte dem Nieshtaler Abbau zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Vorbllüte, die in der Bleigewerkschaft der Stadt Bleiburg ihre Stütze hatte. Die im Jahre 1868 gegründete Bleiberger Bergwerksunion gab durch Modernisierungen, durch eine Werksbahn, durch die Verwertung der Zink- und Gelbbleierze, schließlich durch den Bau der zentralen Aufbereitungsanlage „Scheriauhütte“ der Förderung einen großen Aufschwung. Um 1900 überflügelte die Nieshtaler Erzeugung jene des Villacher Bleiberges und erreichte die größte Produktion während der Kriegsjahre durch rücksichtslosen Abbau mit fast 13 000 Tonnen. Nach dem Kriege ging der Nieshtaler Betrieb in den Besitz einer englischen Gesellschaft über, die mit einer Erzeugung bis zu 150 000 Tonnen Blei ausgezeichnete Ergebnisse erzielt. Dies läßt den Verlust für Kärnten um so schwerer erscheinen, als auch die Oberkärntner Produktion durch die Abtretung von Raibl an Italien eine schwere Einbuße erlitten hat. Da sich die Bleierzzone auf österreichischem Boden über Pechen und Obir fortsetzt, ist die Aussicht auf Neubelebung eines Abbaues nicht von der Hand zu weisen.

Die Mineralquellen, die besonders in der Umgebung von Eisenkappel häufig sind und in Röttelach (GHS.) und Vellach auch mit Badeanlagen verbunden sind, bieten wohl nur einen kleinen Zuschuß zur Wirtschaft der Ostkaramanken und verdienen als Schöpfungen durchaus deutschen Unternehmungsgeistes eine größere Beachtung. Eine besondere Würdigung beansprucht Bad Vellach, 843 m, das in den achtziger Jahren aus einer einfachen Badehütte ausgebaut wurde, zunächst nur Kranke und Erholungsbedürftige zu Besuchern hatte, heute aber eine beliebte Sommerfrische ist. Im Gouverneurssäal sammelte um 1830 die Gewerksfamilie von Rosshorn einen Kreis von Gelehrten und später tauchten im Bad immer wieder bedeutende Namen auf: Geologen, Professoren, Dichter, Adelige und Gewerken, viele Maler, von denen man nach einem Bericht aus dem Jahre 1868 alle paar hundert Schritte einen treffen konnte. Da gibt es ja auch durch das ganze Vellachtal Eindrücke für jede Richtung geistiger Aufnahme:

am Ausgang des Tales die große Musterwirtschaft Miklaushof im Kranz von Ruinen und Seen, über der Papierfabrik Reehberg die Reste einer Ritterordenskommende und der Sponheimer Burg; Spuren vergangener Arbeit und Not folgen mit der verfallenden Blei schmelze, mit den fagenumwobenen Felsgebilden der malerischen Klamm, in der ein in Fels gesprengter Pulverturm träumt und die Ruinen der Türkenperre erzählen; dann die lange Straßenfiedlung Eisentappels, aus der man panoramenartig durch die sich kreuzenden Talfluchten in die Gründe der Bergwelt blickt; bald nach dem Renaissanceschloßchen Hagenegg durchwandern wir das enge Tal mit den mannigfachen Felskulissen, vorbei an einem verfallenen Eisenhammer, an Schanzen aus den Freiheitskämpfen und dem 12 m hohen Christophorusbild auf geglätteter Felswand, bis aus seiner Waldgeborgenheit an der murmelnden Vellach das Bad heraustritt, wenig überragt vom Seeberg, von dem sich geruhsam in die dunstige Ferne des Savelandes schauen läßt.

Bad Vellach ist ein Ausgangspunkt für Hochgebirgsturen in die Steiner Alpen, Eisentappel aber ist die Wiege der Touristik für die Ostkaramanken. Von ihren Gipfeln gibt es keine eigentliche Erstbegehungsgeschichte, weil sie längst alle von Hirten, Jägern oder Knappen bestiegen waren, als die zünftigen Bergsteiger kamen. Im Jahre 1877 bildete sich hier unter Führung des Marstschaiders S. Kieger eine Ortsgruppe des D. O. K., an der auch in seinen Ferien der jugendliche L. Zahne lebhaften Anteil nahm, der das Gebirge durch zahlreiche Aufstöße bekannt machte und den ersten Führer herausgab. Da die Ortsgruppe während des Krieges eingegangen war, erstand sie im Jahre 1921 unter dem Namen „Carinthia“ wieder und betreut bis heute die Berge des Vellachtals. Ganz im Osten waren der Gau Karamanken der Sektion Klagenfurt tätig, der 1912 das Ursulaberghaus schuf, auf der Pechen seit 1933 die Sektion Klagenfurt durch Errichtung der Bleiburger Hütte, nachdem schon einige Jahre vorher auf der Südseite der slowenische Alpenverein die Wehütte erbaut hatte, an den auch durch die Abtretung des Nischtales das Ursulaberghaus fiel. Bei genügsamen Ansprüchen öffnen sich aber jedem Wanderer gastfreundlich die einsamen Bergbauernhäuser, das Mesnerhäuschen von St. Leonhard, das Jagdhaus Kriska an der Pechen und die Hütten der Sennner, auch auf der südslawischen Seite.

Die geringe Zahl der Unterkünfte fällt in diesem Gebirgstelle nicht sehr ins Gewicht, da sich alle Besteigungen vom Tale aus in einer Tagestour durchführen lassen. Hochalpine Betätigung verlagern sie, dafür schenken sie Wanderungen in Einsamkeit und Ursprünglichkeit und manche Gipfelschau in den wechselvollen Rahmen. So bieten Sadonig und Paulitschhöhe bei Vellach überraschende Einblicke in die Felswildnisse der Steiner Alpen und einen bequemen Übergang zur Piffernighütte des slowenischen Alpenvereins im Logartal. Die Paulitschhöhe stand vor dem Kriege im Mittelpunkt eines Streites um ein wiederholt angeregtes Straßenbauprojekt, da Eisentappel eine unmittelbare Verbindung mit dem Logartal über den Pastirkfattel wünschte — der Krieg machte diesem Sattelstreit ein Ende. Selten wird die Mchowa besucht, sei es durch die zierliche Kupitzklamm oder durch den Jerevizagraben auf den schmalen Felskamm, der von drei mächtigen Fenstern durchbrochen ist, ein Berg, der lange Zeit als schwierig und geheimnisvoll galt. Eine Wanderung auf waldigen Rämmen über die Felsspitze der Osttra und die Ruppe der Topiza geleitet zur Luschaalpe, von der aus die Hochfläche des Pechenstodes mühelos erreicht wird, die als einzige Stelle der Ostkaramanken für den Wintersport in Betracht kommt. Steilere Zugänge von 1500 m relativer Höhe führen vom Jauntale aus, besonders von der verlassenem Blei schmelze bei Feistritz, wo der Bach als starke Karstquelle zutage tritt, oder über das Gehöft Wolina auf einem bequemeren Winterwege zur Siebenhüttenalm und zur Alpenvereins-hütte. Dolinen und Löcher eingestürzter Stollen (Pingen), bizarre Felsbildungen, vor allem der herrliche Weitblick fesseln die Aufmerksamkeit. Ganz nahe im Süden öffnet

sich das Kobantal in die gewaltig getürmten und zerschnittenen Kalkmassen der Steiner Alpen; die Karawanken enthüllen hier die seitlichen Umrisse ihrer Gipsföhrner mit den Wandfluchten gegen Norden, den felsdurchsetzten Rasenhängen gegen Süden; über das vom glitzernden Band der Drau durchschnitene Jauntal schweift der Blick zu den breiten Wölbungen von Kor- und Saualpe und gen Osten zum Hügelgelände an der Mur, hinter dem sich noch der Schädel bei Graz zeigt, so recht ein weites Panorama, das ein künstlerisches Auge erfreuen und schärfen konnte, wie jenes des kleinen Hirtenbuben, der später der berühmte Landschaftsmaler Markus Pernhart wurde. Auch des Ursulaberges sei nicht vergessen, auf den eine ganze Reihe schöner Anstiege führt, sei es aus den waldbumhegten Orten des betriebfamen Mießtales, Mieß und Schwarzenbach, oder auf dem Jägersteige durch die felsigen Nordabstürze, die dem Berg den heutigen slowenischen Namen „Pleschivez“ eintrugen, oder aus der milden Heimat des unglücklichen Liedichters Hugo Wolf, Windischgraz im Mießlingtal, sei es durch die Kastanienwälder von Schönstein. Die geräumige grüne Kuppe hat ja turristisch nichts Anziehendes als einen herrlichen Rundblick, gibt aber dem Volkskundler reichen Stoff, wenn sich auf der „Arschel“ Wallfahrer aus Steiermark und Kärnten einfänden, deren Grenze einst quer über das Kirchendach ging. In ganz verlassene stille Bergwelt kommt man aus dem oberen Mießtal südwärts zu den Quellen der Wistra, über denen sich die prallen Felswände der Raducha erheben, von der ab, wie beim Ursulaberg, die Höhen rasch in Wäldern, Ädern und Gärten verebben.

Die Lage zwischen natürlichen und politischen Räumen, zwischen Sprachen und Wirtschaftskörpern, welche die Ostkarawanken zu einem echten Grenzland machen, hat sie zeitweise die Vor- und Nachteile eines solchen in einer unruhvollen Geschichte fühlen lassen. Weit über unser Gebirge hinaus strahlen die Wirkungen deutschen Geistes und deutscher Arbeit auf allen Gebieten und zu allen Zeiten, opfervoller Einsatz, der deutschen Kulturboden schuf. Der breite Waldgürtel mit seinen Engtälern und Felshöhen wird aber im Laufe der Zeit seine Grenzwirkung äußern und als friedliche Zone der von den Vorländern ausgehenden Segnungen teilhaftig werden. Noch harren die schweren Wälder der Lichtung, hofft mühselige Arbeit auf bescheidenen Lohn, noch lauschen die Erze auf ein neues „Glück auf“! Aber bald wird der Ruf ergehen an alle, der Klünder von Frieden, Arbeit und Brot; denn auf den Bastionen des Jauntales, Pezen und Obir, weht nun verheißend die Flagge des Großdeutschen Reiches!



Gipselfahrten in der Arktis

Von Karl Schmitt, München

Der Drang nach Neuem — nach dem unbekanntem Erlebnis — erfüllt wohl die Brust jedes echten Bergsteigers — und dies dürfte auch die stärkste Triebfeder des gesamten Alpinismus von jeher gewesen sein — auch heute noch. Den Pionieren des Bergsteigens war es vergönnt, noch in den Alpen selbst fast unberührtes Neuland anzutreffen, wo sie unzählige große Aufgaben lösen konnten — und auch gelöst hatten, während durch deren jetzige Übererschließung die heutige Bergsteigergeneration zwangsläufig zu einer vielleicht unschönen Variantenjucht verleitet wurde, so daß die derzeitigen Neufahrten in unseren Bergen zum größten Teil nur noch sportliches Interesse besitzen. Es kann daher nicht verwunderlich sein, wenn junge Bergsteiger immer mehr ihre Aufmerksamkeit den Gebirgen fremder Länder zuwenden, die — entweder durch die Teilnahmslosigkeit der eingeborenen Bevölkerung oder überhaupt durch das Fehlen einer solchen — bis heute noch ihre völlige Unberührtheit bewahrt haben. Daß gerade für uns junge deutsche Bergsteiger eine solche Auslandsbergfahrt oft nur unter Überwindung großer — meist finanzieller — Schwierigkeiten zur Durchführung gelangt, erhöht nur den Wert eines solchen Unternehmens, und je schwerer man das Ziel erreicht, um so größer ist dann auch die Freude über den Erfolg.

Das Bestreben, eine Auslandsbergfahrt zu unternehmen, war auch in mir immer größer geworden — aber doch möchte ich es Zufall nennen, daß mich ein Kamerad auf ein Land aufmerksam machte, das ich noch nie vorher mit Bergsteigeraugen betrachtet hatte. Es war Spitzbergen, das klassische Land der Nordpolforschung, ein Name, der dem Uneingeweihten unklare Begriffe einer trostlosen Eis- und Schneewüste vorschweben läßt. Schon nachdem ich die wenige deutsche Literatur über Spitzbergen studiert hatte, kam ich zu der Erkenntnis, daß dort oben noch ein sehr dankbares Betätigungsfeld anzutreffen wäre. Einsame, unbestiegene Berge und starke Vergletscherung des ganzen Landes geben demselben ein durchaus hochalpines Gepräge, und gerade das war es ja, was ich suchte. Sind auch die Berge für unsere Begriffe von einer geringschätigen Höhe, so muß man doch bedenken, daß in Spitzbergen die Gletscher und Berge direkt aus dem Meer aufsteigen, während in den Alpen beispielsweise die Eisgrenze erst weit über 2000 m ihren Anfang nimmt. Dies war ausschlaggebend für meinen Entschluß, die Bergwelt der Arktis zu besuchen, denn ich betrachte einen Gipfel nicht immer nur nach seiner Meterzahl, sondern nach der Schönheit seiner Formen und nach der Eigenart der Umgebung. Das Ziel war gefunden.

Geologisch baut sich der nordwestliche Teil von Spitzbergen aus Granit und Gneis auf, ein Umstand, weshalb gerade in diesem Teil der Insel die schönsten und markantesten Berge zu finden sind. In Erkenntnis dieser Tatsache wählte ich die Umgebung des mächtigen Lilliehöfjögletschers als Arbeitsgebiet, mit der Absicht, am Nordufer der Möllerbucht ein Standlager zu errichten. Die Vorbereitung der Fahrt war ungemein langwierig, denn es mußte ja der gesamte Proviant für den sechswöchigen Aufenthalt auf Spitzbergen von zu Hause mitgenommen werden. Unzählige Stunden hatte ich gerechnet und kalkuliert — alles mußte genau stimmen, leicht hätte sonst ein kleiner Fehler zum Verhängnis in der Einsamkeit werden können. Und nur so war es möglich, allein mit der erlaubten Devisenfreigrenze von 10 Reichsmark eine so weite Reise in ein außereuropäisches Gebiet einwandfrei durchzuführen. Noch in letzter Stunde fand

ich in meinem Sektionskameraden Rudl Eidschink einen passenden Gefährten, so daß nun der Abfahrt nichts mehr im Wege stand. Ehe ich jedoch von der Fahrt berichte, kann ich nicht umhin, der Sektion München, dem Hauptauschuß des Deutschen Alpenvereins und der Sektion Bergland zu danken, die uns in hochherziger Weise unterstützt und gefördert haben.

Der Abschied von der Heimatstadt erfolgte nun endgültig am 9. Juli 1937. Ein kleiner Freundeskreis half uns die schweren Koffer zum Abteil schleppen, dann donnerte der Zug in die Nacht hinaus — dem Norden entgegen — für uns Bergsteiger ein ungewohntes Ziel. Berlin, die Insel Rügen, Stockholm, Nordschweden, das waren die Hauptpunkte der 3400 km langen Bahnreise nach Narvik, das endlich am 12. Juli erreicht ward und damit auch die Küste Norwegens. Schon jetzt im Bereiche der Mitternachtssonne, sollten wir nun 2 Monate keine Nacht mehr verspüren, anfangs eine eigenartige Erscheinung, die uns aber später sehr viele Vorteile brachte. Erst zwei Tage später wird an Bord des norwegischen 500-to-Dampfers „Lyngen“ das Festland verlassen und in unvergeßlicher Fahrt ziehen wir durch die herrlichen Fjorde nordwärts. Über Tromsø und Hammerfest gelangen wir zur schroffen Felsensteine Europas — zum Nordkap, dann umfängt uns die einsame Weite des nördlichen Eismees. Bei der Väreninsel verschwindet das schöne Wetter, ein wilfter Sturm kommt auf und wird uns Landratten zum Verhängnis. Als graufiges Opfer der Seekrankheit verwinkele ich die ganze Reise, und erst beim Auftauchen der Küste Spitzbergens verschwinden die lästigen Übel der stürmischen Überfahrt. Kein Wunder, daß wir heilfrohd sind, als man uns nach längerer Rundfahrt — die bis zum Padeis am 81. Breitengrad führte — endlich am 22. Juli in der Möllerbucht an Land setzt.

Das Schiff verschwindet im Nebel, wir sind allein für viele Wochen — allein inmitten der großartigen Einsamkeit dieser arktischen Natur, ohne Verbindung mit der Außenwelt. Aber das Glück ist uns hold. Ganz in der Nähe findet sich eine kleine, primitive Bretterhütte — für uns eine äußerst wertvolle Entdeckung — worauf sofort die feierliche Ernennung derselben zum Standlager erfolgt. Wie wir später erfuhren, hat der Lloyd-Dampfer „München“ 1925 diese Hütte gelegentlich einer Nordlandreise aufgestellt und sie diente seitdem schon manchem Spitzbergensfahrer als willkommenes Obdach. Raum merken wir, daß schlechtes Wetter herrscht, so vertieft sind wir bei der Arbeit, und allmählich wird der winzige Raum ganz wohnlich zurechtgerichtet.

Nachdem bisher immer tiefhängende Wolken die Berge verhüllt hatten, ist es uns am 24. Juli zum erstenmal vergönnt, unsere Umgebung im hellen Sonnenlicht zu schauen. Überrascht von der bezaubernden Schönheit dieser arktischen Bergwelt fassen wir den Entschluß, zur Gewinnung einer allgemeinen Übersicht den naheliegenden Prinz-Dlaf-Berg, 979 m, zu besteigen. Ein leichter Anstieg läßt uns schon nach wenigen Stunden den Gipfel erreichen, dessen mächtiger Steinmann verkündet, daß schon früher, meist waren es Deutsche, der Berg erstiegen wurde. Eine phantastisch weitgreifende Fernsicht ist der Lohn für unsere Mühe, und sofort versuchen wir, an Hand von Karte und Flugzeugaufnahmen, etwas Orientierung über unsere geplanten Ziele zu gewinnen. Denn leider müssen wir schon jetzt erkennen, daß ein rascher Wettersturz charakteristisch für die arktische Witterung ist. Kälte und Nebel vertreiben uns vom Gipfel — der Abstieg zur Hütte wird angetreten.

Fast eine Woche dauert es nun, bis wir zu neuer Bergfahrt ausbrechen können, das schlechte Wetter zwingt uns hartnäckig, im Lager zu bleiben. In der Zwischenzeit überraschen uns die deutschen Nordlandreisefschiffe „Milwaufe“ und „General von Steuben“ mit ihrem kurzen Besuch in der Möllerbucht, und auf einige Stunden haben wir heimatliche Laute um uns, bis nach kurzem Abschied die Einsamkeit uns wieder in ihren Bann schlägt.

Zweifelhafte Wolkensehen ziehen am 30. Juli über die Berge hinweg, doch groß ist

die Ungeduld und wir versuchen trotzdem, den unbestiegenen Punkt, 1020 m, zu erreichen. Der Ansturm gelingt. Durch tiefen Schnee wühlen wir unsere Spur — steil bäumt sich der Berg vor uns auf — und kann doch nicht verhindern, daß wir nach anstrengender Arbeit seinen Gipfel betreten. Ein kalter Wind schleudert uns Eiskristalle ins Gesicht, Nebel wallen in der Tiefe und verleiden uns eine verdiente Rast. Schnell wird aus den tiefverschneiten Felsen ein dürftiger Steinmann errichtet — wir taufen den Berg nach dem Anstiegs-gletscher „Supanspitze“ —, rasch noch die Büchse verstaut, dann steigen wir frierend abwärts. Die Freude über den Erfolg kommt erst unten zum Ausdruck, wo wir im übermütigen Schuß die Schier zum flachen Gletscher hinabrennen lassen. Monoton ist dann der Marsch über das wüste Steingerümpel ehemaliger Moränen zum Lager zurück. Wieder bringt das schlechte Wetter 4 Ruhetage.

Dann ziehen wir das zweitemal den Supangletscher aufwärts, dessen hinterhältige Schneefümpfe uns reichlich nasse Füße bereiten. Schon sind wir im Firnbeden des Gletschers, da überrascht uns ein Schneesturm mit seiner ganzen Wucht. Im Schutze einer großen Wächte wird schnell der Zeltsack über den Kopf gestülpt — wir sind geborgen, und stundenlang braust das wütende Trommelfeuer der Eiskristalle über uns hinweg. Um Mitternacht wird es ruhiger, wir brechen auf — steigen im Nebel aufwärts — ins Angewisse. Der Grat wird uns der Weg zum Ziel. Vollkommen durchnäht stehen wir zur nächstlichen Stunde auf der „Breitkopfspitze“, 930 m, und noch selten habe ich die fast erdrückende Einsamkeit dieser arktischen Berge so stark gefühlt wie hier oben — inmitten der sturmgepeitschten Nebelmassen. Leicht fällt uns der Abschied vom Gipfel — in kurzer Zeit stehen wir am Gletscher unten — dann folgt der lange Marsch zum Lager.

Wolkenlos und sonnig geht der 8. August zu Ende. Ein kalter Wind verspricht längere Dauer der guten Witterung — für uns das Zeichen zum Ausbruch. Noch am späten Abend wird das Lager verlassen, und über gleisende Eisströme führt der Weg nach Norden bis dahin, wo der wildzerklüftete Albrecht-Penk-Gletscher in östlicher Richtung abzweigt. Genau nachts 12 Uhr ist es, da machen wir kurze Sonnenrast, dann ziehen wir weiter, den Penkgletscher aufwärts. Schon am frühen Morgen des nächsten Tages kämpfen wir uns in der steilen Flanke eines markanten Berges empor. Stunden harter Arbeit liegen hinter uns — noch ein lustiger Gang auf felsiger Grat-schneide — ein vereistes Wandstück und der Gipfel, das Ziel unserer Tat, ist erreicht. Fest ist der Händedruck und ehrliche Freude leuchtet aus unseren Augen. „Münchner Spitze“, 1003 m, soll er heißen, dieser schöne Berg, zu Ehren unserer Sektion und Heimatstadt. Mit Genugtuung wird die Karte im Steinmann verstaut, dann halten wir sonnige Gipfelrast. Zum erstenmal sehen wir jetzt diese Bergwelt im glanzvollen Sonnenlicht, erleben eine Rundschau, wie sie mir in den Alpen noch nicht zuteil wurde. Berge — riesige Eisströme, und wieder Berge — namenlos, unberührt — so weit das Auge reicht. Und über all den Gipfeln schimmert tiefblau — fast unwirklich — die unendliche Weite des Eismeeres, ein gewaltiger Dreiflang von Luft, Wasser und Eis. Solche Stunden werden zum tiefen Erlebnis — bilden leuchtende Punkte — gerade dann, wenn längst schon der graue Alltag um uns ist. Vergessen sind die Mühen des Anstiegs — vergessen auch die vielen Schlechtwettertage — all dies wird vielfach entschädigt durch die einzigartige Schönheit dieser Gipfelstunde, und stärker als je zuvor wird mir die Erkenntnis, welch unvergängliche Werte dem Bergsteiger in diesen Stunden inneren Erlebens beschieden werden. Mögen auch unzählige verständnislos über unser Tun den Kopf schütteln — mögen sie herablassend lächeln oder uns verurteilen — wir wissen es besser, was uns die Berge sind — wissen auch, warum wir den harten Kampf mit der Gefahr nicht scheuen, denn ein innerer Drang zieht uns hinauf zu den lichten Höhen — immer wieder dorthin, wo sich die Welt am schönsten zeigt.

Schwer wird deshalb der Abschied von der beschaulichen Rast am Steinmann, aber

groß ist unser Auftrieb heute, und verlockend steht der wuchtige Gopfeiler der Lapparentkette uns gegenüber. Bedächtig steigen wir abwärts zu den Schiern am Gletscher, dann legen wir unsere Spur über das große Firnbecken des Pentagletschers — neuen Zielen entgegen. Warm scheint die Sonne hernieder, aber der Weg ist lang, und es vergehen Stunden, bis wir am Fuße des auserwählten Berges stehen. Doch erst nach stärkender Rast stapfen wir zum Bergschrund hinauf, dessen breite Kluft auf unsicherer Brücke überlistet wird. Den Weiterweg bildet eine steile Firnschneide, die gleich einer langen Himmelsleiter aufwärts zieht, und der herrliche Weg über den Grat läßt alle Mühen des Anstiegs vergessen. Nur noch eine kurze vereiste Felspartie — dann stehen wir auf dem Gipfel. Nicht lange brauchen wir nach einem passenden Namen suchen, denn meiner zweiten Sektion zur Erinnerung will ich diesen formenschönen Berg benennen. Mit kältesteifen Fingern schreibe ich auf die Gipfelfarte „Bergländer Spitze“, 1035 m, dann verschwindet sie im Inneren des dürftigen Steinmandls. Im Windschatten der Gipfelselken genießen wir anschließend den hier so seltenen Sonnenschein —, und während sich der Körper der verdienten Ruhe hingibt, wandern die Augen rastlos in der weiten Kunde umher, entdecken immer wieder neue Bildauschnitte der großen Landschaft, so daß auch die Leica vielfach in Tätigkeit tritt. Immer wieder schauen wir aber nach Norden, wo uns ein schöner Eisberg immer mehr in seinen Bann zieht. Nun ist es vorbei mit der geruhssamen Rast — neuer Latendrang hat uns erfaßt, und rasch wird der Rucksack geschultert und das Seil angelegt — dann steigen wir in den Aufstiegs Spuren hinunter zum Gletscher. In flüchtiger Fahrt bringen uns die langen Gleithölzer über die harten Firnselder zum Steilaufschwung des neuen Berges. Zu Fuß steigen wir in der durchweichten Flanke aufwärts, und mein Begleiter beweist hier wieder einmal sein Draufgängertum in unermüdlicher Spurbarbeit. Nach Überwindung einer kleinen Wächte liegt ein eleganter Firngrat vor uns, der — gleich einer ungemein luftigen Brücke — zum Gipfel führt. Schon beim Aufstieg bewunderten wir den wildromantischen Tiefblick auf den zerschlundeten Hellmannsgletscher, dessen grüne Eismülfte am Fuß des Berges entspringen. Dieser Tatsache entsprechend geben wir auch dem Berg den Namen „Hellmannspitze“, 900 m. Zufrieden mit dem Erfolg dieses Tages, vergönnen wir uns nochmals eine längere Rast an einem windgeschützten Sonnenplätzchen — und es ist so warm und angenehm, daß sogar ein kleiner Schlaf riskiert wird. Wir mögen schon einige Zeit geschlummert haben — da weckt uns beißende Kälte — und müssen zu unserem Erstaunen feststellen, daß die Sonne hinter einer düsteren Wolkenwand verschwunden ist. Unverzüglich nehmen wir nun Abschied und treten den Rückweg an. Bald haben wir die Brettl unter den Füßen — noch ein kurzer Blick zurück auf die schönen Berge — dann geht's in lausender Fahrt die langen Hänge hinunter zur flachen Mulde des Pentagletschers. In anstrengender Arbeit ziehen wir nun unsere Spur durch den zähen Schneebrei des Gletschers — eintönig und wortlos, ein Zeichen der beginnenden Ermüdung. Nach dreißigtündiger Abwesenheit betreten wir hungrig unser nettes Hüttchen, und wie jedesmal nach der Rückkehr von einer anstrengenden Unternehmung, freuen wir uns auch heute über diesen wertvollen Stützpunkt. Reich an Erlebnis war die Fahrt, und wunschlos zufrieden schlüpfen wir zur verdienten Ruhe in den Schlaffad, wo uns trotz der herrschenden Heiligkeit bald traumloser Schlaf umfangen hält.

Bereits an das viele schlechte Wetter gewöhnt, sind wir ehrlich überrascht, daß schon nach 2 Tagen wieder die Sonne durch die Wolken spißt. Schon am frühen Morgen des 13. August wandern wir leicht gekleidet über die Tundra, dem König-Haakon-Gebirge entgegen. Durch Schlamm und zahlreiche Schmelzwasserbäche des Supangletschers müssen wir uns einen Weg suchen, aber es macht ja nichts, wenn mal das Wasser zum Schuh oben hineinkläuft, denn der prachtvolle Sonnenschein läßt das alles sofort wieder vergessen. Kurzweilig ist der Anstieg auf die „Kostostyspize“, 655 m, die den nörd-

lichen Eckpunkt der Haakonfette bildet. Ein netter Felsgrat leitet zum Gipfel, der zu unserem Erstaunen schon einen kleinen Steinmann trägt — und noch größer wird die Überraschung, als wir eine Karte vorfinden, die besagt, daß im Jahre 1911 der deutsche Leutnant Kofosty diesen Berg zum erstenmal erklimmt. Erst jetzt legen wir als zweite Besteiger — nach 26 Jahren — unsere Karte in die guterhaltene Blechbüchse des Steinmandls — dann machen wir's uns gemütlich. Warm scheint die Sonne, und herrlich ist die Rundschau von dieser hervorragenden Aussichtswarte. Oft gleitet der Blick in die Tiefe, wo direkt zu unseren Füßen der Lilliehöfsgletscher schier unermessliche Eismassen der tiefgrünen Lilliehöfbucht entgegenwälzt. Und dort, wo der Gletscher zum Wasser abbricht — bilden senkrechte, bis 45 m hohe Wände eine gewaltige Mauer von 4 km Breite, deren grün- und blauschillernde Eistürme ein phantastisches Farbenspiel hervorzaubern. Manchmal dringt starker Donner an unser Ohr — riesige Eiskolosse lösen sich vom Gletscher — stürzen in das Wasser, daß turmhöhe Fontänen aufspritzt — mächtige Flutwellen setzen den ganzen Fjord in Aufruhr — und wir sind Zeugen, wie ein neugeborener Eisberg langsam in die Bucht hinaustreibt. Kaum können wir uns von diesem einzigartigen Schauspiel losreißen, aber auf unserem Programm stehen auch noch die zwei anderen Berge der von Nord nach Süd ziehenden Haakonhalbinsel. Also stürmen wir los und mühen uns durch steile Eistrinnen des zweiten Gipfels hinauf — wo der vernichtende Anblick eines dickbauchigen Steinmandls unseren ganzen Ehrgeiz ins Wanken bringt. Reichlich gekniet verlassen wir den Berg, nachdem wir noch schnell eine Karte mit der Bezeichnung „Hüttenkogel“, 669 m, dem Inneren des behäbigen Gipfelwächters einverleibt hatten. Neugierig auf das Kommen, rücken wir deshalb mit verstärktem Eifer dem dritten Gipfel zu Leibe. Ein kleiner spaltenreicher Gletscher — heimtückische Eishänge und ein alpiner Urgesteinsgrat bilden den abwechslungsreichen Weg zum Ziel. Befriedigt machen wir die Feststellung, daß dieser Berg noch keine Spuren menschlicher Anwesenheit zeigt, und nun kann uns auch die Verschlechterung des Wetters die gute Laune nicht mehr verderben. Daß der Gipfel den Namen „König-Haakon-Spitze“, 702 m, tragen soll, erscheint uns fast als Selbstverständlichkeit, denn es ist doch der höchste Berg der gleichnamigen Gebirgskette. Finstere Wolken wälzen sich von Süden heran und zwingen, unverzüglich den weiten Rückweg anzutreten. Bald stehen wir am Fuß der Berge auf Nullmeter, aber noch lange ist der Marsch über Moränen und Tundra, so daß wir erst spät nach Mitternacht reichlich müde in die Hütte stolpern.

Längere Zeit schon hatten wir den Entschluß gefaßt, im Inland einige Berge zu besteigen, aber das derzeitige Tratschwetter läßt jeden Plan buchstäblich ins Wasser fallen. Machtlos stehen wir dieser betrüblichen Tatsache gegenüber — müssen untätig die kostbare Zeit vorüberziehen lassen, und es ist deshalb nicht verwunderlich, daß wir immer mehr unschmeichelhafte Sprüchel in den Bart hineinmurmeln. Doch auch diese drohenden Beschwörungen sind wirkungslos, weshalb wir am 18. August trotz des „verankerten Eises“ resigniert unsere Rucksäcke riesig aufpadden und alles für eine längere Fahrt vorbereiten. Gegen Abend wird das Lager in Richtung Supangletscher verlassen, wo uns schmutziggrau und düster das wasserübertonnene Eis entgegenstarrt. Schwer drückt die gewichtige Rückentüte auf die Schulter — tiefhängende schwarze Wolken segeln unaufhörlich über unsere Köpfe hinweg — und das alles wirkt so niederdrückend auf die Stimmung, daß wir ganz „greislich schwarzseh'gn“. Am spaltenlosen Supangletscher kommen wir verhältnismäßig rasch vorwärts, dafür zwingt uns aber der zerrissene Lilliehöfsgletscher zu zeitraubenden Umwegen und oftmals schleichen wir vorsichtig über die trügerischen Brücken riesiger Spalten, die sich viele Kilometer über die ganze Gletscherbreite erstrecken. Schließlich fällt auch noch dichter Nebel ein — unsicher tasten wir durch das milchige Grau nach Norden und trotz der helfenden Kompaßnadel kommen wir manchesmal im Kreis auf die alte Spur zurück. Die Haupt-

schuld mag wohl daran liegen, daß der Kompaß Abweichungen von der Nordrichtung aufweist, da der magnetische Pol eigentlich fast südwestlich von Spitzbergen liegt. Schon sind wir 12 Stunden unterwegs und machen am Gletscher eine kleine Rast — da lichtet sich plötzlich der hinderliche Nebelschleier — Gipfel um Gipfel schälen sich aus der jähen Umklammerung und ganz in der Nähe reckt sich ein wuchtiger Berg in den Himmel. Schnell wird die Karte und ein Fliegerbild geprüft, wo wir uns genau befinden und groß ist unsere Freude, wie sich herausstellt, daß der markante Gipfel vor uns die Zeltspitze ist, an dessen Fuß wir das kleine Lager errichten wollen. Nun sind Müdigkeit und schmerzende Schultern vergessen. Innerlich erleichtert wird der Gletscher überschritten und dort, wo die dunklen Felsen des Westgrates unvermittelt und klotzig aus dem Firn ins Blaue wachsen, da fliegen wie auf Kommando unsere eindrucksvollen „Rückenpaderl“ in den Schnee. Nicht lange brauchen wir nach einem geeigneten Lagerplatz suchen, denn ein großer Granitblock bietet uns in aufdringlicher Weise seine vorzügliche Eignung als Windschutz an. Um nicht unmittelbar auf dem blanken Eis zu liegen, bauen wir aus ungefügten Urgefesteinsplatten eine „beinahe“ ebene Unterlage, und trotz der Kälte perlt der Schweiß von der Stirne. Nach einigen Stunden ist das Werk vollendet, und erwartungsvoll wird das kleine Asmül-Hochturenzelt aufgestellt und fest verankert. Inzwischen hat sich das Wetter sehr unfreundlich verändert, so daß wir sofort ins Zelt kriechen müssen, während der Sturm die ersten Eiskörner auf das Dach schleudert. Und nun liegen wir unzählige Stunden im wärmenden Schlafsack — draußen heult der Schneesturm mit elementarer Gewalt um die Grate — rüttelt unbarmherzig an der dünnen Zeltwandung, daß wir erschreckt aus unserem Halbschlaf auffahren. Schon nach zwei Tagen sicken wir mühsam das abgeknitete Zeltgestänge zusammen. Wir schreiben bereits den 21. August ins Tagebuch, da wird es still — immer schwächer werden die Windstöße — die ersten Sonnenstrahlen bringen durch das nasse Leinen — und bis wir im Freien stehen, erglänzt vor uns die steile Eisflanke der Zeltspitze in der Abendsonne. Nun gibt's kein Zögern — hastig werden die nötigen Vorbereitungen getroffen, und wie gehegte Tiere laufen wir förmlich zum Bergschlund hinauf. Abwechselnd ringen wir dem Berg Seillänge um Seillänge ab — anstrengend scharrt der Fuß kleine Tritte in den vereisten Firn, und gar oft tritt der Pidel in Tätigkeit. Endlich legt sich die Steilflanke zurück — ein Stück verschneiter Grat wird überklettert — dann erfordert ein steiler Blankeishang einige Duzend Stufen, und wir stehen als erste auf dem Gipfel der Zeltspitze, 1194 m. Gerade noch kann das Auge einen kurzen Blick auf die einsame Tiefdebat erhaschen, da zieht es schon finstern von Süden heran, und bis der Steinmann gebaut ist, wirbeln die ersten Flocken durch die Luft. Im dichtesten Schneegeföbber wird der Abstieg durchgeführt, und stark durchnäßt schlüpfen wir in unsere kleine Stoffhütte. Wieder folgen zwei endlos scheinende Wartetage — frierend und naß kauern wir im kalten Zelt und müssen zusehen, wie orkanartige Windstöße die Feuchtigkeit durch das dichte Gewebe pressen, daß wir stündliche Wassermessungen vornehmen können. Erst am 23. August lichten sich spät abends die Wolken, und bis sich die Sonne ganz durchgekämpft hat, sind wir diesmal schon marschbereit. Ein ungeahnter Auftrieb befeelt uns, während wir in der einzigartigen Stimmung bergwärts streben. Majestätisch baut sich über uns der edelgeformte „Mönch“ auf, dessen neuschneeüberzuderte Grate und Wände unwirklich-phantastisch von der tiefstehenden Mitternachtssonne beleuchtet werden, und wir sind uns einig, daß dies nicht nur der höchste, sondern auch der schönste Berg unserer ganzen Rundfahrt ist. Ein mächtiger Bergschlund — tiefverschneite Felsen — steile Eishänge mit dünner Pulverschneeaufgabe und kühn geformte Schneebrate erfordern ganzen Einsatz, aber trotzdem stehen wir nach erstaunlich kurzer Zeit auf dem unberührten Gipfel des 1222 m hohen „Mönch“. Aufrichtige Freude erfüllt uns über den glücklichen Erfolg. Schnell wird ein großes Gipfelsignal errichtet

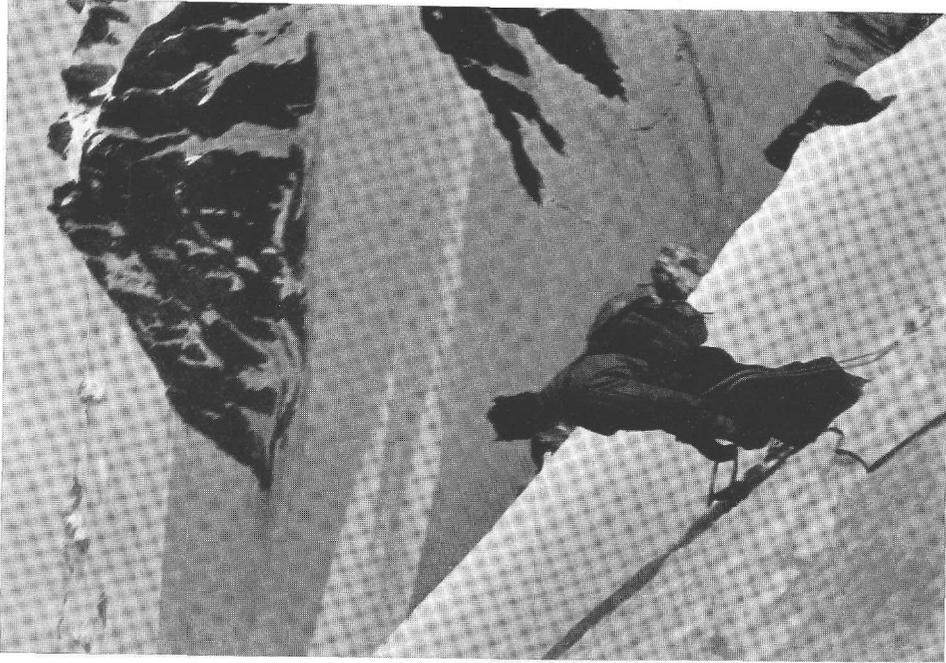
und lustig flattert am Pidekstiel unser Hafenkreuzwimpel im arktischen Wind. Nachdem uns beim Rückweg auch noch die Erstersteigung eines markanten Gipfels gelingt, den wir „Mönchshorn“, 1080 *m*, taufen, steigen wir hochbefriedigt zu den hinterlegten Schiern ab, und in schneller Fahrt rasseln wir die verharzten Hänge zum Zelt hinab, das mit hereinbrechendem Schneesturm erreicht wird.

Die Hoffnung auf schönes Wetter hält uns noch einige Tage im Zelt zurück — aber es wird nur noch schlimmer. Unaufhörlich raft der Sturm über die Berge, immer mehr häuft sich der pulbrige Neuschnee um uns, und mit Besorgnis erkennen wir, daß der Mundvorrat stark zur Neige geht. Nun müssen wir zurück zum Lager, ehe es zu spät ist. Uns graut vor dem weiten Weg — der ganze Ernst der Lage ist uns bewußt, und wir wissen, worum wir jetzt kämpfen müssen. Wortlos werden die Schier angeschmalt und die fältestarren Hände knüpfen das Seil um die Hüfte. Wie ein wildes Tier fällt uns der wahnsinnige Schneesturm an — wirkt uns manches Mal wie ein Spielzeug zu Boden, und in kurzer Zeit sind wir vollkommen von einer fingerdicken Eiskruste überzogen. Mit entzündenen Augen wird immer wieder die Zuffole geprüft, die uns unbeirrbar durch das Toben der Elemente die Richtung weist und verbissen ringen wir um den Weg zum Ziel. Und der zähe Wille schafft es, trotz aller Widerwärtigkeiten der Natur. Noch nie hatten wir die Lagerhütte so erleichtert betreten, wie diesmal. 32 *km* haben wir in elfstündigem Gewaltmarsch zurückgelegt — ohne Rast waren wir vorwärtsgestürzt und unser Zustand ist auch dementsprechend. Erst nachdem wir die völlig durchnässte Kleidung gegen trockene vertauscht haben, wird freudig ein Proviantpaket geöffnet, das der deutsche Dampfer „Reliance“ während seiner kurzen Landung in der Möllerbucht für uns zurückgelassen hatte. Doch nur heiße Getränke verlangt der ausgepumpte Körper — zu groß ist die Übermüdung, und wie wir am harten Bretterboden unsere Glieder zur langersehnten Ruhe ausstrecken, ziehen im Geißt nochmals die Stunden vorüber, die uns zum tiefen Erlebnis geworden sind.

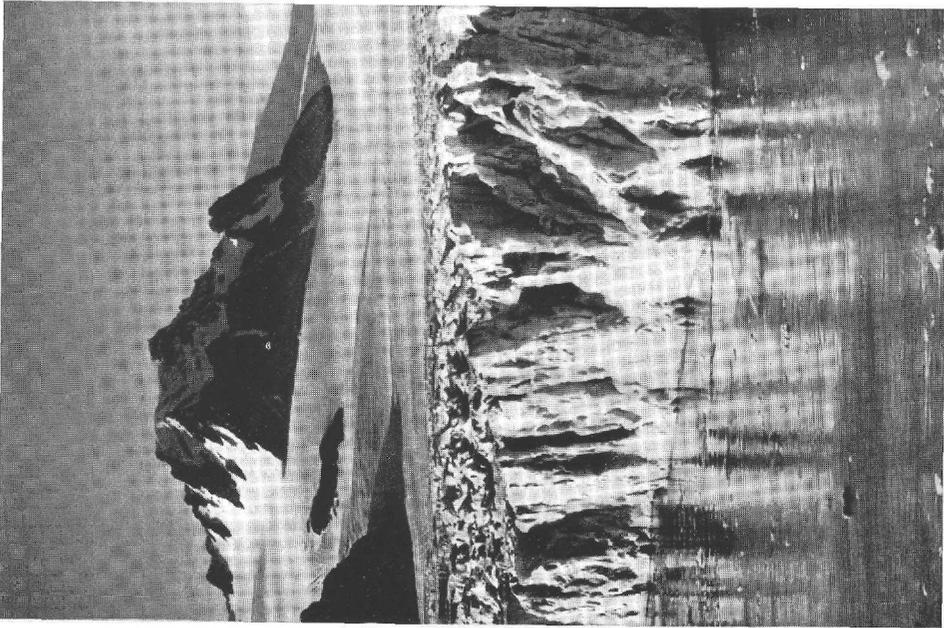
In den nächsten Tagen müssen wir erkennen, daß bereits der arktische Winter seinen Einzug gehalten hat, denn immer weiter steigt die Schneegrenze herab und auch unser Aufenthalt in der Möllerbucht geht mit Macht zu Ende. Kurz vor Torsschluf haben wir noch einen schönen Erfolg und können in der nördlich vom Supangleitfcher liegenden Zinkengruppe zwei scharfgezackte Granitberge erstmals ersteigen. Knetierter Pulverschnee erschwert den Anstieg zum „Dreizehner“, 775 *m*, und auf der turmbewehrten Gratschneide zum Fahnenkogel, 791 *m*, müssen wir fest zugreifen, bis der Gipfel erreicht ist. Dort wird zum Abschied unser Wimpel im Steinmann verankert, und zum letztenmal blicken wir in der weiten Runde umher, wo wir im Sackengewirr der Gipfel so manchen Bekannten grüßen dürfen. Zufrieden treten wir den Abstieg an und wandern gemächlich durch die winterliche Landschaft zum Lager. Prachtvoll ist der nächste Tag, an dem wir die Eiskirne des Lilliehöökaleitfchers besuchen und noch einmal schauen und erleben wir die eifige Wunderwelt der Arktis in ganzer Größe.

Dann kommt am 2. September die Stunde des Abschieds. Spät abends erscheint die „Lyngen“ in der Bucht, und wir verlassen wehmütig das kleine Hütterl, das uns fast zur zweiten Heimat geworden war. Langsam dampft das Schiff nach Süden, und lange noch schauen wir von der Keeling zurück, bis all die vertraut gewordenen Berge in der Dämmerung verschwinden.

Wenn auch jetzt die große Winternacht dort oben herrscht und rasende Schneestürme schon längst unsere Spuren verwischt haben, so ist uns doch ein Lohn zuteilgeworden, der schönste, den der Bergsteiger in den Alltag mitnehmen kann — die Erinnerung an das Erlebte — an den Kampf und an den Sieg. Und mit Stolz hatten wir, trotz der Mißgunst des Wetters, gar manches Mal auf den Gipfeln unbestiegener Berge den Wimpel des neuen Deutschlands gehißt, als Zeichen, daß auch hier in den einsamen, unbekanntem Bergen der Arktis deutsche Bergsteigerjugend erfolgreich tätig war.



Auffstieg zur Münchener Spitze, 1003 m, in der Tiefe der Albrecht-Pent-
Gletscher, rechts die Lappentafette. Aufnahme nachts 2 Uhr



Die 40 bis 50 m hohe Stürmwand des Lilliehöftagletschers
Im Hintergrund ein unbenannter Gipfel der Rödberge



Hellmannspitze, 900 m



Die Supanspizze, 1020 m, vorne der Supangletscher. Aufgenommen kurz vor Mitternacht

Islandfahrten deutscher Bergsteiger und Wissenschaftler im Jahre 1934 und 1936

Von Ferdinand Delle Karth, Stuttgart-Innsbruck
und Karl Schmid, Laupheim-Stuttgart

Im Sommer 1936 hatte ich dank einer Beihilfe des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, für die ich meinen herzlichsten Dank abstatte, die Möglichkeit, an der Islandexpedition Dr. Rudolf Leutelts und seiner Frau Dr. Senta Leutelt, die Island zum Zwecke von vulkanologischen, glazialgeologischen und hydrobiologischen Untersuchungen bereisten, teilzunehmen.

Es würde zu weit führen, von den zahlreichen Bergfahrten und Wanderungen zu erzählen, die wir im Laufe eines Vierteljahres durchführten. Einige möchte ich hier kurz schildern.

Der Bláfell, etwa 1200 m
(Fell = Berg) sprich: Blaufell

11. Juni 1936. Unsere Absicht, sehr früh aufzubrechen, wurde durch starken Regen vereitelt. Es wurde 12 Uhr mittags, bis der Regen nachließ und wir den Ausbruch beschlossen. Unseren ersten Seilplatz in Stutusstadir verlassend, folgten wir dem „Autoweg“ bis zu einem kleinen Hof. Von dort ging's südwärts quer durch Blod- und Fladenlava dem Fuße des Bergmassivs des Bláfells entgegen. Die Beschaffenheit der Blodlava war rauh, doch durch den tiefen Sand, den der Sturmwind zwischen die zerfressenen Blöcke geweht hatte, halbwegs gut passierbar. Die zweite Weghälfte, auf der flachen Fladenlava, war wesentlich leichter. Nach beinahe 3 Stunden scharfer Gehzeit erreichten wir das südliche Ende des Hraun (sprich: Chrön = Lavaström) und hielten erste Rast.

Die Besteigung des Bláfells, so steil und abschreckend von der Ferne, bereitete keine Schwierigkeiten. Wir kamen rasch über Schutthalden, dann über raue, grifflose, nicht steile vulkanische Brecciefelsen von schwefelgrüner Farbe, schließlich durch eine schneegefüllte Rinne und über Schneefelder auf die riesige Gipfelfläche. Im letzten Teil des Anstieges hatten wir große Mühe, gegen den herabbräusenden Sturm anzukämpfen.

Auf der Gipfelfläche angelangt, es war etwa 17 Uhr, umtobte uns der Sturmwind so sehr, daß uns ein Verweilen nur im schützenden Seilsack möglich war. Die Rast konnte daher aus diesem Grunde und des aufziehenden Nebels wegen nicht von langer Dauer sein. Wenngleich wir von der Fernsicht wegen der tief hängenden Wolken und des immer wieder aufziehenden Nebels nicht viel genießen konnten, so war es doch ein Tag, der mir ob der vielen neuen Eindrücke lang in Erinnerung bleiben wird. Der überwältigende Anblick unübersehbarer Lavaströme mit ihren vegetationslosen toten und schaurigen Gebilden, Tacken, Türmen, Tälern und Mulden, war für mich etwas noch nie Erlebtes.

Zeitweise konnte man gegen Süden über die endlos wellige Lavawüste Odabhraun bis an die ferneren Bergwälle, die den Vulkantrater Askja umschließen, hinwegsehen. Aber Lavawüste und Berge lagen noch im tiefen Schnee. Gegen Norden sahen wir jenseits des großen Lavaströmes den großen Myvatn (Müldensee), umrahmt von hügeligen Bergen, gegliedert in Hunderte von Buchten und Inselchen von kreisrunder Kraterform.

Seltam war auch der Weg über das vulkanische Gestein gewesen, er ähnelte einem Gehen auf Bimsstein. Die Schuhe fanden nur wenig Halt, man ging auf Reibung. Knapp neben unserer Anstiegsstrecke standen steile, unersteigbare Breccietürme vor Brecciewänden, die mit Schroff- und Rahlheit an Felswände unserer Alpen erinnern.

Um 18 Uhr brachen wir wieder auf, um die ersten leichtgeneigten Schneehänge in Schlittschuhschritten hinabzueilen, bis uns schmale, aber tiefe Spalten zu größerer Vorsicht mahnten. Nach zweifündigem raschem Abstieg durch die leichten Felspartien erreichten wir wieder unseren Rastplatz am Beginn der Lavaquerung. Dort hielten wir ab 20 Uhr Rast. Zwischen Nacht und Tag ist hier in der Nähe des Polarkreises wenig Unterschied, was lag uns daran, einmal die Nacht zum Tage zu machen?

Um 21 Uhr begann der sehr mühsame Rückweg durch die Lava. Der Gegenwind, der unser Vorwärtstommen stark behinderte, und ganz feinen Sand mit sich führte, zog die Augen besonders stark in Mitleidenschaft. Nach fünfstündigem Marsche erreichten wir wieder über und über mit Sandstaub bedeckt, unser Zeltlager in Skutusstadir.

Längsüberschreitung des Thorisdaljöfulls, etwa 1000 m, Besuch des Langjöfulls, dort 800 m, und Besteigung des Hlödufells, etwa 1400 m
(Jöfull = Gletscher)

Weit ab von jeder menschlichen Behausung querten wir nun schon den zweiten Tag, von Islands historischer Thingstätte Thingvellir kommend, Sand und Lavawüsten. Es war ein weiter Marsch mit sehr schwerem Gepäc, unterbrochen nur von einigen wenigen Abwechslungen, einem Bachlauf, in dem wir badeten, einem kleinen grünen Fleck, den Singschwäne bewohnten, einem seichten, fast schon verfestigten See zwischen sandigen Hügeln und einem Trümmerhaufen auf einer hohen Flugsandfläche, der sich beim Näherkommen in das Wrat eines Autos verwandelte.

Am Abend des zweiten Marschtages suchten wir am Fuße des Thorisdaljöfulls nach einem geeigneten Zeltplatz. Vergeblich war unsere Suche nach einem trockenen Platz, wir mußten mit einem nassen Sandplatz vorlieb nehmen. Wir verbrachten eine wenig angenehme Nacht. Um so früher krochen wir aus unseren Schlaffäden, überzeugten uns von dem „beinahe“ schlechten Wetter, hofften aber in Anbetracht der frühen Stunde auf Besserung. Frau Senta kochte das Frühstück, während wir inzwischen das Zelt verpackten. Bald hatten wir unsere Erbswurstsuppe mit Nudeln vertilgt, waren froh und guter Dinge und, das Wichtigste, unternehmungslustig wie noch nie.

Los ging's, erst mit Ach und Weh, die 26 kg am Rücken machten uns vorerst viel Beschwerden, doch nach geraumer Weile war das Argste überstanden und die Last zur Gewohnheit geworden. Bald erreichten wir die Schotterhalden des hier ohne Schneedecke steil abfallenden Thorisdaljöfulls. Gingen wir im unteren Teile noch aufrecht und zügig, so wurde es anders, als wir dem Gletscherrande näherkamen. Hier schien der Teufel los zu sein. Ein Sturm empfing uns, der seinesgleichen suchte, auf allen Vieren nur konnten wir standhalten, mühsam, fast unmöglich war unser Vordringen, doch wir wollten über den Thorisdaljöfull hinüber zum Langjöfull, entschlossen uns daher, nicht aufzugeben, sondern durchzuhalten. Ein letztes Mal sahen wir im Westen den riesigen flachen Keel des Schildvulkans Of, bald darauf umhüllte uns dichter Nebel, der uns die sicheren Orientierungsmöglichkeiten nahm, da die Buffsole wegen des vulkanischen Gesteins nicht verlässlich zeigte. Ich machte mir daher mit dem Eispicel schon seit langem Zeichen im Schnee, um gegebenenfalls eine Kreis Spur feststellen zu können. Inzwischen hatte der Sturm nachgelassen. — Nur kurze Ruhepausen unterbrachen den langen, anstrengenden Marsch, den nur die guten Schneeverhältnisse erträglich machten. Nur vorwärts, nicht zurück, der Rückweg schien uns längst länger als der Weg zum Ziel, obwohl uns der zeitweise einsetzende Sturmwind das rasche Vordringen sehr erschwerte und der Nebel ein Ziel nicht erkennen ließ.

Wir dachten schon daran, hier am Gletscher zu bivakieren, als plötzlich ein Windstoß das Nebelmeer auf einige Minuten zerriß und damit nicht nur die Orientierung, sondern auch einen grandiosen, von Nebelseen umrahmten Blick auf die umliegenden, in allen Farben glühenden Gletscher und Seen freigab. Der Langjöföll, Öl, Fantosell und Hlödufell, der uns durch seine wuchtige Form an den Beherrscher des Nordlandes, den „Herdubreid“ erinnerte, wurden sichtbar und boten uns einen Blick, wie wir ihn uns besser nicht wünschen durften. Aber nicht nur der Fernblick war ein geradezu überwältigender, sondern auch der Blick auf den vor uns liegenden Abbruch des Thorsdalurjökull mit seinen Eistürmen und Riesenspalten. Wäre dieser Windstoß eine halbe Stunde später gekommen, hätten wir uns wahrscheinlich mitten in diesem Gewirb befunden, so aber konnten wir noch frühzeitig rechtwinklig zu unserer bisherigen Richtung zum hier harmlosen Gletscherrand abbiegen. Allerdings, so einfach als wir es uns vorstellten, war der Abstieg denn doch nicht. Das Gletscherwasser, das hier unter gleichzeitigem „Polieren“ der Basaltfelsen seinen Weg in das nun unter uns liegende Thorsdalur suchte und fand, erschwerte uns nicht nur durch Rässe und Politur allein den Abstieg, sondern verstopfte uns denselben mancherorts überhaupt, so daß wir gezwungen waren, immer wieder einen „noch besseren“ Abstieg zu suchen. Schließlich gelang es uns doch, und wir erreichten den Talboden des etwa 600 m unter uns liegenden, fast rings von Gletschern eingeschlossenen Thorsdalurs. Der Nebel hatte inzwischen längst wieder seine undurchsichtbare Haube über all die Schönheiten gelegt, so daß uns nichts anderes übrigblieb, als Halt zu machen und hier, wenn auch wieder auf nassem Sandboden, unser Zeltlager aufzuschlagen. Bald war es so weit, daß wir uns nach trefflich bereitetem Mahle in unsere Behausung zurückziehen konnten.

Auch in dieser Nacht kamen wir nie so recht zur Ruhe. Einmal war es die Kälte, dann der unverschämt starke Wind, der uns immer wieder aus unserem Schläfe riß. Bald war es der Eine, der etwas zu klagen hatte, bald der Andere, kurzum, wir waren froh, als wir am Morgen, wenn auch nicht ausgeschlafen, so doch wenigstens ausgeruht, das Zelt wieder abbrehen konnten, um dem anscheinend schön werdenden Tage möglichst viel Zeit abzugewinnen.

Wir planten an diesem Tage, den Langjöföll, der alle unsere mitteleuropäischen Gletscher an Ausdehnung weit übertrifft, und den Hagavatn, einem Gletschersee, zu besuchen, um abends am Fuße des „Hlödufells“, dem einzigen in der Karte als „Rastplatz mit Wasser“ bezeichneten Punkte, unser Lager aufzuschlagen und tags darauf den „Hlödufell“ zu besteigen.

Das Wetter hielt nicht, was der Morgen versprach. Doch unsere Ansprüche wurden immer bescheidener, so daß wir schließlich froh waren, als es nicht gerade regnete.

Vollbepackt zogen wir los, den Gletscherrand des Langjöfölls durch Geröll, Wasser und den noch viel unangenehmeren Quicksand ansteuernd. Bald war es der Eine, der in diesem Matsch bis über die Schuhe hinauf einsank, bald der Andere, der sich durch Laufen und Springen dem unvermeidlichen Einsinken entziehen wollte. Meistens gelang es auch, doch oft war alle Mühe vergebens, man wadete darin wie in einem von Wasser durchsetzten Sandstrand. So kamen wir, bald schneller, bald langsamer der Gletscherzunge des Langjöfölls näher, als wir um 16 Uhr einen geeigneten Platz für unsere Rucksäcke fanden und nach kurzer Rast über die Randabbrüche hinauf die Zunge des Langjöfölls erstiegen. Riesenspalten im blanken Eis wurden umgangen, andere in großen Sprüngen genommen, immer und immer wieder ging es auf und ab und hin und her, bis wir nach dreistündigem Gehen und Laufen, wir waren ja ohne Gepäck besonders gut in Form und Stimmung, an unserem Ziel, dem Hagavatn, anlangten. Hier mündet, bzw. „kalbt“ der Gletscher in mächtigen Abbrüchen direkt in den See. Eisberge ganz beträchtlicher Größe zeugen von ständiger Bewegung des Eises. Prachtvoll das Farbenspiel und die im Einklang hierzu stehende Umgebung.

Wir gönnten uns wegen des langen Rückmarsches nur kurze Rast, nahmen den gleichen Rückweg, hielten uns aber etwas höher am Gletscher, um so den größten Spalten von vorneherein auszuweichen. Besonders fielen uns hier die zu zierlichen Spitzen geformten abgelagerten Nischenkegel auf. In raschem Tempo erreichten wir nach abermals dreistündigem Marsche den Ausgangspunkt unseres Ausfluges. Es war inzwischen spät geworden, die Dämmerung, die sogenannte „isländische Nacht“, begann einzusetzen. Erst jetzt wurde längere Rast gemacht, abgekocht und schließlich der Weitermarsch angetreten.

Wir hatten unseren Weg vom Gletscher aus, so weit wir ihn übersehen konnten, schon so gut als möglich zurechtgelegt, denn ein Zurechtfinden in den isländischen Grauns ist sehr schwierig und außerdem zeitraubend. Wir gingen, entlang dem Thorosfell, dem Massiv des Hlõdufells entgegen. Die Querung der hier liegenden erstarren Lavaströme war dank der Form der Lava (Fladenlava) nicht allzu schwierig und ermöglichte uns ein rasches Vorwärtstommen.

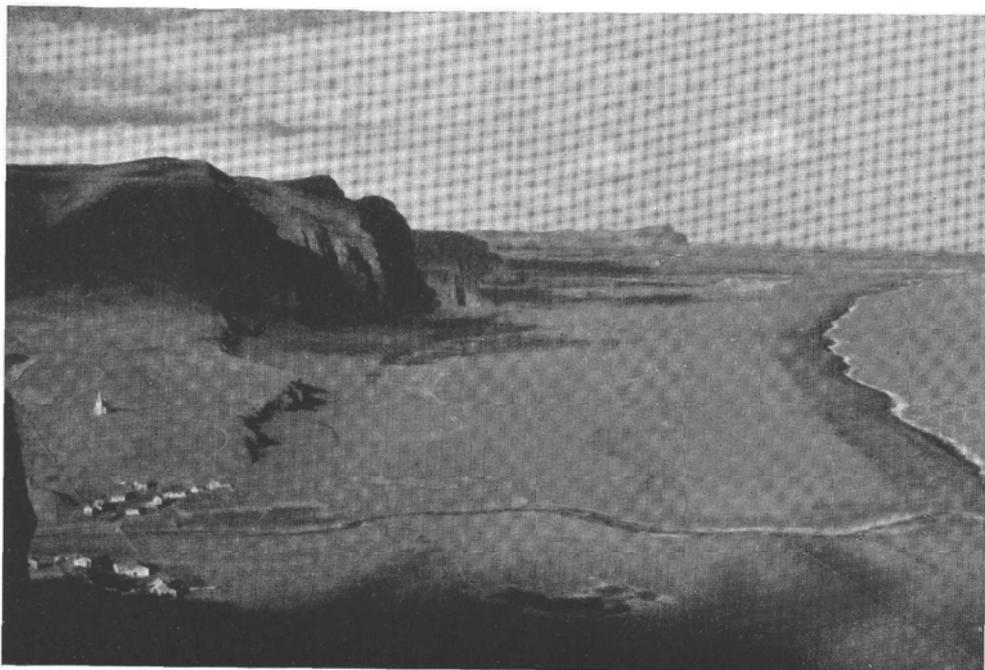
Der Umstand, daß wir schon den ganzen Marsch ohne Trinkwasser zurücklegten, machte uns hier schwer zu schaffen, bis wir hoch oben an den Steilhängen des inzwischen erreichten Hlõdufell-Massivs einen kleinen Schneeflecken entdeckten, der unseren trockenen Röhlen die ersehnte Kühlung brachte.

Wir waren schon sehr müde, kamen daher nicht mehr recht von der Stelle. So wurde es 3 Uhr früh, bis wir das zwar schöne, aber wasserlose grüne Fleckchen „Hlõduvellir“ (Sprich: Hlõduvellir = Hlõdurafen) erreichten. Erleichtert atmeten wir auf, als wir nach so langem, sehr mühevollen Marsche durch Sand und Lava nun wieder schönes, in starkem Kontrast hierzu stehendes Grün vor uns hatten. Bald war das schönste Plätzchen für unser Zelt gefunden, und hinein ging's in die Schlaffsäcke, ohne an Essen und Trinken zu denken.

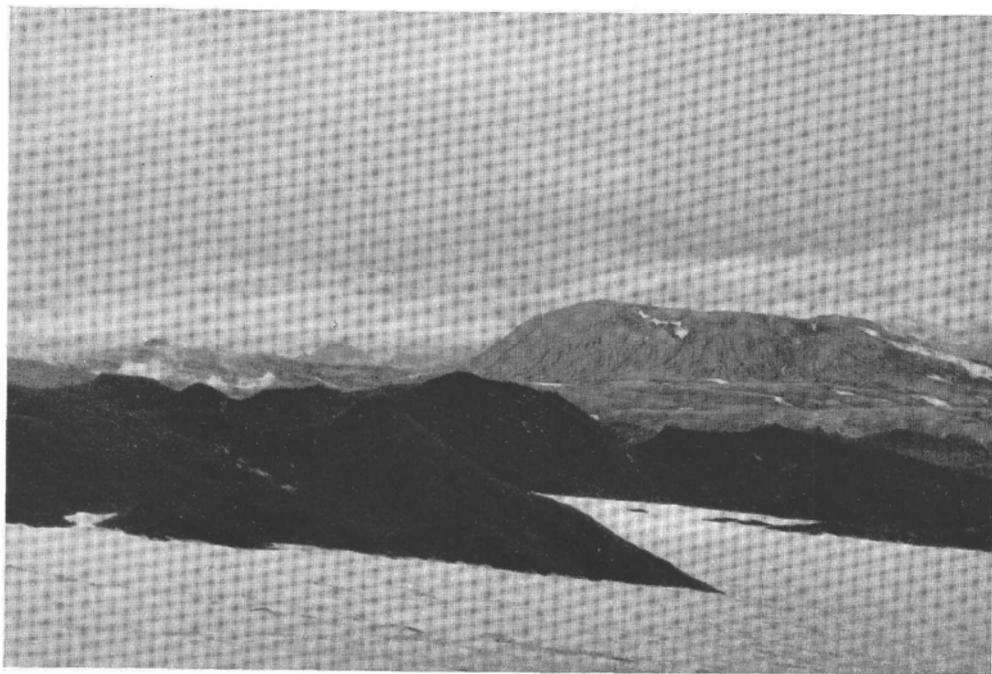
War uns schon beim Marsche entlang dem Fuße des Massivs aufgefallen, daß der Berg kaum eine „schwache Seite“ zu haben schien, im unteren Teil überall steile Schotterhalden, anschließend ein ungefähr 100 bis 200 m hoher Basaltgürtel und später der leichte, fast ebene schneebedeckte Gipfel, so schien uns auch am Morgen beim ersten Blick aus unserem Zelt die Besteigung dieses Berges nicht leicht.

Durch steile Schotterhalden anzusteigen ist bei uns, wie auch in Island, kein Vergnügen. Mühevoll kamen wir vorwärts und erreichten nach vielem Kriechen auf allen „Bieren“ den Basaltgürtel. Wir hatten Glück. Gerade der von uns gewählte Weg war möglich. Ein Kamin, in welchem bei jedem Schritt trotz größter Vorsicht ein Gepolter los ging und jeder Griff in der Hand blieb, zwang uns zu individuellem Vorgehen, ließ uns aber immerhin an Höhe gewinnen und freiere, festere Stellen erreichen. Bald brachten wir auch diese hinter uns, worauf leichtere Basaltfelsen keine besonderen Schwierigkeiten mehr boten, bis die Schneegrenze des „Hlõdufells“ erreicht war. Ein steiles Schneefeld wurde in kürzester Aufstiegslinie genommen und nach insgesamt 4 $\frac{1}{2}$ stündigem Klettern und Waten im weichen Schnee der Gipfel erreicht (13 Uhr 30 Min.). Die Fernsicht war wunderbar, der flache, schier ins Endlose gehende Langjökull, der Thorisdalsjökull, der Skjaldbreid in unserer nächsten Nachbarschaft, die Hekla und der Torfajökull in weiter Ferne boten reichlichen Lohn für all die vorangegangenen Mühen. Der „Hagavatn“ mit den zahlreich um ihn liegenden kleineren Seen, das unheimlich düstere, um den Hlõdufell ziehende Bjarnafellhraun bot durch seine Färbung einen schaurig schönen Anblick. Die Wolkenstimmungen Islands sind ob ihrer Pracht mit Recht berühmt, hier konnten wir es erneut feststellen, daß eine derartige Farbenpracht und Wolkenformung wohl selten sonstwo zu sehen ist.

Es wurde fleißig photographiert. Unser Besuch am Gipfel, vermutlich die vierte Besteigung auf erstmals begangenen Wege, schriftlich festgehalten und schweren Herzens wieder Abschied genommen. In Riesenschritten ging's die vorerst flachen Schneefelder



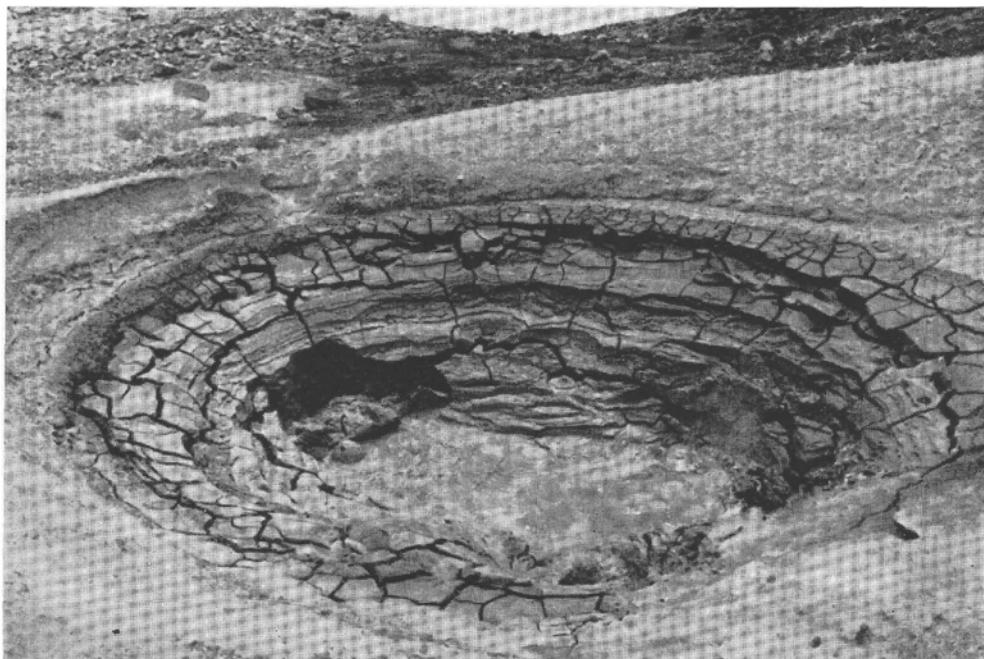
Der Handelsplatz „Vík“ an der Südküste Islands



Aschenegel am Langjökull. Blick gegen den „Blöðufell“



„Mondlandschaft“ am Myvatn (Mückensee)



Eingetrockneter Schlammpfuhl

hinunter bis zum steilen Firnsfeld, das wir in bewährter alpiner Abfahrtstechnik mit einigen Schwüngen hinter uns brachten und bald waren wir wieder bei unserem Kamin. Des Steinschlags wegen mußten wir Vorsicht anwenden, kamen aber verhältnismäßig rasch diese schlechten Stellen hinunter, um dann die Schotterhalden in langen Schritten hinunterzuspringen. Ein Blick auf die Uhr überzeugte uns, daß wir den Abstieg in der „Refordzeit“ von $1\frac{1}{2}$ Stunden bewältigten. Um 16 Uhr waren wir wieder bei unserem Zeltlager.

Damit hatten wir wohl einen der schönsten Teile Islands erleben dürfen und zogen nun, erfüllt von unvergeßlichen Eindrücken von der Eigenartigkeit dieser Landschaft, neuen Zielen im Süden des Landes entgegen.

F. Delle Karth.

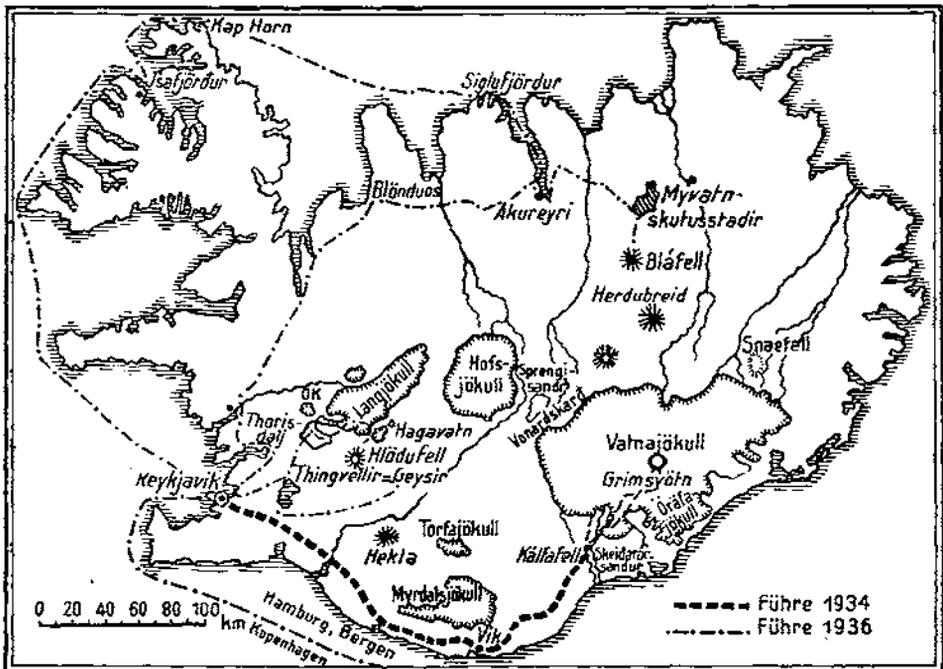
Gletscherfahrten in Island im Jahre 1934

Im Frühjahr 1934 brachte die deutsche Presse Meldungen von gewaltigen Vulkan- ausbrüchen in Island: Inmitten des rund 9000 qkm großen Inlandeises Vatnajökull waren die seit Jahrzehnten ruhenden vulkanischen Kräfte erneut zum Leben erwacht. Eine isländische und eine mit großen Mitteln ausgerüstete dänische Expedition waren in den ersten Wochen während der Ausbrüche von Reykjavik, der Hauptstadt des Landes, nach dem Krater im Eise aufgebrochen und hatten ihn im Kampf gegen vulkanische Gase, Schneestürme und Ufenschälle unter wechselvollen Geschehnissen erreicht.

Mein Kamerad Wilhelm Schneiderhan und ich kamen in jenem Sommer 1934 zu Studienzwecken nach Island und machten uns bald mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, dem Vulkan im Eise einen Besuch abzustatten. Allerdings standen uns nur bescheidene private Mittel zur Verfügung. So war es zunächst zweifelhaft, ob wir überhaupt ein derartiges Unternehmen durchführen könnten.

In Reykjavik lernten wir jedoch bald die Menschen kennen, die uns in unserem Vorhaben, den Krater Grimsvötn im Eise aufzusuchen, unterstützen konnten. Wir lebten uns in die Eigenart der isländischen Landschaft ein, lernten die Reiseverhältnisse des Landes kennen, erweiterten unser Wissen um den Vatnajökull und die Besonderheit seiner Verhältnisse, hörten Einzelheiten über die beiden Expeditionen, die bisher den Krater erreicht hatten, kurz, wir erfuhren alles, was notwendig war für unser geplantes Unternehmen. Kleppers Bergsteigerzelt, Daunenschlaffäde, Nitrozelluloseunterlagen und Primusfocher gehörten bereits zu unserer Ausrüstung. Als besondere isländische Kam hinzu Ölzeug, Südwestler und Gummistiefel. Die alpine Ausrüstung wurde ergänzt durch Eispickel, Seile und Steigeisen. Schlitten wurden beschafft und Proviant für 3 Wochen. Alles zusammen dauerte dies rund 14 Tage, bis es dann an einem schönen Tage zu dritt — Dr. E. Hermann aus Berlin war noch zu uns gestoßen — in mehrtägiger abwechslungsreicher Fahrt mit Mulos und Pferden durch den Süden des Landes zu dem rund 250 km von der Hauptstadt entfernten Vatnajökull ging, unter dem der Vulkan ausgebrochen war.

Von Kálfafell, dem letzten der besiedelten Bauernhöfe, zog unter strömendem Regen unsere kleine Reiterkarawane in Begleitung des Bauern Stefán los und erreichte nach mehrstündigem Ritt den Südrand des sogenannten Sidujökull. Dies ist der Ort, von dem aus die meisten der von Süden ausgegangenen Expeditionen bisher den Vatnajökull betraten, zum Beispiel die schwedische 1919 und neuerdings die isländische (Sud. Einarsson 1934) und die dänische (Dr. Nielsen 1934). Während aber die Schweden 1919 einen wenig zerrissenen Gletscherteil vorfanden, den sie sogar mit Pferden passieren konnten, war in diesem Jahre dieser Teil des Sidujökull von Spalten so durchfressen, daß ein Aufstieg mit größerem Gepäc nur noch im Winter möglich war. Die isländische und dänische Expedition fanden zu ihrer Zeit solche winterliche Ver-



Island mit Fahrtenflügen 1934 und 1936

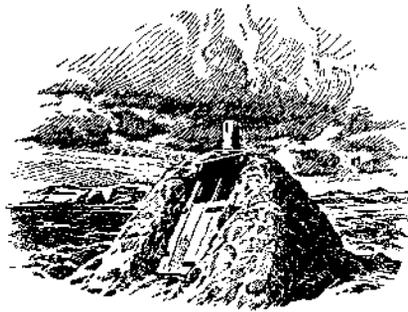
hältnisse vor. Wir standen hier vor einer 40–60 m hohen, schuttbedeckten, zerrissenen Gletscherwand, die zu einer gewaltigen Endmoräne abstürzte. Die Besonderheit der Verhältnisse geht schon daraus hervor, daß der Eisrand selbst in starker Vorwärtsbewegung war. Wir mußten während unseres mehrtägigen Aufenthaltes am Gletscher sogar unser Zelt abbrechen, sonst hätte uns die täglich rund 5 m vorrückende vordere Gletscherfront „überraunt“. Im Gegensatz zu den früheren Expeditionen hatten wir keine Träger. So mußte jeder von uns in mühevoller Arbeit mehrere Male die steile Eisfront überwinden, bis wir die nötige Ausrüstung, rund 3 Zentner, auf das Eis hinaufbefördert hatten. Etwa die Hälfte des Gepäcks fand auf dem Schlitten Platz, während der Rest gleichmäßig in unseren drei Rucksäcken verstaut wurde. Für das Blankeis hatte unser Schlitten Stahlkufen. Im Firnfeld beabsichtigten wir, um ihn stärker belasten zu können, Schier unter die Kufen zu montieren. Der Plan war gut; aber ehe wir in die ausgeglichenen Firnfelder kamen, die ein schnelleres Vorwärtskommen versprachen, hatten wir in den zerklüfteten Randpartien des Gletschers sehr große Schwierigkeiten zu überwinden. Dafür mag die Tatsache sprechen, daß wir in diesen Tagen zum Teil nur wenige Kilometer vorwärtstamen. Einmal stellte unser Schrittzähler für eine ganze Tagesleistung von rund 2 km 35000 Schritte fest. Wir zogen es daher vor, von dem Gletscher wieder wenige Kilometer nördlich abzustiegen und das einige Kilometer breite Schwemm- und Schotterfeld der Djúpa, des Gletscherrandflusses, zu queren, um am „Roten Vulkan“ einen günstigeren, direkt gegenüber gelegenen Gletscherrand zu erreichen. Hier hielt uns ein Unwetter fest, ehe wir erneut den Aufstieg auf den Gletscher begannen. Von dieser, gegen das Herz des Vatnajökull weit vorspringenden Landzunge am „Roten Vulkan“, erreichten wir, geleitet durch die in Südwest-Nordostrichtung sich erstreckende Nunataffen = Reihe Hágöngur, Geirvörtur,

Vatnajökullgnyppa und Jökullbunga und ohne besondere Schwierigkeiten nach mehrtägigem Marsch am 23. August 1934 den Krater Grimsvötn. Infolge Fehlens jeglichen Vergleichsmaßstabes war es im Zwielicht des scheidenden Tages äußerst schwierig, brauchbare Schätzungen anzustellen. Wir schätzten damals die Ausmaße des Kraterfales mit rund viermal 6 km und seine Tiefe mit 200—300 m etwas zu gering ein. — Die einbrechende kalte, sternklare Nacht hatte uns in unseren Erwartungen für den kommenden Tag schwer betrogen. Am anderen Morgen deckte Schnee unser Zelt und immer dichter wirbelten die Floden herab und nahmen jede Sicht. Wir hatten ursprünglich im Sinn, den Krater zu umgehen, um an seiner günstigsten Stelle einen Abstieg in ihn zu versuchen. Gegen Mittag wurde aber das Schneetreiben immer dichter, das Barometer sank rapid. Da gaben wir den Plan endgültig auf und beschloßen den Rückweg. Mit der Buffole suchten wir durch Nebel und Schneetreiben den Weg. Zu spät erkannten wir den störenden magnetischen Einfluß des Vulkanes und irrten so, vom Kompaß falsch geleitet, tagelang im Schneetreiben auf dem Gletscher umher. Mehr und mehr wurde die Sache infolge Lebensmittelnappheit ungemütlich. Da erschien plötzlich nach Tagen die Sonne wieder als matte weiße Scheibe und zeichnete die ersten leichten Schatten. Damit gewannen wir die große Orientierung wieder. Die magnetischen Störungen traten bei zunehmender Entfernung vom Krater immer mehr zurück und gestatteten wieder einen zielsicheren Marsch auch ohne Sicht. So konnte uns der Neuschnee in den zerklüfteten Gletscherrandzonen nicht mehr viel anhaben und nach wenigen Tagen fanden wir wieder am „Roten Vulkan“.

Jetzt waren wir des schlechten Wetters wegen gezwungen, den im Anstieg genommenen Weg zu verlassen. In zweitägigem anstrengendem Marsch über die südlich des Gletschers gelegenen Höhenzüge erreichten wir nach rund vierzehntägigem Aufenthalt auf dem Gletscher wieder das bewohnte Gebiet im Süden.

Wenn auch die wissenschaftlichen Beobachtungen bei der Kürze des Aufenthaltes am Krater und infolge der überaus ungünstigen Wetterverhältnisse nichts Besonderes brachten — abgesehen von einer Kiste mit wichtigen Gesteinsproben, die die dänische Expedition feinerzeit zusammen mit einem Zelt zurücklassen mußte und die von uns zufällig entdeckt und geborgen wurde — so hatten wir doch unter ungleich schwierigeren Verhältnissen unsere touristischen Ziele voll erreicht und durch unsere Erfahrungen und Ortskenntnisse zu einem nicht geringen Grade die Grundlagen gelegt für die überaus erfolgreiche Rundfahrt des nächsten Jahres.

K. Schmid.



Kletterfahrten in Korsika

Von Gepp Schmidbauer, München

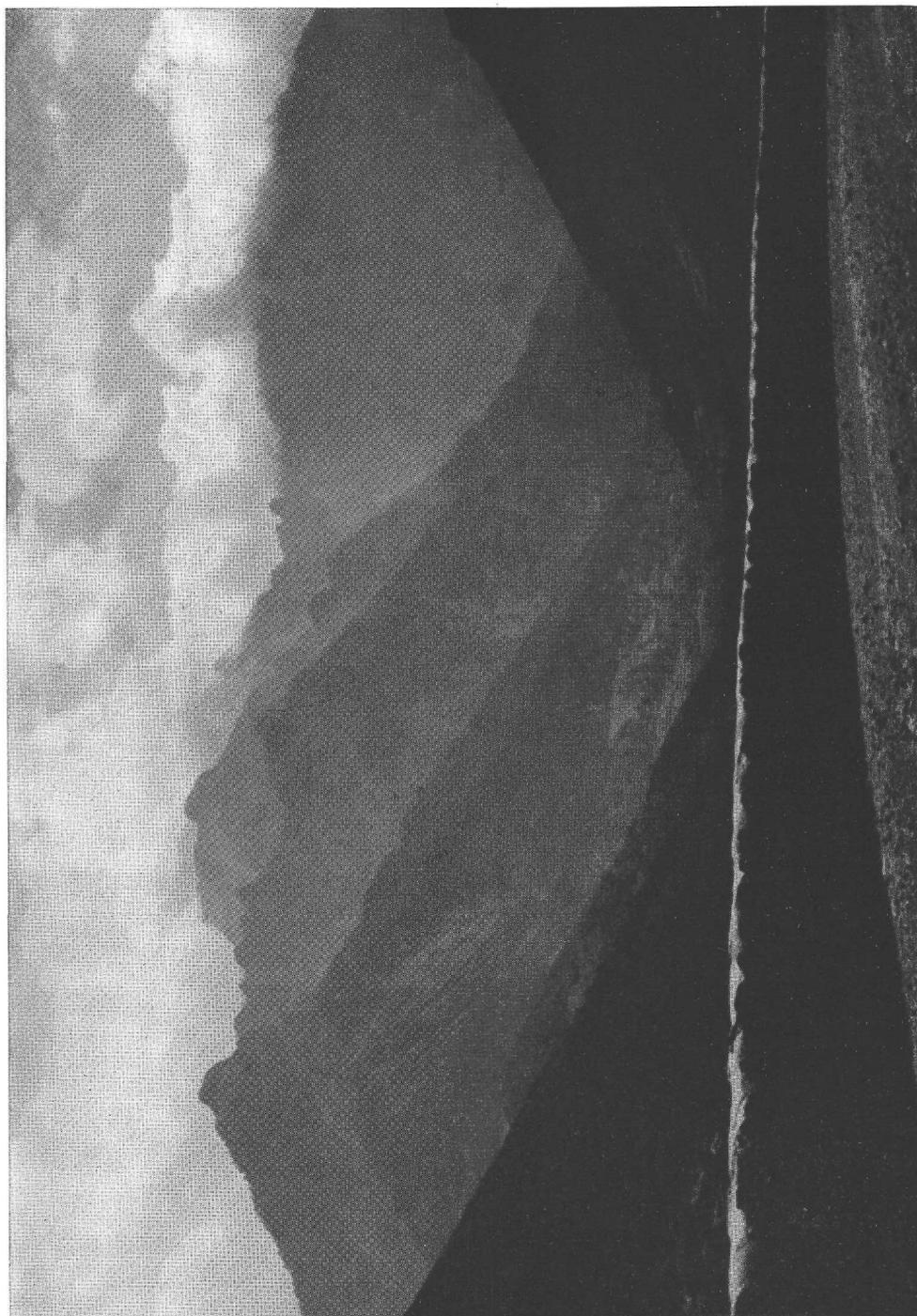
In den Jahrgängen 1900—1903 unserer „Zeitschrift“ erzählt der deutsche Forscher Felix v. Cube eingehend von den Herrlichkeiten der korsischen Bergwelt. Cube und seine Kameraden haben die „Insel der Schönheit“, wie der Franzose seine Mittelmeerbestimmung nennt, in vielen Fahrten durchstreift. Sie haben einige bedeutende Gipfel, darunter die 2547 m hohe Punta Minuta als erste erstiegen und eine ganze Reihe neuer Wege zu anderen Hochburgen der Insel eröffnet.

Die Hochgebirge Korsikas lassen sich in drei eigene Berggruppen einteilen. Die wichtigste davon, sowohl an Ausdehnung wie an Zahl der Gipfel über 2000 m ist die Gruppe des Monte Cinto, der mit Abstand Rotondo- und M. d. Oro folgen. Die Cintogruppe birgt in dem Gipfel, der ihr den Namen gab, den höchsten und in Paglia Orba und Punta Minuta, beide rund 2530 m, die stolzesten der Inselgruppe.

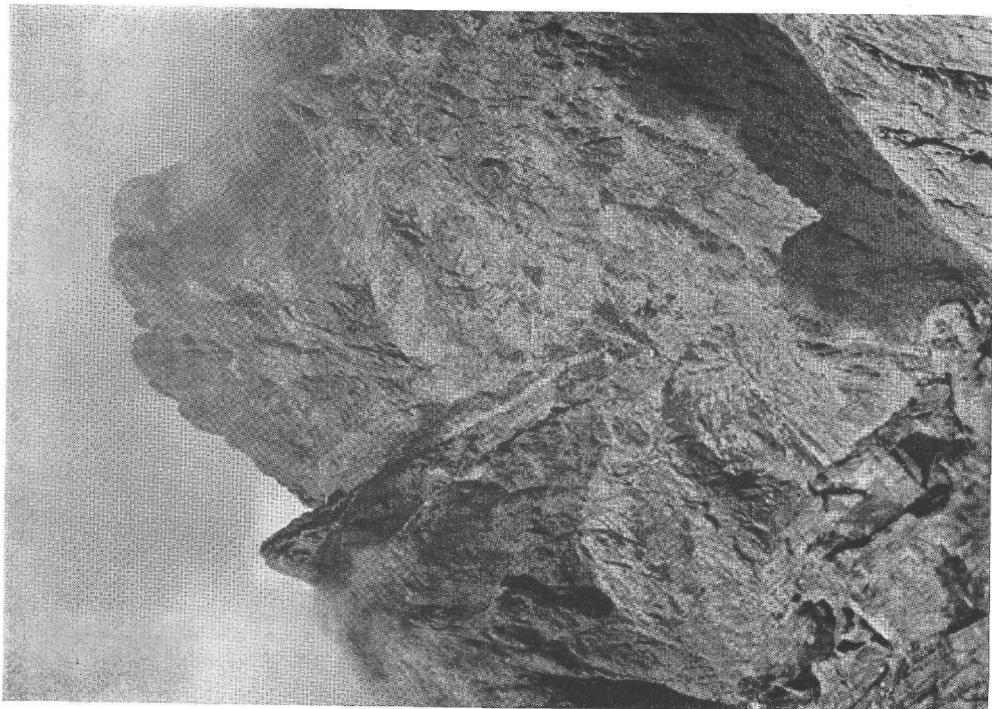
Jeder, der Korsika betritt, wird lange, bevor er bis zu den Bergen vorzudringen vermag, ja schon unmittelbar nach dem Verlassen der jeweiligen Hafenstadt, unvergeßliche Eindrücke von diesem romantischen Stück Erde empfangen. Besonders wer sich schon zu Hause über die abenteuerreiche Geschichte unterrichtet hat, wird auf Schritt und Tritt die staunenswertesten Dinge erleben. Nicht nur die Landschaft, sondern auch die Menschen sind fesselnd. Mauren- und Sarazenenblut fließt in ihren Adern. Der Stamm ist griechisch. Es braucht absolut kein Zufall zu sein, daß eine der umstrittensten Gestalten der Weltgeschichte ausgerechnet ein Korse war: Napoleon. Man darf sagen, jeder echte Korse hat so einen kleinen Napoleon in sich. Zeugnis dafür gibt unter anderem das Geburtshaus Napoleons in Ajaccio; dort benötigte er als junger, politisierender Leutnant Falltüren, um den zahlreichen Anschlägen von seiten der politischen Gegner zu entgehen. In das gleiche Kapitel gehören die Taten der weltberühmten korsischen Banditen. — Auffallend ist auch, daß kurz vor dem Aufstieg Napoleons ein deutscher Abenteurer, Baron v. Neuhoff, für kurze Zeit König von Korsika wurde. Der große Freiheitsdurst des durch viele Jahrhunderte hindurch geknechteten Volkes hatte ihm dies ermöglicht.

Die Verkehrsverhältnisse sind im großen und ganzen verhältnismäßig gut. Drei Eisenbahnlinien durchziehen die Insel, sie werden von Berufenen als die schönsten und kühnsten der Welt bezeichnet. Wer im eigenen Wagen kommt, findet ein gutes Straßennetz, und außerdem gibt es zwei Gesellschaften, die einen Autoverkehr durchführen; Post und P.M. Erstere betreibt ihre Fahrten mit sehr wackeligen Citroën-Lastwagen, und die letztere nennt einen stattlichen Park modernster Reiseomnibusse ihr Eigen. Der Unterschied in den Fahrpreisen ist sehr hoch. Wir zahlten für die Strecke Calvi—Pont Fango, das sind 36 km, auf der Hinfahrt mit P.M. 17 Fr. pro Person, und heimwärts mit der Post 6 Fr. samt Gepäck.

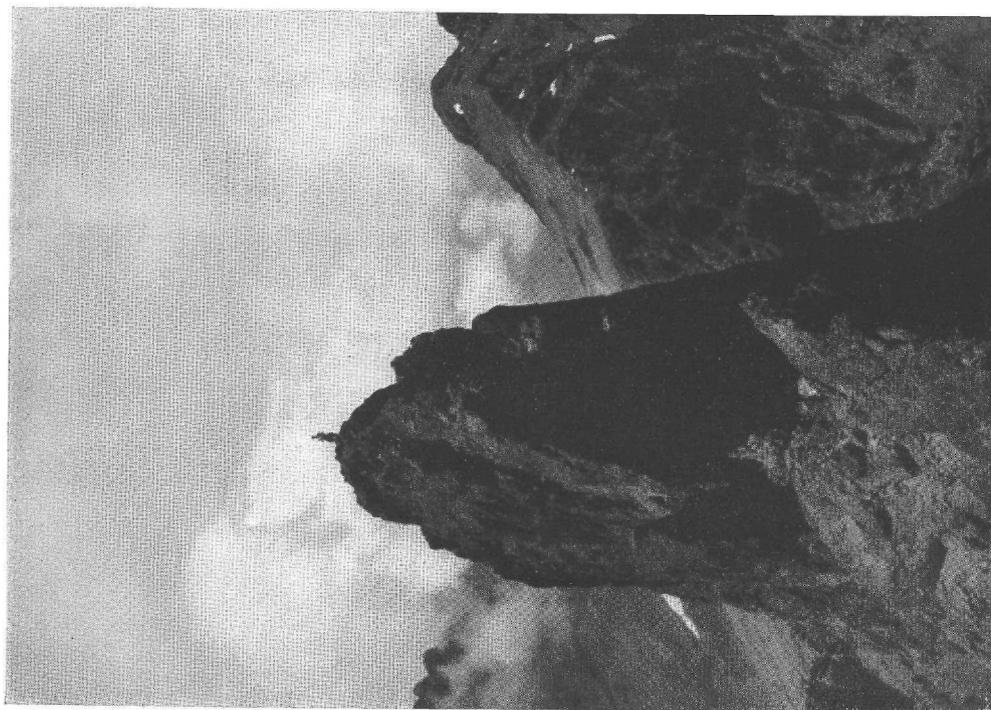
Das Leben ist für den Bergsteiger drüben ungewöhnlich billig, weil er eben keine Gelegenheit findet, sein Geld auszugeben. Dieser Umstand hat es in sich, daß die Bergfahrten dort schon gleichsam zu Expeditionen werden. Wer schweres Gepäck und wochenlanges hartes Beiwachtlager scheut, hat auf Korsikas Sinnen meist nichts zu suchen. Der aber, der rechtes Bergsteigen, in gewaltiger, urhafter Landschaft, fern von gebahnten Wegen sucht, und dabei nur wenig Geld zur Verfügung hat, wird auf den dunkelroten Granitbergen im Mittelmeer voll auf seine Rechnung kommen. Er wird da



Abend im Sangotal, im Hintergrunde Manjô



Punkt 2150 m, auf dem unser Westgrataufstieg endete,
und Punta Misfodio (Westwand)



Lafonate, Südwestgipfel, vom gleich hohen Nordostgipfel aus gesehen

bei der Heimfahrt nur den einen Wunsch besitzen, recht bald wieder dieses einzigartige, gottgesegnete Bergland betreten zu dürfen.

Mit Unterstützung des Verwaltungsausschusses war es nach kurzer aber gründlicher Vorbereitung so weit, daß wir, das heißt Josef Bucher von der Jungmannschaft und ich von der Hochtouristengruppe der Sekt. Oberland München, am Freitag, dem 4. Juni 1937, den Schnellzug besteigen konnten, der uns über Innsbruck—Brenner—Bologna—Pisa nach Livorno brachte. Am Samstag, um Mitternacht (24 Uhr), bestiegen wir das Schiff und ließen uns in siebenstündiger Fahrt an der Insel Elba vorbei nach Bastia, der volkreichsten Stadt auf Korsika, tragen.

Mit der Bahn ging die Reise nach „Calvi“ und von dort mit P.M. bis „Pont Fango“, einem einsamen Hotel in Form einer primitiven Laube, 7 km von Galeria entfernt. Pont Fango liegt an der Kreuzung der Straße Calvi—Piana—Ajaccio und Galeria—Monte Estremo. Nach stundenlangem Warten war es uns möglich, ein Auto aufzutreiben, das uns gegen Abend nach Manso (Barilana), im Hintergrund des Fango-tales, brachte. Wir wollten von hier aus, also von Westen her, durch das Tal der Larghia Vecchia in die Eintogruppe eindringen.

Beim Studium des Schrifttums fanden wir nichts, daß vor uns schon jemand diesen Plan ausgeführt hätte. Obwohl schon Cube und alle anderen immer wieder die Tatsachen festgestellt hatten, daß die Berge des Hauptkamms nach Westen mit 800 bis 1200 m hohen Steilwänden und wilden Schluchten in einsame Felskeffel hinabstürzen. Erst als wir schon längst wieder in München waren, hörten wir aus Wien von der Fahrt der Gruppe Gnamb's. Diese Herren hatten 1930 in 14tägigem Aufenthalt schöne Fahrten durchgeführt. Aber durch Zufall haben wir nur eine einzige davon als vermeintliche Erstbegehung wiederholt. Es war die Westwand der Punta Minuta, die Herr Ing. Gnamb's im Aufstieg und wir im Abstieg durchkletterten. (Bericht Gnamb's Österreichische Alpenzeitung 1934, S. 188.)

Wir waren uns von Anfang an dessen bewußt, daß ein Vordringen von Westen ungleich schwieriger war als von Osten. Beweis ist allein schon der Umstand, daß auf der Ostseite Straßen und Dörfer bis auf die Höhe von 1100 m reichen, während herüber Manso, das den Ausgangspunkt für unsere Fahrten bildete, nur 150 m über dem Meere liegt.

Bei einem freundlichen Alten stellten wir dort unsere Koffer ein und wanderten bald darauf einem Seitentale zu, nur mit Rucksäcken und Bewachtzeug belastet. In dieses Tal der Larghia Vecchia führt ein kleiner Steig, der zwar des öfteren von Wasserläufen unterbrochen ist, aber doch weitaus der beste war, den wir auf dieser Seite der Bergkette antreffen konnten.

Schnell und unvermittelt ging der Tag zu Ende, das erste Biwat in der Macchia, dem Dschungel Korsikas, war fällig. Während wir später die Abendsuppe schlürften, schauten wir erwartungsvoll zu den zackigen Graten in der Runde empor, die sich ganz schwarz und wuchtig vom korsischen Sternenhimmel abhoben. Der morgige Tag mußte die Entscheidung bringen, ob wir unsere Erwartungen bestätigt finden würden, oder ob Enttäuschung unser harrte. — Um es vorauszuscheiden, selbst unsere hochgespanntesten Wünsche wurden übertroffen.

Ein lauer Morgen war angebrochen, das Wetter zweideutig, so dauerte es geraume Zeit, bis wir den Schlaf aus den Gliedern hatten und zum Aufbruch fertig waren. Nach halbstündigem Marsche erreichten wir eine Gabelung von Tal und Bach. Wir wählten den linken, größeren Arm, der in nordöstlicher Richtung weiterließ, während der rechte Seitenarm genau nach Osten führte. Leider empfahl sich der gute Weg jetzt ebenfalls und ließ uns nach schwieriger Bachüberschreitung ganz allein im dichten Dorngebüsch.

Da verstaute wir die schweren Rucksäcke, markierten den Ort und stiegen, nur mit Peilkel, Kompaß und Höhenmesser bewaffnet, bergwärts weiter. Endlich, nachmittags

um 3 Uhr, standen wir an der Grenze des Waldes, der mit zunehmender Höhe allmählich an die Stelle des Buschwerkes getreten war. Noch 100 *m* über Schrofen und wir hatten freie Sicht. Links, also nördlich vor uns, zog ein ganz prächtiger Grat zu einem Berge hin, der uns noch um gut 500 *m* überragte, und mit mauerglatte Westwand in einen sich vor uns öffnenden Kessel stürzte. Unmittelbar rechts von unserem Standplatz zog eine Steilrinne etwa 200 *m* aufwärts zu einer Scharte, die zu beiden Seiten von mächtig aufsteigenden Bergen begrenzt wurde. Der linke dieser beiden stürzte mit gewaltiger Plattenfante in unseren Kessel hinab.

Neubelebt durch diesen Anblick, kletterten wir flink die leichten Felsen der Schlucht hinauf, der Scharte zu, während wir nebenbei Kante und Flanke des Berges auf Durchstiegsmöglichkeiten prüften.

Ein letzter Schritt, wir standen in der schmalen Scharte! — Sprachlos! — Weit drüben, über einem tiefeingerissenen Tale, stand wolkenumspielt einer der stolzeften Berge, die ich je gesehen. Wie eine Gralsburg, der dunkle Fels mit geheimnisvoll-grünlichem Schimmer, hoch über alle Trabanten erhaben. Das war die Paglia Orba!

Wir stiegen weiter, dem Gipfel zu, der uns zur Rechten stand. (P. de Staffa.) Dort konnten wir erstmals einen Blick talaus zum Meer erhalten, das als endlose, schimmernde Fläche den Horizont abschließt. Doch nicht lange hielt es uns, den Blick gen Osten wehrend, stand ja vor uns ein mächtiger Turm. Von der Scharte aus stiegen wir in mittelschwerem Fels zu einem Vorbau, auf dem wir Mufflonhörner und gebleichte Schädelknochen fanden. Dann wurden wir von senkrechten Wänden nach rechts gedrängt, und dort ging's in schwieriger Kletterei durch Kamine, über Bänder und Wandeln zum Gipfel des Berges. Bald konnten wir uns die Hände drücken und einen Steinmann bauen.

1900 *m* zeigte der Höhenmesser. Im Verhältnis zu den gewaltigen Gipfeln des Hauptammes drüben, die jetzt alle im Halbkreis um uns standen, war er zwar unbedeutend in seiner Höhe, doch durch seine Lage die Gipfelschau von ihm bedeutend eindrucksvoller als von einem jener Mächtigen. Der nabelspitze Tafonato, die herrliche Paglia, Uccello und Fighietto auf der einen Seite, die wuchtige Punta Minuta direkt vor uns und drüben die schroffen Gipfel von Missodio und Stranziazione, alle standen frei vor uns.

Zu unseren Füßen lagen die drei wildesten Felskessel des gesamten Inselreiches, der von Sondo, von Ughia Minuta und der von Taita ausgebreitet. Durch scharfe und wilde Zadengrate wurden die stürzenden Flanken der Berge zerrissen und die Kessel getrennt. Der gewaltigste von ihnen zog vom Punkt 602 hinan zum Gipfelbau der Punta Missodio, er bildete also die nördliche Begrenzung des Kessels von Taita. Den wollten wir noch überklettern, bevor wir uns bei der Paglia zum Empfange meldeten.

Schnell wurden noch einige Anstiegs- und Geländeskizzen angefertigt, dann suchten wir die beste Abstiegsmöglichkeit. Über die Südwestkante waren wir heraufgekommen, und jetzt ging's nach Osten hinab. Durch eine Querung in der Südseite erreichten wir wieder die Scharte und konnten nun gleich an den weiteren Abstieg gehen, auf dem Wege, auf dem wir hergekommen. Ein paar Wildschweine, die den ganzen Boden hier heroben aufgewühlt hatten, konnten wir überraschen, dann waren wir bei den ersten sturmzerzausten Laricciokiefern, und bald tauchten wir in der dichtesten Macchia unter. Gesicht und Hände waren schon vom Aufstieg her noch blutig, die Strümpfe zerrissen, so war der folgende, vier Stunden lange Kampf mit diesem Dornestrüpp weder schön, noch erhebend. Doch erreichten wir wenigstens noch vor der Dunkelheit die Stelle, von der wir wußten, daß wir das Zelt dort bauen konnten und außerdem noch Wasser hatten.

Etwas oberhalb des Punktes 602 der Skizze ließen wir Seil, etwas Proviant und sonstige Ausrüstung zurück, da wir demnächst von hier aus den Grat erreichen wollten,

den wir uns als nächstes Ziel gesteckt. Dann stiegen wir hinein in die mondhele, korfische Nacht, hinab zum vorgesehenen Weitwachtplatz. Das Asmü-Hochturenzelt war schnell errichtet und bald brodelte die Abendsuppe auf dem Primus.

Am frühen Vormittag wanderten wir weiter talaus. Hunderte von klinken, munteren Eidechsen huschten über das Steiglein, und die Luft flimmerte über dem stark duftenden Busch, der mit Steineichen und Kastanienbäumen durchsetzt ist. Mächtige Felsblöcke, von Flechten überwuchert, von Dorn- und Astwerk geheimnisvoll überspannt, liegen zu seiten des Weges. Ein Stück unter uns rauscht der Bach, dessen Bett mit mächtigen Blöcken, alten entrindeten Baumleichen angefüllt und dicht von Ginster, Myrte, Schlehdorn, Lorbeer und Brombeersträuchern umsäumt ist. Überall in diesem Dickicht regt sich's mit tausend Stimmen und Farben. Große bunte Schmetterlinge flattern, Käfer und Insekten summen, Grillen zirpen, Vögel pfeifen, zwitschern, und Eidechsen rascheln. Hatten wir beim Aufwärtssteigen viele von diesen wegüberspannenden Dornranken weggeschlagen und abgeknitten, so hinderten jetzt doch wieder ebenso viele ein ungehemmtes Schreiten in den sonnenstrahlenden Tag.

Bei der großen Gabelung ging es wieder von Bloß zu Bloß über den Bach und bald standen wir auf dem besseren Weg, den wir erstmals hier verlassen hatten. Am Bache unten schlugen wir das Lager auf, und bald darauf befinden wir uns mit leeren Rucksäcken wieder auf dem Weg talaus nach Manso, um am Nachmittage schwere Lasten von Konserven und Ausrüstungsgegenständen bergwärts zu schleppen.

Wieder beim Lager zurück, packen wir um und ziehen dann mit leichten Rucksäcken dorthin, wo wir am frühen Morgen hergekommen, und weiter dann zum vorgesehenen Ausgangswinkel bei Punkt 602, am Fuße des Colo Lucchise.

Wieder einmal ist es Mitternacht, bis wir zur Ruhe kommen. Als wir beim Morgengrauen die ersten steilen Hänge bergwärts steigen, herrscht schon drückende Schwüle. Bei 800 *m* erreichen wir einen schmalen Waldgürtel, und bei 1000 *m* wird der Grat felsig. War bis hierher Gebüsch und Wald vorherrschend, so gab es nun die schlimmsten Sorten von Stachelgras. Bald wird der Felsaufbau steiler, und wir haben den Colo Lucchise mit 1622 *m* erreicht.

Hier beginnt der mit mächtigen Türmen und Zaden bewehrte Westgrat zur Punta Missodio hinaufzusteigen. In schwierigster Arbeit müssen einige der Türme überklettert werden, andere wieder lassen sich günstiger auf schmalen Bändern umgehen. Manche brechen mit Hunderte von Metern hohen glatten Wänden in die Täler. Schwierige Abseilstellen leiten oft zu schmalen Scharten vor den nächsten, noch mächtigeren Türmen. Nach einer solchen Abseilstelle, hoch oben am Grat, beginnt es zu regnen. Doch bevor wir noch einen Unterschlupf gefunden haben, ist der stärkste Guß vorbei und bald scheint die Sonne auf unseren schweren lustigen Weg. Wenige Seillängen noch, und wir stehen nachmittags 4 Uhr auf dem Gipfel. Der Höhenmesser zeigt 2150 *m*. Wir bauen einen Steinmann und freuen uns dieser gelungenen Bergfahrt.

Lange sitzen wir und schauen. Zurück schauen wir auf unseren Weg, hinab in die Fels- und Buschwildnis der Täler und hinüber zu den Riesen der Hauptkette. Einer von diesen, die Punta Missodio, stürzt mit kilometerbreiter, gewaltiger Plattenwand zur Scharte unter unserem Berg herab. Von dieser Scharte aus zieht ein ganz feines, kaum wahrnehmbares Rißsystem bis zur halben Wandhöhe, wo es in einer riesigen Höhle verschwindet. Gelingt es uns, das weit vorstehende Dach der Höhle zu überwinden oder zu umgehen, so könnten wir in eine Schlucht gelangen, die uns den Durchstieg bis zum Gipfel möglich machen würde. Zwei Fragezeichen haben wir auf unserer schnell gefertigten Anstiegsflizze. Das Dach der Höhle und unten den Einstieg von der Scharte in die Wand, bis wir zum Riß gelangen, der rund 20 *m* höher oben ansetzt.

Wir steigen nun schnell hinab zur Scharte, zu der von Norden herauf ein riesiges Schneefeld zieht. Hier, neben dem Schnee, richten wir auf einem leidlich günstigen Plätz-

chen das Bivak her, dann wollen wir vorm Schlafengehen noch das untere Fragezeichen lösen.

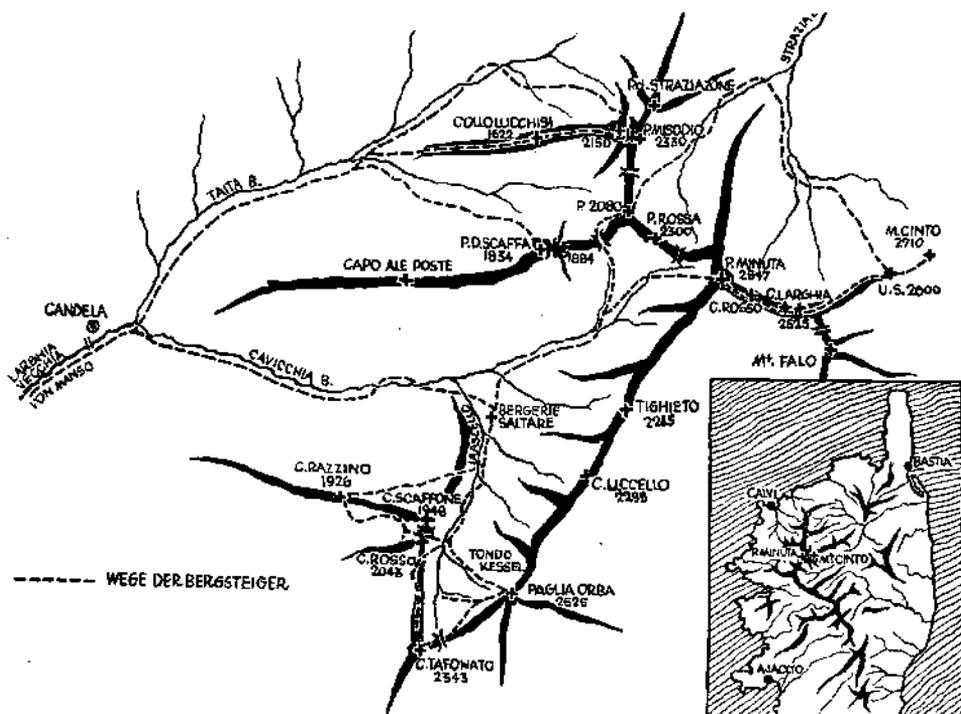
Es gelingt, und so findet uns der nächste Morgen bald hoch oben in der Wand. Der Fels ist schwer, jedoch auch fest und schön, bis wir in der Höhle sitzen. Hier entscheiden wir uns für ein kurzes Queren nach links um ein sehr brüchiges Köpfel zu einer senkrechten, ganz kleingriffigen Granitrippe. Über diese erreichen wir die Schlucht und steigen nach einigen Seillängen durch einen kurzen Ramin zum Gipfel aus. Es ist der Westgipfel der Punta Missodio. Nun geht es auf lustigem Bände hinab in ein kleines Hängekar und drüben über eine kurze Wandstufe zum Hauptgipfel. Zu regnen hat es schon begonnen, als wir noch in der Westwand waren, und jetzt ziehen immer noch dicke Wolkenschleier um den Berg, nur hin und wieder einen Blick auf diese oder jene Seite freigebend.

Durch eine finstere, zwischen Haupt- und Westgipfel in nördlicher Richtung eingerissene Schlucht wollen wir absteigen. Ein paar Stunden später stehen wir nach verwegener Kletterei und wiederholtem Abseilen in einem großen Karkeffel am Fuße der Wände. Nach kurzer Rast steigen wir durch die wildeste und unnahbarste Urgebirgslandschaft, die wir je gesehen haben, hinab in das Rau Laita, um gegen 9 Uhr abends unser Standlager draußen am Cavicciabache zu erreichen. Nach einem erfrischenden Bade in der herrlichen Gumpo unter dem großen Wasserfall reiben wir uns noch gegenseitig die von Dornen zerrissenen und von der Sonne verbrannten Körperstellen mit Tschamba Fii und lassen uns hernach die verschiedensten Gänge servieren. Das heißt, der Freund serviert mir mit fabelhafter Grazie Suppe und Knädeleibrot und ich ihm hernach Kaffee mit Leibniskets. Der nächste Tag ist wohlverdienter Ruhetag. Wir kochen, essen, baden, schlafen und fischen.

Zeitig verlassen wir am nächsten Morgen das Zelt und eilen mit langen Schritten talauf. An einer alten verlassenen Bergerie kommen wir vorbei, dann wechseln wir wieder einmal über den Bach und lassen uns von dem verhältnismäßig deutlich gewordenen Steige in steilen Serpentinien bergwärts führen. Gegen Mittag überschreiten wir den Laascellobach und geraten damit in ein kleines, steil aufwärts führendes Seitental. Große Wassermassen stürzen von einem Granitboden in das andere und sind umschattet von mächtigen, uralten Laricciotiefen, deren Lüden bezaubernde Durchblicke zu den dunklen Bergketten freigeben. Die pinienartigen Bäume, das wildumberliegende Blockwerk und die in der Sonne leuchtenden Wasserfälle mit den tiefen, blauen Gumpen vermitteln ein unvergeßliches Bild.

Auf einem Baumstamm haben wir soeben den Wildbach überschritten, da springen uns zwei bellende Hunde entgegen, und bevor wir uns vom Staunen erholt haben, stehen wir bei einer Bergerie — (Bergerie Saltare). Die beiden Hirten wundern sich über den Besuch, es ist der erste, den sie je empfangen haben. Sie laden uns ein, in ihre Behausung zu kommen, und wir nehmen dankend an, indem wir gleich über die niedere Mauer steigen. Diese Mauer, aus großen Steinen in $1\frac{1}{2}$ m Höhe halbkreisförmig vor einem gewaltigen Felsblode aufgeschichtet, ist ja schon das ganze Haus. In einer Ecke des abgegrenzten Raumes ist die Feuerstelle, in der anderen die Liegestatt, ein Holzgestell, mit Farnkraut überstreut. An einem Pfahl hängen ein paar Säcke mit Hartbrot und Kastanienmehl. Zwei Eimer und ein hölzerner Käsefessel vervollständigen die ganze Einrichtung der „Am“. Zum persönlichen Gebrauch der Hirten sind noch zwei Flinten und zwei kleine Blechschalen als Eßgeschirr vorhanden.

Wir werden nun gleich mit Kaffee und Hartbrot bewirtet und haben wirklich nichts dagegen einzuwenden. Als die beiden merken, daß wir in der Nähe ihrer Bergerie so rund acht Tage bleiben wollen, da verlangen sie, daß wir bei ihnen wohnen sollen und mit ihnen auch das Lager teilen. Unsere Zusage freut sie sichtlich, bringt es doch große Abwechslung in das ewige Einerlei ihrer Tage. Wir können drunten das Zelt abbauen



Kammverlauffskizze der Cintogruppe

Zu unserer Kartenskizze!

Die franz. Generalstabskarte vom Jahr 1901 ist ungenau, so daß z. B. schon Cube 1903 feststellen mußte, der Capo Tighietto sei einen ganzen Kilometer zu nah an die Punta Minuta herangerückt.

Außer dieser franz. Karte steht dem Bergsteiger noch die Skizze der Cintogruppe zur Verfügung, die Felix v. Cube in der „Zeitschrift“ 1903 veröffentlichte. Sie stellt wohl das Beste dar, das an solchem Material vorhanden ist. Doch auch sie weist, besonders was die Höhenangaben betrifft, manchen Fehler auf. Die Höhen von Punta Missodio mit 2231 m und Stranziazione, 2150 m, z. B. sind viel zu niedrig angegeben. Der Grat vom Collo Lucchi zieht in direkter Richtung zur P. Missodio, nicht wie bei Cube auf den Grat zwischen Missodio und Stranziazione.

Eine weitere Skizze hat Herr Ing. Gnambis in der Österr. Alpenzeit. 1934 gebracht, die aber die Cubeschen Unrichtigkeiten enthält und außerdem noch einige neue Fehler hinzubringt. Die Gruppe, die vom Taronato nach Nordwesten zieht, ist ebenso mit Fehlern gezeichnet wie P. Missodio, die überhaupt nicht mehr da zu sein scheint.

Hier muß Cube als der Verlässigere gelten, da er ja in vielen Fahrten mehrere Jahre hindurch das Gebiet durchstreift und genau kennengelernt hat.

Die hier vorliegende, von uns gezeichnete Kartenskizze deckt sich in allen wichtigen Dingen mit der von Cube, ist aber durch bessere Einsicht von der Westseite her und durch die Richtigestellung von Höhenangaben ergänzt.

Letzte Entscheidung in Höhenangaben und Namenbestimmung muß aber doch zukünftigen Vermessern des Gebietes vorbehalten bleiben.

und noch zwei große Rucksäcke voll Proviant zum neuen Hauptlager bringen, damit der Tag genützt ist. Gegen 8 Uhr abends kommen wir zurück und sehen eben, wie die Hirten so an die hundert Ziegen in einen großen Felsenhof treiben, um sie zu melken. Eine Herde Schweine in allen Altersstufen rennt grunzend und lärmend einher, die Hunde bellen, die Ziegen meckern, es ist ein Mordsradau in der ganzen Gegend. Doch es dauert gar nicht lange, bald liegt tiefster Friede über dem abendlichen Hochtal.

Nach einem herrlichen Ovomaltinefrühstück steigen wir der Paglia entgegen. Steil geht's das wilde Tal hinauf, dann müssen wir drei Wasserläufe queren. Bald biegt das ganze Tal mit starkem Rud nach rechts, der Hochwald bleibt zurück und eine ganze Reihe prächtiger Berge steht frei und hoch über uns in der Sonne, während in unserem engen Tal noch düsterer Schatten herrscht. Gerade vor uns ist der Tazonato mit seinem turmreichen Nordostgrat, dann rechts der Capo Rosso und der Capo Scafone. Links vom Tazonato liegt die Tazonatoscharte, die ihn von der Paglia Orba trennt und von der eine 300 m lange, eisgefüllte Schlucht zu unserem Tal herabstürzt, in dem noch einige Lawinenüberreste liegen. Weil wir immer noch keinen Einblick in die Nordflanke der Paglia erhalten können, entschließen wir uns zur Orientierung heute auf den ihr gegenüberliegenden Capo Rosso zu steigen. In abwechslungsreicher Kletterei erreichen wir gegen Mittag die Scharte zwischen Capo Rosso und Capo Scafone. Kurz unterm Gipfel scheuchen wir ein Mufflon auf, das in tollen Sprüngen knapp an uns vorbei den Grat hinunter flüchtet.

Wenige Meter noch, und wir stehen auf der Spitze des Capo Rosso, die mit einem kleinen Steinmann gekrönt ist. Der Berg war diesen Aufstieg wert. Auf der einen Seite dunkelgrüne Täler und leuchtendblaues Meer, vor uns der stolze Doppelturm des Tazonato, durch die tiefeingerissene Scharte getrennt von der himmelweisenden Paglia Orba. Unnahbar erscheint von hier der Granit ihrer Wände, über die wir morgen zum Gipfel wollen. Dieser Berg, dieser rätselhafte, herrliche Dom aus dunkelrot gewachsenem Granit, er war es vor allen anderen, der uns nach Korsika gelockt. Nun sitzen wir da und zeichnen Skizzen von Durchstiegsmöglichkeiten, an die wir selbst kaum glauben können. Zwei, drei Risse ziehen in Gipfelfalllinie durch, jeder geht mal hundert, hundertfünfzig Meter, dann verliert er sich wieder im großen allgemeinen Überhang, den die ganze Wand dort drüben bildet. Und doch, noch geben wir uns nicht geschlagen. Wir wollen wagen — vielleicht gewinnen wir?

Dann wandern wir zurück zum Sattel und steigen in Ruhe zum Capo Scafone hinauf, dessen riesiger Gipfelblock gleich einer Krone auf dem Berg sitzt. Hier entfaltet sich das Panorama noch prächtiger als drüben auf dem Capo Rosso. Vom Stranziazione im Norden bis zum Tazonato im Süden, all die prächtigen Kerle waren vertreten. Zwischen der Punta Minuta und dem Tieghieto lugte sogar noch die Ostfette mit fünf ihrer gewaltigsten Recken in unser Revier.

Nach einiger Weile bauten wir den vom Sturm zerstörten Steinmann wieder auf und wünschten dann dem neuen Wächter dieser Schönheit recht viel Vergnügen und viel gutes Wetter. Dem Capo Razzino gilt nun unser Besuch, dann klettern wir von ihm genau nach Norden ab und queren unter den Wänden nach Osten. Den Nordgrat des Scafone überschreiten wir und gelangen durch ein mit uralten, riesigen Kiefern bestandenes Seitentälchen im steilsten Abstieg zur Bergerie Sastare.

Am nächsten Morgen ein kräftiges Frühstück mit Ziegenmilch, Ovomaltine und Rindfleischbrot, dann ziehen wir, so schnell es die schweren Rucksäcke erlauben, in der nun schon bekannten Richtung bergwärts. Von dem uns von Hirten prophezeiten Wettersturz ist noch gar nichts zu erkennen; so bauen wir im kleinen Kar unter der Tazonatoschlucht in bester Laune unsere sieben Sachen um, verstauen den großen Rucksack mit Beiwachtzeug und Etkonserven und steigen unmittelbar in den 600 m hohen Plattenvorbau der Paglia-Orba-Nordwand ein. In anstrengender Kletterei erreichen wir

das Schneefeld, das unter der 450 m hohen senkrechten Gipfelwand eingebettet ist. Während wir die Seile aus dem Rucksack ziehen, beginnt es schon zu regnen. Ungewöhnlich brüchig sind die ersten hundert Meter. Dann aber wird die ganze Wand flächenhaft und eisern fest.

Wir erreichen eine senkrechte Rißverschneidung in der Gipfelinie, die wohl die einzige Aussicht bietet, durch diesen Teil der Wand auf eine etwas flachere Plattenzone zu kommen. Jedoch nach ungefähr fünfstündiger, äußerst schwieriger Kletterei an den glatten Granitplatten scheitert unser Vordringen, und wir erreichen nach abenteuerlicher Abseilerei bei hereinbrechender Nacht wieder den Fuß der Gipfelwand und richten uns in einer winzigen Nische zur Beiwacht ein. Die Nacht ist eiskalt und lang. Hundert Meter weiter unten ist das große Schneekar und gibt dem Ganzen westalpinen Ton.

Beim ersten Morgengrauen versuchen wir uns gegenseitig etwas warm zu reiben und beginnen dann den Abstieg in das Kar. Dort queren wir im steilsten Sommerfirn unter der Gipfelwand durch zur Tafonatoscharte, auf deren Südabhängen die Sonne schon längst die herrlichsten Graspolster vorgewärmt, während herüber noch viel meter-tiefer Schnee eifige Kälte verbreitet.

Nach langer Rast im Morgen Sonnenschein, während der wir Hosen, Strümpfe und Kletterschuhe trocknen, schicken wir uns an, durch die uns zugekehrte Wand direkt zum Tafonato aufzusteigen. Wir landen am Südwestturm und klettern gleich hinüber zum Nordostgipfel. Beide Türme sind gleich hoch, sie messen 2350 m.

Im Westen brandet das Meer an Buchten und Zungen des felsigen Vorgebirges. Diese Schau über zerfägte Grate zum weiten Meer zieht uns immer wieder in ihren Bann. Beim Steinmann finden wir einen Wimpel in den italienischen Landesfarben und dareingewickelt die Karten der Italiener Prof. Vokkalate und Ghiglione, von deren Korstkaplänen wir in München schon erfahren hatten.

Da es erst 10 Uhr vormittags ist, so wählen wir den noch unbegangenen Nordostgrat mit seinen vielen, abenteuerlichen Türmen zum Abstieg. Eine ganz wilde Kletterei vermittelt dieser lustige Grat, der uns immer wieder neue Türme entgegenstellt. Als dann aber noch dichter Nebel aus allen Schluchten steigt und um die Türme zieht, da wird aus unserer prächtigen wilden Kletterei fast eine wüste Balgerei. Gegen 4 Uhr nachmittags stehen wir in der Scharte, die uns vom bereits zwei Tage früher schon erstiegenen Capo Rosso trennt. Hier klettern wir über steile Platten ab, seilen uns dann in eine wilde düstere Schlucht hinein und gelangen in ihr, über wasserberonnene Plattenwände und eisgefüllte Ramine hinab ins Kar zu Nagelschuh und Beiwachtzeug. Den hier hinterlegten Lebensmitteln rücken wir noch fest auf den Leib, dann hummeln wir langsam talwärts in den Abend.

Der nächste Tag bringt strahlendes Wetter, wir müssen jedoch hinab, hinaus nach Manso, um am Abend wieder schmerbeladen bergwärts zu steigen. Wir finden Gäste vor. Vier Franzosen sind gekommen und wollen für acht Tage hier die Zelte aufschlagen. Bis spät in die Nacht hinein sitzen wir um das hell brennende Kienschein und erzählen uns gegenseitig aus dem reichen Erlebnisschatz, den uns die Berge schon geschenkt.

Der nächste Morgen überrascht uns bereits hoch droben im kleinen Kar unter der Eisschlucht, wo wir Seil, Schloßerei und Bivakzeug unter einem großen Block hervorziehen und in unseren Säcken unterbringen. Es gilt noch einmal der Paglia!

Ganz feierlich ist uns zu Sinn, als wir etliche Stunden später das große Schneefeld überschreiten, das unter der Gipfelwand gebettet liegt. Heute wollen wir unser Heil an der Nordostflanke versuchen, mit der der Berg in einem einzigen Sprung 350 m auf den Accellograt herabstürzt. Wir steigen vom Schneefeld über schwierige, glattgeschliffene Felsrinnen zum Grat empor und merken in unserem Eifer kaum, daß es schon wieder sein zu regnen angefangen hat.

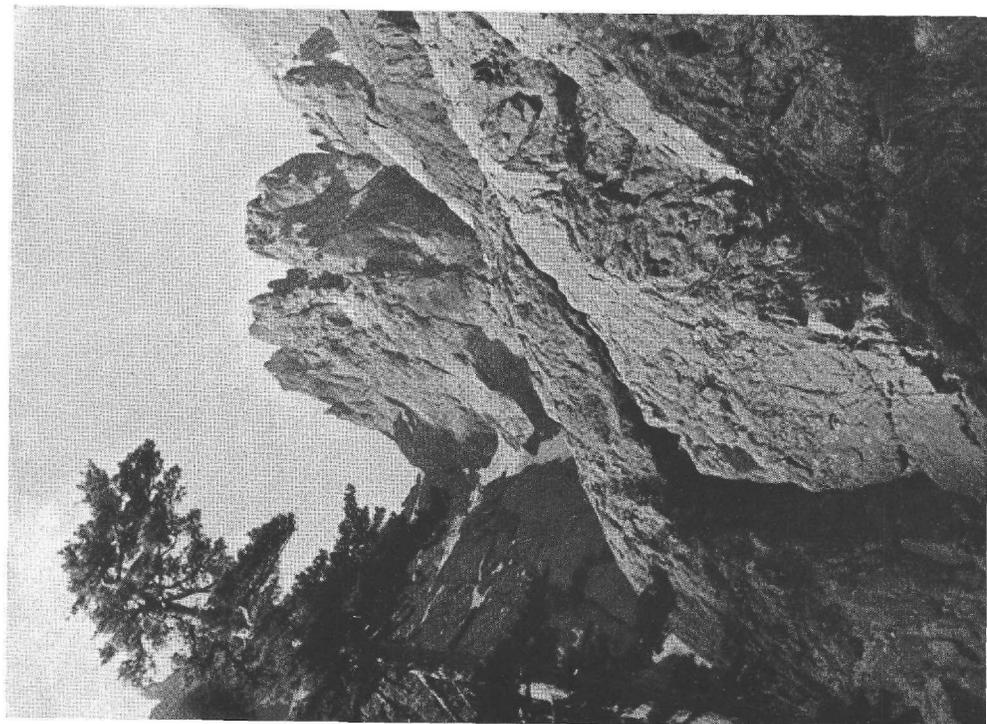
Schnell haben wir die ersten drei Seillängen der unten noch gutmütigen Kante hinter uns. Drei Haken waren Zeugen von früheren Versuchen. Dann standen wir bei einem Steinmann auf dem Grunde einer ganz mächtigen Verschneidung. Dieser Steinmann war laut Schrifttum die höchsterreichte Stelle unserer Vorgänger. Es waren Deutsche, Schweizer und Italiener. In schwerster Kletterei kamen wir ein paar Seillängen weiter, doch dann zwang uns die Paglia mit ihren überhängenden Plattenwülsten zum zweitenmal zur Umkehr.

Wir steigen ab, und während wir an einem Köpfl hängen, um den Abstieg auszudivsteln, taucht plötzlich ein prächtiger Adler knapp über uns aus den Nebelmassen, zieht ein paar Kreise, merkt gleich, daß wir ihm nicht gefährlich werden, und verschwindet wieder, so schnell wie er gekommen. Es folgt nun eine abenteuerliche Abseilerei mit vielem Pendeln im weit überhängenden Fels. Beim letztenmal müssen wir sogar, mit den Füßen nach oben im Seil hängend, unterm Pendeln einen Griff am Grunde der Verschneidung haften, dann stehen wir wieder beim Steinmann. Es gibt hier eine Möglichkeit, hinter die Kante zu kommen, und wir nützen sie. Ein verhältnismäßig breites Band führt, soweit wir sehen können, quer durch die ganze Ostwand und trennt so den besser gestuften unteren Teil von der ganz senkrechten Gipfelwand. Es regnet wieder ganz fein, während wir das Ostwandband verfolgen.

Wir kommen in eine laminartige Unterbrechung, aber das Glück bleibt uns treu. Drüben geht es weiter. Doch der einsetzende Platzregen zwingt uns zur Rast in einer sicheren Nische. Raum hat der Regen nachgelassen, so klettern wir weiter und gelangen zum Ostgrat, der im Vierotale fußt und direkt zum Gipfel zieht. Deutsche haben ihn vor etlichen Jahren erstmals erstiegen. Mit dem müssen wir uns jetzt halt auch zufrieden geben. Da es nun sehr schnell finster wird, suchen wir ein Beiwachtplätzchen und finden es in einer schmalen Rinne, am Fuße eines Ramines. Es ist zwar etwas eng, aber doch wind- und regensicher. An einer Stelle des Ostwandbandes wächst Gras, und während Sepp von dort einen Rucksack voll herüberholt, fange ich an, die Rinne von dem größten Schutt zu räumen. Tropfnass kommt Sepp mit eben solchem Gras zurück, dann polstern wir den Kopfplatz aus, und fertig ist die Bude. Unsere Ohauptpelerinen müssen uns im Verein mit den Überresten eines Schlaffades vor Kälte schützen — und sie tun's auch vorerst noch. Dann stellen wir ein Wachslicht auf und essen, zuerst uns den Hunger zu stillen — als wir genug haben, fangen wir an und essen, damit uns warm wird, und zuletzt, damit die Zeit vergeht. Und weil wir so furchtbar viel Kraftnahrung zu uns nehmen, da kommt halt so furchtbar viel Kraft über uns, die Bude wird uns zu klein, und das Liegen paßt uns nicht mehr. Wir stellen nachts 12 Uhr fest, unser Gemach sei zu kurz und stehen auf. Wir beginnen die großen Blöcke, die den Hintergrund unserer Behausung füllen, wegzuwälzen. Zentnerschwere Trümmer lassen wir über die steilen Wände stürzen. Das gibt ein Feuerwerk und ein Gekrach und Donnern in der Nacht, als ob die Erde bersten wollte. Beim letzten Block, den wir hinabwälzen, bricht der vordere Rand unserer Wohnung weg und faust samt dem Block die Wand hinunter. Da haben wir genug, jetzt ist die Bude kürzer als zuvor und die Füße hängen ins Freie. Da uns aber warm geworden ist und der Regen aufgehört hat, so können wir nun etwas schlafen. Beim ersten Dämmern sind wir schon wieder wach, weil von der engen, harten Rinne alle Glieder schmerzen. Raum scheint die Sonne auf das Ostwandband in unserer Nähe, da klettern wir hinaus, hinüber. Furchtbar kalt scheint selbst die Sonne noch zu sein; wir müssen uns Bewegung schaffen, und so klettern wir gleich über den Südostgrat gipfelwärts.

Nach wenigen, nicht schweren, aber schönen Seillängen, betreten wir endlich den langersehnten Gipfel der Paglia Orba.

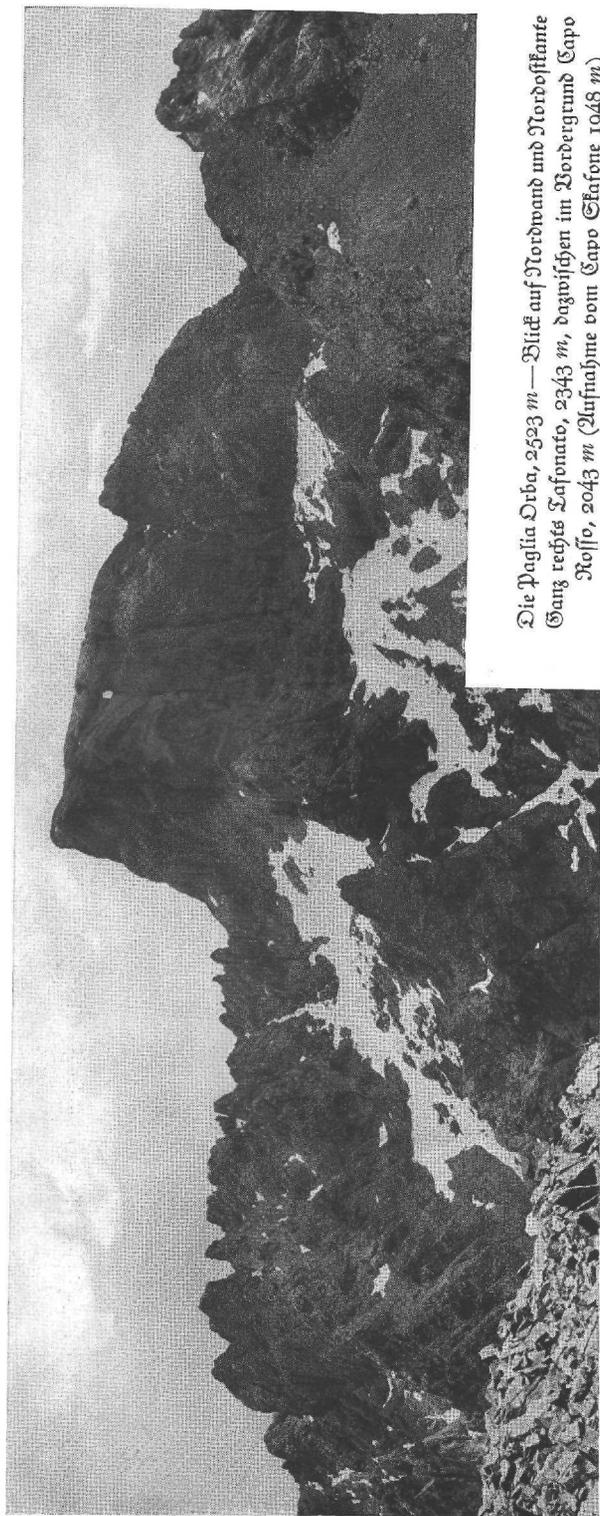
Am frühen Morgen, bei herrlichstem Wetter auf solchem Gipfel zu stehen, das ist Glück. Vergessen sind all die vielen Stunden härtesten Ringens an Nordwand und



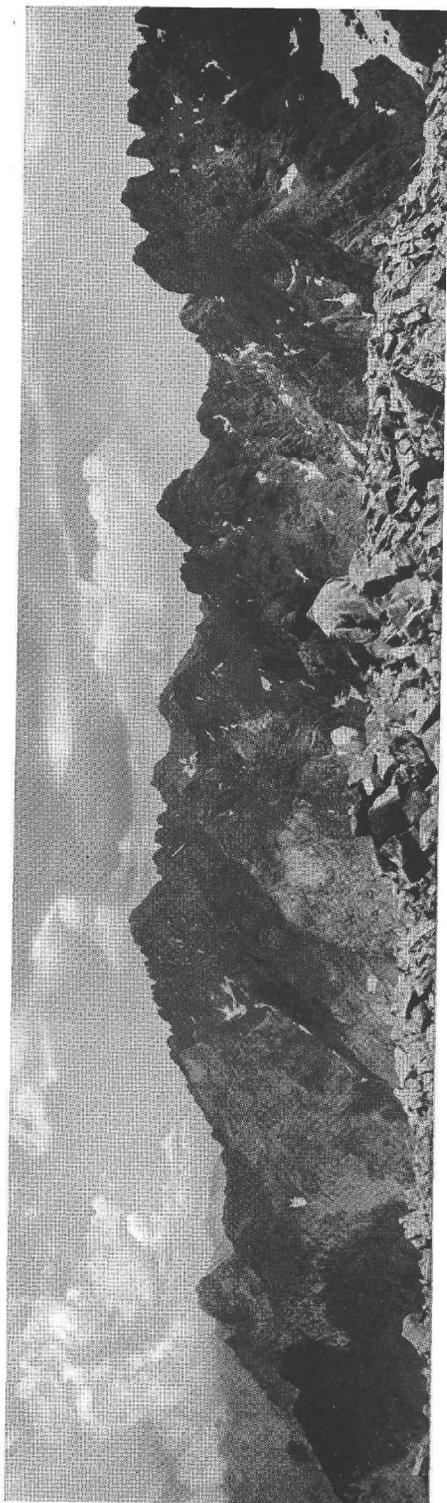
Blick zur Laponatogharde
Rechts davon Laponato mit seinem wilden Nordostgrate



Nordflanke von Paglia Orba und Laponato mit dem oberen Laastellotal



Die Paglia Orba, 2523 m — Blick auf Nordwand und Nordostflanke
Gang rechts Lasonato, 2343 m, dazwischen im Vordergrund Capo
Nasso, 2043 m (Aufnahme vom Capo Scafone 1948 m)



Blick vom Scafone, 1948 m, auf Hauptkette und Ostflanke der Eintogruppe
Monte Cinto, 2710 m, genau im Hintergrund der Bildmitte, vor ihm mit zackigem Nordgrat die Punta Minuta, 2547 m

Rante. Vergessen die kalten Zeiwachtstunden. Alles geht unter in dem herrlichen, freudigen Bilde, das sich uns bietet. Der zarte Morgensonnenglanz, der auf den Meeren im Osten und im Westen liegt, vermischt sich allmählich mit dem Leuchten der ausgedehnten Neuschneefelder, die der Monte Rotondo trägt, der uns seine eisigen Nordflanken weist und sich ganz königlich gebärdet. Im Norden dagegen herrschen dunkle Löne und scharfe Zaden vor. Wir träumen lange inmitten dieser Schönheit. — Der Abstieg führt uns über den Ostgrat hinab zum Fuße der wohl 800 m hohen Ostwand, bei deren himmeltragendem Anblick wir uns sofort entschließen, einen weiteren Versuch zu wagen. In schöner, nicht allzuschwerer Kletterei gewinnen wir schnell an Höhe und haben in einigen Stunden bereits das Ostwandband erreicht. Von hier aus macht die Wand nun einen Satz ins Senkrechte und alles Weiterkommenwollen scheint aussichtslos zu sein. Fast gänzlich unegliedert, nur von geradezu unmöglichen Überhängen unterbrochen, steht die Gipfelwand vor uns. Wir machen uns auf allerschwerste Arbeit da hinaus gefaßt. Doch eine Stelle zieht unser Augenmerk auf sich, die ersten 5 m noch genau so glatt wie ihre Umgebung, zeigt sie weiter oben eine sonderbare Gesteinsbildung in Gestalt von zahlreichen faust- bis kopfgroßen Löchern von oft einem halben Meter Tiefe. Diese stark durchlöcherte Plattenflucht dürfte wohl den einzigen schwachen Punkt in der Ostwand darstellen. Ohne langes Für und Wider steige ich ein und bin bald die ersten 40 m ausgegangen, ohne an der oft mehr als senkrechten Wand einen Sicherungshaken schlagen zu können. Eigenartig hell und hohl klingt das Gebilde, wenn mal beim Klettern Haken oder Karabiner anschlagen. In einer etwas größeren Nische kann ich mich verspreizen und den Kameraden nachkommen lassen. Er ist, genau wie ich, begeistert über diese eigenartige Kletterei. Mit beiden Armen kann man meist in je einen der Hohlräume greifen, die oft nur durch ganz dünne Zwischenwände getrennt sind. So haben wir rasch an die 100 m von dieser lustigen Leiter hinter uns, da drängt sich über uns der schon vom Fuße der Wand sichtbare Überhang mit riesigen Ausmaßen heraus. Der erste Versuch, gleich rechts von unserem Standplatz, scheitert in hartnädigem Fels. So steige ich halb unterm Überhang nach links empor, dorthin, wo das riesige Dach so weit herunterhängt, daß es in seinem Innern eine Höhle bildet, in welcher ich zu meinem größten Staunen eine Visitenkarte der Italiener finde. Nach späterer Auskunft waren diese durch einen engen Ramin von links herauf zum Dach gekommen und hier dann umgekehrt. Der Weiterweg sieht als herabhängende, dünne Schwarte einen halben Meter in der Luft draußen an. Dem Kameraden empfehle ich noch, sich in seinem Loch ja gut zu verspreizen und der Dinge zu warten, die da kommen werden. Dann neige ich mich nach außen, hangle an die Außenseite der Schwarte und finde Griffe. Mit ein paar mächtigen Spreizschritten komme ich in die senkrechte Lage, sehe unter mir nur Luft und erst ganz tief drunten das Band, auf dem der Rucksack liegt. Zu meinem Schrecken ist hier oben die seltsame Lochbildung zu Ende; aber dafür treten, wie beim heimatlichen Kaiserfels, kleine, feste Griffe auf. Nachdem ich einen guten Stand erreicht habe, kann sich Sepp unten ausquartieren und mit einem Freudenjauchzer taucht er zu mir herauf.

Noch ein für korsische Verhältnisse allerdings mächtiger Überhang will überwunden sein, dann legt sich der Berg zurück, wir wissen, daß uns die Wand gehört.

Immerfort grinsend vor Freude überwinden wir noch einige schwierige Platten und Kleingriffige Ranten, die uns den Weg zum Gipfelguck versperren wollen. Noch eine Verschneidung, ein kurzer Ramin, dann suchen wir unter einem der großen Gipfelblöcke Schutz vor dem strömenden Regen. In restlos freudiger Stimmung legen wir nun unsere Karten mit den Daten unserer Fahrt zu der internationalen Sammlung, die schon in der blizdurchlöcherten Büchse beim Steinmann steckt. Sonnig war alles in uns trotz dem Hochgewitter, das überm Berge tobte. War uns doch der schönste und freieste Weg zur Inselfönigin geglückt. Und was auch wichtig war, Deutsche waren es wieder.

nicht Franzosen, Italiener oder andere, das erfuhren wir, als wir in später Nacht mit frohem Herzen in den Schein des Hirtenfeuers traten, um das unsere französischen Kameraden erwartungsvoll versammelt waren.

Der nächste Tag war Sonntag, Sonnentag, Ruhetag.

Aber am frühen Nachmittag fangen wir das Packen an, und um 16 Uhr rücken wir schon wieder aus zu unserer letzten Bergfahrt auf Korffka. Monte Cinto, der höchste Berg der Insel, ist unser Ziel. Weit draußen, in der nach ihm benannten Berggruppe, bildet er mit seinen 2700 m einen stolzen Abschluß. Unsere Schuiranzen sind ganz nett gefüllt, da wir mindestens zwei Tage rechnen, daß wir unser Heim nicht erreichen werden. Flach leitet der Pfad, den uns die Hirten verraten haben, in den Kessel der Ughia Minuta, gut ausgetreten ist der Steig von den Ziegenherden, bis er sich an einer alten, unkrautüberwucherten Bergerie auflöst. Steiler, herrlicher Bergwald kofset uns nun manchen Schweifstropfen, bis wir über die kleinen Felsstufen und die gestürzten Baumriesen, die von oft meterhohem Farnkraut überwachsen sind, ein Durchkommen finden können. Nach einigen Stunden biegt plötzlich das Tal nach rechts, während nach links ein kleines Seitental emporzieht. Dieses benützen wir. Große Wassermassen stürzen den Wildbach herab, den wir über einen gefallenen Baumstamm überschreiten. Nun geht's das steile Geröllkar hinauf. Beinahe unendlich dünken uns die 1½ Stunden, bis wir in diesem losen Geschiebe bei einer Talgabelung nach links in eine Schrofenrinne queren können. Jetzt wird's wildromantisch. Die letzten Loricciofelsen fristen hier oben ihr Dasein. Prächtige Gestalten mit ihren dicken Stämmen und den zerzausten Baumkronen, die jetzt einen unvergeßlichen Durchblick zur Paglia freigeben, während die letzten Strahlen der schwindenden Sonne sie beleuchten. Lange stehen wir und staunen, doch dann geht's weiter, vor uns taucht eine Scharte auf, sie liegt westlich der Punta Rossa.

Wir queren eben durch dices Erlengebüsch, da steht plötzlich vor uns ein Rudel Mufflons. Während wir dies seltsame Bild freudig betrachten, sehen uns die Tiere neugierig an und verschwinden erst hinterm Grat, als wir näherkommen. Der Grat wird nun steiler und es ist schon erheblich dunkel, als wir den Gipfel der Punta Rossa überschreiten, hinab ins Tal von Stranziazione. Nachdem jetzt der Mond seine fahlen Lichter über das Geröllfeld breitet, macht uns die Nacht nicht viel aus. Wir fahren das Geröll hinab, daß die Funken vom Beschlag der Schuhe stieben. Doch bald ist das Schuttkar zu Ende, und ein weitgedehntes Buschfeld löst es ab. Zu allem Überfluß verdeckt uns der Minuta-Nordgrat das spärliche Mondlicht und läßt uns dies Gelände in noch dunklerem Licht erscheinen. Bald stolpert der eine, bald verschwindet der andere in einer Grube und gräbt sich freundlich unterhaltend wieder aus. Kaum sind wir wieder in besser gangbarem Gelände, da hat unser Nachtlicht die Grathöhe erreicht und leuchtet uns zur Suche nach einem guten Lagerplatz für die restliche Nacht. Nach langem Hin und Her räumen wir eine große Nische unter einem riesigen Felsblock von überflüssigen Bestandteilen. Nur als nach fünfstündigem Schlaf der Weder der Taschenuhr sein lästiges Gerassel hören läßt, hätten wir nichts einzuwenden gegen eine Verlängerung der Ruhezeit. Da aber auch die Sonne schon in unser Nest leuchtet, so bemühen wir uns alsbald, nach einem kleinen Frühstück den Weiterweg anzutreten. Bald ist der Bach überschritten und über steile Grashänge der Kessel von Trinbolaccia erreicht. Zahlreich leuchten die Schneefelder von den Bergen des Cintokammes ins Tal. Nachdem wir wiederholt über die kalten Wasser des Baches hinübergewechselt sind, verfolgen wir ein kleines Seitental, das uns hinaufführen soll zum Monte Cinto. Erst steigen wir lange Zeit durch dichtes Erlengebüsch, das im unteren Teil des Tales durch seine Anwesenheit erfreut; bald wird uns diese Landplage zu dumm, und wir benutzen eine gut gangbar scheinende Steilschlucht zum Weiterweg. Leichte Schrofen wechseln ab mit kleinen Schneefeldern, bis sich die Schlucht verengt und nur mehr beinhart gefrorener Schnee

unseren Ercuninägeln Arbeit gibt. Anschließend noch ein langer Quergang über brüchige Platten. Bald stehen wir auf einer kleinen Gratsscharte, vor uns riesige Schneeflächen bis hinauf zum Gipfelfamm. Ein kurzer Abstieg und wir springen hinein in den weichen Firn. Lieber wäre uns jetzt, mit Schiern diese weiten Hänge herabzuschwingen, als mit schwerem Rucksack in dieser Bombenhitze hinaufzuspüren. Gegen Mittag betreten wir beim unbenannten Gipfel mit 2600 *m* den Grat. Vor uns ragt Korsikas höchster Berg in die Höhe. Wir lassen unsere Rucksäcke zurück, und nach kurzem Abstieg zu einer Scharte, steigen wir flott die Geröll- und Schneehänge zum Monte Cinto, 2700 *m*, empor. Wir sind überrascht, denn so hatten wir uns den Berg doch nicht vorgestellt. Es sieht aus wie in einer Riesgrube; Blechbüchsen, Schachteln, Flaschen und Papier, einzelne Schuhe und ähnliches liegen bunt durcheinander. Beinahe passend zum Gipfelaufbau, der gänzlich aus Granittürmen besteht. Doch die Aussicht ist fein.

Im Süden der kleine Cinto-See, dann die schmuden Dörfer inmitten grüner Wiesen. Über ihnen im Hintergrund der schneebedeckte Rotondo. Drehen wir uns jedoch um, so liegt unter uns, am Fuße der Monte Cinto-Nordwand, ein kleiner eisbedeckter See, gleich einem blaugrünen Edelstein, ins weite Schneekar eingebettet. Am Grat aber, an dessen Anfang unsere Rucksäcke liegen, reiht sich ein Gipfel zum andern und krönt in der stolzen Punta Minuta den Zusammenschluß mit dem Hauptkamm, der von dort zur Paglia Orba zieht. Nicht lange halten wir uns auf, dann sind wir wieder auf dem Weg zu unseren Rucksäcken, und nach kurzem Mittagessen schreiten wir über den geröllbedeckten Grat der Punta Minuta entgegen.

Lange Zeit steht im Westen vor uns die Paglia mit ihrer schwarzen Ostwand, bis wir nach Norden abbiegen zum Doppeltgipfel des Capo Larghia. Stellenweise sehr schwere Kletterstellen bietet uns die Überschreitung der Punta Rossa. Uns zur Rechten stürzen die Felsen tief ab in die steilen Schneekar des Kessels von Trimbolaccia. Fast immer unmittelbar am Grat auf und ab, erreichen wir die Scharte vor der Punta Minuta. Gleich einer alten Ritterburg baut sie sich vor uns auf, während ihr Nordgrat einer zinnengekrönten Mauer ähnlich, hinab ins Tal von Stranziazione leitet.

Weit ist noch der Weg zum Gipfel, über die vielen Risse, Ramine und Rinnen. Doch plötzlich ist der scharfe Gipfelgrat vor uns, und einige Meter weiter rechts kündigt ein mächtiger Steinmann den Gipfel der Punta Minuta. 2547 *m* hoch sitzen wir und schauen zurück auf unsern heutigen Weg; den letzten Teil des Grates ziehen sich bereits lange Schatten hin, die Sonne spiegelt sich glütrot weit draußen im Meer, wir dürfen an den Abstieg denken, soll uns heute die Nacht im Fels nicht überraschen. Tief unten am Fuße der Westwand windet sich eine lange schneegefüllte Schlucht hinab ins Tal, das wir gestern heraufgekommen sind. Dies wäre wohl der kürzeste Abstieg zur Bergerie. Wir könnten zwar auch leichtere Wege hinab ins Tal benutzen, da uns aber immer wieder die schönen Schneerinnen in die Augen stechen, so beschließen wir, vom Gipfel gleich direkt über die Westwand abzustiegen. Zuerst durch eine geröllbedeckte Schlucht, bis ein Abbruch uns zum Abseilen zwingt. Die Schlucht verengt sich immer mehr, bis nur mehr eine Anzahl mächtiger Ramine den Weiterweg darstellen. Lange benutzen wir diese fein kletterbaren Ramine, bis wir, etwas unangenehm überrascht, vor dem Ende eines solchen stehen, der in eine hohe überhängende Wand abbricht.

Weiter geht's hinab durch Rinnen, zwischenhinein wieder abgelöst von glatten Plattenfluchten, und endlich beginnt vor uns das erste Schneefeld, das sich bald in die enge Schlucht hineinzwängt, die wir schon vom Gipfel gesehen haben; Hunderte von Metern fahren wir ohne jedes Hindernis ab, bis uns plötzlich eine breite Spalte Halt gebietet.

Tief unterm Schnee dringt das Rauschen des hier oben entspringenden Caviaccia-baches herauf. Eine halbe Stunde klettern wir die glattgewaschene rechte Felswand der Schlucht entlang, bis wir wieder hineingelangen können in die Schneegasse, die wir nun bis zu einem mächtigen Abbruch verfolgen; jetzt müssen wir endgültig die rechte

Begrenzungsrippe der Schlucht als Weiterweg wählen, doch wir gelangen nicht mehr weit, denn rasch weicht die Dämmerung der Nacht. Gerade noch finden wir ein grasbewachsenes Plätzchen, das jedoch stark abwärts geneigt ist und ein Anseilen notwendig macht. Die letzten Proviantreste werden verteilt, dann medert nur mehr hie und da einer über die schmerzenden Knochen. Es war eigentlich ein ständiges Auf- und Abwärts am steilen Gras.

Im ersten Morgenlicht schon seilen wir von unserem Schlafzimmer ab auf schrofiges Gelände, und nach einer Stunde stehen wir am Bach, an der Stelle, die wir zwei Tage zuvor als Übergang benützt hatten. Herrlich wild ist's hier in dieser wahllosen Abwechslung von Busch, Wald, Wasser und farnkräuterüberdeckten Hängen. Unser Steig führt uns vorbei an einer idyllisch gelegenen, unbenützten Bergerie. Seltsam geformt ist der Fels, der das Dach der Behausung bildet. Schwach erkenntlich nur, leitet unser Weg hinab zum Bach, zu einer primitiven Brücke, einer an günstiger Stelle gefällten Steineiche; bald haben wir über diese am anderen Ufer den Pfad gefunden, den wir beim Aufstieg hier verloren hatten. Eine gute Stunde gehen wir noch talaus, dann müssen wir links einbiegen und bald kommt Saltare in Sicht, wo uns die Bergkameraden schon von weitem begrüßen. Sie sind eben beim Frühstück, bei dem wir gleich mithalten müssen.

Der Tag wird genützt zum Paden, und am nächsten Morgen ziehen wir nach herzlichem Abschied von Hirten und Bergkameraden talwärts.

Von Manjo aus, wo wir drei Tage auf ein Fahrzeug warten mußten, ging unsere Fahrt nach Calvi. Von dort mit dem Zug nach Corte, dem Herzen Korsikas. Süwälder, Zypressen, Wein, Blumen, Kakteen um Ruinen, alles wächst um und in der Stadt am Fuße der kühnen Burg, dem alten Sitze von Maurenkönigen. Morsche Steinstufen führen durch das Städtchen hinauf und werden von weißen und schwarzen Soldaten der Grande Nation durchschritten.

Vor dem Ort ist eine neue, größere Kaserne entstanden, ein prächtiger Bau. Corte ist bestimmt die padendste aller korsischen, vielleicht aller südlichen Städte. Stundenlang ließe sich von diesem Räuberneft erzählen, doch wir müssen weiter, nach Ajaccio, der Heimatstadt Napoleons. Die heutige Hauptstadt steht ganz im Zeichen des großen Korsen. Plätze, Straßen, Hotels, Denkmäler, alles trägt dessen Namen in allen möglichen Abarten. Stolz ist das ganze Volk in Erinnerung an ihn, der dort seine ersten politischen Kämpfe auszufechten hatte.

In Ajaccio trafen wir drei Deutsche, die ihre Heimat zum Teil schon seit 20 Jahren nicht mehr gesehen hatten und mit der sie sich doch immer noch so stark verbunden fühlten. Wir mußten ihnen fast bis in den Morgen hinein von dieser Heimat, von Deutschland, erzählen.

Wir hatten in ihnen den sehnlichsten Wunsch erweckt, bald diese Heimat zu besuchen, in der wir schon nach drei Tagen ununterbrochener Fahrt mit Schiff und Schnellzug eintreffen würden, voll von Erinnerungen aus dieser herrlichen, fremden Welt.

Einige zusammenfassende Daten

Wir hatten für die 21 Tage dauernde Fahrt von München bis München insgesamt 300 RM. Davon 120 RM. für die Fahrt München—Livorno und das übrige für Schiff und Insel. Also pro Mann 150 RM. alles in allem.

Für das Schiff zahlten wir rund 45 Lire und für die Bahn Bastia—Calvi 22 Franken, für Calvi—Ponte Leccia—Corte—Ajaccio (190 km) 34 Franken pro Mann.

Die günstigste Zeit für Bergfahrten auf der Insel ist bestimmt Mai—Juni, da um diese Zeit die Bergerien schon bezogen sind und als Milchlieferanten in Frage kommen, während an den Flanken der Berge doch noch manches Schneefeld Auf- und Abstiege erleichtert. In Ajaccio gibt es einen deutschen Wirt, und zwar Restaurant „Corsica“ in der „Rue General Fiorella 10“.

Die südlichste Kordillere¹⁾

Von Prof. Dr. G. Fester, Santa Fe

I. Geographischer Überblick

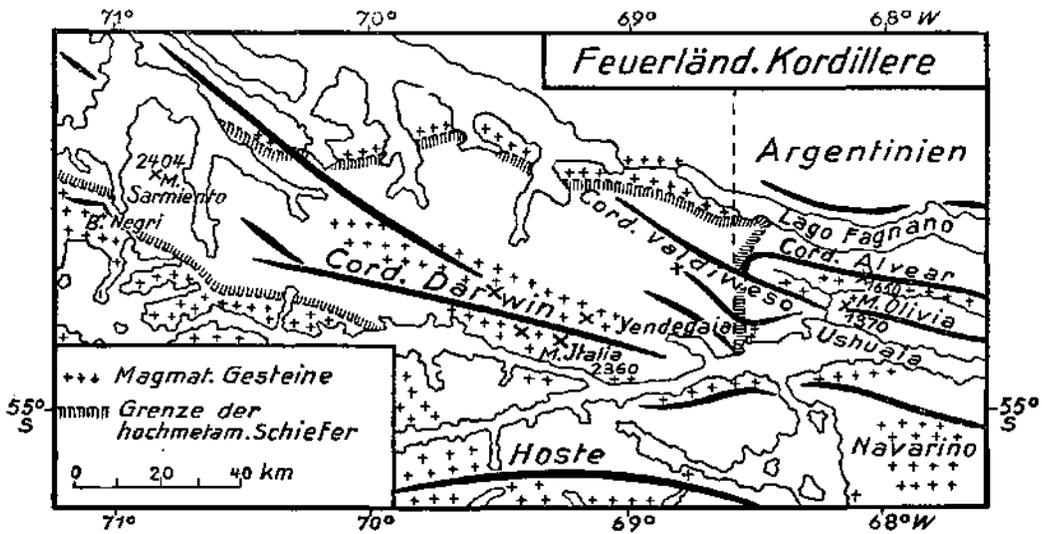
Der Südteil der amerikanischen Kordillere, etwa vom 42. Breitengrad bis zum Feuerlande, ist infolge seiner schwierigen Zugänglichkeit bisher nur selten das Ziel von Bergsteigern gewesen, obwohl er durch Formenschönheit, üppige Vegetation, ungewöhnliche Vereisung, großartige Seen und Fjorde die hohen, aber meist in ruhigen Linien verlaufenden Berge der Trockenzone weit in den Schatten stellt. Meist waren es wissenschaftliche Expeditionen, die sich die magallanischen Anden zum Ziele nahmen und die das große patagonische Eisfeld bis über die Eisscheide überschritten, ohne daß jedoch bisher alle wissenschaftlichen Fragen geklärt wären, wie z. B. die ganze Abdachung der chilenischen Seite, das Innere der meisten dem Kontinent und dem Feuerland westlich und südlich vorgelagerten Inseln heute noch zu den unbekanntesten Teilen der Erde gehört.

Die durch den Eispanzer und die außerhalb der Tropen einzigartig dastehende Üppigkeit der Vegetation verhüllten Formen zeigen sich der Arbeit des Geographen und Geologen nur wenig zugänglich. Geologisch unterscheidet sich die patagonische von der mittleren bis nördlichen Kordillere vor allem durch das Zurücktreten des jüngeren Vulkanismus und die Vorherrschaft eines ausgedehnten Batholithen von Neuquén bis zum Feuerlande, granitische und dioritische Massen, die während oder nach der Faltung eingedrungen sind. Mit diesem Emporquellen der Tiefengesteine steht die

¹⁾ Beschrieben im Anschluß an viermaligen Besuch der Südzone, 1931—1937, die letzte Reise in Gemeinschaft mit Dr. Richard Jakob, Buenos Aires, zum Teil auch mit der Bergsteigergruppe des Alpenvereins. An dieser Stelle sei besonders Prof. Dr. Chr. Jakob für seine erhebliche finanzielle Unterstützung gedankt, ferner für tätige Beihilfe der Firma Carl Zeiß, Buenos Aires, die auch einen Contarapparat zur Verfügung stellte, den Herren Konsul Koch und Albert Pagels-Magallanes sowie all den argentinischen und chilenischen Behörden und Privatpersonen, die das Unternehmen gefördert haben.

Zum Schrifttum ist zu bemerken, daß sich der Bergsteiger über die Zone von Ultima Esperanza am besten aus dem Buch von Stottsberg „*The wilds of Patagonia*“ (London 1911) und dem Aufsatz von Hautjal (diese Zeitschrift XXXV, S. 30, 1904) unterrichtet. Für das Feuerland sei auf das schöne Werk von Agostini „*Zehn Jahre im Feuerland*“ (Leipzig 1924) verwiesen; einige besonders fesselnde Hochgebirgsausnahmen sind allerdings nur im italienischen Original enthalten. Auch die Bücher von Plüschow mag man zur Hand nehmen, wenn auch diese den Taten des unvergeßlichen Fliegers nicht ganz gleichwertig sind.

Die wissenschaftliche Literatur über die Südzone ist im allgemeinen in zahlreichen Einzelabhandlungen zerstreut. Die wichtigsten zusammenfassenden Werke sind die „*Wissenschaftlichen Ergebnisse der schwedischen Magallanes-Expedition*“ (Stockholm 1903) sowie das von Uuer herausgegebene Werk der finnischen Expedition, speziell der von E. S. Arand bearbeitete Teil „*Geological investigations in the Cordillera of Tierra del Fuego*“, Helsinki 1932. Vielleicht darf der Verfasser zur allgemeinen Orientierung auch noch auf seinen Aufsatz „*Wirtschaftsgeographie Süd-Patagoniens*“ in Petermanns Mitteilungen, 1933, S. 9 u. 73 hinweisen. — Das amtliche und private Kartenmaterial ist bisher nur wenig befriedigend. Am brauchbarsten sind: Ministerio de Fomento, República de Chile, 1 : 500 000, Amer. Geogr. Soc., South America 1 : 1 000 000 (Blätter Isla Wellington-Lago Argentino und Tierra del Fuego), wie auch die Feuerlandkarte von Agostini (1 : 1 000 000, daneben einige Spezialkarten), die im allgemeinen richtiger ist als die nordamerikanische wie auch die Schummerung zweckmäßiger als Höhenkurven in unvermessenen Gebieten.



Ausbildung der schönsten Bergformen Patagoniens in engem Zusammenhang. Teils ist es der Batholith selbst, der beispielsweise in der feuerländischen Darwinkordillere, von seiner Decke metamorpher Schiefer entblößt, die höchsten Gipfel bildet, teils sind es mit ihm mehr oder weniger im Zusammenhang stehende Lakkolithe, lokale Abzweigungen des Magmas, das am Osthang des Hauptzugs in die mesozoischen Sedimente eingedrungen ist und diese emporgewölbt hat. Nach der Denudation der Schieferhülle blieb der granitische (dioritische, monzonitische) Kern, der durch seine Neigung zu senkrechter Zerklüftung in die phantastischen Türme und Zaden aufgelöst wurde, die wir an diesen einzigartigen Schaustücken bewundern. Die Reihe der patagonischen Lakkolithen beginnt im Norden mit dem San Lorenzo, 3700 m, zwischen Pueyrredón- und Belgranofee; hierzu gehört auch, wie erst vor kurzem durch Ferruglio festgestellt wurde, der etwa auf der Breite des Lago Viedma aufsteigende Fitz Roy, 3375 m, ein Berg von der Form einer gigantischen Kathedrale, der kaum seinesgleichen in der Welt haben dürfte. Der südlichste der bekannten Lakkolithen ist der auf dem zweiten Bild dargestellte Balmaceda, 2500 m, der durch Quensel von der schwedischen Magallanes-Expedition untersucht wurde. An dieser Stelle endet auch der Hauptteil des patagonischen Eisfeldes am Fjord von Ultima Esperanza, doch zieht der niedrigere Kamm in Gestalt der vereisten Sarmientofordillere auf der Westseite des Fjords weiter; zwischen ihr und dem Balmaceda befinden sich noch einige Gruppen kühner Türme, die ich ebenfalls für Lakkolithen halte.

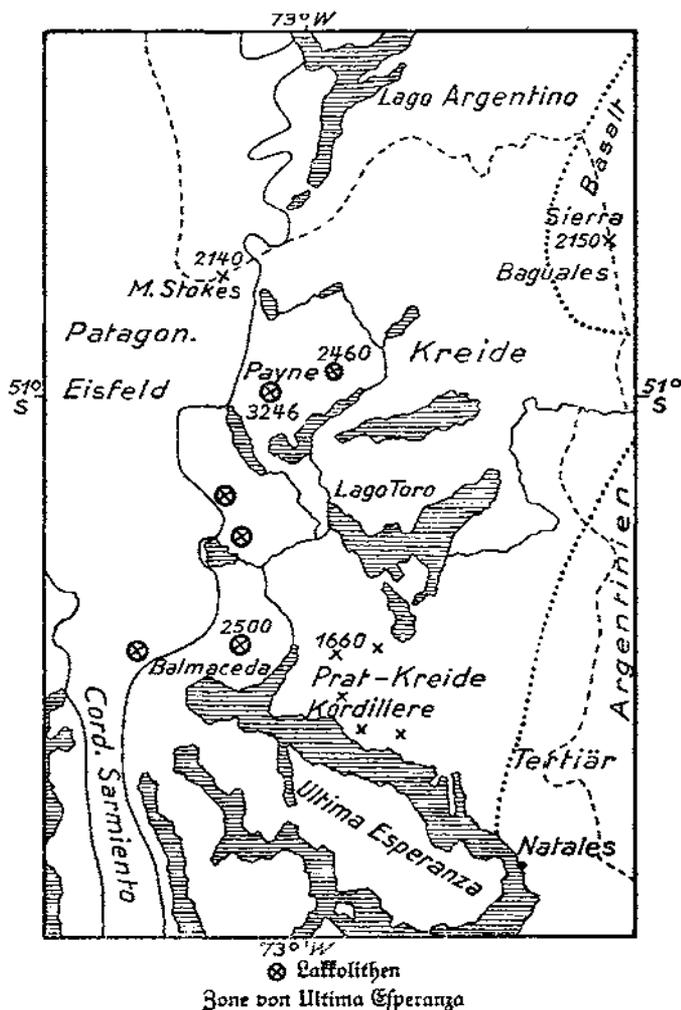
Nächst dem Fitz Roy ist wohl der Payne-Stoß der berühmteste der Lakkolithen, der durch den Flieger Plüschow populär geworden ist, der Wissenschaft aber schon durch die eingehenden Arbeiten der Schweden bekannt war. Der Stoß, von etwa 300 qkm Fläche, rings von Seen glazialen Ursprungs begrenzt, ist durch die Erosion in eine große Zahl formenschöner Türme und Gipfel zerlegt worden, von denen der Westpayne (Punkt 3246) und der „Cerro Almirante Nieto“ getaufte Ostpayne (Punkt 2460) die höchsten sind. Der kühne Aufstieg der Herren Zuck und Teufel auf den letzteren hatte insofern auch eine gewisse geologische Basis, als er noch seine Decke senonischen Schiefers trägt, die durch ihre geringere Neigung das, wenn auch schwere, Emporklimmen ermöglichte. Im Gegensatz dazu zeigen die benachbarten vier Türme in ihren senkrechten, kaum gegliederten Wänden hellen Granit, und nur am östlichsten ist eine

schwarze Haube durch den Kontakt pechsteinartig umgestalteten Schiefers wahrnehmbar. An verschiedenen Stellen des Ostpayne selbst, gerade dort z. B., wo der Aufstieg vor sich ging, wird das Intrusivgestein in Form von aplitischen Adern sichtbar, die eine Differenzierung des Magmas in diesen sauren, hellen und leichteren Anteil beweisen, während der schwere, dunkle, basische Rest als lamprophyrische „Härtlinge“ an verschiedenen Stellen des ebenen Vorlandes erscheint.

Vom Payne ostwärts folgt eine breite Zone der anfangs stark, dann schwächer gefalteten Schichten der oberen Kreide, bis diese, von Puerto Natales ab, unter dem Tertiär verschwinden. Die Kreideschichten bestehen teilweise aus Konglomeraten und Sandstein, in der Hauptsache aber sind es die erwähnten dunklen Schiefer, die durch *Inoceramus Steinmanni* als oberjenseonisch festgestellt sind. Dieses Gestein setzt auch die hufeisenförmig um ein Antiklinaltal angeordnete Prat-Nordillere²⁾ zusammen, wie wir bei der Besteigung verschiedener Gipfel feststellten.

Die frühquartäre Vereisung ist der wichtigste morphogenetische Faktor des ganzen Magallanesgebietes gewesen; Hauthal spricht einmal davon, daß die ganze Gegend wie „von einem Riesenflug bearbeitet“ erscheine. Wienthalben sehen wir Glazialfurchen, mit zahlreichen Seen, Lagunen und Torfmooren erfüllt, wie vom Eis polierte Rücken, bald kleinere „roches moutonnées“, bald große Walfischrücken von mehreren hundert Metern Höhe. Die zusammenhängende letzte Vereisung hat sich bis in die Gegend von Natales erstreckt, so daß die gewaltige Anhäufung von Moränenmaterial erst von da ab nach Osten sichtbar wird. Von den alten Moränen habe ich nur eine kleine am Eingang des Peralestales der Pratfordillere gefunden, und zwar zeigt sie

²⁾ Von den leicht erreichbaren Gipfeln dieses Gebirgszugs (etwa 1200–1600 m Höhe) wurde einer durch die dort ansässigen Herren Eberhard und Hellmer erstiegen, einige weitere durch Dr. Jakob bzw. den Verfasser (1931 u. 1937, vgl. „*Algunas observaciones de un viaje a Patagonia, Revista Minera III*, S. 82, 125, Buenos Aires 1931). P. 1240 wurde nach dem ältesten noch lebenden Pionier des Ultima-Esperanza-Gebietes „Punta Von Heinz“ benannt.



durch das helle granitische Gestein, daß es sich um die Seitenmoräne des alten Val-macedagletschers — der heutige Fjord von Ultima Esperanza — handelt, während die vom Prat-Seitengletscher herangebrachten Schieferblöcke erst einige Kilometer landeinwärts sichtbar werden. Aus verschiedenen Terrassen schließe ich übrigens, daß nach der Senkung und dem Einbruch des Meeres später, wohl mit dem Rückgang der Vereisung zusammenhängend, wieder eine Hebung des Gebietes eingetreten hat.

Die heutige Vereisung in der Vorzone ist nur mehr bescheiden, und überall habe ich bei Besteigungen Anzeichen neueren Rückgangs gesehen. Daß dagegen das große patagonische (fälschlich Inlandeis benannte) Eisfeld, dessen Hauptteil vom Valerkanal bis Ultima Esperanza allein etwa 400 km Länge hat, sich in dieser außerhalb der Polarzone einzigartig bestehende Ausdehnung erhalten konnte, ist unzweifelhaft eine Folge der gewaltigen Niederschlagsmengen (im Verein mit Kürze und Kühle des Sommers), die bis über 5000 mm im Jahre erreichen. Bemerkenswert ist, daß, wie ich beobachten konnte, der Payne eine Klimascheide darstellt, gewissermaßen ein zweiter hinter das Eisfeld geschalteter Kondensator: Der Westpayne zeigt noch erhebliche Vereisung wie auch starke Bewölkung, während beides am Ostpayne sehr gering ist, und an seinen Osthängen die letzten Buchen der Nothofagusarten auftreten. Es reicht also hier die patagonische Steppe bis an den Rand des Hochgebirges, womit die bisher angenommenen Isohyeten zu korrigieren wären. Weiter südwärts jedoch, wo durch die an Breite und Höhe verlierende Cordillere nur geringe Kondensation stattfindet, reicht der Wald etwa bis an die argentinische Landesgrenze.

Von Ultima Esperanza ab zieht die noch völlig unbekannte Cordillere über die Halbinseln des zerrissenen Kontinents südwärts, um dann, nach Osten umbiegend, auf die Inseln des feuerländischen Archipels überzutreten. Auf der Hauptinsel schwingt sich das Gebirge mit dem schönen Doppelgipfel des Monte Sarmiento wieder zu 2300 m auf, eine Höhe, die auch von mehreren Gipfeln der Darwinfordillere erreicht wird, so dem von den Herren Z u d und T e u f e l erstiegenen Monte Italia¹⁾; der Granit des Batholithen wird dann zum letzten Male im Monte Svea (genau genommen ebenfalls ein Lakkolith), nahe der argentinischen Grenze sichtbar. Verschieden hiervon scheint der wohl jüngere Diorit (Granodiorit), der die äußeren Inseln bildet, auf Hofte noch einmal in kühnen Zaden sichtbar wird, um mit den sanften Höhen von Navarino auszuklingen. Entgegen früherer Auffassung konnte ich feststellen, daß fast die ganze Halbinsel Brecknot, auf der die Herren Z u d und T e u f e l mehrere Gipfel erstiegen, zu der Zone der Diorite gehört. So besteht auch die von uns besuchte Jupiterbucht, eine seitliche Karwand im Trog des Negrifjords, aus Granodiorit und erst nördlich davon beginnt das metamorphe „Dach“ des Batholithen.

Dieses metamorphe Gestein, bald Amphibolith, bald gneißartig, bald grüner chloritischer Schiefer, bildet das größte wissenschaftliche Problem der Südfordillere, da eine genaue Altersbestimmung wegen des Mangels an Fossilien nicht möglich ist. Nachdem schon D a r w i n auf der klassischen Reise der Beagle sich mit der Frage beschäftigte und die ganze Formation als kretazisch angesehen hatte, ging der Streit bis heute zwischen denen, die das hochmetamorphe Gestein als paläozoisch ansehen (B o n a r e l l i, R r a n d), und denen, die wie W i l d e n s alles für mesozoisch halten. Eine endgültige Meinung soll hier nicht ausgesprochen werden, nachdem aber einerseits die „normale“ wenig metamorphe Formation der Staateninsel durch Harrington als oberjurassisch festgelegt wurde und andererseits an verschiedenen Stellen der Übergang vom wenig zum hochmetamorphen Gestein sich ganz allmählich vollzieht (was auch durch F e r u-

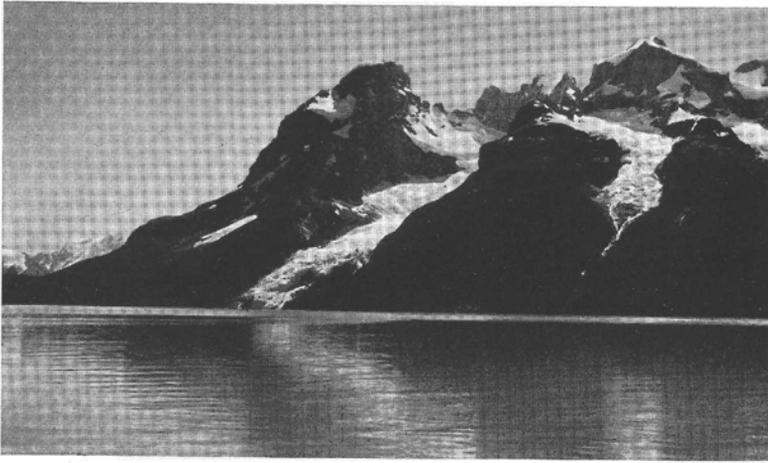
¹⁾ Die Bergsteigergruppe hat noch eine Anzahl weiterer Gipfel in der Gegend von Tendegai erstiegen, darunter den „Monte General Ponce“ von über 2000 m im Mittelfam der Darwinfordillere. Nach den mir zugehenden Proben besteht der Staliagrät aus dunklem Phyllit, der sich nur durch stärkere Metamorphose von den Oliviaschiefern unterscheidet.



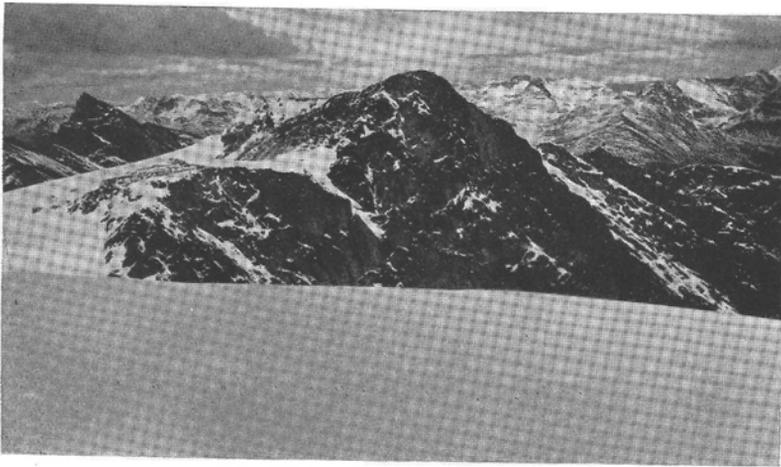
Altcarfordillere, westliche Nachbarn des Monte Capitan Piedrabuena



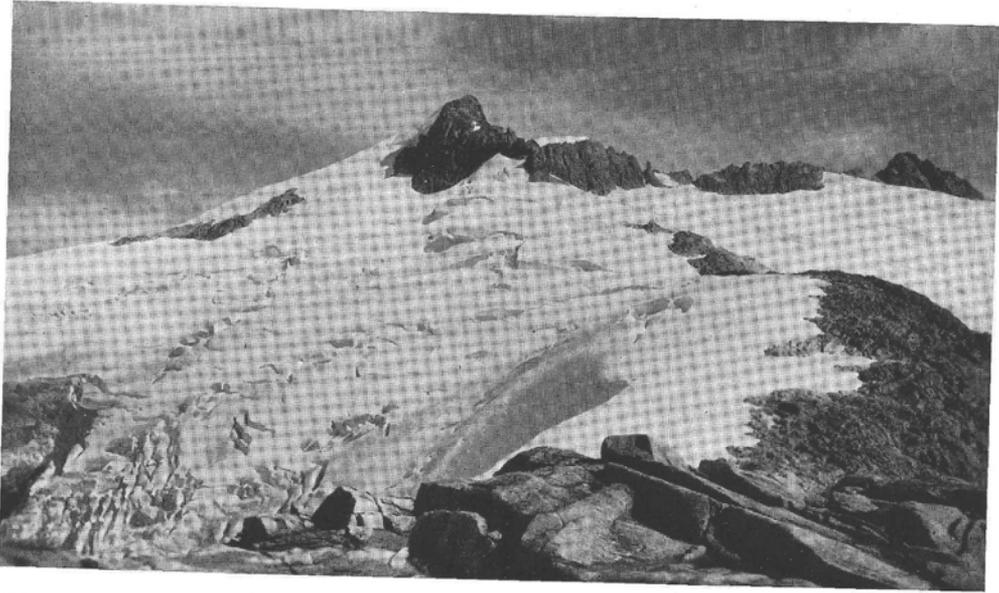
Cerro Payne Geste (Almirante Nieto) und Paynetürme. Erste Ersteigung über den Grat von rechts durch St. Zuck und H. Leufel. Granitischer Lakkolith mit teilweise erhaltener Schieferdecke. Im unteren Teil des Aufstiegsgrates aplitische Adern



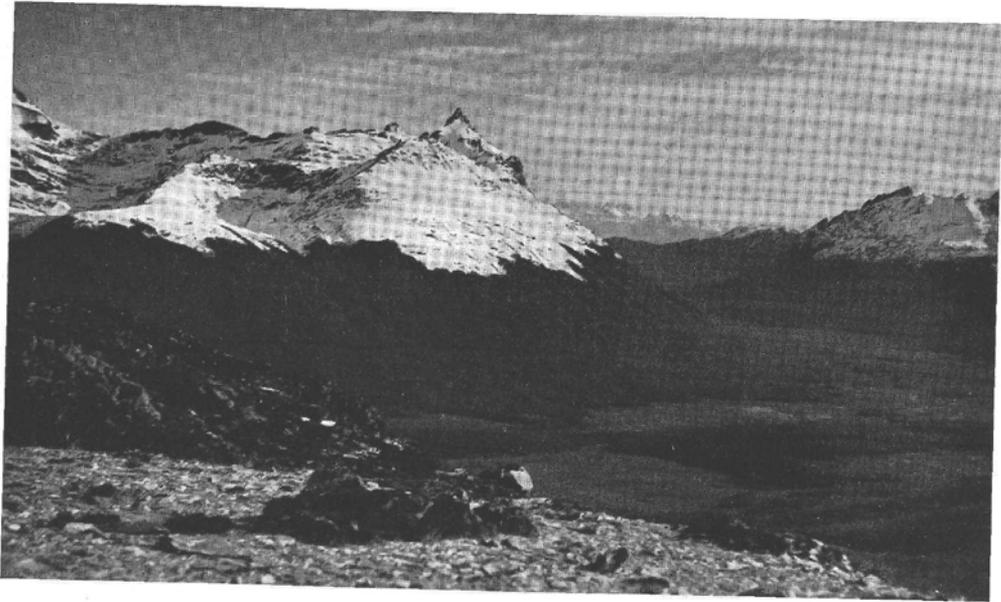
Cerro Balmaceda vom Fjord Esperanza (Beispiel eines patagonischen Lakkolithen)



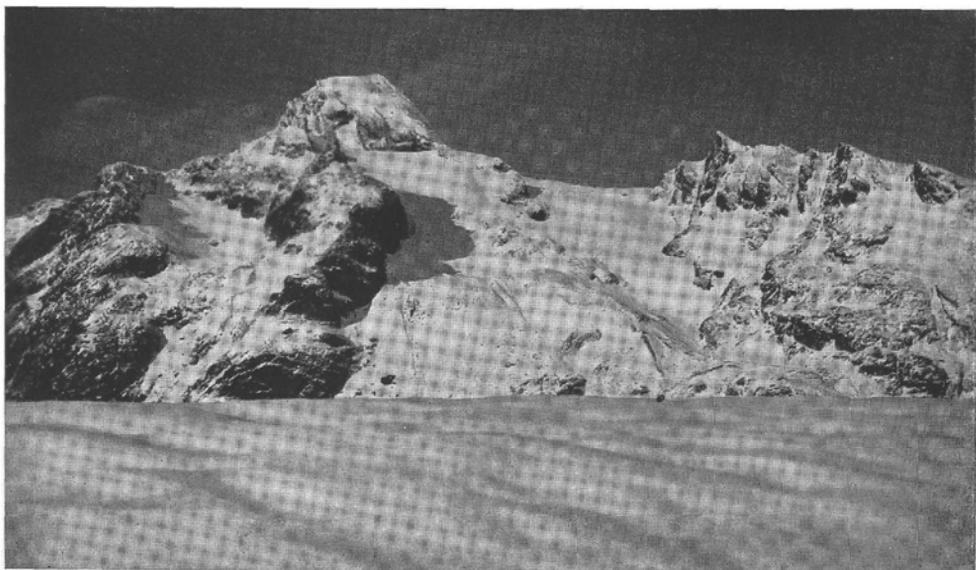
Südöstliche feuerländische Kordillere von Punkt 1650. (Links das Felsorn des P. 1510)



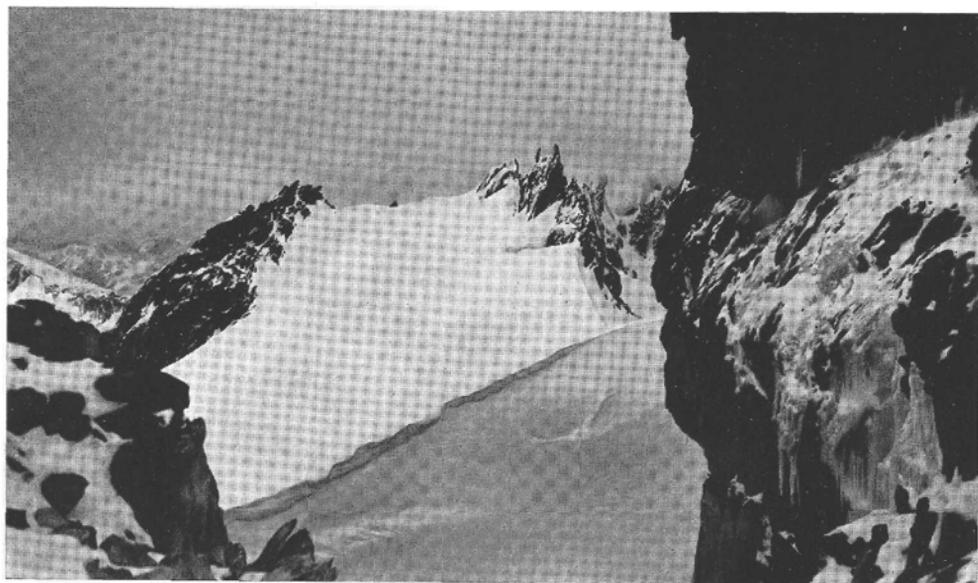
Granodioritmassiv der feuerländischen Halbinsel Brecknock, Spitze oberhalb der Jupiterbucht des Negri-
fjords, erste Erstiegung durch Et. Zuck und H. Teufel



Monte Olivia vom Hang der Alvearfordillere. (Rechts vom Berg junges Durchbruchstal des Rio Olivia,
dahinter die Berge der Insel Hofte)



Höchster Gipfel der Altiplano Cordillera (Aufstieg von rechts nach links oberhalb der dreieckigen Platten)
(Monte Capitan Piedrabuena)



An den Porphyryplatten des Monte Capitan Piedrabuena

glio am Lago Viedma beobachtet wurde), scheint die Auffassung an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, daß ältere als mesozoische Gesteine im Feuerlande nicht vorkommen. Der Gedanke ist vielleicht etwas kühn, aber man könnte den hohen Grad des Metamorphismus der westlichen feuerländischen Cordillere, im Anschluß an die Wegener'sche Auffassung der Orogenese, mit der östlichen Umbiegung des Gebirgszuges in Verbindung bringen.

Etwa von der argentinischen Grenze ab treten mehrere parallele Gebirgsketten auf, von denen die wichtigsten die Cordillera Baldivieso-Sorondo (mit dem Monte Olivia, 1370 m) und die Alvearfordillere ist, deren höchster, von Dr. Jakob und mir erstmalig erstiegener Gipfel mit 1650 m die höchste Erhebung überhaupt des argentinischen Territoriums darstellen dürfte¹⁾. Die Formation der feuerländischen Cordillere taucht dann noch einmal in den niedrigeren Bergen der Staateninsel auf, während der als tektonische Fortsetzung anzusehende Südantillenbogen (Südgeorgien, Südfandwichinseln, Südorcaden)²⁾ stratigraphisch zum größten Teil älter ist. Erst mit dem Grahamlande wird wieder die vollkommene Analogie mit dem feuerländischen Archipel erreicht.

Das Gebirge des argentinischen Feuerlandes unterscheidet sich von dem chilenischen nicht nur durch das Gestein — es sind meist dunkle, wenig metamorphosierte, phyllitische Schiefer und Quarzporphyr —, sondern auch im tektonischen „Stil“. Durch Bewegungen von Südsüdwest her hat sich ein sogenannter Schuppenbau ergeben, indem der ältere Quarzporphyr über die jüngeren Schiefer hinübergeschoben wurde, wobei der Porphyr teilweise bis zu seidenglänzendem, dünnblättrigem Serizitschiefer ausgewalzt wurde. Ich habe dieses Profil, das auch von R r a n d am Monte Olivia, von H a r r i n g t o n auf der Staateninsel beobachtet wurde, an mehreren Stellen bei Ersteigungen und Übergängen in der Alvearfordillere gefunden; gerade der höchste Kamm liegt dort, wo sich die steile Kontaktfläche der beiden Formationen befindet.

Auch morphologisch, klimatologisch und pflanzengeographisch ist die westliche von der östlichen feuerländischen Cordillere sehr verschieden, was durch den ständig wehenden feuchten Westwind bedingt ist; man kann etwa die 1000 mm Isohyete als Grenze beider Zonen annehmen. (Der nördliche Teil der Insel, eine Fortsetzung der patagonischen Steppe, aber mehr Moränen- als Meseta-Landschaft, bleibt hier außer Betracht.) Infolge der wohl 3000 mm überschreitenden jährlichen Niederschlagsmenge ist die Vereisung im Westteil außerordentlich groß, so daß man die Darwinkordillere als drittes Teilstück des patagonischen Eisfeldes ansehen kann; die Schneegrenze wird meist mit 700 m angegeben, doch scheint mir das weit zu hoch, auch abgesehen von den zahlreichen zum Meer niedersteigenden Gletschern. Unter solchen Umständen spielt naturgemäß bei der postglazialen Oberflächengestaltung die Erosion des fließenden Wassers nur eine geringe Rolle. Der Beagle-Kanal und andere Meeresstraßen, Buchten und Fjords zeigen die charakteristische Form des Troges U-förmigen Querschnitts mit steilen Wänden, ohne daß es zur Bildung flacher Uferstreden gekommen ist, wie auch Täler sanfterer Formen völlig fehlen. Trotzdem mangelt es nicht an üppiger Vegetation, und es ist erstaunlich, wie die immergrüne Buche, *Nothofagus betuloides* (neben der Magalienart *Drimys Winteri* die einzige Baumart der Feuchtzone) selbst an steilen Hängen emporsteigt, wobei sie nicht in Erdreich wurzelt, sondern in einem dem nackten Fels aufliegenden Teppich von Moosen, *Empetrum rubrum*, *Ericaceen* usw.

¹⁾ Außerdem wurden im argentinischen Feuerland bisher bestiegen: einige leichte Gipfel der Martialgruppe, der Monte Olivia durch A. M. de Haostini, ferner durch den Verfasser 1933 P. 1510 der Alvearfordillere, provisorisch Monte Cotorra getauft.

²⁾ Die Orkaden bestehen aus silurischer Grauwacke und Schiefer. Verfasser hat 1933 bei einem kurzen Besuch den Cerro Monja erstmalig erstiegen, eine hübsche Eistur, wenn auch von nur 350 m Höhe. An sonstigen Bergen der Westantarktis (nur „Hunderter“) wurden einige Gipfel der Wandelinsel, auch noch ein oder zwei weitere auf den Orkaden erreicht. Vgl. „Las Orcadas del Sur“, Revista Minera V, 76, 97 (1933).

Von der Bucht von Yendegaia ab, die schon nahe der argentinischen Grenze liegt, ändert sich der Charakter der Landschaft vollkommen. Die jährlichen Niederschläge sinken unter 1000 mm, d. h. diese Isohyete, entsprechend dem Umbiegen der Gebirgszüge, verläuft nunmehr auch westöstlich etwa auf der Breite des Beaglekanals. In der Alvearfordillere habe ich die Schneegrenze mit 900 bis 1000 m ermittelt und auch die Gletscherentwicklung ist sehr gering und weist dazu noch Anzeichen jungen Rückgangs auf. Selbst das Relief der frühquartären Vereisung ist durch Denudation und Erosion des fließenden Wassers erheblich umgestaltet. Wir finden nicht nur alte Gletscherbetten in Täler mit sanften Hängen verwandelt, sondern auch klammartige junge Einschnitte, wie den Durchbruch des Rio Olivia durch den Gebirgszug westlich des Berges gleichen Namens. Auch in der Zeit stärkster Entwicklung hat das Eis des Hauptstroms nie die höchsten Gipfel erreicht; während die 1200 m nicht überschreitenden Höhen von Navarino sanft gerundet sind, bewundern wir auf der argentinischen Seite des Beaglekanals die kühnen Schieferzaden des Monte Olivia, der Fünf Brüder und der Gipfel der Alvearfordillere.

Während der chilenische Teil des gebirgigen Feuerlandes, von Yendegaia abgesehen, unbewohnt und unbewohnbar ist, sind die Siedelungen an den Küstensäumen der argentinischen Seite verhältnismäßig entwickelte, und die Täler dienen bereits dem Verkehr nach der Zone der Schafzucht nördlich vom Fagnanosee. Auch die Vegetation trägt vollkommen verschiedene Züge. Die immergrüne Buche verschwindet fast völlig, und es tritt an ihre Stelle die blattabwerfende, hochstämmige *Nothofagus pumilio*, auf schlechtem Boden, Fels und am Rande der die Talböden bedeckenden Torfmoore auch oft die grotesken, wettergebeugten Formen von *Nothofagus antarctica*. Ackerbau ist infolge der Kürze und Kühle des Sommers, der selbst Hafer meist nicht zur Reife kommen läßt, nicht gut möglich, doch kommen Gemüse und Kartoffeln in windgeschützter Lage gut fort. Erwerbszweige sind Schafzucht und etwas Holzfällerei, es darf aber nicht vergessen werden, daß das Dasein des Städtchens Ushuaia eigentlich nur auf den Gehältern der Beamten des großen Zuchthauses beruht. Es ist zu hoffen, daß in Zukunft das südliche Feuerland ein wichtiges Touristenland werden wird, wenn diese einzigartige Symphonie von Fels, Eis, Meer und Urwald erst der Allgemeinheit besser zugänglich gemacht ist.

II. Zwei Besteigungen in der Alvearfordillere¹⁾

Ein kurzer Abstecher nach den antarktischen Orkaden hatte die im Südsommer 1933 mir für das Feuerland verbliebene Zeit auf wenige Tage zusammengedrängt. Auch nach der Rückkehr aus dem Eismeer war nicht einmal eine Woche zur Verfügung, die ich zu einem Besuch der Alvearfordillere benutzen wollte, welche vom geographisch-geologischen Standpunkt aus noch völlige *terra incognita* war, obwohl der Kamm schon an mehreren Stellen überschritten worden ist und die niederen östlichen Pässe sogar dem primitiven Verkehr zum Lago Fagnano dienen. Durch Kranz waren eingehende Studien in der südlicheren Sorondofette, am Nordhang des Oliviamassivs ausgeführt worden, doch hatte er die Alvearfordilleren nicht besuchen können; durch die Reisen 1933, 35 und 37 war es möglich, den größten Teil des auf der Karte der finnländischen Expedition weiß gebliebenen Flecks auszufüllen.

Mein Begleiter war ein Polizeisergeant, der als geborener Correntiner vorzüg-

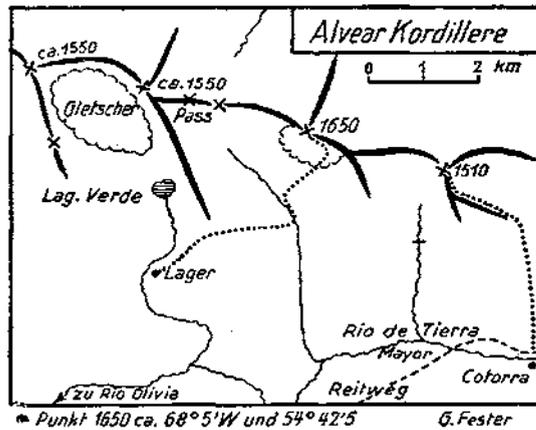
¹⁾ Vgl. Aufsatz d. Verf.: „La Cordillera Alvear y el Valle de Tierra Mayor“ in Revista Minera VI, S. 49 (1934). — Das Gebirge wurde von Agostini zu Ehren des früheren Präsidenten benannt. Die Bezeichnung „Tierra Mayor“ für Tal und Fluß ist die ortsübliche, obwohl letzterer schon die indianische Bezeichnung „Lafitashai“ trägt. Auf der Karte Agostinis ist das ganze Tal (einschließlich des oberen Olivitales) als „Valle Carbajal“ bezeichnet.

licher Reiter war und auch die schwierige Kunst des Padens der Lastpferde — was bei dem Verfinfen in Sumpflöchern alle Augenblicke von neuem nötig ist — ausgezeichnet beherrschte. Für etwa eine Stunde von Ushuaia ab gibt es sogar einen guten Fahrweg, den ein tätiger Zuchthausdirektor einmal vor zehn Jahren durch seine Sträflinge hatte bauen lassen, die aber seitdem mehr ein Penfionistendasein führen. Der Weg verläßt das Ufer des Beaglekanals und tritt in das untere Olivital ein, ein junges Durchbruchstal teilweise sehr schroffer Formen. Bald wird auch der Blick auf die imposante Westwand des gleichnamigen Berges frei, nicht nur ein ästhetisches Schaustück, sondern auch geologisch interessant wegen der intensiven Kleinfaltung des Schiefers durch die starken tektonischen Bewegungen.

An dieser Stelle hörte damals der bequem passierbare Weg auf, und die kaum den Namen eines solchen verdienende Fortsetzung zeigte, daß bei feuerländischen Turen der reiterliche Teil dem bergsteigerischen oft ebenbürtig ist. Der Boden ist tiefgründiger Morast, und alle Augenblicke liegen gefallene Stämme über der Wegspur, so daß die ganze Geschicklichkeit des Pferdes und Aufmerksamkeit des Reiters notwendig ist, um Unglücksfälle zu vermeiden. Die Schönheit des feuerländischen Waldes kann unter solchen Umständen natürlich nicht immer gewürdigt werden. Er besteht fast ausschließlich aus der hochstämmigen Buche *Nothofagus Pumilio*, von der man Exemplare bis 25 m Höhe und 1 m Stammdurchmesser sieht; häufig sind die Bäume mit Epiphyten besetzt (*Myzodendron punctulatum*), und oft gewahrt man auch den schon von Darwin beschriebenen eßbaren Baumschwamm *Cyttaria Darwini*. Unterholz fehlt so gut wie ganz, was für den Bergsteiger von Vorteil ist; fast nur krautartige Pflanzen bededen den Boden, von denen an feuchten Stellen das schöne margaritenähnliche Kreuzkraut, *Senecio candicans*, vorherrscht. Recht arten- und individuenarm ist auch die feuerländische Tierwelt; selbst Vögel sieht man wenige, und nur das Kreischen der Papageien stört häufig das Schweigen im Walde.

Durch den Wald wird zumeist der Ausblick auf die Alvearkordillere verwehrt. Erst als wir den torfbedeckten Talboden des Valle de Tierra Mayor erreichen, haben wir die schöngeformten Gipfel vor uns, die hier und da auch noch durch kleine Gletscher geschnitten sind. An dieser Stelle zeigt sich das interessante Phänomen der „Röpfung“ eines Flusses durch einen anderen: der durch stärkeres Gefälle rascher erodierende untere Rio Olivia hat sich nach Durchsägung der Gebirgsschwelle des ehemaligen oberen Rio de Tierra Mayor bemächtigt, so daß zwischen den beiden heutigen Flußsystemen nur eine schwach ausgeprägte Salzwasserscheide besteht. Der Weg führt uns meist über das Torfmoor, das in der Hauptsache aus *Sphagnum*-Moosen zusammengesetzt ist, doch finden wir auch Carexgräser, Binsen (*Marsippospermum*) und das etwas an Heidekraut erinnernde *Empetrum rubrum*.

Das Torfmoor dient als Schafweide, als Zwischenstation für den Abtrieb von den Farmen nördlich des Fagnanosees nach Ushuaia. In Gesellschaft des Hirten verbringen wir den Abend in einer primitiven Blockhütte, tränenden Auges am Feuer hodend, dessen Rauch nur unvollkommen durch die Spalten des Hüttdachs abzog. Umgekehrt zog



es später erheblich des Nachts, die Temperatur sank unter Null Grad, und man mußte einen großen Haufen stinkender Schaffelle über sich türmen, um einigermaßen Schlaf zu finden.

Das Ziel des nächsten Morgens war ein schöngeformtes, nördlich der Hütte aufragendes Felsorn, das einen günstigen Peilpunkt versprach und auch für den Alleingänger ohne allzu große Schwierigkeiten zugänglich schien. Der Berg, den ich provisorisch *Cerro Colorra* (nach dem Namen der Hütte) benannt habe, bildet mit seinen drei höheren und mit Eiskappen geschmückten westlichen Nachbarn den zentralen Teil der Uvearfordillere, in der bisher noch kein Gipfel betreten war. Vom Rande des Moors ging es erst mühsam durch einen schmalen Gürtel zwergwüchsiger *Nothofagus antarctica*, dann bequemer durch den Wald von hochstämmiger *N. Pumilio* oder auch über feuchte Hangwiesen auf einen gerundeten Rücken, wo bei 700 m die Baumvegetation aufhört. Hier beginnt die Zone der alpinen Moore, die sich von den Talmooren außer durch reicheren Blütenschmuck dadurch unterscheiden, daß an Stelle von *Sphagnum magellanicum* andere Moose treten, neben *Bolax glebaria*, eine den Hoch- und Trodenzonen eigene Polsterpflanze. Der Kamm schließt sich nordwestlich an den felsigen Südgrat des Berges an, wo bei 900 m die ersten Schneeflecken erscheinen und etwas höher, von Flechten abgesehen, die obere Vegetationsgrenze liegt. Ein eigentümlicher Ring frischen Grases fesselte meine Aufmerksamkeit — es war eine Stelle, welche die ordnungsliebenden Guanacos als Ablagerungsstätte ihres Mistes benutzen. Ein Exemplar der schönen Tiere riß vor mir aus, beobachtete aber dann neugierig meinen Anstieg, langhalsig hinter einem Felsen hervorklugend. Die Guanacos, die eink zu Tausenden in den Tälern weideten, zeigten eine bemerkenswerte Änderung der Lebensweise; sie haben sich heute vor Mensch und Schaf in die Hochregion zurückgezogen, wo ich, ähnlich wie bei unseren Gemsen, die Wechsel noch in steilem Fels gefunden habe.

Bis zum Vorgipfel des Berges hatte ich auf dem sich allmählich einschnürenden Grat keinerlei Schwierigkeiten. Da aber dann der Grat mit brüchigen Schieferplatten etwas überhängend in die nächste Scharte abbrach, mußte ich, nicht ganz leicht und ohne Sicherung nicht ganz ungefährlich, in die Ostflanke traversieren, um ein bis zu 60° steiles Schneefeld zu erreichen. Der anfangs gutartige Firn ging bald in hartes Eis über, so daß ich erst nach halbstündiger Pidelarbeit in der Scharte stand. Jenseits folgte eine nur wenig geneigte, aber durch Griffarmut etwas mühsame Plattenverschneidung, dann ging es wieder über den stark zugehörfteten Grat, und schließlich froh ich auf den Gipfel hinauf, der durch eine kleine, ostwärts überhängende Schieferplatte gebildet wird. Der Quarzporphyr, den ich später auch in größerer Höhe gefunden habe, war hier während des ganzen Anstiegs nicht wahrzunehmen. (Uneroidmessung des Gipfels 1510 m, 5 Stunden reine Anstiegszeit von der Hütte.)

Schon beim Aufstieg unterhalb des Vorgipfels hatte Nebel und Schneegestöber eingeseht, so daß ich erst ziemlich tief am Grat zu einigen Peilungen gekommen bin. Gegen die westliche Feuchtzone war alles verhüllt, so daß ich nicht einmal die stolzen, unmittelbaren Nachbarn meines Berges zu Gesicht bekam. Im Osten dagegen waren auch die Spitzen frei, die aber meist zu den *dei minorum gentium* gehören, bis auf den Cerro Cornú, 1264 m, der auch eine bekannte Marke für die Schifffahrt bildet. Durch die Beobachtungen, die angesichts der durch Kälte klammen Finger kein Vergnügen waren, wurde es reichlich spät, und erst bei Dunkelheit erreichte ich die Hütte, wo mein Begleiter etwas sorgenvoll seinen Mate am Feuer braute.

Nachdem ich zwei Jahre später nur in mittleren Regionen „Steine geklopft“ hatte, war es vier Jahre und einen Tag nach der Besteigung des Punktes 1510 möglich, den Wunsch zu erfüllen, auch dem höheren Nachbarn¹⁾ einen Besuch abzustatten. Mit

¹⁾ Für den Punkt 1650 schlagen wir den Namen „Monte Capitan Piedrabuena“ vor, wozu die Genehmigung des argentinischen Innenministers erbeten wurde.

Dr. Richard Jakob hatte ich mich von den Herren Zud und Teufel in Yendegaia getrennt, und wir zogen wieder zu Pferde auf bekannten Pfaden los, wobei uns Herr Ernfrunt, „El Colorado“ genannt, begleitete, ein nach Ushuaia verschlagener Sachse, der als Fuchsjäger jeden Winkel des Gebirgslandes kennt. Leider ging uns unterwegs durch das allzu muntere Packpferd ein Teil der Last verloren, darunter Höhenmesser und Aneroid, wofür Schwammbeutel und Odolflasche, die an der Spitze eines Berberitzenstrauches hängend aufgefunden wurden, keinen vollwertigen Ersatz bildeten. Im übrigen war der Weg durch die Dirección de Vialidad, welche die Strecke Ushuaia—Lago Fagnano—Rio Grande ausbaut, schon leidlich hergerichtet, und nur auf dem Torfmoor versanken wir hie und da in Sumpflöchern, in denen ich schon bei den früheren Reisen gesteckt hatte. Das Lager — neben dem Zelt wurde aus ein paar Stämmchen und Zweigen das Ess- und Wohngemach konstruiert — errichteten wir auf einer Schotterterrasse unter der Stufe eines Seitentales, wo der Waldgürtel besonders schmal ist. Dr. Jakob stieg noch am Nachmittag zu der einsamen Laguna Verde am Fuß eines schönen Gletscherzirkusses und auf den östlichen Kamm, wobei nicht nur das Bild „unseres“ Berges, sondern auch ein wohlgelungener Kinofilm zustande kam. Unser Punkt 1650, sowie die ihm durch die Trapezgestalt und die prächtige Eiskappe ähnlichen, aber etwas niedrigeren westlichen Nachbarn sind, wie schon gesagt, die höchsten Erhebungen der Uvearfordillere wie wahrscheinlich des ganzen argentinischen Territoriums; westlich des Punktes 1650 führt ein Paß über den Kamm, der einmal durch A. M. de Agostini überschritten wurde.

Am folgenden Morgen — es war klarer Sonnenschein, doch infolge einer langen Regenperiode lag Neuschnee bis auf etwa 600 m hinab — stiegen wir mühelos durch den Wald, dann über den torfbedeckten Hang lange traversierend zu dem Grund des östlich benachbarten Seitentales hinab, über dem sich die massige Gestalt unseres Berges erhebt. Wir nahmen dann die Richtung etwa gegen die rechts (südöstlich) vom Bergkörper befindliche Scharte, wobei ich das Spuren im tiefen Schnee großmütig dem jüngeren Gefährten überließ. Schon von unten hatten wir gesehen, daß der Schlüssel der Besteigung nur am rechten Rande der senkrechten Plattenwand liegen konnte, die mit ihrem Schmuck von Eiszapfen auf dem Detailbild erscheint. Tatsächlich fanden wir dort, rampenartig von rechts nach links ansteigend, einen steilen Hang, der den nicht allzu schweren Weiterweg ermöglichte. Nur unmittelbar an den Felsen, wo der Firn in Eis überging, wurde die Sache etwas unangenehm, zumal wir keine Steigeisen angelegt hatten; dies hinderte jedoch nicht, Gesteinsproben zu nehmen, die erwiesen, daß hier der Quarzporphyr bis nahe zum Gipfel über den jüngeren schwarzen Schiefer hinweggeschoben ist. Oberhalb der Platten wurde es wieder bequemer, wenn auch der rutschige Neuschnee auf dem Eis bei bis 50° Neigung noch Vorsicht erforderte. 7 Stunden, die Rasten abgerechnet, nach dem Ausbruch vom Lager standen wir auf dem plateauartigen Gipfelrücken, wo wir nur an einer Stelle etwas anstehendes Schiefergestein fanden, welches das Errichten eines kleinen Steinmanns erlaubte. Die Höhenbestimmung, 1650 m, habe ich infolge des Verlustes des Aneroids nur mit einem guten Niveauinstrument gegen die Fünf Brüder ausführen können, doch dürfte der Fehler ± 30 m nicht überschreiten, zumal auch die Schätzung gegen die seinerzeit gemessene rote 1510 damit übereinstimmt. Von diesem prächtigen Felsorn, den Fünf Brüdern und dem Monte Olivia abgesehen, war leider die Aussicht vom Gipfel selbst wieder beschränkt; man müßte die Besteigung im Feuerlande so einrichten, daß man am frühen Morgen oder späten Nachmittag auf dem Gipfel steht, was sich aber nur schwer einrichten läßt.

Beim Abstieg zeigte uns schon von weitem eine Rauchsäule des vom „Colorado“ angefachten Signalfeuers die Stelle des Lagers an. Die nächsten Tage machten wir es uns bequem und zogen im Schritt ostwärts das Tierra-Mayor-Tal weiter, allerdings weniger mit Rücksicht auf uns, als auf die voluminöse Last des Packpferdes, die diesem

wohl alle Viertelstunden auf dem Bauche hing. Einmal — wir hatten eben den Kamm des Gebirges auf einem niedrigen Paß überschritten — stürzte Dr. Jakobs Pferd den steilen Hang vom Weg hinunter, bis es Kopf nach unten in einem Gewirr von gefallen Stämmen liegen blieb; glücklicherweise saß der Reiter gerade nicht oben, so daß er Gelegenheit hatte, die Szene zu filmen. Nachdem dann der „Colorado“ bei den vergeblichen Befreiungsversuchen Jakobs Pidel krumm geschlagen hatte und wir die Rosinante bereits abschrieben, trafen wir Begarbeiter, die gegen ein paar Pesos das unverkehrte Tier wieder hochhißten. Nach diesem letzten Abenteuer fand unsere Tour am Polizeiposten am Fagnanossee ein Ende, von wo uns das Auto über Rio Grande nach Porvenir an der Magallanesstraße brachte.



Die Schutzhütten des Deutschen Alpenvereins in der chilenischen Hochkordillere

Von Josef Koch, Santiago

Gehnsüchtige Andacht und tiefes Erleben im Kampfe mit dem Berg zeichnen das Wappen des Bergsteigers. Ob die Bergwelt seiner Heimat angehört — oder der Einsamkeit ferner Zonen — gleichviel, ihr tausendfach wechselndes Antlitz spricht zu ihm, von ihren Wandlungen und Wundern.

Wohl kaum ein zweites Gebirge der Erde ist so reich an wirkungsvollen landschaftlichen Gegensätzen, wie das Rückgrat Südamerikas, die Anden.

Der nördliche Teil liegt unter tropischem Himmel. Heiße Fieberglut umhaucht den Fuß dieser Bergriesen. Die höchsten Gipfel vom silbrigen Weiß umhüllt, grünen wie überirdischer Zauber in die grüne Tiefe, und tausendbunt ist der subtropische Gürtel zwischen beiden Extremen.

Südlich anschließend erstirbt mit Abnahme der Niederschläge die reiche Fülle des Vegetationskleides. Allmählich zeigt die Landschaft das Gepräge der Halbwüste, und in der Zone des „Weißen Goldes“, wie die chilenischen Salpeter- und Boraxpampas genannt werden, fehlt schlechtthin auch das anspruchloseste Lebewesen.

Aus den Salpeterpampas und dem Schollenmeer erstarrter Salzseen rücken sich Vulkankegel in den Himmel. Die zerrissenen Bergflanken sind zum Teil mit Lava gepanzert und die höchsten Gipfel mit einer Eiskappe gekrönt. Der Reiz dieser stiefmütterlich bedachten Welt liegt in der verschwenderischen Farbenpracht bei tiefem Sonnenstand. Dieses wenig einladende weltferne Hochland hinterläßt trotzdem wegen seiner Eigenart und herben Schönheit einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck.

Je weiter südwärts, desto mehr ändert sich das sonnendurchglühete Bild der Wüste. Allmählich beleben riesige Säulen- und Kugelfakteen die Landschaft. Die stachligen Bewohner erzählen nicht allein von Sonne und Wärme, sondern auch von Schnee und Eis, von Stürmen und Sterben.

Aber dieser Kakteenzone thronen Eisgebirge. Sie gehören zu den höchsten der Anden. Lange Zeit glaubte man, den König der Berge in Bolivien gefunden zu haben, bis man hier in der chilenisch-argentinischen Hochkordillere, etwa auf der geographischen Breite des Haupthafens Chile — Valparaiso — den Aconcagua mit 7035 m als „höchsten Amerikaner“ entdeckte. Der südliche Verlauf der Andenkette ist gekennzeichnet durch den Reichtum an Niederschlägen, die am südlichsten Auslauf in Patagonien und Feuerland ein Maximum erreichen. Dieser Gebirgszug am „Ende der Welt“ ist zum Großteil „tierra incognita“. Aber wem der Wettergott kurzen Einblick in das Traumland schenkt, wird das Erleben zu den eindrucksvollsten Erinnerungen zählen.

Um mit den Anfängen der Erschließung der mittelhilenischen Kordillere zu beginnen, dem Gebiet, auf dem sich heute die Schutzhütten der Sektion Chile des Deutschen Alpenvereins befinden, müßte ich, wie es sich eigentlich gehört, sehr weit zurückgreifen.

Um die Zeit des Mittelalters, als in den Alpen der „letzte Ritter“, Kaiser Maximilian, seine Berge auf Jagdzügen durchstreifte, durchzog der spanische Feldherr Pizarro auf seiner abenteuerlichen Eroberungsfahrt die Anden in ihrer ganzen Länge. Es ist wohl anzunehmen, daß er auch die Höhen und Tiefen der Bergwelt Mittelchiles erlebt hat, auf der Suche nach dem sagenhaften Goldland.

Das Jahr 1827, in dem Dr. Poeppig aus Plauen das erstmal die chilenischen Cordilleren als Wissenschaftler besuchte, wird allgemein als Anfang der Erschließung gezählt. Aber wer kennt die Namen der vielen „Mineros“, die schon früher in den Bergen nach Metallen suchten, bis in die unwegsamsten Bergwinkel eindrangten, und wer kennt die „Arrieros“, die mit ihren Maultieren über die Cordillerenpässe zogen, freilich nicht um Abenteuer zu erleben. Die Söhne der Berge waren den späteren Forschungsreisenden willkommene Hilfe — sie waren geradezu unentbehrlich als Pfadfinder mit ihrem angeborenen Spürsinn. Die ganze folgende Erschließungsgeschichte wäre einfach undenkbar ohne die Mitarbeit dieser braven, prächtigen Naturburschen.

Als vor etwa 30 Jahren eine Gruppe deutscher Bergsteiger aus Santiago den stark vergletscherten 5430 m hohen Plomogipfel eroberte, mußten sie zu ihrer Enttäuschung feststellen, daß sie nicht die Erstersteiger waren. Erstaunt fanden sie einige Meter unterhalb des Gipfels eine solid geschichtete halbmondförmige Steinmauer und in einer Nische derselben etliche silberne Figuren, sonst keine Zeichen, die nähere Schlüsse über den sonderbaren tatsächlichen Erstersteiger zugelassen hätten. — Die Steinmauer steht heute noch und trotz den Stürmen — die Silberfiguren wurden zum Metallwert verkauft, und das Menschenkind, das das Opfergut den Bergen und seinen Göttern brachte? — wer war es — und wann geschah es? — wir wissen nur das eine, es war auch ein Bergsteiger, einer von den großen Ungenannten.

Die weitere Erschließung der mittelhilenisch-argentinischen Hochcordillere ist eng verbunden mit einer Reihe glanzvoller Namen: Darwin, Güssfeldt, Zurbirggen, Fish Gerald, Stuart Vines, der Weltumsegler J. F. Meyer, Risopatron u. a. sind die Cordillerenpioniere der „goldenen Zeit“. Die bekanntesten unserer jetzigen Zeit sind Helbling und Reichert.

Damit ist aber die Erschließungsgeschichte noch lange nicht abgeschlossen. Man hat sich vorerst nur die höchsten Gipfel herausgesucht und „mitgenommen“; man war darin sehr wählerisch.

Valparaiso — der Haupthafen Chiles — wir blicken von den Hügeln aus auf die Hafensbucht mit den vielen Schiffen und das rege Hafenge triebe — darüber hinweg gleitet der Blick in die Ferne und wird im Osten gefesselt von einer silbernen schimmernden Bergform — dem König Aconcagua —. Dieser einzig schöne Anblick, das Weltmeer, die grüne Küste mit einzelnen Palmen und am Horizont die Schneeberge, weckten den Wandergeist und den Natursinn in deutschen Herzen. So gründete man hier — merkwürdigerweise zuerst in einer Hafenstadt und nicht in einer Stadt des Binnenlandes, z. B. Santiago — schon im Jahre 1909 den „Deutschen Ausflugsverein Valparaiso“, dem sich 15 Jahre später der Bruderverein in Santiago anschloß. Die beiden Ausflugsvereine waren bald ein wichtiges Glied innerhalb des deutschen Kolonielebens.

In unvergeßlichen Fahrten durchstreifte man die herrliche sonnige chilenische Landschaft. Diesmal in gemächlicher Wanderung an den Gestaden des Weltmeeres, ein andermal auf schwerer Bergfahrt, auf stolze vergletscherte Hochwarten der Anden, und dann wieder erlebte man unvergeßliches Lagerleben unter Palmentronen in den stillen Tälern der Küstencordillere. Man suchte die Romantik — und fand sie — wenn auch oft mit Dornen umflochten; aber jedesmal wirkten sie als Prunkstück in der Erinnerung.

Die in die wenig bekannte Bergwelt der Anden eindringenden Bergsteiger erlebten oft Entdeckerfreude, sei es, daß ein unbekanntes Hochtal erschlossen, eine köstliche Mineralquelle oder ein bescheidenes, bisher noch unbekanntes Pflänzlein gefunden wurde. Der Kampf um den stolzen Andengipfel blieb aber die Hauptaufgabe. Es ist sehr bezeichnend für den dort herrschenden deutschen Bergsteigergeist, daß die Expeditionen meist in aller Stille, ohne Wissen der sensationshungrigen Öffentlichkeit, aber desto emsiger vorbereitet wurden. Als endlich auch am Tage der Abfahrt das erwartete Telegramm des „Arrieros“ in lakonischer Kürze eintraf, „estoy listo para salir“ (ich bin

vereine Valparaiso und Santiago als Sektion Chile in den großen Deutschen Alpenverein eintraten. Im Jahre 1931 baute diese Sektion am „Ende der Welt“ die erste Schutzhütte in den Anden „Lo Baldes“.

Die Hütte „Lo Baldes“, 1960 m Meereshöhe, mit ihrer Umgebung

Die Hütte liegt mitten im Herzen der Hochcordillere. Der Zugang ist mühelos und sogar als Autoweg ausgebaut. Verfügt man über viel Zeit und ist man mehr für das Idyllische, dann fährt man von Santiago aus mit einer Kleinbahn, ein Andenken eines vergangenen Zeitabschnittes, das Maipotal aufwärts. Anfangs begleiten uns Getreidefelder, reiche Pfirsich- und Apfelsinenkulturen, später Wiesenland und malerische „Ranchos“. Nach 4½stündiger Bahnfahrt ist die Endstation „Volcan“ erreicht. Dieser wenig anziehende Bergwerksort lebt von den umliegenden Kupferminen und einer großen Gipsaufbereitungsanlage, ist ständig in eine Staubwolke gehüllt, was viel dazu beiträgt, dem Nest so schnell wie möglich den Rücken zu kehren. Mancher Wanderer mietet sich hier ein Pferd, in der Hoffnung, die noch fehlenden 12 Kilometer bis zur Hütte schneller und angenehmer zurücklegen zu können. Erfahrungsgemäß ziehen aber die Fußgänger das bessere Los und ganz bestimmt auch die armen, schlecht gehaltenen, flepprigen Tiere.

Die Talbegrenzung zu beiden Seiten ist steil, oft senkrecht und durchrissen von tief-eingeschnittenen Schluchten. Darin stürzen die Bäche weithin hörbar in die Tiefe. Auf der zweiten Weghälfte ändert sich mit einemmal der bislang versperrte Ausblick. Eine Bergflur schiebt sich zur Seite und gibt das Bild auf den Riesen „Volcan San José“ frei. Er beherrscht mit seinem Doppelkegel den ganzen Hintergrund. Zum Unterschied von dieser breiten, nur in seinem Ausmaß, nicht aber durch seine Bergform imponierenden Riesen, zeigt sich über der orographisch rechten Talseite ein weiterer 5000er, der „Cerro Morado“, das Wahrzeichen unserer Hütte. Nach einer letzten Wegbiegung liegt endlich unser Ziel vor uns, die Schutzhütte Lo Baldes.

Sie ist nicht nur eine von den vielen unseres Alpenvereins in der Heimat, sie ist wirklich „unsere Hütte“, ein Stüchlein deutsche Bergheimat, die wir uns hier in der Cordillere im schönen Gastland Chile geschaffen haben, eine Heim- und Pflegestätte zünftigen Bergsteigergeistes und nicht zuletzt auch ein wichtiges Glied im Kulturleben der deutschen Kolonie. Ein schmucker Rohsteinbau, einfach, zweckmäßig und treffend in das Landschaftsbild passend, steht auf einer breiten künstlich aufgefüllten Terrasse. Davor stehen vier hohe Fahnenmaste, sie erzählen Geschichte. Vor kurzem wehten an festlichen Tagen noch vier Flaggen im Bergwinde — schwarz-weiß-rot, das Hakenkreuzbanner, die chilenischen Farben und die Babenberger Farben Österreichs, rot-weiß-rot. Bei der deutschen Schuljugend, die hier zu Gaste war und Winterfreuden genoss, entspann sich beim Flaggenhissen manch eifriger Diskurs über die Anordnung der Fahnen. Kein Wunder — heute ist es anders, einfacher geworden. Es wehen nur zwei Flaggen, die unseres geeinten deutschen Volkes und die des Gastlandes Chile als symbolischer Ausdruck traditioneller Freundschaft zwischen beiden Völkern. Es würde weit über den Rahmen einer kurzen Beschreibung hinausgehen, wollte man das frohe, vergnügte Leben auf unserer Hütte näher skizzieren. Der gute Autoweg dorthin, der junge Schipport und die nahegelegenen warmen Heilquellen loden viele Naturfreunde, auch anderer Nationen, nach unserem Bergheim. Es ist merkwürdig, wie rasch beim gemüthlichen Zusammensein und Gesang der Kontakt hergestellt ist, wie schnell der Funke der Fröhlichkeit zündet. Das deutsche Lied findet den Weg in fremde Herzen, wenn der Text den Gästen meistens auch unverständlich ist, er wird aber mit der Melodie aus den Lieberbüchern mitgesungen — „Tirolerland, du bist so schön“ —.

An Eurenmöglichkeiten zeigt die Umgebung reichste Auswahl. Dank der Unerforschlichkeit und Ursprünglichkeit bieten sich hier seltene Genüsse, z. B. Mineralquellen, heiße Bäder — glücklicherweise bis heute noch ohne Hotel- und Badebetrieb. Die höch-

sten Gipfel der Umgebung, über 5000 m Höhe, sind meist alle von deutschen Bergsteigern erobert. Eine öftere als dritte Begehung ist selten. Es ist dies verständlich, da noch genug Namenlose um 5000 m ihrer Begehung harren. „Probleme“ sucht man noch nicht, man ist heilfroh, wenn der Berg auf seiner schwächsten Seite überlistet werden kann.

Das bekannteste und wohl beliebteste Ausflugsziel ist das Moralestal mit den dort gelegenen warmen Bädern. Von der Hütte aus führt ein Steiglein über den nahe tiefeingeschnittenen und wild tobenden Vulkanfluß. Weg und Hängebrücke sind das Werk des freiwilligen Arbeitsdienstes des Alpenvereins. Schon nach 30 Minuten stehen wir vor einer eigenartigen Naturschöpfung. Am Fuße einer aus Sinterterrassen gebildeten steilen Böschung schillern vier natürliche Becken, angefüllt mit einer rotbraunen trübren Flüssigkeit. Das stark schlammhaltige warme Wasser entsteigt mit Druck dem Erdinneren und wirft dabei dicke Blasen an die Oberfläche. Jeder Besucher dieser Bäder erinnert sich auf einmal irgendeines versteckten Leidens und steigt in das Götterbad. Alt und jung, Männlein und Weiblein suchen hier Heilung vor Gehirn-, Leber-, Nieren-, Magen- und Darmgebrechen, Zipperlein und Haarausfall. Die wohlthätige Einwirkung eines armdiden Sprudels soll auch gut sein für Kindersegen.

Glücklicherweise ist das Besitztum dieser Universalheilbäder nicht geklärt. Die zwei vermeintlichen Eigentümer liegen in Fehde, nur diesem Umstand ist es zu verdanken, daß sich hier noch kein geschäftstüchtiger Unternehmer breitgemacht hat.

Der weitere Aufstieg in das Moralestal erfolgt über spärlich bewachsene sanft geneigte Hänge. Ein ideales Schigelände im Winter. Im Jahre 1933 fand hier der erste Schiwetbewerb in Südamerika statt, veranstaltet vom Deutschen Alpenverein. Auf 2500 m Höhe, nach 1½stündiger Wanderung, erreicht man einen ebenen Talboden. Hier erst zeigt sich das stark vergletscherte Moradomassiv, 5060 m, mit dem nahezu 2000 m hohen senkrechten Wandabbruch in seiner vollen Größe und Erhabenheit. Der Aufstieg zum Moradogipfel von dieser abweisendsten Seite gelang vor kurzem zwei deutschen Bergsteigern, ohne irgendwelche Trägerhilfe, nach siebentägigem Ringen in Fels und Eis. Der Talboden ist durchzogen von einer tektonischen Bruchlinie. Aus unzähligen Stellen treten Gasblasen und Mineralwasser ans Tageslicht. Es handelt sich in der Hauptsache um Magnesium-, Schwefel- und Eisenverbindungen. Einen „Ruf“ hat ein Sprudel mit Eisenverbindungen und Kohlensäure von angenehm säuerlichem, prickelndem Geschmack. Kein Wanderer wird versäumen, sich an diesem seltenen herrlichen Naturbrunnen zu laben und zu erfrischen.

Hinter einer Stirnmoräne liegt die „Laguna Morado“, ein kristallklarer See, mit dem Spiegelbild der Gletscher des Cerro San Francisco und Cerro Morado. Hier ist das Ziel der meisten „Bergwanderer“. Die Gletscher werden selten begangen, sie sind so zerrissen, daß eine einfache Überquerung in das Nachbartal eine mehrtägige Tour darstellt, somit einige Freilager im Eis einschließt. In den letzten Jahren glaubt man ein Schwinden der Gletscher wahrzunehmen. Eine Vermessung vor zwei Jahren, erstmals vom Deutschen Ausflugsverein durchgeführt, wird zur gegebenen Zeit darüber näheren Aufschluß geben. Von hier wie von den anderen Hochtälern bestehen noch Möglichkeiten vieler Gradwanderungen und Bergbesteigungen. Es führt aber kein Weg in die Höhe, der Bergsteiger ist überall sein eigener Pfadfinder.

Eine ebenso geschätzte wie originelle „Schl- und Badetur“ ist eine Winterfahrt von der Hütte nach den Colinasbädern. Nach einem 2½stündigen Aufstieg, entlang den steilen Schneehängen des Volkantales, erreicht man die Talöffnung der Colinaschlucht. Das Tal, anfangs eng, wird allmählich breiter und gibt den Blick frei auf die Gipfel der Morado- und Cortaderasgruppe. Nach einer zweistündigen leichten Schiwanderung im Colinastal, erwartet uns ein — heißes Bad —. Wir stehen im meterhohen Schnee und gucken in ein etwa 6 m langes ovales Becken, gefüllt mit dampfender Salzsole, die

aus der Unterwelt ans Tageslicht tritt. Der Einstieg in das Bad ist wegen der überhängenden Wächten mitunter nur durch einen Schneetunnel, den sich das abfließende heiße Wasser geschaffen hat, möglich, wobei man noch gezwungen ist, in gebückter Stellung ganze Vorhänge von Eiszapfen auf die „Seite zu schieben“. Nur langsam vertrauen wir uns dem Wasser von 35—40° C an. Raum zu beschreiben ist das wunderbare Gefühl der Entspannung, gepaart mit den Eindrücken der äußeren Umgebung. Schnee, Sonne und Schilauß werden in vollen Zügen genossen, dann immer wieder der Triumph der Gefühle, das heiße Bad. — „Kordillerenfreiheit.“

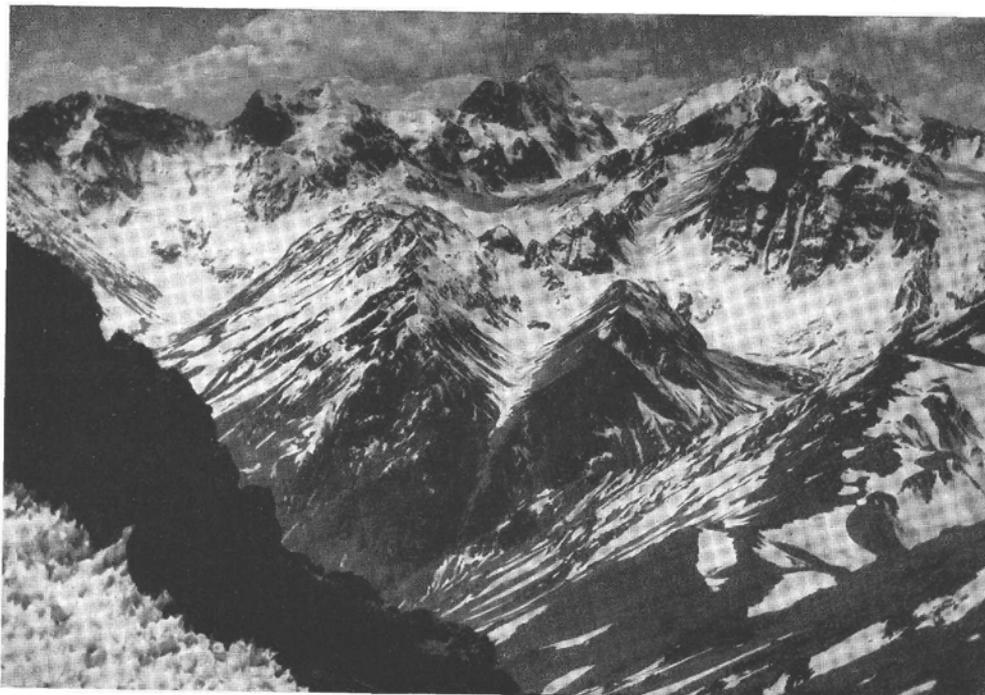
Durch das Colinatal aufwärts führt ein Maultierweg über den Grenzpaß „Nieves Negras“, 3838 *m*, in das Nachbarland Argentinien. Der Übergang ist auch bei gutem Wetter wegen des „Penitenteschnees“ mühsam und nicht gefahrlos. Wie eine Grenzburg beherrschen die Felszinnen des „Cerro Amarillo“, 4240 *m*, den Talschluß. Sie sind aber Zwerge im Vergleich zu den großen Nachbarn, dem Volcan San José und Cerro Castillo, der immer noch auf seine Bezwinger wartet.

Einen wesentlich anderen Charakter zeigt das Moradotal, ein typisches Trogtal mit geradezu musterhaften Moränenablagerungen der jüngsten Zeit. Mächtige Herren, wie der Morado, 5060 *m*, Mejon Alto, 5230 *m*, und Cortaderas, 5425 *m*, schicken ihre Gletscher in dieses Tal. Ständig donnern Eislawinen in den Flanken. Das Tal bleibt oft jahrelang unbegangen, trotz der Schönheit und des ausgesprochenen Eisgebirgscharakters der Bergumrahmung. Die einzige größere Expedition, die des Alpenvereins, zog vor 7 Jahren hier hinauf, als es um den „Cortaderas“ ging. Seither blieb es hier ruhig. Wir schätzen uns aber glücklich über den Besitz eines so großartigen jungfräulichen Bergraumes sozusagen vor der Tür unserer Hütte.

Von allen Gipfeln im Umkreis der Hütte ist der Volcan San José der bekannteste. Die Zeit ist aber längst herum, wo roter Feuerchein den Nachthimmel erhellte und Rauchschwaden dem Krater entstiegen. Vulkane waren aber bekanntlich die ersten bergsteigerischen Ziele der Naturforscher. Es wundert uns deshalb nicht, wenn schon vor über 100 Jahren versucht wurde, die Geheimnisse des Kraters zu ergründen. Die Mühe blieb unbelohnt und der Riese unbezungen. Erst im Jahre 1931 gelang es zwei Bergkameraden unseres Alpenvereins erstmals den Hauptgipfel, 5880 *m*, zu erreichen. Sie konnten feststellen, daß der Krater völlig mit Eis bedeckt ist, — aber aus etlichen Eispalten noch Rauch oder Dampf emporkräuselt, der Hauch noch nicht erlöschenden Lebens.

So sonderlich es klingt, es ist doch Tatsache: am Vulkan wird auch Ski gelaufen, aber nicht im Winter, sondern im südlichen Hochsommer — Dezember—Jänner —. Auch nicht auf dem Gletscher oder einer zurechtgerichteten Bahn mit Schneereifen, sondern auf den weiten, den Gletschern vorgelagerten Firnsfeldern zwischen 3000 und 4000 *m* Meereshöhe. Frischer tatenfroher Schiläufergeist unserer Sektion baute hier die Vulkanhütte in einer Höhe von etwa 3200 *m*. Diese Bezeichnung „Hütte“ ist vielleicht eine kleine Schmeichelei für das aus Steinplatten und Dred gefügte Kunstwerk. Aber die Verbeugung gilt der Tat und dem selbstlosen Einsatz im Dienste alpinen Schaffens.

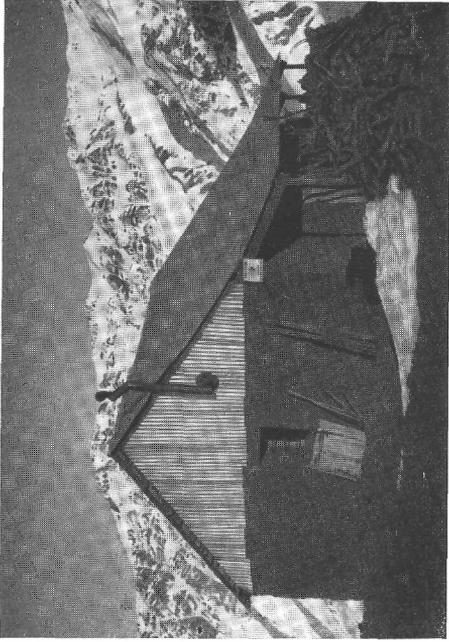
An der Erschließung eines abgelegenen Hochtales zwischen Volcan San José und Cortaderosgruppe, eine leichte Tagesstour von Lo Valdes aus, beteiligten sich hervorragend einige Teilnehmer der Andenerpedition des „Club Academico Alpina Italiano“ unter Führung des bekannten italienischen Alpinisten Graf Bonacosa. Das bergsteigerische Ziel war ursprünglich der 6100 *m* hohe Marmolejo, von der chilenischen Seite. (Von unseren Alpenvereinsmitgliedern von der argentinischen Seite aus erstmalig bestiegen.) Während des Aufstieges vom Hochlager setzte eine Schlechtwetterperiode mit großen Schneefällen ein, die sogar Lo Valdes mitten im Sommer in eine Winterlandschaft verwandelten. Unter diesen ungünstigen Verhältnissen war das gesteckte Ziel nicht zu erreichen. Als Ersatz holten sich die Italiener, knapp vor der Abreise, bei denkbar



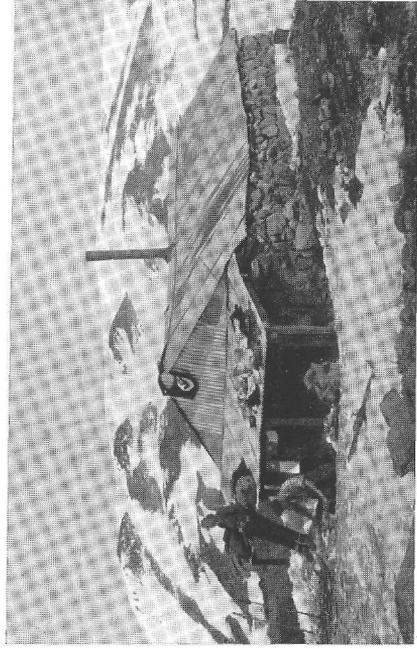
Panorama der Bergkette nördlich der Hütte Lo Valdés, vom Cerro Valdés



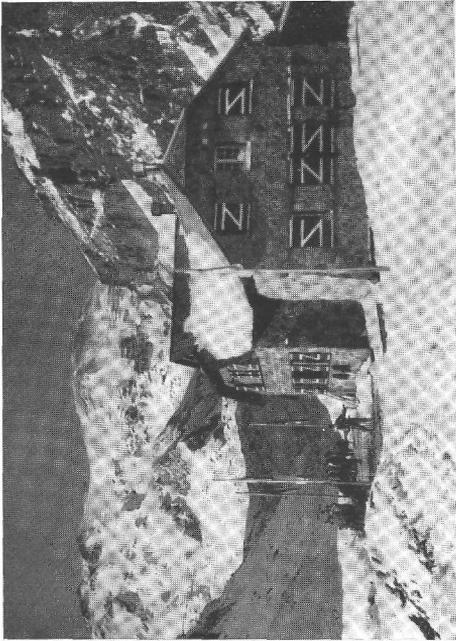
Im Colinatal, etwa 2600 m. Im Hintergrund die Cortaderasgruppe, 5425 m



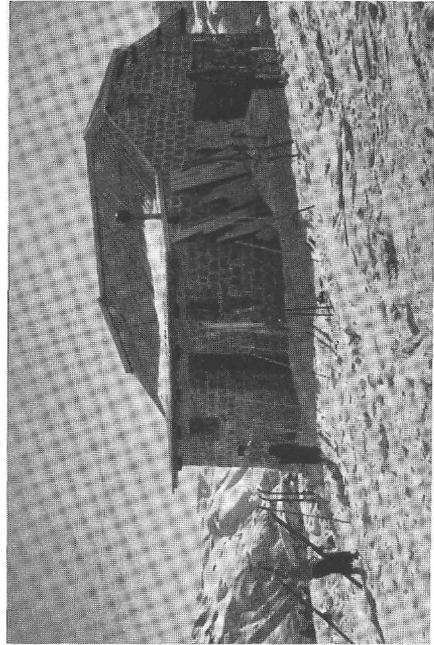
Schutzhütte „Los Agütes“,
Blick auf die Ramonferte, 3240 m



Schutzhütte „Las Latorillas“, 2200 m



Die Schutzhütte „Lo Valdés“, 1980 m
Im Hintergrund der Vulkan San Jofse, 5880 m



Schutzhütte „La Parva“, 2350 m

schlechtesten Verhältnissen im gleichen Gebiet einen zünftigen 5000er, dem sie den Namen „Punta Italia“ gaben.

Nähe der Baldeshütte liegen die ausgesprochenen Kletterberge der Catadralgruppe und warten auf die Fegen. Bis jetzt wird jedoch ein sauber markiertes Steiglein — mitmaßlich der erste turistisch markierte Weg in den Anden — durch die Baldeschlucht den senkrechten Abstürzen vorgezogen. Auf den Geröllhalden unter den Wänden, die aus tertiärem Kalk bestehen, finden sich eine Unmenge versteinerte Muscheln in Schneckenform aller Größen. Die Fortsetzung der Route bis auf den Waldesgrat, 4000 m, ist äußerst lohnend, wenn man den Geröllschinder im letzten Drittel auf ein anderes Konto setzt. Der Ausblick von der Baldesspitze ist der Gipfelschau vom Gornegrat ebenbürtig, — nur sind bei uns die Entfernungen größer, der Bergkranz weiter, umfassender und die Riesen höher — aber nicht schöner als in der Heimat.

Die Schutzhütten Los Azules und Totorillas, etwa 2300 m Meereshöhe

Als im Jahre 1926 die ersten deutschen Schipioniere ihre Fahrten im Gebiet des Potrero Grande ausführten, waren sie tief beeindruckt von der Schönheit und Erhabenheit dieses Schiparadieses. Die Lo-Baldeshütte lockte wohl viele Schifreunde in den Bann der 5000er, die viel näherliegenden Potreros im Winter vergaß man aber darüber nicht. Ein junger chilenischer Bergsteigerverein „belegte“ für seine angehenden Schiläufer durch Pachtvertrag kurzerhand eine benachbarte Berggruppe („Lagunillas“) mitsamt dem darauffolgenden Schnee. Eiferflüchtig wachten jetzt auch unsere Kameraden über ihr unbedecktes Schigelände und taten genau dasselbe. Sie kauften den ganzen Schnee am Potrero Grande auf — sogar schon im voraus für die nächsten zehn Jahre. Der Eigentümer des Geländes, ein reicher chilenischer Großgrundbesitzer, hatte ein edles Herz und verzichtete vorerst großmütig auf die Kaufsumme.

Alles weitere wickelte sich in normalen Bahnen ab. An Gemeinschaftsabenden appellierte man an die Freigebigkeit aktiver Schiläufer. Bald hatten sie eine kleine Summe beisammen, die ausreichte für die Erstellung einer kleinen Hütte nach der üblichen Stein- und Dredbauweise. Baumeister, Zimmermann und Maurer war in ein- und derselben Person ein *Arriero* mit feinen „*Ayudantes*“, wie die Gehilfen in der Landessprache heißen. Sonntäglich kamen aber zur Baukontrolle wirkliche Ingenieure, Vereinsmitglieder, nach oben. Zeitweilig wirkte auf der Baustelle auch die Jugendgruppe des Alpenvereins als freiwilliger Arbeitsdienst. So entstand die Schutzhütte Los Azules. Die Einrichtung wurde nach und nach ergänzt — da zog ein Scharm von Gemütlichkeit und Wärme in die stille Berghütte. Sie blieb, da sie unbewirtschaftet ist, vom üblichen Lärm zum Glück verschont. 30 Kilometer Autofahrt von Santiago und anschließend vier Stunden Aufstieg ist der erste Tribut zum Eintritt in das Schiland.

Oben beginnen die einsamen Schiwanderungen in einer stillen, erhabenen Bergwelt, scheinbar ohne Anfang und ohne Ende, über Hänge, Hügel, Buckel und Berge bis zur beglückenden Gipfelraut. Die Abfahrt im Pulver oder Firn gleicht einem kurzen schönen Traum, der an der Hütte endet.

Im gleichen Gebiet, etwa zwei Stunden entfernt, liegt unsere Nachbarhütte „Los Totorillas“. Ursprünglich diente der Bau den *Vaqueros* als Sommerquartier. Im Winter schlugen unsere Schipioniere ihre Zelte darinnen auf, nachdem sie vorher mit viel Mühe den Schnee aus dem Inneren entfernt hatten. In solchem Zustand wurde die Hütte vor zwei Jahren von uns erworben, neu instandgesetzt, und ist heute ein beliebter und wertvoller Stützpunkt für *Potreroturen*. Sie ist im gewissen Grade das Schiheim unserer Alpenvereinsjugend geworden, und gar manche herrliche Feriensfahrt wurde unter ihrem Dach mit Frohsinn und Gesang beschlossen. Neben der höchsten Er-

hebung „Cerro San Ramon“, 3240 *m*, gibt es noch eine ganze Anzahl zahmer Schiberge, die reichen Lohn verheißen.

Eine Schiwanderung, die an Schönheit ihresgleichen sucht, ist die Durchquerung des Potrero Grande von unserer Hütte Los Azules zum Schutzhause des Ski Club Chile am Fuße des Cerro Colorado. In einem zwölfstündigen Langlauf bei glänzenden Schneeverhältnissen, verbunden mit einem Schibruch, wurde auch das Problem „von Hütte zu Hütte“ erstmals von unseren Mitgliedern in den Anden gelöst. Seit vorigem Jahr ist sogar darüber hinaus eine weitere Etappe möglich — zu unserem jüngsten Berg- und Schiheim — der Parvahütte.

Die Schutzhütte La Parva, etwa 2200 *m*

„Schon wieder eine neue Hütte“ — brummte unser Alpenvereinsfinanzminister sorgenvoll, als er das neue Bauprojekt mit der Vereinskasse in Einklang bringen sollte. Zur Seite standen ihm zum Glück eine Schar begeisterter Bergsteiger, die nicht nur den Weg in die Höhe, sondern auch den Weg der Finanzierung fanden.

Vom Gedanken getragen, die so erfolgreich begonnene Sommer- und Wintererschließung fortzusetzen, andererseits den Schiläusern einen möglichst über Wochenende leicht erreichbaren Stützpunkt zu bieten, entstand etwa 50 Kilometer von der Hauptstadt entfernt die Parvahütte. In 1½ stündiger Autofahrt und der gleichen Aufstiegszeit ist es möglich, aus einer klimatisch milden Zone, die keinen Winter kennt, in der gerade die roten Apfelsinen geerntet werden, der gelbe Aromobaum duftet, — in ein stilles großes Schiland vorzudringen. — „Glückliches Chile!“

Die stattliche Hütte ist unbewirtschaftet, erfährt etwa 30 Personen. Hüttenmuggel ist der Cerro Parva mit 3810 *m* und auf der gegenüberliegenden Talseite thront eine respektgebietende Nachbarschaft, — die Paloma, 4930 *m*, der Altar, 5215 *m*, und der Plomo, 5430 *m*.

Von der sonnigen Terrasse gleitet der Blick, der soeben noch weit draußen das Häusermeer Santiagos suchte, zurück auf die nahen weißen Hänge des „chilenischen Parfenn“ — Cerro Colorado. Er hatte schon das zweite Mal die Ehre, Kampfstätte zu sein für die „Campeonatos Panamericanos de Ski“, bei deren Anlaß unser schönes Gastland Chile besonders in diesem Jahre seine Farben erfolgreich zu verteidigen mußte.

